

Mesalliancen.

Roman

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Berlin.

ERSTER BAND.

ERSTES KAPITEL. IN UND VOR DEM CURHAUSE.

Es war ein köstlich milder und nach der versengenden Hitze des Julitages erfrischender Abend; noch war der wolkenlose Himmel klar und hell, nur wo die Sonne sich hinter den bewaldeten Bergrücken niedergesenkt hatte, zogen sich durch die rosenrothe Schattirung Streifen von dunklem Purpur und glänzendem Golde, aus denen sich die höchsten Wipfel uralter Buchen und riesiger Tannen mit scharfen Contouren hervorhoben; der aus den Thälern und Schluchten des mäßig hohen, sich weit herum erstreckenden Waldgebirges aufsteigende Nebel begann schon einen bläulichen Schleier über die entferntere Landschaft zu breiten und verkündete für morgen einen schönen, aber auch heißen Tag. Die Natur bereitete sich zum süßen, stärkenden Schlummer vor, die Vögel sangen das allmälig leiser ersterbende Wiegenlied dazu, das, wie von einem fernen Chor, durch das sanfe Rauschen des Laubes getragen wurde, der treue Wächter Mond, jetzt erst eine silberne Sichel, trat still und behutsam in das Reich, das ihm die goldene Herrscherin des Tages geräumt hatte.

In dem Städtchen am Fuße des von einem stolzen fürstlichen Schlosse gekrönten, mit hübschen Parkanlagen besetzten Hügels ging es indessen noch lebendig her; es schien beinahe, als ob der Tag daselbst erst seinen rechten Anfang nähme.

Wir sagten »Städtchen«, weil der Ort nicht von weiter Ausdehnung war, eigentlich nur aus einer Hauptstraße bestand, an die sich zu beiden Seiten ein unregelmäßiges Netz von schmalen, durch bescheidene kleine Häuser gebildeten Gassen hängte; aber auch hier sah es reinlich und nett aus, vor oder hinter den Gebäuden lagen kleine Gärten, in denen die Zucht der Obstbäume und der Rosen mit besonderer Vorliebe betrieben wurde, zuweilen fand sich auch ein freier, mit Linden oder Kastanien besetzter Platz vor, und die Thürme zweier gerade nicht ansehnlichen, aber hübschen Kirchen ragten über die rothen Ziegel- oder grauen Schieferdächer hervor.

Wenn man dagegen die Hauptstraße, von dem geräumigen und eleganten Bahnhofe kommend, hinaufschritt, so konnte man sich wohl in eine große Stadt versetzt glauben. Hier waren die Häuser sämmtlich massiv und vom neuesten Baustyle, bis zu drei Stockwerken und darüber hoch und von langer, stattlicher Front, nicht, wie in den Seitengassen, der Straße den Giebel zuwendend. Vorgärten gab es hier nicht, denn zu beiden Seiten der breiten und meistentheils gutgeflasterten Fahrstraße zog sich ein Trottoir entlang, häufig wurden jene aber durch einzelne, mehr Zierde als Schatten gewährende Bäume, die von grünangestrichenen Holzgittern umgeben waren, und durch vorspringende Treppen oder mit Glasfenstern geschlossenen Lauben, welche recht hübsche Ruhe- und Beachtungsplätzchen abgaben, ersetzt; dazwischen

gab es auch wieder eine Reihe glänzender Läden, hinter deren großen Spiegelscheiben sich so viele Luxusartikel entfalteten, wie es die Einwohnerschaft einer kleinen oder mittleren Stadt deren wohl nicht bedarf.

Eine Eigenthümlichkeit dieser Straße, welche sich in den benachbarten wenigstens nur ausnahmsweise vorfand, war, daß beinahe Haus für Haus einen Namen führte, der in großen Buchstaben auf einer Tafel oder der Wand über der Hausthür, häufig auch noch durch Figuren oder Malerei versinnlicht, prangte; beispielsweise gab es da einen goldenen Stern, Hirsch oder Löwen, einen römischen Kaiser, Kurfürsten, Wappen von allen möglichen Staaten u. s. w., und doch sah man auf den ersten Blick, daß man nicht überall ein gewöhnliches Gasthaus oder großes Hotel, an welchen übrigens wahrer Ueberfluß zu sein schien, vor sich hatte.

Nach dieser Beschreibung, der wir in Kürze noch hinzufügen wollen, daß das ganze Städtchen mit Promenaden und Parkanlagen reichlich umgeben war, wird man nicht mehr daran zweifeln, daß man sich in einem Badeorte befindet und zwar in einem solchen, der sich einer lebendigen Frequenz von Fremden der höheren Stände erfreut. Ueber die medizinische Wirksamkeit und den Ruf des Heilwassers gedenken wir uns nicht zu verbreiten, und aus dem lebhaften Verkehre der Gäste möchte auch schwer darauf zu schließen sein, denn in neuerer Zeit pflegt sich mehr der Strom der Vergnugungssüchtigen und Fashionablen als der Kranken nach solchen in

die Mode gekommenen Badeorten, die zuweilen noch besondere Anzugskräfte besitzen, zu wälzen; den wahrhaft Leidenden kann dieses bunte Treiben nur peinlich und anstrengend sein; sie flüchten sich, soweit es angeht, lieber in die Einsamkeit.

Jetzt, im Juli, stand die Saison in ihrer Blüthe und die Zahl der Fremden kam der der eigentlichen Einwohner der Stadt mindestens gleich, d. h. sie schwankte zwischen sechs- und siebentausend. Man brauchte auch nur einen flüchtigen Blick auf die mit Fuhrwerk aller Art und Fußgängern überfüllte lange Hauptstraße, auf die reizenden Promenaden und die nächste Umgegend des Ortes, insbesondere aber in den parkartigen Brunnengarten mit seinen zahlreichen Vergnügungs-Etablissements zu werfen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß hier die verschiedenartigsten und interessantesten Elemente, in Bezug auf die Nationalität, Alter, Stand, Charakter und Wesen, zusammengeflossen waren; nur die Armuth schien gar nicht vertreten zu sein, – ihr Anblick durfte das nur für Luxus und Vergnügen offene Auge nicht beleidigen, deshalb war das Betteln im Orte streng verboten, es sei denn, daß es auf weniger häßliche, aber desto unverschämtere Weise ausgeführt wurde, denn in welchem Badeorte gäbe es nicht Hunderte von stets offen ausgestreckten Händen? – Vielleicht versteckte das Elend sich aber auch nur zu oft hinter einer glänzenden Außenseite.

Diese äußere Eleganz des Publikums übertraf Alles, was nur eine größere Residenzstadt zu bieten vermag, und gerade in diesen Abendstunden, der beliebtesten

Promenadenzeit, hatte die Mode ihren buntesten und prächtigsten Schimmer entfaltet; daß die Damenwelt darin in der abenteuerlichsten Weise excellirte, versteht sich wohl von selbst, indessen verrieth auch das starke Geschlecht zur Genüge die Schwäche dieser gewöhnlichsten aller Eitelkeiten; das Sprüchwort: »Kleider machen Leute,« feierte seinen Triumph.

In einem offenen Kiosk auf einem freien Platze des Brunnengartens concertirte die vollzählige und gute Badekapelle, rings umher auf Bänken und Stühlen, die zum großen Theile einer Schweizerconditorei angehörten, ruhte im *Dolce farniente*, gewürzt durch müßige und seichte Plauderei, ein großer Theil der Gesellschaft, während viele Andere in Gruppen, wie sie Zufall und Geschmack gebildet hatten, in den schattigen, breiten Gängen, denen zur Seite Blumenrabatten die romantischen Laubpartien unterbrachen, auf und nieder promenirten, Entgegenkommende begrüßten und nach den Vorübergegangenen, die irgend etwas Auffälliges an sich hatten, die Köpfe wandten, wobei sich in ihren Mienen gewöhnlich eine neidische Bewunderung oder ein spöttisches Lächeln malte.

Einzelne Figuren strichen auch mit größerer Eifertigkeit und ernsteren Mienens, als ob ihnen wichtige Geschäfte auf dem Herzen lasteten, durch die sorglose und fröhliche Menge, und dann konnte man sich darauf verlassen, daß sie einem seitwärts gelegenen großen und schönen Gebäude zusteuerten, über dessen mit einem

Säulenvorbau gezierten Haupteingange man in ellenlangen goldenen Buchstaben das Wort »Curhaus« las.

Im Inneren wie äußerlich prachtvoll, umschloß dieses Gebäude eine Menge von Räumen, die zu sehr verschiedenen Zwecken dienten; wir lassen indessen den großen Ball- und Concertsaal mit den dazu gehörigen Piecen, die Restaurations-, Billard- und Lesezimmer rechts und links liegen und schreiten mit dem ersten besten der eiligen Ankömmlinge die breite, mit Teppichen belegte und mit exotischen Topfpflanzen dekorirte Treppe hinauf, über einen hallenartigen, mit Statuen geschmückten Flur, durch eine mächtige Flügelthür, die mit steifer Verbeugung ein reichgalonirter Portier öffnet.

Mit diesem Momente muß die Erinnerung an den süßen Frieden der schönen Natur, an die heitere und sorglose Gesellschaft draußen, an die weichen Klänge der Concertmusik verlöschen; man befindet sich auf einmal auf einem ganz anderen Boden, in einer anderen Atmosphäre, – unter anderen Menschen.

In dem weiten, parquetirten und brillant tapezirten Saale, an den noch einige kleinere Kabinete mit geöffneten Thüren stoßen, herrscht die Nacht, – in doppelter Bedeutung des Wortes – denn die schweren seidenen Fenstervorhänge sind niedergelassen und eng verschlossen; aber es ist eine strahlende, von künstlichem Lichte überfluthete Nacht, die an Helle mit dem sonnigsten Tage wetteifern könnte.

Große vergoldete Lustres mit geschliffenen Gläsern hängen von der gemalten Decke nieder, hunderte von

scharfleuchtenden Gasflammen sind hier und da angebracht und spiegeln sich zehnfach in den großen Wandspiegeln wider, in den entferntesten Ecken des weiten Raumes würde man ohne Mühe eine Stecknadel am Boden und den leisesten Zug in dem Gesichte eines dort Sitzenden bemerken.

Die mit Sammet überzogenen Sopha's und Sessel, welche sich den Wänden entlang reihen, sind indessen nur von wenigen Personen und stets nur vorübergehend besetzt; die zahlreichen Anwesenden – eine ebenso bunte Gesellschaft, wie wir sie draußen im Parke gefunden haben, – drängen sich förmlich in zwei Parteien in der Mitte des Saales. Dort stehen zwei lange, mit grünem Tuche überzogene Tische; – wir sind im Spielsaale, wo *Trente et quarante* und *Roulette* gespielt werden; französische Juden halten die Bank, die, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, alljährlich ungeheure Summen verschlingt und viele Herzen in Nähe und Ferne bricht, jedenfalls aber nur Wenigen eine schnell vorüberraushende, trügerische Befriedigung gewährt.

Welche verschiedenen Beweggründe und Ansichten treiben diesen gefährlichen Götzen aber nicht immer Anbeter und Opfer zu! – In erster Reihe ist es wohl unzweifhaft die niedrigste Leidenschaft der Gewinnsucht; das Unglück sucht hier Rettung, die Verzweiflung betäubendes Vergessen, abgestumpfte Nerven einen aufregenden Kitzel, und endlich – sehr häufig wohl bei den Neulingen in diesem Cultus – ist es die Sucht, ja nicht, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, eine so fashionable Mode zu

versäumen. Was ist der Mann, der noch nie auf den grünen Tisch gesetzt hat? – in der sogenannten großen Welt zuckt man die Achseln über ihn, die Herren lächeln spöttisch über seine Unerfahrenheit oder über seine Grundsätze, die Damen sind überzeugt, daß er gar kein eigentlicher Mann sei.

Wenn wir vorher sagten, daß man sich in diesem Spiel saale auch unter ganz anderen Menschen befand, so läßt sich dies dadurch rechtfertigen, daß sowohl deren ganzes Auftreten als ihre Gemüthsstimmung, die sich meistens deutlich genug auf den Gesichtern widerspiegerte, zu ganz verschiedenen Beobachtungen Stoff lieferte. Hier gab es kein lautes Gespräch, kein fröhliches Lachen, kaum hatte Einer einen Blick für seine nächsten Nachbarn. Während die Kugel auf dem Roulette schwirrend ihren Rundlauf machte und dann der Bankhalter mit lauter, eintöniger Stimme in den bekannten französischen Ausdrücken das Resultat verkündete, herrschte übrigens unter dieser großen Anzahl von Menschen eine Todtenstille; ein Jeder hielt den Atem an, und selbst Diejenigen, welche inzwischen den Saal betreten, blieben, als ob sie den Fuß in ein ehrwürdiges Heilithum setzten, stehn oder schlichen sich auf den Fußspitzen heran. Erst wenn das Gold und Silber zu klappern begann, das die Croupiers als gute Beute einharkten oder widerwillig, doch mit höflichen Mienen als Gewinn auszahlten, ging es wie ein dumpfes Rauschen durch die Versammlung, und hier und da trat wohl Einer mit finsterem Gesichte zurück und warf sich ungestüm auf eines der Sopha's oder stürzte

mit dem Ausdrucke der in ihm tobenden Hölle hinaus, was bei den Zurückbleibenden kein anderes Interesse erregte, als daß Mehrere den leergewordenen Platz schleunigst einzunehmen suchten.

Und nun diese Gesichter, auf denen sich die äußerste Spannung, wilde Leidenschaft, kalter Hohn und Trotz, verächtlicher Spott, der sich gegen das eigene Unglück richtete und eine bittere Lüge war, zuweilen ein häßlicher Triumph malten! – es ist unmöglich, das Alles zu schildern, was nur der Pinsel des routinirtesten Meisters nach langem Studium annähernd wiederzugeben vermag.

Den peinlichsten Eindruck für den mit ruhigem Blicke Prüfenden machten jedenfalls die hier anwesenden Damen, welche meistentheils die unmittelbar am grünen Tische befindlichen Sitzplätze eingenommen hatten, denn, abgesehen von ihren häufig in Unordnung gerathenen Toiletten, wußten sie den Ausdruck der sie verzehrenden Leidenschaft am wenigsten zu beherrschen – und eine Frau ist ja entsetzlich, wenn böse Leidenschaften sie über die Grenze der weiblichen Anmuth fortreißen.

Eine Ausnahme davon, die in anderer Beziehung auch gerade nichts Beruhigendes haben konnte, machte eine unfern von dem Bankhalter und der Roulettemaschine sitzende Dame, die unzweifelhaft schon über die erste Jugendblüthe hinaus war, aber – vielleicht Dank einigen unverdächtigen Toilettenkunststückchen – doch immer noch zu den jungen und schönen Frauen gezählt werden mußte.

Man sah sie an diesem Abende nicht zum ersten Male auf demselben Platze, den ihr die gefälligen Croupiers schon zu sichern wußten; täglich, sobald die Bank für den Abend eröffnet wurde, erschien sie pünktlich, gefolgt von einem Manne im schwarzen Anzuge, der eine zierliche Kassette unter dem Arme trug, vor sie auf den Tisch hinstellte, sobald sie Platz genommen hatte, und sich dann auf einige Schritte zurückzog.

Es war dies ein auffallend großer, tadellos gebauter Mensch in mittleren Jahren, ein Musterbild männlicher Kraft und Schönheit, aber Anmuth und Geist schienen ihm vollständig abzugehn; er bewegte sich in aufrechter, steifer Haltung, in seinem Gesichte, das zur Hälfte ein starker röthlicher Bart bedeckte, lag eine Mischung von Trotz und Demuth, wie man sie selten finden wird, und so fein und solide auch sein Anzug sein mochte, errieth man doch bald, daß er nicht mehr und nicht weniger als der Bediente einer vornehmen Herrschaft sein könne. Stundenlang stand er mitten im Spielsaale, fast ohne sich zu rühren, mit vollständig seelenlosem, gleichgültigen Blicke vor sich hinstarrend, und da durch diese eiserne Haltung Jedermann abgeschreckt wurde, ihn anzureden, kam auch nie ein Wort über seine Lippen.

Indessen hatte die Dame ihre Kassette geöffnet und setzte, sobald der Bankhalter das erste Spiel ansagte, ein Häufchen Goldstücke, wie sie dieselben, ungezählt, mit den zierlichen Fingerspitzen gerade ergriff; keine Muskel zuckte in ihrem Antlitze auch nur auf das Leiseste, gleichviel, ob sie gewann oder verlor, – und sie verlor sehr oft,

denn stets setzte sie ein Quarree von Nummern; zog sie dabei auch hin und wieder recht beträchtliche Summen ein, so wurde doch beinahe an jedem Abende die Kassette leer und die Banquiers konnten sich zu dieser regelmäßigen Einnahme gratuliren. Dann erhob sie sich mit einem kaum merklichen Lächeln auf den Lippen, übergab dem Bedienten wieder das leere Kästchen und rauschte in ihrem schweren Gewande von Seide, Atlas oder Sammet, von Jenem auf dem Fuße gefolgt, hinaus.

Die meisten Anwesenden kannten diese Dame nicht und gaben sich auch nicht die Mühe, Erkundigungen über sie einzuziehen; sie begrüßte sich mit Niemandem, als höchstens durch eine leichte Kopfneigung mit dem Bankhalter; hatte ja einmal ein kühner Herr, angezogen von ihrer stattlichen Erscheinung oder ihrem vermutlichen Reichthume, sich ihr zu nähern und sie anzureden versucht, so war er von ihr in so feiner, aber auch entschiedener Weise abgewiesen worden, daß er gewiß die Lust zu allen weiteren Bemühungen verlor. Zuweilen flüsterte man sich wohl zu, sie müsse eine russische Fürstin sein, aber das war ein ganz aus der Luft gegriffenes Gerücht; die Leute bildeten sich einmal ein, nur eine russische Fürstin könne in solcher Weise spielen und so große Verluste ertragen.

In ihrem ganzen Auftreten, ihrem zurückhaltenden Stolze, ihrer glänzenden Toilette, die an jedem Tage eine andere war, lag allerdings etwas Imposantes; daß sie damit Koketterie treibe, ließ sich auch nicht annehmen, denn sie bekümmerte sich ja um Niemand und ließ sich

außerhalb des Spielsaales fast gar nicht sehn; man wußte nicht einmal, wo sie wohnte.

Eine hohe, üppige und doch nicht zu starke Figur, sehr kleine und feine Hände, durchaus regelmäßige, stolze Gesichtszüge, der reine, wenn auch nicht mehr ganz frische Teint, – darin allein lag der Beweis, daß sie die Zeit der Jugendblüthe bereits hinter sich gelassen hatte, – und vor Allem der feste, ruhige Blick der dunkelbraunen Augen, in denen dennoch ein Funken von dem sorglich verborgen gehaltenen inneren Feuer glimmte, verliehen ihrer Erscheinung eine hocharistokratische Färbung; man konnte sich überzeugt halten, daß sie durch Geburt und Erziehung nicht weniger geworden war, als sie scheinen wollte. Wenn sie so kalt an diesem der ächten Weiblichkeit nicht gebührenden Platze saß, konnte sie freilich nicht anziehn, sogar abstoßen, da in ihrem ganzen Wesen durchaus Nichts lag, was eine mitleidige Theilnahme zu erwecken vermochte oder vielmehr dulden zu wollen schien; hätte sie sich indessen die Mühe geben wollen, zu gefallen, so wäre es wohl keinem Zweifel unterlegen, daß sie noch alle Eigenschaften besaß, zu fesseln, jedenfalls in gefährlicherer Weise als die mit dem ersten Schmelz geschmückte, unerfahrene und weniger berechnende Jugend.

Heute trug diese Frau – es wäre Niemandem eingefallen, sie für ein Mädchen zu halten, – eine Schlepprobe vom schwersten perlgrauen Atlas und einen Ueberwurf von schwarzem Sammet, keineswegs übermäßig

reich verziert und dennoch von einem Schnitte, der auffällig elegant war; eine Broche von funkelnden Brillanten und ebensolche Nadeln in dem tiefbraunen Haare, das, nach der neuesten Mode, einen Chignon mit zwei lang niederfallenden Nackenlocken bildete und ein weißseidenes Tellerhütchen, mit einigen mattfarbigen Rosen garnirt, trug, machten den einzigen, allerdings sehr kostbaren Schmuck aus; die gleichsam angegossenen hellen Handschuhe zog sie niemals aus, doch waren dieselben so fein, daß man darunter auf dem vierten Finger der rechten Hand einen einfachen Ring bemerken konnte, – ihren Trauring?

Manchem, der sich Zeit zu Beobachtungen ließ, mochte auch noch ein Herr besonders auffallen, der an der anderen Seite des Tisches, ihr gerade gegenüber, stand; er bildete gewissermaßen ein Seitenstück zu ihr, so weit es sich um die elegante Erscheinung und sein hohes Spiel handelte. Uebrigens sah man ihn erst seit Kurzem unter den Pointeuren der Bank.

Im Lebensalter mochte er ihr etwa gleichstehn, – wir würden ihn auf die Mitte der Dreißiger schätzen – aber bekanntlich sind dies für einen Mann noch jugendliche Jahre, in denen seine körperlichen Vorzüge sich auf die Stufe der Vollkommenheit erhoben zu haben pflegen, während Frauen in demselben Alter wenigstens schon anfangen, zu verblühen; man würde deshalb keinen Anstand genommen haben, ihn für jünger als sie zu erklären.

Daß er den höheren Klassen der Gesellschaft angehörte, dafür sprachen nicht allein sein gewählter Anzug und das Bändchen eines Ordens, dessen Verleihung den Nachweis von so und so viel adligen Ahnen erfordert, sondern auch seine vornehme Tournüre, welche sich trotz der durch das Spiel sichtlich verursachten Aufregung nicht verleugnete.

Jedenfalls war er, was man einen schönen Mann nennt, groß und schlank, kräftig und proportionirt gebaut, das Gesicht von den edelsten Formen; er mußte aber auch für interessant gelten, denn die hohe und freie Stirn, die von leicht gelocktem, kurzgehaltenen dunkeln Haare eingefaßt wurde, die leichtgekrümmte Nase, der von einem weichen, sorglich gehaltenen Schnurrbarte beschattete festgeschlossene Mund und die lebendigen, glänzenden Augen, die, wenn sie nicht so unverwandt und interessirt auf das Roulette geheftet gewesen wären, gewiß schmeichelnd oder trotzend zum Herzen sprechen konnten, verliehen ihm einen Ausdruck von selbstbewußter Männlichkeit und geistiger Kraft, die ihn vor der gewöhnlichen Menge auszeichneten. Ob er von diesen außerordentlichen Eigenschaften und Fähigkeiten auch den richtigen Gebrauch zu machen verstand, das müssen wir allerdings vorläufig dahingestellt sein lassen; der Platz, auf dem er sich soeben befand, und das Interesse, mit dem er ihn einnahm, sprechen gerade nicht für diese Annahme.

Wie gesagt, spielte er sehr hoch, wenn auch nicht so hoch wie sein weibliches *vis-à-vis*, und hatte noch entschiedeneres Unglück als das letztere. Daß er diesen Verlust aber nicht ebenso gleichmüthig ertrug, verrieth sich in dem finsteren Blicke und dem engen Zusammenziehn der schöngewölbten dunkeln Brauen, in dem leisen Zucken seiner Züge und der unwillkürlichen Bewegung der Lippen, über die wohl manche unhörbare Verwünschung ging, wobei sich die wunderbar schönen und starken Zähne leise knirschend aufeinander bissen.

Hatte dieser Mann noch keinen oder höchstens nur einige flüchtige Blicke für die ihm gegenüberstehende Dame gehabt, – und dieselben hatten dann wohl mehr deren auffälligem Spiele als ihrer Persönlichkeit gegolten, – so würde es einem aufmerksamen und scharfsichtigen Beobachter nicht entgangen sein, daß es im umgekehrten Verhältnisse anders war. Unter den langen und dichten Wimpern hervor, die ebenfalls dazu beitrugen, diesem Antlitze einen ganz besonderen Reiz zu geben, suchte mancher Blick der schönen Frau den ihr gegenüberstehenden und folgte sowohl seinem Spiele als dem dadurch hervorgerufenen wechselnden Gesichtsausdrucke, aber dies geschah so vorsichtig und ihre eigenen Züge blieben dabei so unbeweglich und kalt, daß von allen diesen in ganz anderer Weise interessirten Personen wohl Niemand darauf achtete.

Der Spieler hatte, trotz seines bedeutenden Verlustes, immer noch ein ansehnliches Häufchen von Goldstücken und Bankbilletts vor sich auf dem grünen Tische liegen

gehabt; nun nahm dasselbe mit reißender Schnelligkeit ab, das Glück schien seine Ungunst für ihn vollständig erschöpfen zu wollen, jedesmal, wenn die verhängnißvolle Kugel gerollt war, harkte der zunächstsitzende Croupier den Einsatz ein. In einer Art von Verzweiflung, die sich nur zu gut verrieth, doublirte Jener fortwährend seine Einsätze. O das Glück hat sich noch nie erzwingen lassen; es gehörten nur wenige Minuten dazu, den Eigensinn des Sterblichen zu brechen, – das Geldhäufchen vor ihm war spurlos verschwunden.

Mit einer heftigen Bewegung nahm er ein feines Taschenbuch aus der Brusttasche seines Oberrockes und durchblätterte es mit einer Miene von Verdruß und Hoffnungslosigkeit, die im Voraus verkündete, daß er nicht finden würde, was er wohl gegen die eigene Ueberzeugung suchte; dann steckte er das Buch wieder ein und starrte eine Weile mit nicht mißzuverstehender Gier auf das Roulette, das sich von Neuem in Bewegung gesetzt hatte, ohne ihm dieses Mal Glück oder Unglück bringen zu können, denn er hatte ja keinen Satz mehr gemacht.

Die Kugel hatte abermals ihren Rundlauf beendet, der Bankhalter Gewinn und Verlust ausgerufen, das Geld klapperte und rollte hin und her; alle Spieler bereiteten sich auf einen neuen Einsatz vor, nur Der, welchen wir insbesondere beobachten, rührte sich nicht; sein Blick haftete jetzt mit düsterer Unentschlossenheit, mit innerem Widerstreben und Kampfe auf einem schönen Brillantringe, den er, ebenso wie die vorher geschilderte Dame, am vierten Finger der rechten Hand trug.

Der Croupier, welchen ihn hieher bedient hatte, ein ältlicher Mann mit behäbigem, jüdischen Gesichte, sah ihn aus seinen kleinen funkeln den Augen mit einem halb fragenden, halb gutmüthig spöttischen Blicke an; man konnte sich denselben ohne Mühe in die Worte übersetzen: »Nun, wollen Sie denn nicht Ihr Glück versuchen?«

Diese Worte klangen wohl wenigstens an sein Ohr, denn er gab eine Antwort darauf, indem er sich flüsternd, mit einem scheuen Seitenblicke, ob ihn auch kein Anderer höre und beobachte, zu dem Ohr des Mannes niederbeugte. Dieser zuckte leicht die Achseln und machte eine bedenkliche Miene, wobei seine Augen anscheinend gleichgiltig über die Hand mit dem Ringe streiften, die Jener leicht auf den Aermel seines schwarzen Fracks gelegt hatte. Nur wenige Worte wurden leise gewechselt, – in der That schien kein Einziger der Umstehenden darauf zu achten, was dort vorging, – dann streifte der Spieler unter dem Tische den Ring ab, der Croupier versenkte diesen in seine Hosentasche und schob ihm geschickt eine Rolle Goldstücke zu, die er für ähnliche Zwecke schon in Bereitschaft gehalten zu haben schien.

Zwei Augen mußten diesen heimlichen Vorgang dennoch erspäht haben; über das Gesicht der Dame flog eine leichte Wolke, und dann kräuselte ein Lächeln, das gerade nichts Liebreizendes hatte, ihre Oberlippe, als der Herr die Goldrolle anbrach, wobei der Brillantring nicht mehr an seinem Finger funkelte, und sein Spiel wieder

begann, noch toller und gewagter als vorher. Er bemerkte Nichts davon, denn er war mit ganzer Seele wieder bei dem letzteren.

Nach Verlauf von höchstens zehn Minuten war sein letztes Goldstück von der unersättlichen Harke des Croupiers wieder fortgerafft worden; mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Bitterkeit und wildem Trotze wandte er sich kurz um und verließ mit so raschen und geräuschvollen Schritten den Spielsaal, daß sich mehrere Köpfe nach ihm umwandten.

Die Dame spielte noch fünf Minuten länger, anscheinend mit der größten Seelenruhe; dann erhob sie sich, ließ als ein Zeichen, daß sie ihren Platz reservirt zu behalten wünsche, die geöffnete Chatoule auf dem Tische stehen und trat zu ihrem Diener. Steif und unbeweglich hörte er die wenigen Worte, die sie ihm zuflüsterte, an, senkte nur ein wenig, aber mit dem Ausdrucke des unbedingtesten Gehorsams, den Kopf und ging dann hinaus, während sie wieder an den Tisch zurückkehrte und ihren Sessel einnahm.

Um eilf Uhr Abends wurde regelmäßig das Spiel beendet und der Saal geschlossen, sobald sich die Pointeure entfernt hatten. Dieser Zeitpunkt war bald herangekommen, und Alles brach aus; der Bankhalter und die Croupiers verschlossen die Roulettemaschine und machten sich bereit, den Kassenbestand zu zählen, sobald sie allein sein würden.

Auch die Dame hatte ihre Cassette geschlossen und sich erhoben; sie schien sich in einiger Verlegenheit zu

befinden, als ob sie ihren Diener längst wiedererwartet hätte. Der kleine Croupier mit dem jüdischen Gesichte bemerkte dies zuerst und trat mit einer tiefen, ehrerbietigen Verbeugung zu ihr, im süßesten Tone fragend, ob er, falls sie eines Dienstes bedürfe, ihr einen Wagen besorgen oder die Cassette tragen solle.

Er hatte sich der französischen Sprache bedient, doch sie antwortete ihm in vollkommen geläufigem Deutsch, das allerdings einen fremdländischen Accent hatte, sie sei überzeugt, ihr Diener, den sie mit einem Auftrage fortgeschickt, werde keine Minute mehr auf sich warten lassen, da er ja wisse, daß man den Saal um diese Zeit schließe.

Sie hatte sich auch nicht getäuscht, denn in demselben Momente trat der Erwartete mit größerer Eilfertigkeit, als man ihm sonst ansah, ein.

Seine Herrin nahm indessen nur insoweit Notiz von ihm, daß sie ihm die Chatouille reichte, dann wandte sie sich wieder an den Croupier und sagte mit gedämpfter Stimme, rasch und gewissermaßen vertraulich zu ihm:

»Ich bin Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, mir einen Dienst zu leisten, sehr verbunden mein Herr; in anderer Weise würde ich dieselbe gern in Anspruch nehmen.«

»Ich stehe ganz zu Ihren Befehlen, meine Gnädigste,« erwiderte der kleine, behäbige Mann, nicht ohne neugierige Verwunderung zu ihr aufsehend.

»Gut, ich halte Sie beim Worte und schreite ohne alle Umstände zur Sache. Wer war jener Herr, der vorher während des Spieles seinen Brillantring versetzte oder verkaufte?«

Das runde Gesicht des Gefragten verlängerte sich ein wenig und röthete sich flüchtig; er schien sich in Verlegenheit zu befinden, was er antworten solle.

»O halten Sie mich nicht für indiskret!« fuhr die Dame mit der vorigen Lebhaftigkeit fort. »Nicht der Mann, sondern der Ring interessirt mich, weil er eine gewisse Erinnerung in mir erweckte. Aber das gehört nicht zur Sache! Ich möchte den Ring besitzen, wenn dies möglich ist, das heißt, wenn Sie darüber frei verfügen können, und es ist leicht begreiflich, daß man zu wissen wünscht, aus welchen Händen man eine Sache kauft.«

Die kleinen Augen des Croupiers begannen noch heller zu leuchten; er seinerseits begriff jedenfalls, daß er hier einen sehr vortheilhaften Handel machen könne, denn eine solche Frau, wie er vor sich hatte, feilschte wohl schwerlich, gleichviel ob es die Befriedigung einer Caprice oder eines tieferen Interesses galt.

»Dieser Herr,« antwortete er ohne Zögern, – »ist mir allerdings bekannt, da ich im vorigen Jahre schon an dieser selben Stelle Gelegenheit fand, ihm in ähnlicher Weise gefällig zu sein. Er nennt sich Baron von Burgstein und ist oder war –scher Rittmeister.«

»Ah so, – und darf ich fragen, ob Ihnen der Ring verkäuflich ist?«

»Der Herr Rittmeister hat allerdings nicht von Wieder-einlösung gesprochen –«

»Wollen Sie mir Ihren Preis nennen?« fragte die schöne Frau etwas ungeduldig.

Jener nannte eine Summe, die mindestens zwei oder drei solcher Goldrollen repräsentirte, wie er deren eine gegen den Ring eingetauscht hatte, und obgleich dieselbe offenbar in keinem richtigen Verhältnisse zu dem Wert-hobjecte stand, sagte die Dame doch sofort: »So geben Sie!« – nahm dem Bedienten noch einmal die Cassette aus der Hand, schloß sie auf und händigte das Verlangte dem vergnügt Lächelnden ein, der ihr mit tiefer Verbeugung dafür den Ring überreichte. Dann grüßte sie mit einer kurzen, vornehmen Kopfnieigung und schritt, von dem Diener gefolgt, rasch hinaus.

In den übrigen Räumen des Curhauses herrschte noch reges Leben; rauschende Tanzmusik tönte durch das ganze Gebäude, aber im Spielsaale hatte wohl Niemand darauf gehört; wenn man die Treppe hinabstieg, vernahm man deutlich Sprechen und Lachen, Klappern und Klingen von Tellern und Gläsern hinter den sich öffnenden und wieder schließenden Thüren; Kellner liefen geschäftig ab und zu, und unten im Hausflure hatte sich ein ganzes Heer von Dienstboten beiderlei Geschlechts versammelt, die, ihrer Herrschaften wartend, sich die Langeweile durch Geplauder und derbe Späße vertrieben.

Draußen warfen die jetzt glänzend hervorgetretene Mondsichel und die blitzenden Sterne ein fahles und doch eigenthümlich reizendes Licht auf den mit jetzt verlassenen Tischen und Stühlen besetzten weiten Vorplatz des Curhauses und die denselben umfassenden Alleen und Boskagen, auf welchen hier und da gespenstisch

eine der großen weißen Sandsteinfiguren, die auf hohen Postamenten standen, hervortreten zu wollen schien. Nur selten ging ein Mensch über diesen freien Platz, ein schläfriger Diener, der, mit dem Paletot oder Mantel seiner Herrschaft, um diese späte Stunde nach dem Currhause bestellt worden war, oder ein Nachtschwärmer, der das Bedürfniß führte, sich die heiße Stirn zu kühlen; der Ausgang, vor dem die Equipagen und Droschken hielten, befand sich auf einer anderen Seite des Gebäudes.

Die Dame und ihr Bedienter, der stets fünf bis sechs Schritte hinter ihr blieb, waren rasch und ohne sich umzusehen, durch den Flur und über den Platz geschritten, bis sie eine im Schatten überhängenden Laubes fast ganz versteckte Statue einer Flora erreichten. Hier blieb die Erstere plötzlich stehn und wandte sich um.

»Nun, Ignaz, hast Du seine Spur gefunden? Bist Du ihr gefolgt?« fragte sie in polnischer Sprache, ohne sich die Mühe zu geben, ihre Stimme besonders tief zu dämpfen, da rings umher Alles ausgestorben war.

»Ich habe ihn gefunden, Frau Gräfin,« erwiderte der Riese mit seiner tiefen, etwas schleppenden Sprache; – »ich hatte Glück.«

»Was willst Du damit sagen? – Ich hatte Dich doch beauftragt, zunächst den Portier zu fragen, ob er ihn kenne, denn da er einen so großen Vorsprung hatte, war wohl kaum daran zu denken, daß Du ihn einholen würdest.«

»Der Mensch verstand mein schlechtes Deutsch nicht ordentlich oder hatte keine Lust, mir Antwort zu geben;

ich würde ihn dennoch ausfindig gemacht haben, da Sie es befohlen hatten.«

»Zur Sache, Ignaz! Wer hat Dir Auskunft geben können?«

»Ich fand sie sehr leicht, denn als ich vor die Thür hinaustrat, um in der frischen Luft besser zu überlegen, an wen ich mich wenden solle, saß der Herr keine fünf Schritte von mir da drüben auf einer Bank.«

»Allein?«

»Ganz allein, und rings umher war keine lebende Seele zu erblicken. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt, und ich hörte ihn ein paarmal schwer seufzen, dann einen halblauten Fluch ausstoßen.«

»Und Du?«

»Ich blieb in der Thür stehn und begann vor mich hin zu pfeifen. Als er es hörte, schrak er zusammen, blickte sich nach mir um, sprang auf und ging mit großen Schritten davon, die Allee da hinauf. Ich wartete eine Minute, dann folgte ich ihm vorsichtig, zwischen den Bäumen hergehend. Er bemerkte mich nicht, bis er an seine Wohnung kam.«

»Wo wohnt er?«

»Keine fünf Minuten von hier, im dritten Hause rechts an der großen Promenade.«

»Ich besinne mich darauf; es ist eine hübsche, leichtgebaute Villa, mitten im Garten gelegen?«

»Ganz recht, Frau Gräfin. Das eiserne Gitterthor war nur angelehnt; er stieß es ungestüm auf und dachte nicht daran, es wieder zu schließen; auch die Hausthür war

nur eingeklinkt, und er warf sie hinter sich zu, daß es krachte. Im ganzen unteren Stockwerke, vor dem sich ein erhöhter, mit wildem Wein bedeckter Gang hinzieht –«

»Eine sogenannte Veranda –«

»Ich glaube, man nennt es so. Kein Licht schimmerte dort hervor, oben in der Beletage war nur ein Fenster erleuchtet. Gleich darauf, als ich noch zögernd an dem Gartenthore stand, erhellt sich aber auch unten ein Fenster. Ich dachte, das müsse zu seinem Zimmer gehören, und da rings umher kein Mensch zu erblicken war, schlich ich mich vorsichtig näher, stieg die Stufen der Veranda hinauf und kam so weit, daß ich in das Zimmer hineinblicken konnte.«

»O Ignaz, das war unvorsichtig von Dir! Du konntest mich kompromittieren!«

»Gott bewahre, Frau Gräfin! erwiderte der Bediente mit einem stolzen Lächeln, das wohl seiner eigenen Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit gelten sollte; – »ich trage ja keine Livree, und wer kennt mich hier wohl? – Ich hatte mich nicht geirrt; es war sein Zimmer.«

»Und was sahst Du darin?« fragte sie ungeduldig.

»Er hatte soeben Hut und Oberrock abgeworfen; ein alter Bedienter, ein kleiner, untersetzter Kerl mit grauem Schnurrbarte, sprach zu ihm und kam gerade auf das Fenster zu, wahrscheinlich um die Läden zu schließen, – ich konnte kein Wort verstehn, – aber er wies ihn wohl heftig fort, denn der Alte kehrte kopfschüttelnd wieder um und verließ das Zimmer. Dann warf er – der Herr – sich auf das Sopha und drückte das Gesicht, das sehr

bleich aussah, in beide Hände; indessen blieb er so nur wenige Augenblicke; dann sprang er auf und griff nach einem Revolver, der über seinem Schreibtische hing, –«

»O!« preßte die Dame hier zwischen den Zähnen her vor.

»Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin; es geschah kein Unglück, aber ich will nicht dafür stehn, daß der Mann nicht etwas Schlimmes im Sinne hatte und wohl gar noch ausführt; er sah ganz danach aus. Nachdem er die Waffe eine Weile betrachtet und probirt hatte, daß sie geladen sei, legte er sie auf den Schreibtisch hin, setzte sich und begann zu schreiben, was ihm nur langsam und schwer von der Hand zu gehn schien; ein paarmal zerknitterte und zerriß er das Papier wieder und nahm ein anderes; auf die Weise kann er es noch lange so fortmachen. Ich dachte wohl daran, daß Sie mir befohlen hatten, pünktlich um eilf Uhr wieder im Curhause zu sein, und so meinte ich, daß es das Beste sei, mich langsam zurückzuziehn.«

»Sprich schnell, Ignaz! Hast Du weiter Nichts gesehn?«

»Doch, Frau Gräfin! Ich war gerade dabei, die Stufen der Veranda wieder hinabzusteigen, als sich die Hausthür öffnete und der Alte mit dem grauen Barte heraustrat. Er mußte mich bemerken, und ich hatte keine Zeit zum Entkommen; deshalb trat ich ihm gerade entgegen, rückte an meinem Hute und fragte so gleichmüthig als möglich, ob in diesem Hause nicht der Herr von Podlawski wohne, – der Name kam mir gerade so in den Sinn. Er knurrte mich unfreundlich und mißtrauisch an und antwortete, hier wohne Niemand als der Hausbesitzer in der oberen

Etage und die untere habe sein Herr, der Rittmeister Baron von Burgstein gemiethet, es sei jetzt schon zu spät, die Leute zu stören, u. s. w. Ich entschuldigte mich kurz und machte, daß ich davonkam. Das ist Alles.«

Die Dame stand ein Weilchen sinnend und schweigend da; sie holte tiefer und lauter als gewöhnlich Athem.

»Wenn dieser Mann einen Selbstmord beabsichtigen sollte,« sagte sie dann halblaut, wie zu sich selbst, – »so muß man ein solches Unglück zu verhindern suchen,« – und laut, wie im raschen Entschlusse, setzte sie hinzu:

»Ignaz, Du mußt noch einmal dorthin unter das Fenster zurückkehren, koste es, was es wolle!«

»Wie Sie befehlen, Frau Gräfin, indessen wird der Alte wohl das Gartenthor geschlossen haben.«

»Dann suchst Du Dir einen anderen Eingang oder steigst über das Gitter,« erwiderte sie in kurz befehlendem Tone. »Ich werde Dir Etwas geben, das Du auf das Fensterbrett niederlegen mußt, nachdem Du angeklopft hast; dann machst Du Dich schnell davon.«

»Hm, hm!« brummte der Riese zweifelnd.

»Fürchtest Du Dich vor einer so einfachen Sache? Was kann Dir dabei geschehn?«

»O ich habe noch nie danach gefragt, wenn Sie befahlen!«

»Du bist ebenso schlau als verwegen; ich habe mich auch immer auf Dich verlassen, und heute kannst Du mir einen sehr großen Gefallen thun. Im schlimmsten Falle giebst Du dem alten Diener, was ich Dir einhändigen werde, und sagst ihm, er müsse es sofort an seinen Herrn,

den Baron von Burgstein, bestellen. Jetzt komm unter jene Gaslaterne; ich will ein paar Worte aufschreiben.«

Sie ging etwa dreißig Schritte weiter bis zu dem bezeichneten Punkte, nahm ein Taschenbuch hervor, aus dem sie ein Blatt riß, und schrieb mit Bleistift einige Worte darauf, die Cassette, welche der Diener hielt, als Unterlage benutzend. Dann wickelte sie den Diamantring in dieses Papier, reichte Jenem das unbedeutende Päckchen und sagte dringend:

»Nun beeile Dich, Ignaz, – es ist keine Sekunde zu verlieren. Von da aus begiebst Du Dich geradenwegs nach Hause, wo ich Dich erwarten werde. Es versteht sich von selbst, daß Du meinen Namen verschweigst, falls Du auf den Alten stoßen solltest.«

»Ich habe verstanden, Frau Gräfin.«

Der Diener eilte davon; die Dame ging ebenfalls mit schnellen Schritten die Allee, welche der Stadt zuführte, hinauf. Unter der Statue der Flora war es aber noch nicht ganz einsam geworden. Die Schritte der Beiden waren kaum in weiterer Entfernung verklungen, als zwei andre Personen, die sich hinter dem hohen Sandsteinpostamente verborgen gehalten haben mußten, vorsichtig auf den düsteren Schauplatz traten.

Es waren ein junger Mensch in einer Bedientenlivree von hellgrauer Farbe mit blauen Aufschlägen und Wappenknöpfen und ein Mädchen, das, der sauberen, aber einfachen Kleidung nach zu schließen, ebenfalls dem dienenden Stande angehören mußte; er trug einen Mantel, sie einen großen Damenshawl über dem Arme.

»Sehn Sie, das kommt davon, Fritz, ich habe eine Todesangst ausgestanden!« meinte das Mädchen halb schmollend. »Sie verführen mich immer zu solchen Thorheiten, die noch einmal schlecht ablaufen werden; ich würde mich zu Tode geschämt haben, hätte man uns hier gefunden, und wenn die gnädige Frau inzwischen nach mir gesucht hat, so mögen Sie die Verantwortung davon tragen.«

»Das will ich dieses Mal schon auf mich nehmen, theure Rose –«

»Das sagen Sie immer; was können Sie aber dazu thun, wenn mich die gnädige Frau aus dem guten Dienste jagt?«

»Liebes Röschen, davon ist ja noch nicht die Rede; Unsereiner hat doch auch Gefühle, und die Liebe – Aber hören Sie, da haben wir eine schöne Entdeckung gemacht!«

»Ich habe kein Wort von dem Kauderwelsch, das die Beiden miteinander redeten, verstanden. Was kümmert's uns auch?«

»Bitte, es war gutes, feines Polnisch; ich muß das kennen, denn ich bin dicht an der Grenze geboren, und ich selbst spreche es wie Wasser. Ich bin da hinter ein schlimmes Geheimniß gekommen –«

»Gehn Sie doch einmal mit Ihren Geheimnissen! Haben Sie mir vorher nicht auch eingeredet, Sie wollten mir bei dieser weißen Puppe ein Geheimniß entdecken?«

»Das Geheimniß meines Herzens, Röschen. Aber dieses hier ist beinahe noch wichtiger, und ich muß es Ihnen auf der Stelle mittheilen.«

»Denken Sie, ich werde hier die ganze Nacht mit Ihnen stehn und die Frau Baronin warten lassen?« fragte das Mädchen schnippisch, noch immer die Erzürnte spielend.

»Aber es handelt sich ja gerade um die Frau Baronin, und Sie können ihr, wenn Sie mich angehört haben, vielleicht einen größeren Dienst leisten, als dadurch, daß Sie ihr den Shawl da umhängen, wenn sie aus dem Ballsaale tritt. Und hören Sie nicht, daß die Musik da drüben im besten Gange ist? – Sie spielen gerade eine Polka; die läßt sich eine so junge und schöne Dame wie die Ihrige gewiß nicht entgehn.«

»Um meine Gnädige soll es sich handeln?« fragte Röschen ungläubig, ließ sich aber dennoch ohne Widerstreben von dem hübschen und beredten Burschen an der Hand zurückhalten. »I das wäre ja kurios! Was sollte denn die fremde Dame, die nicht einmal Deutsch sprechen kann, mit ihr zu thun haben?«

»Weiß ich das? – Wenn sie gerade auch nicht von der Baronin sprach, so doch von deren Manne, dem Bruder meines gnädigen Herrn, und da die Sache eine Familienangelegenheit betrifft, die sehr ernst werden kann, wie es scheint, – ich glaube nun zwar im Leben nicht, daß der Herr Rittmeister sich wirklich todtschießen werden, – so ist es unsere Pflicht, hier Augen und Ohren offen zu halten, perspective Anderen zu öffnen.«

Der Bursche sagte dies mit so großer Wichtigkeit und ernster Feierlichkeit, daß Rosa ganz erschrocken ausrief: »Todtschießen? – Der Herr Rittmeister?«

»So ist es oder soll es wenigstens sein, – aber ich bitte Sie, holdes Röschen, schreien Sie das nicht so laut in alle Welt hinaus, – Sie haben eine wahre Silberstimme!«

»Sie Unart! – Aber nun spannen Sie mich nicht länger auf die Folter und reden Sie doch!«

Fritz berichtete ziemlich wortgetreu, allerdings noch mit einigen kleinen Ausschmückungen, die ihm sein Hang zu romantischen Uebertreibungen eingab, was er gehört hatte, und Röschen schien dadurch so erschüttert zu werden, daß sie sich auf die Bank, welche unter dem Postamente stand, niedersenken lassen mußte; im Augenblicke saß er neben ihr und schlang seinen Arm um ihre Hüfte.

»Nur keine Ohnmacht, theurer Engel! Besonnenheit!« flüsterte er. »Wenn uns das Schicksal zu Rettern unserer oder vielmehr Ihrer Herrschaft bestimmt haben sollte, so kann das nicht unser Schaden sein; man wird uns dann belohnen müssen, und welche herrlichere Belohnung könnte es für mich geben –«

»Ach schwatzen Sie doch in einem solch' schrecklichen Augenblicke keinen Unsinn!« unterbrach ihn Rosa ungestüm, indem sie sich von ihm losmachte. »Ich habe das Unglück ja längst kommen sehn!«

»Sie, Röschen! – Auf Ehre, das Räthsel verwirrt sich immer mehr! – Also wirklich ein Geheimniß?«

»Was Geheimniß? Es ist sonnenklar! – Obwohl sie erst seit einem Jahre verheirathet sind, leben sie doch nicht glücklich; sie geht allein auf die Bälle, er auf die Jagd

und an den Spieltisch. Manchmal ist kein Groschen im Hause, und sie sind doch reiche Leute –«

»Das will ich meinen; was unsere Verhältnisse, das heißt die des Herrn Bruders, meines Gnädigen, anbetrifft, so sind sie ganz enragirt.«

»Er wird wieder Alles da oben verspielt haben,« fuhr das Mädchen halb klagend, halb zornig fort, – »und nun will er sie gar zur Wittwe machen. O diese Männer!«

»Nicht alle, meine süße Rosa! – Ich schwöre Ihnen zu, daß ich mich nie todtschießen werde!«

»O Sie! aber er hat die Courage dazu!«

Fritz räusperte sich etwas verlegen und würde vielleicht eine unmuthige Antwort gegeben haben, aber die Zofe kam ihm zuvor, indem sie mit den Worten aufsprang:

»Ich muß es meiner Gnädigen sagen, und sollte ich sie auch aus dem Ballsaale rufen lassen!«

Sie eilte leichtfüßig über den mondhellten Platz fort, und der Bediente folgte ihr mit dem halblauten ängstlichen Rufe:

»Um des Himmelswillen! Bedenken Sie doch, Rosa, daß es ein Geheimniß ist! – Man darf sich da nicht so ohne alle Ueberlegung hineinmischen!«

Aber sie hörte ihn nicht oder wollte ihn nicht hören, und erst an dem Eingange des Curhauses blieb sie stehn, als er sie erreichte und ihr zuflüsterte: »Vergessen Sie denn ganz, daß wir das Geheimniß hinter der weißen Steinpuppe belauscht haben? Was sollen die Menschen denn da von uns denken?«

Diese Erwägung schien auch dem Mädchen einzuleuchten.

»Ach Gott, das ist wahr!« stammelte sie und rührte sich nicht vom Flecke. »Was läßt sich da aber thun? – Wenn er sich nun wirklich todtschießt?«

»Possen! das überlegt ein so kluger Herr dreimal. Setzen Sie sich auf diese Bank hier, Röschen, – unter den hellen Laternen ist das ganz unverdächtig – und lassen Sie uns die Sache in Ruhe besprechen. Um zwölf Uhr ist der Ball erst zu Ende; bis dahin wissen wir, was wir zu thun haben.«

Sie nahm wirklich zögernd Platz, er dicht neben ihr, und Beide begannen nun wieder eine leise, angelegentliche Unterhaltung.

ZWEITES KAPITEL. MANN UND FRAU.

In der hübschen Villa an der Hauptpromenade, der dritten zur rechten Hand, wenn man vom Curhause nach dem Innern der Stadt ging, war jetzt kein Fenster mehr hell; das Licht im oberen Stockwerke war erloschen, unten hatte man von innen die dichten Gardinen niedergelassen.

Der Mann, den Ignaz vorher von der Veranda aus belauscht hatte, saß noch immer an seinem Schreibtische, nachdem er nur einmal aufgestanden war, um sich durch jene Vorrichtung vor indiskreten Blicken zu sichern, – das war ihm wohl nur so in den Sinn gekommen, denn einer ruhigen Ueberlegung schien er gerade nicht fähig zu sein.

Sein schönes Gesicht war durch einen schweren Seelenkampf förmlich entstellt und von Todtenblässe bedeckt; seine Lippen zuckten von Zeit zu Zeit krampfhaft, und er hatte große Mühe gehabt, das Zittern seiner Hand zu überwinden; dann ließen ihn aber auch wohl seine Gedanken im Stiche oder flogen weit hinaus über den Gegenstand, an den er sie fesseln wollte, denn Ignaz hatte richtig gesehen: der Brief, den er schreiben wollte, wurde wiederholentlich zerrissen und immer wieder von Neuem angefangen.

Nun lehnte er sich wieder zurück in den Sessel, warf die Feder bei Seite und strich sich mit der Hand über die kalte Stirn, in der es doch so fieberhaft klopfte und brannte; ein unbeschreiblich bitterer und unglücklicher Ausdruck lag auf seinen Zügen, man hätte eine Weile geglaubt, einen ganz gebeugten und muthlosen Mann vor sich zu sehn, und plötzlich zuckte wieder wilder Trotz über sein Gesicht, verächtlicher Hohn, und er raffte sich auf, weiterzuschreiben.

Dieses wechselvolle, unheimliche Spiel hatte schon beinahe eine halbe Stunde gedauert, als, ohne daß angeklopft worden wäre, die Thür sich wieder leise öffnete und der alte Diener mit dem grauen Schnurrbarte, von dem Ignaz gesprochen hatte, mit einer gewissen Vorsicht und Aengstlichkeit eintrat.

Wir dürfen aber eigentlich nicht das Wort »Aengstlichkeit« von diesem Manne gebrauchen, denn er sah gar nicht so aus, als ob er jemals in seinem Leben die Empfindung von Furcht oder Angst kennen gelernt habe oder

ihrer überhaupt nur fähig sei; es war mehr ehrfurchtsvolle Rücksichtsnahme und dann erregte Besorgniß, die sich auf seinem alten energischen Gesichte widerspiegeln.

Ignaz hatte ihn klein und untersetzt genannt; das erste Beiwort mochte er wohl dem Riesen gegenüber verdienen, obgleich er Andern höchstens ein wenig unter Mittelgröße erscheinen konnte; mit dem »undersetzt« war aber nicht genug gesagt, denn diese breiten Schultern und hochgewölbte Brust, die kurzen sehnigen Arme mit den großen Händen verriethen eine ganz ungewöhnliche Kraft; es wäre sehr die Frage gewesen, ob er dieselbe dem Riesen gegenüber nicht glücklich erprobt haben würde.

Auf dem kurzen und starken Halse saß ein Kopf, wie der einer Dogge, und das rothe, runzlige Gesicht mit den groben Zügen und der aufgeworfenen breiten Nase, rasirt bis auf den langen und dicken Schnurrbart, der eine schon bedenklich graue Farbe hatte, wie das kurzabgeschnittene borstige Haar, trug entschieden zu einer solchen Aehnlichkeit bei, aber die großen und klaren blauen Augen, die so unzweifelhaft gutmüthig und klug waren, verwischten diesen Eindruck sofort wieder, und konnte man auch beim besten Willen nicht behaupten, daß der Mann eine Spur von Schönheit besitze, so mußte man doch sogleich Vertrauen zu ihm fassen und sich überzeugt fühlen, daß in der rauhen Schale ein weicher und edler Kern liege.

Der Alte, den man füglich auf die Sechzig schätzen konnte, trug einen kurzen Jagdrock von grobem grauen Stoffe mit grüner Passepoilirung und bis an die Knie reichende Stiefel mit großen eisernen Sporen; an seiner Haltung erkannte man sofort den langgedienten Soldaten.

Als sein Herr, der Rittmeister und Baron von Burgstein, vorher in so ungestümer Weise und sichtlicher Mißstimmung nach Hause gekommen war und nur gefragt hatte: »Ist meine Frau schon zurück?« – hatte sich auch über sein Gesicht eine dunkle Wolke gelagert und er Nichts erwidert als:

»Zu Befehlen nein, Herr Rittmeister!«

Dann hob er Hut und Rock, die Jener auf den Boden schleuderte, schweigend auf, ohne einmal Verwunderung über dieses ihm wohl nicht zum ersten Male vorkommende Benehmen zu zeigen, aber seine Blicke folgten dabei doch mit nicht zu verkennender Betrübniß und lauschen der Aufmerksamkeit jeder weiteren Bewegung des Aufgeregten. So leise als möglich auftretend, ging er dem Fenster zu, aber der barsche Ausruf des Herrn: »Ich brauche Dich nicht mehr, – geh' zu Bett, Wolff!« – brachte ihn sofort zum Stehen.

»Befehlen der Herr Rittmeister nicht, daß ich die Läden schließe?« fragte er in einem Tone, dem man nicht die geringste innere Bewegung anhören konnte.

»Zum Teufel! Soll ich Dir zweimal befehlen, mich je eher desto lieber allein zu lassen?«

Der Alte machte auf der Stelle kurz, beinahe militärisch, Kehrt, so daß seine Sporenräder klirrten, und ging aus dem Zimmer; wohl sich selbst unbewußt, schüttelte er dabei den Kopf.

Draußen vor der Thür, wo auf dem Corridor nur eine ziemlich matte Wandlampe brannte, wurde sein ehrliches Gesicht noch finsterer und er schüttelte den Kopf noch stärker.

»Da ist es wieder einmal nicht richtig!« brummte oder knurrte, wie Ignaz sich ausgedrückt hatte, er kaum hörbar; – »ist auch gar kein Wunder, auf die Weise gehen wir Alle allmälig zum Teufel.«

Und dann seufzte er tief in sich hinein.

Dem Zimmer seines Herrn gegenüber, ein paar Schritte weiter, öffnete er eine andere, einfache Thür und trat in ein kleines, von einem einzigen Lichte erhelltes Gemach, das offenbar seine eigene Wohnung war. Ein Bett, ein Tisch, zwei Stühle machten das ganze Meublement aus; an den übrigens kahlen Wänden hingen unter einer wollenen Decke Kleidungsstücke, zwei Sättel nebst Zaumzeugen und zwei Jagdgewehre. Auf dem Tische befanden sich ein zur Hälfte geleerter Krug Bier, eine kurze Pfeife, Bürsten und anderes Putzmaterial, in buntem Durcheinander noch mancherlei andere Dinge, wie man sie in einer Bedientenstube findet.

Das kleine Zimmer hatte nur ein Fenster, das nach der Rückseite des Gebäudes, in den Garten hinaus ging.

Der alte Wolff stopfte mit dem Daumen noch einmal den schon angerauchten Tabak in dem hölzernen Pfeifekopfe zusammen, zündete ihn an und setzte sich auf das noch nicht aufgeschlagene Bett. In einigen Secunden verhüllte nicht allein seinen Kopf, sondern auch das ganze enge Gemach eine ungeheure graue Wolke, denn Wolff that gewaltige Züge und stieß den Rauch mit einer Hefigkeit vor sich hin, die den besten Beweis von der Aufregung seines Innern lieferte.

Einem Andern würde der zunehmende Qualm unerträglich gewesen sein und er wenigstens das Fenster geöffnet haben, der Alte indessen war so tief in seine Gedanken versunken, daß er nicht einmal den Versuch machte, sich die thränenden Augen zu reiben. Unverwandt starrte er in das graue Chaos vor sich hin, und noch weit düsterer als seine Umgebung sah sein Geist aus. Welche Bilder der Vergangenheit wohl an ihm vorüberschwebten? – sie konnten unmöglich sanfte und bunte Farben haben.

Dabei schien eine zunehmende Unruhe über ihn zu kommen; er stellte sein hastiges Rauchen ein, that immer langsamere und schwächere Züge und wandte das Ohr horchend der Thür zu. Bis in seine Kammer drang auch nicht das leiseste Geräusch; überhaupt regte sich ja auch Nichts in dem ganzen Hause; die Bewohner der oberen Etage hatten sich schon zur Ruhe niedergelegt.

»Hm, er würde mich doch gerufen haben, wenn er zu Bett gehen wollte,« murmelte er endlich, aufstehend und die ausgebrannte Pfeife bei Seite legend; – »auf sie pflegt

er ja niemals zu warten. Aber was ist denn das? – Du bist doch kein altes Weib geworden, Wolff, daß Du nasse Augen bekommst? – Pfui, schlechter Tabak!«

Dabei wischte er sich mit dem Rockärmel über die Augen und öffnete dann das Fenster mit den Worten:

»Es ist hier zum Ersticken!«

Nun ging er in dem Stübchen von einer Ecke zur andern, deckte das Bett ab, rückte an dem Putzzeuge hin und her, schlug die Sattelgurte anders über und that noch mancherlei eigentlich überflüssige Dinge, dabei blickte er aber immer wieder nach der Thür und kam derselben immer näher, bis er endlich dicht davor stehen blieb. Er kämpfte offenbar nicht allein mit seiner Unruhe, sondern auch mit einem Entschlusse, der sich endlich in den Worten kundgab:

»Nun, den Hals kann er mir ja nicht umdrehen, und wissen muß ich doch einmal, wie's steht.«

Damit öffnete er die Thür, blieb noch ein paar Secunden lang horchend stehen und schritt dann entschlossen zu der schräg gegenüberliegenden.

Das war, als wir ihn vorher zum zweiten Male in das sogenannte Arbeitscabinet des Rittmeisters, an das dessen Schlafstube stieß, eintreten sahen.

Wir brauchen dieses Zimmer nicht erst näher zu beschreiben, denn da es einer gemieteten, erst seit Kurzem bezogenen Wohnung angehörte, konnte man daraus gerade keinen Schluß auf die Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten des jetzigen Inhabers ziehen. Es genügt, zu sagen, daß es herrschaftlich eingerichtet war und daß

der elegante Schreibtisch das Hauptmeuble darin ausmachte.

Als er die Thür gehen hörte, fuhr der Rittmeister zusammen und drehte sich rasch um; zuerst malte sich auf seinem Gesichte Schreck, dann Verdruß und Zorn; der letztere trieb ihm wieder das Blut in die blassen Wangen.

Aber der alte Diener hatte schon das todtenbleiche Antlitz gesehen und noch mehr – den Revolver, der neben den Papieren lag; auch in seinem Gesicht hatte es gezuckt, und seine Augen richteten sich so fest – man könnte sagen: vorwurfsvoll – auf den Herrn, daß der Ausbruch von dessen Unwillen stockte.

»Was willst Du schon wieder?« fragte er nur mit gepréßter Stimme.

»Der Herr Rittmeister wollen sich noch nicht niederlegen?«

»Habe ich Dich gerufen? – Bin ich ein Kind, das Du zu Bette bringen mußt?« fragte Jener, der sich absichtlich in den Aerger hineinreden zu wollen schien.

»Zu Befehlen nein. Der Herr Rittmeister sind in mancher Nacht nicht zu Bette gekommen, – weiß das wohl aus Holstein und Schleswig her – und mit einem guten Gewissen schläft sich's für einen ehrlichen Soldaten auch ganz gut, wenn er nur einen Stein zum Kopfkissen und den Schnee zur Decke hat, wie damals; haben auch manche Nacht hindurch als kleiner Junker neben dem alten Wolff zu Pferde gesessen und aus purem Vergnügen die Wälder da oben in Altpreußen durchstreift; wenn man's aber bequemer haben kann, ist ein weiches Federbett

auch nicht so übel, – träumt sich sanft darin und über Nacht kommt oft guter Rath.«

»Ah, ich verstehe schon,« meinte der Rittmeister, der bei der Erwähnung des »kleinen Junkers« unwillkürlich hörbar geseufzt hatte, und er zwang sich zu einem etwas unnatürlichen Lächeln, – »Du bist müde, alter Kamerad, und möchtest selbst gern in die Federn. Geh' nur, ich brauche Dich nicht mehr.«

Es lag etwas sehr Weiches, beinahe Wehmüthiges in seiner Stimme und auch in dem Blicke, mit dem er dem alten Diener vertraulich zunickte.

»Nein, so war's nicht gemeint, Herr Rittmeister,« entgegnete Dieser, wobei er dem Schreibtische langsam näher trat; – »der Alte kann schon noch für drei Zwanzigjährige wachen, wenn's Noth thut, und er hat's mal so in der Gewohnheit, nicht früher schlafen zu gehen als sein Herr, – 's ist schon um des Respekts willen. Wenn Sie aber noch zu schreiben haben, so möchte ich mir zur Unterhaltung wohl einmal das Dings da mitnehmen, – ich wollt's ohnehin schon längstens putzen.«

Dabei langte er mit ungewöhnlicher Behendigkeit nach der Waffe und hatte dieselbe in der Hand, ehe der Rittmeister es durch eine abwehrende Bewegung verhindern konnte.

»Was soll das bedeuten? Was unterstehst Du Dich?« fuhr der Letztere zornig auf.

Der Alte stand mit gesenktem Haupte da, als ob er fühlte, daß er ein großes Unrecht begangen habe, aber

er legte die Pistole nicht wieder hin, sondern man konnte sehen, wie er sie krampfhaft fest umklammerte.

»Halten zu Gnaden, Herr Rittmeister,« sagte er erst nach einer längeren Pause, in welcher der Rittmeister ebenfalls die funkeln den Augen niedergeschlagen hatte und eine verlegene Unentschlossenheit zu verrathen begann, – »ich weiß, daß ich gegen den Respekt gehandelt habe und verdiente, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, wenn ich noch die Uniform auf dem Leibe hätte; aber wär's auch so, ich könnt's doch nicht anders machen. Der Herr Rittmeister wissen recht gut, daß ich immer ein gehorsamer Husar und Diener gewesen bin, schon unter dem seligen Herrn Vater Oberstwachtmeister, – es werden jetzt gerade dreiundvierzig Jahre her sein, daß ich zur Standarte schwor, und Gott soll mich bewahren, daß ich je wegen Insubordination bestraft worden wäre! – und wenn der Herr Rittmeister nun befehlen, daß ich das Dings da wieder hinlegen soll, so muß ich's wohl thun, aber der Herr Rittmeister können sich darauf verlassen –«

Der Alte, der mit leiser, beinahe zitternder Stimme gesprochen hatte, richtete auf einmal den Kopf wieder auf, sah seinen Herrn mit unerschütterlicher Festigkeit an und fuhr im entschiedensten Tone fort:

»– daß ich mir zuvor eine Kugel vor den alten Schädel schieße.«

Es wäre unmöglich gewesen, an dem heiligen Ernste dieser Worte zu zweifeln, und der Rittmeister mußte auch wohl seinen Mann kennen, denn er wallte nicht

wieder zornig auf, sondern blickte unverwandt vor sich auf den Boden nieder. Auf seinem Antlitze grollte es noch wie ein abziehendes Gewitter, aber die Sonnenstrahlen brachen schon durch das Gewölk, freilich nicht blendend und glänzend, sondern sanft und schüchtern, milde erwärmend.

»Es ist gut, alter Kamerad,« sagte er nach minutenlangem Schweigen, – »Du kannst den Revolver da mitnehmen und die alten Schüsse herausziehen; es mußte so wie so einmal geschehen. Ich werde mich jetzt niederlegen, aber zum Auskleiden brauche ich Dich wirklich nicht. Gute Nacht, Wolff, – alte, treue Seele!«

Ein warmer, herzlicher Blick aus seinen schönen, jetzt wieder ruhigen Augen fiel auf den Alten, – es war beinahe, als ob er ihm ein schweres Unrecht abbitten und gleichzeitig Dank sagen wollte, – und er reichte ihm die Hand hin.

Jener ergriff sie schnell, bückte sich darüber – vielleicht auch nur, um die jetzt deutlich in seinen Augen zitternden zwei großen Thränen zu verbergen – und küßte sie mit einer Art von Leidenschaftlichkeit.

»O, nicht doch, Wolff!« wehrte der Rittmeister. »Du, ein alter Husar!«

»Verzeihen der Herr Rittmeister gnädigst, ich bin ja auch Ihr Diener, der alte Wolff, der Sie vor dreißig Jahren auf den Knien geschaukelt und zuerst auf ein Pferd gehoben hat! Ich darf's mir wohl schon einmal erlauben? Aber kann ich nun wirklich gehen?«

Er richtete dabei noch einen Blick, der nicht von aller Besorgniß frei war, auf seinen Herrn. Dieser nahm statt der Antwort den Brief, an dem er so lange geschrieben hatte, auf und verbrannte ihn an der Flamme eines Lichts.

»Gute Nacht, Wolff!« sagte er dann blos.

Der Alte nickte zufrieden, erwiderte den Gruß in seiner ehrfurchtsvollen, militairisch kurzen Weise und verließ das Zimmer, das der Rittmeister jetzt von innen verriegelte, wie er allabendlich that. Dann begann der Letztere sich wirklich auszukleiden; wenn er zweifellos den Kampf, der vorher in ihm getobt, auch noch nicht ganz überstanden hatte, so unterlag es doch keiner Frage, daß er um Vieles beruhigter war und daß seine hoffnungslose Verzweiflung sich jetzt wenigstens auf die peinlichen Empfindungen beschränkte, welche ein zerrütteter Gemüthszustand nothwendig hervorbringen muß.

Als er eben die Thür zu seinem Schlafzimmer öffnen wollte, wurde leise an das Fenster geklopft; verwundert wandte er sich um und horchte auf. Der Ton wiederholte sich noch einmal ganz deutlich, und mit einem kurz herausgestoßenen »Teufel! was soll das bedeuten?« – eilte der Rittmeister nach dem Fenster; schlug die Gardine zurück und öffnete es hastig.

Draußen in der ziemlich finsternen Nacht – sie wurde es wenigstens an dieser Stelle durch die Bäume und Gebüsche des Gartens und den Ueberbau der Veranda –

war kein Mensch zu erblicken, aber das weiße Papierchen, das auf der äußen Fensterbrüstung lag, mußte dem Umherspähenden bald in die Augen fallen.

Er nahm es auf, fühlte, daß ein kleiner harter Gegenstand darin eingewickelt war, und trat mit einer Miene des höchsten Erstaunens in das erleuchtete Zimmer zurück.

Als er das Papier öffnete, fiel sein Diamantring heraus; er las folgende Zeilen, die in französischer Sprache flüchtig mit einem Bleistifte gekritzelt waren:

»Warum verzweifeln, wenn man jung, schön und liebenswürdig ist? – Sind das nicht Eigenschaften, die überall Freunde erwerben und die das Glück zu begünstigen pflegt? – Nehmen Sie es als eine gute Vorbedeutung an, daß dieser Ring, der Ihnen so theuer zu sein scheint, wieder in Ihre Hände zurückkehrt, und wenn sich Ihnen die Frage aufdrängt, wer ihn sendet, so möge Ihnen die Antwort genügen: das Schicksal oder der Zufall.«

Der Rittmeister stand lange wie versteinert da. Wenn der Ring wirklich einen Werth für ihn hatte, so wurde das angenehme Gefühl, ihn wieder zu besitzen, doch bei Weitem durch die peinliche Erwägung übertroffen, daß er von einem Anderen, vielleicht ihm ganz Fremden, ein so großmüthiges Geschenk füglich nicht annehmen dürfe; es lag sogar etwas Verletzendes darin, daß sich Jemand dieses Anerbieten, so gut es auch gemeint sein mochte, herausnahm, nachdem derselbe ohne Zweifel einen tieferen Blick nicht allein in seine äußen Verhältnisse, – und diese waren leider so zerrüttet, daß sie den Blick jedes

Uneingeweihten zu scheuen hatten, – sondern auch in seinen heutigen Gemüthszustand gethan.

Die nächste Frage, die sich ihm aufdrängte, war aber, wo er diesen unbekannten Jemand zu suchen habe. Er befand sich erst seit wenigen Tagen in diesem Badeorte, den er allerdings schon im vorigen Jahre besucht hatte, und ein bekanntes Gesicht war ihm noch nicht aufgestoßen, es seien denn die des Bankhalters und der Croupiers gewesen, aber in einem der Letzteren den wohlmeinenden Geschenk- und Rathgeber zu suchen, konnte ihm auch nicht einen Augenblick lang einfallen.

Seine Frau tanzte im Ballsaale, und er war fest überzeugt, daß sie sich weder um seinen Spielverlust, noch um ihn selbst kümmere; sein Bruder war auch hier, aber Der betrat nie den Spielsaal, und wenn er wirklich durch Zufall von seinem Schicksale am grünen Tisch Kenntniß erhalten haben sollte, so war es doch gewiß, daß er nicht die Mittel besaß, wenigstens nicht so schnell beschaffen konnte, ein so werthvolles Pfand einzulösen. Ueberdies war dies eine ganz fremde Handschrift, und man brauchte keine besondere Uebung in der Kunst, solche zu beurtheilen, zu besitzen, um zu erkennen, daß sie von einer Frau herstammte.

Wenn man den Charakter des Rittmeisters näher kennen gelernt hat, wird man es nicht mehr auffällig finden, daß die geheimnißvolle und abenteuerliche Romanistik dieser seltsamen Ueberraschung sehr schnell alle anderen, ernsteren Gedanken bei ihm zurückdrängte, die ihn soeben noch doch so tief bewegt haben mußten, und

daß, nachdem er den Ring wieder an den Finger gesteckt und das Zettelchen sorgfältig in der Brieftasche verwahrt hatte, er sich nur noch mit Versuchen, dieses Räthsel zu lösen, beschäftigte, während er sich niederlegte, ja noch lange, bis er bei seiner vielseitigen Aufregung den Schlaf fand.

Inzwischen kehren wir aber in das Curhaus zurück und zwar in den großen Ballsaal, wo heute eine sogenannte Réunion stattfand, d. h. ein Tanzvergnügen, das nur nicht gerade so lange dauern sollte als die zweimal in der Woche bestimmten großen Bälle und bei dem die Damen nicht in großer Toilette zu erscheinen brauchten. Dessenungeachtet machten sowohl das prächtige Lokal als die darin versammelte Gesellschaft, die an dreihundert Köpfe zählen mochte, auch für ein verwöhntes Auge einen höchst befriedigenden Eindruck. Glänzende Uniformen sah man allerdings nicht, obgleich der Offizierstand und das höhere Beamtenthum verschiedener Staaten hier reichlich vertreten waren; äußerlich wenigstens machten der schwarze Frack und die weiße Cravatte Alles gleich, dagegen hatten die Damen meistentheils nicht unterlassen können, sich in excessiven Modethorheiten zu überbieten.

Die neueste Zeit hat in dieser Beziehung bekanntlich alle Grenzen aufgehoben; man kann darauf mit vollem Rechte das profane Sprüchwort anwenden: »Je toller, desto besser!« – Guter Geschmack und Zartheit sind auf diesem Boden eine Chimäre geworden; der erstere sucht sich nur noch in der beliebigen Zusammenstellung aller

Regenbogenfarben geltend zu machen, und wie kann von Zartheit auch die Rede sein, wenn der schönste Schmuck des Weibes, das Haar, fast durchgängig eine große Lüge geworden ist? – Und was nun gar die Sittlichkeit im Schnitte der modernen Costüme anbetrifft – wo gäbe es denn Sittlichkeit ohne Wahrheit, ohne Zartgefühl? –

Wenn wir uns aber so hart über diesen neuen Cultus der Mode aussprechen, – man hat sie allerdings von jeher angebetet, aber doch nicht gerade in so häßlichen Zerrbildern, – so wollen wir damit keineswegs den Stab über das weibliche Geschlecht allein brechen; im Verhältnisse zu den Thorheiten, welche viele Männer ihrem eitlen Ich, ihrem Stande, der Zeit u. s. w., schuldig zu sein glauben und die sich über ein viel größeres Feld als das der Kleidung und des persönlichen Schmuckes hinauserstrecken, ist jene immer noch – unschuldig. Gewissermaßen ist es ja die Aufgabe der Frauen, den Männern zu gefallen, und wenn sie mit solchen Mitteln diesen Zweck erreichen, wie nur zu häufig der Augenschein lehrt, so läßt sich von den Letzteren wenigstens eigentlich Nichts dagegen einwenden. Die Bestrebungen der Meisten laufen ja jetzt, wo der innere Gehalt immer mehr an Werth verliert, darauf hinaus, zu täuschen, durch eine glänzende Außenseite zu blenden; sie haben sich da schon so vollständig hineingelebt, daß auch sie selbst das Bedürfniß fühlen, getäuscht und geblendet zu werden, und warum sollten die Frauen und jungen Mädchen sich, ihren Gatten und Anbetern zu Liebe, nicht auch dieser angenehmen Pflicht unterziehn?

In der farbenglühenden Kette künstlicher Blumen, die sich während einer Pause im Tanze auf den rothsammetten Divan's, welche die beiden langen Fronten des Saales auf einer niedrigen Estrade einnahmen, aneinanderreihten, mußte besonders eine junge Dame durch ihre Schönheit und gewählte Toilette auffallen; wenn wir »gewählt« sagen, so schließen wir damit eine Copie des neuesten Modejournals, über das wir uns soeben ausgelassen haben, nicht aus.

In eine Wolke von leichtem weißen Stoffe gehüllt, der mit silbernen Bouquetchen durchwirkt, die Farbe der hellblauen seidenen Robe recht duftig und weich machte, konnte sie, aus einiger Entfernung betrachtet, als ein recht liebliches, jugendfrisches Kind gelten, obgleich die vollen, schönen Formen der Arme und der keineswegs mit übergroßer Sorgfalt vor Erkältung verhüllten Büste eine etwas mehr als jungfräuliche Reife verriethen. Ein wahrer Wald von aschblonden Löckchen – dieser so ungemein reizenden Farbe, wenn sie, wie hier, neben einem zarten, frischen Teint und himmelblauen Augen auftritt, – umwallte das regelmäßige, ansprechende Gesichtchen, das gegen die ungeheure, mit Spitzen und weißen Moosrosen geschmückte Coiffüre eigentlich viel zu klein erschien, und wenn sie mit den ihr zur Seite sitzenden Damen oder den Herren, die ihr unablässig wechselnd den

Hof machten, plauderte, so schien darin eine so kindliche, heitere und lebenslustige Naivität zu liegen, ein solcher Genuß der reinsten Freude und des seligsten Wohlbefindens sich auszudrücken, wie auch alle ihre Bewegungen und das Spiel mit dem zierlichen Federfächer in der niedlichen Hand so natürlich kokett, – man verzeihe den in dieser Zusammenstellung liegenden Widerspruch! – so ungesucht anmuthig waren, daß man ein höchstens sechszehnjähriges Mädchen vor sich zu sehn glaubte.

Wer indessen das Glück hatte, sich ihr bis auf einen oder zwei Schritte nähern zu dürfen, wurde doch jedenfalls anderer Meinung; abgesehen davon, daß sie ihre Unterhaltung mit einer Sicherheit und Ungezwungenheit führte, die beinahe noch über das Maß hinausging, das einer Frau wohlstansteht, bei einem jungen Mädchen aber geradezu einen peinlichen Eindruck macht, fand man, daß diese Augen, denen sich ein ganz himmlisches Blau nicht absprechen ließ, doch nicht den weichen, süßen Ausdruck einer unschuldigen Kindesseele besaßen, daß auf den frischen, schwelrenden Lippen etwas zu viel Sinnlichkeit lag und daß der zarte Teint unter den Augen einen matten, bläulichen Anhauch hatte, wie ihn reichlicher Genuß anstrengender Vergnügungen hervorzubringen pflegt. Das war entschieden kein Kind mehr, sondern eine Dame von Welt, eine junge Frau, die am Arme des Gatten, zu dem sie in schwärmerischer Liebe aufblickte, freilich ganz reizend gewesen wäre.

Die Frau Baronin Clementine von Burgstein – als solche war sie in diesen Ballräumen wie auch den Promenaden des Brunnengartens allgemein bekannt und spielte daselbst eine nicht unbedeutende Rolle – sah man aber nie oder wenigstens nur sehr selten am Arme und überhaupt in der Gesellschaft ihres Gemahls, des Rittmeisters; mochte sie sich nun von dieser Begleitung emancipirt haben oder liebte es der Herr Baron, dem man nachsagte, daß er ein sehr freisinniger Lebemann sei, seine Wege allein zu gehn, – die Meinungen waren darüber getheilt, – so stand doch das Faktum fest, daß man die beiden Gatten nicht leicht an einem Orte bei einander traf, und dies mußte um so auffälliger erscheinen, als man wußte, daß das Paar erst seit einem Jahre verheirathet war, über welchen Zeitpunkt hinaus doch noch manche Flitterwochen verlängert werden.

Die Baronin war auch nicht mit ihrem Manne zugleich in diesem Bade eingetroffen, sondern schon vier Wochen früher in Gesellschaft eines ältlichen Ehepaars, das ein dem ihrigen benachbartes Rittergut besaß; es hieß damals, der Rittmeister werde noch durch andere Geschäfte in Anspruch genommen; welcher Art dieselben seien, war aber aus den Mittheilungen Derer, welche die Familie aus der Nachbarschaft kannten, nicht zu ersehen, denn sie versicherten, daß er kurz nach seiner Verheirathung den Militairdienst quittirt habe und sich um die Bewirthschaftung des von seinem Vater übernommenen Gutes so gut wie gar nicht bekümmere, was ganz weise erscheinen konnte, da er nie Oekonomie studirt haben sollte.

Man flüsterte aber auch noch mehr über das junge Ehepaar, was der Augenschein vollkommen zu bestätigen schien, und wenn unsere Leser einen Theil davon hören wollen, so mögen sie jetzt, während die Musik zu einer Polka präludirt, die tanzenden Paare sich engagiren und gruppiren und die Baronin mit einem hübschen und eleganten Cavalier ebenfalls ihren Platz in der Reihe einnimmt, die Unterhaltung belauschen, die in einem der an den Saal stoßenden Kabinete zwischen zwei Herren stattfindet.

Dieses Gemach ist so klein, daß es nur für wenige Personen Raum zum vorübergehenden Ausruhen darbieten kann, und enthält bei übrigens prachtvoller Dekoration nur ein zweisitziges Sopha, vor dem ein runder Tisch steht, und noch drei oder vier Lehnssessel. Obgleich es jedem Mitgliede der Gesellschaft offensteht, würde es, zumal anderwärts noch genügende Räumlichkeiten vorhanden sind, wie eine Indiskretion aussehn, wollte Jemand eintreten und die so vertraulich erscheinende Unterhaltung der beiden Vorgenannten, die sich nun einmal in den Besitz gesetzt haben, stören.

Es sind zwei junge Männer, wohl ziemlich in gleichen Jahren, der Mitte der Zwanziger, von denen der Eine in nachlässig sitzender Stellung das ganze Sopha eingenommen, den Ellenbogen auf die Lehne und den Kopf in die feine Hand stützend, während der Andere seinen Sessel dicht zu ihm gerückt hat und bei aller Vertraulichkeit doch in seiner Haltung eine Art Ehrerbietung bewahrt.

Beide tragen den schwarzen Ballanzug, bei dem sich kaum eine Verschiedenheit bemerken läßt, aber zwischen ihren Persönlichkeiten besteht ein himmelweiter Unterschied. Der auf dem Sopha ist ein schmächtiger, mittelgroßer Mann von ungemein zarter Körper- und Gesichtsbildung; man könnte das letztere nicht gerade schön nennen, aber es ist interessant nicht allein durch seine Blässe, die gegen das dunkle Haar und feine Bärtchen noch mehr hervortritt, sondern auch durch den schwärmerischen, nervösen Ausdruck der schwarzen Augen, die so rastlos umherschweifen, als könnten sie nirgends einen befriedigenden Haltepunkt finden, und in denen dabei doch ein Feuer glüht, das nicht allein eine tiefe Leidenschaftlichkeit, sondern auch einen angemaßten oder wirklich berechtigten Stolz verräth. Man würde sich geneigt fühlen, diesen jungen Mann, der eine unheilbare Krankheit in sich zu tragen scheint, zu bedauern, wenn sein Blick nicht eine solche lästige Theilnahme entschieden von sich wiese.

Der Andere, bedeutend größer und kräftiger gebaut, in der Fülle der Gesundheit stehend, hat so geschmeidige Bewegungen, eine so aalglatte Miene, die fast fortwährend lächelt, sein Oberkörper wiegt sich, als ob ihm dies durch lange Uebung zur zweiten Natur geworden sei, in den Hüften vornüber, daß man unwillkürlich an einen dienstfertigen Lakaien denken muß; auf einer höheren Stufe steht er aber jedenfalls, denn seine Manieren sind tadellos, sogar vornehm und aristokratisch. Jene stets lächelnde Dienstfertigkeit thut indessen seiner

sonst schönen Männlichkeit keinen geringen Eintrag, der volle braune Schnurrbart verträgt sich damit nicht recht, und in den stets niedergeschlagenen Augen liegt etwas Scheues und doch auch Lauerndes; dabei möchte man darauf wetten, daß der Mann am ihm geeignet erscheinenden Orte ebenso hart und hochmüthig aufzutreten versteht, wie er sich jetzt zu beugen für gut befindet. Es sind ein Gesicht und eine Figur, die ohne Mühe jede beliebige Maske annehmen können.

Den vorletzten Tanz, einen langsamen Walzer, hat der Erstbeschriebene mit der Baronin von Burgstein getanzt, und eine gewisse Intimität zwischen ihnen würde aufgefallen sein, wenn sich die Dame wenigstens nicht ebenso liberal und ungeniert gegen jeden ihrer Cavaliere zeigte. Inzwischen lehnte der Andere mit untergeschlagenen Armen in der offenen Thüre dieses Kabinets, von der aus man den ganzen Saal übersehen kann, und folgte, während er wie ein angestellter Wächter das letztere reservirt hielt, dem tanzenden Paare mit scheinbar gleichgiltigen Blicken; wer sich die Mühe gab, ihn recht genau zu beobachten, würde aber doch vielleicht bemerkt haben, daß zuweilen ein etwas spöttisches Lächeln seine Lippen unter dem starken Schnurrbarte kräuselte.

Unmittelbar nachdem er sich von seiner Dame verabschiedet hatte, war der bleiche junge Mann auf dieses Kabinet zugekommen und hatte sich mit einem Anfluge von Erschöpfung auf das Sopha geworfen, wobei er dem Anderen mit der Hand winkte, sich des nächsten Sessels zu bedienen.

»Nun, Gräfenitz, kommen Sie zur Sache!« sagte er, nachdem er tief Athem geschöpft hatte; – »ich bin äußerst gespannt auf Ihren Bericht, zu dem Sie sich mit so großer Mühe und Intelligenz den Stoff aus allen vier Weltgegenden zusammengeholt haben; wenn ich die Hälfte davon vermutlich schon kenne, so möchte ich doch einen bequemen Gesammtüberblick haben, und Sie verstehn es ja meisterhaft, solche Panoramen aufzustellen. Aber hüten Sie sich, daß ich Sie nicht auf einem allzu phantasievollen Fluge Ihres Pinsels ertappe!«

Er sagte dies Alles mit seinem erzwungenen Lächeln, scherzend, halb spöttisch, und dennoch konnte man ihm die brennende Ungeduld anmerken, mit der er den erwarteten Mittheilungen entgegensah.

»Hoheit,« entgegnete der Andere, ohne sich durch seinen Ton irre machen zu lassen, – »wollen an mein Gemälde keinen allzustrengen Maßstab der Kritik legen; die geniale Schöpfungskraft bleibt dabei ganz aus dem Spiele, es ist eben nur eine dürftige Zusammenstellung von Copien, deren Originale ich hier und da in einem Trödlerladen gefunden habe, aber solche alten Bilder sind wahr, mit kräftigen und gesunden Farben gemalt.«

»Und wenn Sie, lieber Gräfenitz, den Firniß Ihrer Weltkenntniß und Ihres geschickten Combinationsgeistes darüber streichen,« antwortete die blasse Hoheit wie vorher, – »so werden wir immer ein ganz farbenreiches, interessantes Gemälde haben, in dem die Hauptfigur allein schon fesselnd genug ist.«

»Eure Hoheit werden nicht vergessen, daß jede Figur
Licht und Schatten haben muß –«

»Wahrhaftig, das sehe ich ein; tragen Sie mir den
Schatten nur nicht zu stark auf, das würde mich doch et-
was mißtrauisch gegen Ihre alten Trödlerbilder machen.«

»Ich kann nicht verhehlen, daß ich den Vorhang von
einer Art Nachtstück heben muß,« versetzte der Gräfenitz
Genannte achselzuckend.

Des Prinzen Gesicht begann eine gewisse Unbehaglich-
keit auszudrücken, dabei aber auch verdoppelte Span-
nung.

»Mein lieber Major und Kammerherr von Gräfenitz,«
sagte er, immer noch halbscherzend, – »ich hoffe, daß
der unumgänglich nothwendige Schatten Ihres Gemäldes
den Lichtpunkt in der Mitte um so strahlender hervorhe-
ben wird. Aber lassen Sie die diplomatischen Umschweife
und ziehn Sie auf jede Gefahr hin den Vorhang bei Seite.«

»Ganz, wie Hoheit befehlen. Zunächst also fand ich
hier einen alten verabschiedeten Stabsoffizier aus ***,
der vor langen Jahren einmal mit dem verstorbenen Va-
ter des Barons von Burgstein in einer Garnison gestanden
hat –«

»Um des Himmelwillen, Gräfenitz, holen Sie nicht so
weit aus, wir kommen sonst auf die Wurzeln des Stamm-
baumes Derer von Burgstein zurück, die mich gar nicht
interessiren! Es handelt sich nur um das edle auf den al-
ten Stamm gepfropfte Reis.«

»Verzeihung, mein gnädigster Prinz! Von einem edlen Reise ist hier nicht die Rede, – der Rittmeister hat eigentlich eine Mesalliance gemacht.«

»Den Henker auch! Das sieht man ihr nicht an! – Indessen muß sie doch aus guter Familie stammen, das lasse ich mir nicht nehmen. Also war sie sehr reich?«

»Auch das nicht –«

»Nun, da haben wir's! Es ist kein Wunder, daß diese Frau Alle durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit bezaubert! – Gleichviel, sie hat natürlichen Adel, und jetzt ist sie Frau von Burgstein!«

Der Prinz hatte sich schon wieder vollständig von der ihm sichtlich keineswegs angenehmen Ueberraschung erholt und schien die Mittheilung seines Berichterstattlers *ad acta* gelegt zu haben.

»Fahren Sie fort, Gräfenitz, aber fassen Sie sich kürzer. Ich bin nicht begierig auf die Quellen, aus denen Sie geschöpft haben; ich glaube an die Wahrheit oder wenigstens Wahrscheinlichkeit derselben, denn ich weiß, daß Sie zuverlässig sind und sich nicht täuschen lassen.«

Der so Geschmeichelte verbeugte sich wieder und fuhr fort:

»Der Vater des Rittmeisters war also Major in einem ***'schen Kavallerieregimente, – bei den Husaren, glaube ich, – ein flotter Lebemann, der dessenungeachtet noch eine so große Portion Weisheit und Selbstbeherrschung besaß, daß er sein recht ansehnliches väterliches Erbe nicht bis auf den letzten Heller durchbrachte; viel blieb aber dennoch nicht davon übrig, nur ein

mittelmäßiges Rittergut, das der polnischen Grenze nahe liegen soll, eine Region, von der ich als Süddeutscher, wie ich aufrichtig und ohne übergroße Scham gestehe, keine rechte geographische Vorstellung habe. Es waren bei seinem schon vor mehreren Jahren erfolgten Tode zwei Söhne da; der älteste, unser Rittmeister, ein wildes, leichtfertiges Blut, war, nachdem er eine gute wissenschaftliche Erziehung auf dem Gymnasium genossen, ebenfalls Soldat geworden, in demselben Regimenter und unter dem Kommando seines Vaters, der zweite, bedeutend jüngere, – er soll sich übrigens zur Zeit auch hier aufhalten, muß aber sehr zurückgezogen leben, denn ich habe ihn noch gar nicht zu Gesicht bekommen, – sollte studiren und ist auch wirklich schon ein oder zwei Jahre auf der Universität und einer land- und forstwirthschaftlichen Akademie gewesen, als der Vater starb, und da haben sich denn die Brüder dahin geeinigt, daß er die Bewirthschaftung des Gutes übernahm, wozu der ältere durchaus keine Lust verspürte. Seit der Verheirathung des Rittmeisters, vor ungefähr einem Jahre, hat sich das wieder geändert; bei seiner leidenschaftlichen Vorliebe für den Soldatenstand muß es wohl eine besondere Bewandtniß mit seinem Abschiede gehabt haben, die ich nicht zu ergründen vermochte; kurz, er hat sein väterliches Gut übernommen und dem Bruder, laut des väterlichen Testamente oder gütlicher Verabredung, ein anstoßendes großes Vorwerk überlassen. Sehr wohlhabend sind sie nun Beide nicht, obgleich der Jüngere gut haushalten soll; der Rittmeister, dessen Geschmack sich unter

der Kameradschaft im Kleinen dafür ausgebildet haben mag, ist nun ein passionirter Spieler geworden, und man will ihm nächstens seinen vollständigen Ruin prophezeien, wenn er nicht bereits auf diesen Punkt gekommen ist.«

»Die arme Frau!« schaltete hier der Prinz ein. »Was hat das Alles aber mit seiner Verheirathung, mit ihr zu thun?«

»Hm, Hoheit, gerade seit seiner Verheirathung erst soll er so ein so wüstes Leben führen. Er machte also den letzten Krieg in Schleswig-Holstein mit und wurde irgendwo verwundet; man schickte ihn nach Berlin zurück, wo bekanntlich viele patriotischen oder christlichen Seelen um die Ehre wetteiferten, verwundete Offiziere und Soldaten in ihre Obhut zu nehmen. Sein Glücks- oder Unglücksstern führte ihn in das Haus eines Großhändlers, der sich durch diese freiwilligen Johanniterdienste vermutlich einen Orden oder den Titel »Commerzienrath« – Beides soll er auch bekommen haben – oder noch etwas Anderes verdienen wollte; der Mann machte ein großes Geschäft und ein großes Haus, und Niemand ahnte damals, daß er schon nach wenigen Monaten ein Bettler sein würde; es war der moderne Schwindel, wie man ihn untertausend verschiedenen Formen antrifft, und der Mensch sogar ein ganz gewissenloser Schwindler. Er besaß eine einzige Tochter –«

»Ich errathe bereits,« unterbrach wieder der Prinz, dessen Mienen sich immer mehr verdüstert hatten. »Tragen Sie auch nicht zu starke Farben auf, Gräfenitz?«

»In dieser Beziehung gewiß nicht, Hoheit, denn da sind meine Quellen sehr ergiebig und durchsichtig, sprudelten ohne allen Rückhalt. Uebrigens fällt es mir nicht ein, zu behaupten, die Tochter habe um die Handlungsweise und die Verhältnisse des Vaters gewußt –«

»O davon kann natürlich nicht die Rede sein! – Aus dem ganzen Wesen, der kindlich fröhlichen Unterhaltung dieser Frau leuchtet ein so zartbesaitetes Gemüth, ein so reines, unschuldvolles Gewissen – Aber weiter! weiter! ich bin sehr ungeduldig, das Ende zu hören!«

Der Herr von Gräfenitz hatte, als sich die Augen des Prinzen von der in den Ballsaal führenden Thür, wohin er sie in seiner verliebten Extase gerichtet, wieder auf ihn wandten, kaum noch Zeit, die abscheuliche Grimasse zu unterdrücken, die durch jenes überschwängliche Lob hervorgerufen wurde, dann erzählte er trocken weiter:

»Es wird nun ein einfacher und sehr kurzer Liebesroman. Das schöne junge Mädchen pflegt den armen Verwundeten und verliert dabei ihr durch den Patriotismus schon zur Hälfte geöffnetes Herz an ihn; er verliebt sich aus Dankgefühl ebenfalls in sie, und der redliche Vater meint, er werde den Orden, den Titel und eventualiter die Staatsunterstützung noch sicherer bekommen, wenn er die Tochter an einen königlichen Rittmeister verheirathet hat; er giebt also gern seinen Segen, und nach zwei Monaten schon steht das Paar vor dem Traualtare. Ein Husar pflegt rasch zu Werke zu gehn, und der

Rittmeister hat in dieser Beziehung ein glänzendes Probestück abgelegt. Nun kommen der Orden und der Titel in's Haus, die Tochter geht mit ihrem jungen Gatten nach der polnischen Grenze, nachdem sie zuvor in dieselben Badeorte einige Wochen auf der Hochzeitsreise zugebracht haben, aber inzwischen bleibt die gehoffte Staatssubvention, welche eigentlich die Hauptsache war, aus, der große Handelsherr macht einen glänzenden betrügerischen Bankerott und salvirt sich nach Amerika.«

»Unmöglich! Und sie –?«

»Natürlich bleibt sie Frau Baronin von Burgstein, denn wer wollte sie für den Schwindel eines Vaters verantwortlich machen, der bis dahin bei der ganzen Welt in höchster Achtung gestanden hat? – und da tanzt sie gerade wie die leichfüßigste, strahlendste Fee aus dem lieblichsten Märchen an der Thür vorüber, Hoheit!«

Der Prinz sah mit sich schnell röthenden Wangen nach der angedeuteten Richtung, ließ aber sogleich wieder den Kopf mit einem leichten Seufzer sinken; sehr kleinklaut fragte er:

»Und wie lange soll es her sein, daß – daß der Mann, ihr Vater, dieses Unglück hatte?«

»Vor Weihnachten des letzten Jahres, also sieben Monate höchstens.«

Jener schüttelte unwillkürlich den Kopf und schwieg. Der Major und Kammerherr sprach weiter, als ob er die Aufregung seines gnädigen Herrn gar nicht bemerke:

»Der Vater wäre somit abgethan, denn schwerlich wird er sich auf diesem Continente noch einmal blicken lassen.

Dem Rittmeister ist die Sache jedenfalls sehr empfindlich gewesen, und obgleich man schon im vorigen Jahre an diesem Orte keine übergroße Zärtlichkeit bei dem neuverwählten Paare wahrgenommen haben will, läßt sich doch annehmen, daß die Mißstimmung durch einen solchen fatalen Vorfall gewachsen ist. Auf dem einsamen Gute hielten es die jungen Eheleute nicht lange aus – der jüngere Baron von Burgstein ist unverheirathet – und begaben sich bald nach der nächsten Provinzialstadt, wo sie den ganzen Winter zubringen wollten. Der Rittmeister fand dort viele alten Kameraden, er galt immer noch für recht wohlhabend, und so standen ihnen natürlich die ersten Cirkel offen; die junge Frau ließ sich nicht davon anfechten, daß einige Unverschämte mehr oder weniger verborgen die Nase rümpften, als die Katastrophe ihres Vaters auch dort bekannt wurde; die Mehrzahl huldigte auch dessenungeachtet ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, und es scheint beinahe, daß der gute Ehemann ein wenig eifersüchtig darüber wurde. Aber er wählte in diesem Falle ein sonderbares Mittel, diese für die gute Gesellschaft gar nicht passende Empfindung zu tödten; nachdem es einige stürmische Scenen hinter der häuslichen Gardine gegeben haben soll, reiste er allein nach Hause und überließ die junge Frau ihren unschuldigen Ball- und Theatervergnügungen; er seinerseits entschädigte sich durch Jagd, Trink- und Spielgelage mit einigen seiner Nachbarn. Vielleicht hatte er auch den Kampf der Eifersucht siegreich überwunden und seine Frau war ihm

ganz gleichgiltig geworden; hier setzt er wenigstens dieses Benehmen fort.«

»Diese junge Ehe ist also entschieden unglücklich?« fragte der Prinz, der durch den zuweilen unverkennbar spöttischen Ton des Erzählers mehr peinlich berührt als erzürnt worden zu sein schien.

»Das unterliegt wohl kaum noch einem Zweifel, Hoheit.«

»Und wem von den Beiden giebt die öffentliche Stimme die Schuld daran?«

»Wenn Eure Hoheit unter dem leisen Gemurmel meiner Quellen die öffentliche Meinung verstehn, so sind die Ansichten sehr getheilt darüber.«

»Man beschuldigt doch auch die junge Frau?« fragte Jener beinahe zagend.

»Hm, man behauptet, sie sei verschwenderisch, besonders in Bezug auf ihre Toilette, und das läuft heutzutage auf große Summen hinaus –«

»Soll sich denn die Schönheit nicht einmal auf ihrer würdige Weise schmücken dürfen?« rief der Prinz beinahe unwillig und heftig aus.

»Eigentlich bedürfte sie gerade am wenigsten des Schmuckes. Aber die Leute sprechen auch viel in den Wind hinein, besonders wo es sich um die pekuniären Verhältnisse eines Anderen handelt. Man will sie auch ein wenig kokett finden.«

»Alberne Verleumdung!«

»Sie soll kein Herz für ihren Mann haben –«

»Für einen solchen Mann? – Hat sie ihn nicht aus Liebe geheirathet, eher noch aus einer Art von Mitleiden, als er verwundet vor ihr lag? – Aber er selbst wird durch seine rohe Leidenschaften die Liebe in ihrem Herzen getötet haben; kein zartfühlendes Herz erträgt Vernachlässigung!«

»Ich wage über das Alles nicht zu urtheilen, Hoheit,« entgegnete Herr von Gräfenitz, die Frage, die in des Prinzen Worten lag und eine Bestätigung zu suchen schien, nur mit einem Achselzucken erwidernd, – »und meine Nachrichten sind nun zu Ende. Aber Verzeihung, mein Prinz, fordert die Musik da nicht soeben zum Cotillon auf?«

»Ich bin wahrlich nicht recht in der Stimmung, zu tanzen.«

»Und Hoheit sind bereits engagirt?«

»Mit der Frau von Burgstein,« antwortete der Prinz, sich etwas zögernd erhebend.

»Befehlen Hoheit vielleicht, daß ich die Dame davon benachrichtige, daß Sie sich nicht ganz wohl zu befinden scheinen?«

»O, das könnte sehr ungalant klingen, – ich werde tanzen.«

Er nickte dem Anderen etwas verlegen zu und ging in den Ballsaal. Herr von Gräfenitz lächelte vor sich hin; wenn wir seine Gedanken in Worte übersetzen wollen, lauteten sie etwa:

»Gut, er geht mit offenen Augen in die Falle; so habe ich es mir gedacht, denn wo zöge ein Verliebter wohl jemals die Vernunft zu Rathe? – Es war besser, daß er dies Alles von mir, als von einem Anderen erfuhr; vor mir genirt er sich nicht und ist jetzt gegen jeden Angriff auf seine Liebe gerüstet. Jetzt bin ich ihm ganz unentbehrlieblich; wer eine Geliebte hat, braucht einen Vertrauten.«

Inzwischen stand der Prinz schon neben der schönen Baronin, die ihn durch die Gewährung des Cotillons vor allen ihren anderen Anbetern am meisten zu begünstigen schien. Sein hoher Stand – er hielt sich allerdings hier incognito, unter dem Namen eines Grafen von Dühren auf, aber sein wahrer Name war ein öffentliches Geheimniß, – machte auf sie gar keinen einschüchternden Eindruck, ihr ganzes Benehmen ihm gegenüber war so, als gewähre sie eine Huld, anstatt daß sie sich bevorzugt fühlte; zur Seite aber flogen ihre Blicke auf die Gesellschaft mit einem Ausdrucke von Stolz und Triumph.

Der Prinz war anfänglich augenscheinlich etwas befangen und überließ es seiner Dame, die Conversation zu führen, – er hatte sich bei ihr mit Kopfschmerzen entschuldigt, – aber ihr munteres Geplauder und reizendes Lächeln, sowie die Berührung beim Tanze und die Aufregung desselben lockten bald ein hektisches Roth in seine etwas blassen Wangen und durchströmten auch seine Seele, die sich wohl noch von der soeben geführten Unterhaltung belastet fühlen mochte, gewissermaßen mit einer elektrischen Flamme, die nun wieder in galanten und heiteren Reden von seinen Lippen zuckte.

Unter den Vielen, welche das vornehme, so graziös tanzende und sich scheinbar so angenehm unterhaltende Paar mit Blicken, die sich auf sehr verschiedene Weise in Worte bringen lassen würden, jedenfalls aber immer mit vorwiegender Neugierde verfolgten, stand, in einer Fensternische lehnend, ein junger Mann, der erst vor Kurzem in den Saal eingetreten war und sich diesen zurückgezogenen Platz gewählt hatte, auf dem er besser beobachten, als beobachtet werden konnte.

Er trug nicht den eigentlichen Ballanzug, sondern einen einfachen schwarzen Rock, sein ganzes Costüm ließ aber an Eleganz Nichts zu wünschen übrig. Man nahm es bei diesen Réunions für die nicht tanzenden Herren nicht so genau. Wenn wir ihn sogleich als den Baron Ewald von Burgstein, den jüngeren Bruder des Rittmeisters vorstellen, so können wir uns darauf beschränken, zu sagen, daß er eine große Aehnlichkeit mit seinem Bruder besaß, nur waren seine Gesichtszüge sanfter, wenn auch nicht weniger männlich und von Entschlossenheit zeugend, sein Teint nicht so tief gebräunt, doch frischer, und jener Ausdruck leicht erregbarer Leidenschaft fehlte ihm gänzlich, wenigstens mußte er dieselbe, wenn sie ihm einmal angeboren war, besser zu beherrschen wissen. Der Rittmeister konnte vielleicht ein schöner und imposanter Mann genannt werden, sein Bruder hatte aber mehr Vertrauenerweckendes an sich.

Obgleich vollkommene Ruhe auf seinem Antlitze lag, war über dasselbe doch ein Hauch von traurigem,

schwermüthigen Ernst gebreitet und seine Lippen zuckten zuweilen leicht unter dem kleinen Barte, als ob er einen inneren Schmerz empfinde; daß der letztere ein körperlicher sei, ließ sich bei dieser augenscheinlich kräftigen und unverdorbenen Natur nicht gut annehmen, und sehr tiefe Wurzeln hatte der Kummer bei ihm wohl auch schwerlich geschlagen; vielleicht hatte er nur einen vorübergehenden, augenblicklichen Verdruß.

Einmal sah Clementine von Burgstein, während sie gerade in der besten Unterhaltung mit ihrem fürstlichen Cavalier begriffen war, zufällig zu ihm hinüber, und da trat für einen Moment das Blut aus ihren Wangen zurück und sie wurde so stark betroffen, daß der Prinz zuerst sie ganz verwundert ansah und dann der Richtung ihres Blickes zu folgen suchte, aber der junge Mann im einfachen Anzuge konnte nicht unter der großen Menge auffallen, und Jener glaubte sich getäuscht zu haben, als er seine Tänzerin schnell wieder ganz heiter und unbefangen fand.

Baron Ewald wartete übrigens den Schluß des Cotillons nicht ab; unbemerkt wie er gekommen war, – vorher hatte er sich im Lesezimmer aufgehalten – verließ er wieder den Saal. Draußen war sein Diener Fritz sogleich zur Hand und legte ihm den Mantel um, worauf er ihm nach Hause folgte; es war dem Burschen nicht anzusehen, daß auch er ein besonderes Erlebniß an diesem Abende gehabt hatte.

Der jüngere Bruder wohnte nicht mit dem älteren in einem Hause, obgleich sie zusammen hier angekommen

waren; vielleicht gestattete es die Räumlichkeit nicht, vielleicht wollte er sich auch seine Unabhängigkeit vollständig bewahren.

Eine Stunde später erst wurde das Kammermädchen der Baronin von ihrer Herrin in Anspruch genommen; der Weg bis zu der Villa war so kurz und in jeder Beziehung sicher, daß die Letztere weder eines Fuhrwerks noch einer andern Begleitung bedurfte.

Rosa war noch Zeugin, wie sich mehrere Herren von ihrer Gebieterin verabschiedeten, worin sie schon längst nichts Auffälliges mehr fand; jede Begleitung hatte sich die Baronin verboten und schritt nun schnell nach Hause, ohne mit ihrem Mädchen nur ein Wort zu wechseln; sie war zu müde dazu oder wurde noch von ganz anderen Gedanken in Anspruch genommen.

Rosa verrieth aber auch, als sie zu Hause beim Auskleiden ihrer Dame dazu Gelegenheit finden konnte, nicht, was sie unter der Statue der Flora erfahren hatte, denn sie war durch Fritz überzeugt werden, es sei besser, einstweilen noch zu schweigen, bis er hinter das »Geheimniß« gekommen sei, was ihm gar nicht schwer fallen könne, da der Riese ja eine zu auffallende Persönlichkeit sei, um sie in dem kleinen Neste nicht wiederzufinden. Sie hatte bei ihrer Rückkehr, als sie das Haus so still und todt daliegend fand, nur heimlich geseufzt: »Gott sei Dank, er hat sich doch nicht todtgeschossen, sonst hätte es geknallt, und da wäre hier alle Welt auf den Beinen!«

Es war ein Uhr Morgens, als Clementine von Burgstein sich in ihrem eigenen Schlafzimmer niederlegte, ohne nur nach ihrem Gatten gefragt zu haben, obgleich sie wohl wußte, daß der alte Wolff noch wachen werde, um das Gartenthor und die Hausthür zu verschließen.

DRITTES KAPITEL. BRUCHSTÜCK EINES WACHEN TRAUMES.

Der folgende Morgen war hell und sonnig angebrochen, aber von allen den Personen, die wir im Laufe des vergangenen Abends unseren Lesern vorgeführt haben, beachtete dies nur eine einzige, und aus ihrem reinen und treuen Herzen stieg, wenn auch nicht in Worten, doch ein innig gefühltes Dankgebet zu dem Schöpfer der wunderbaren Herrlichkeit der Natur auf.

In Badeorten, wie der geschilderte, pflegen die Menschen nicht allzu früh Tag zu machen, denn die vornehmen Gäste sind einmal daheim an das lange Schlafen gewöhnt und der Badearzt wird es nur bei den Wenigsten von ihnen durchzusetzen vermögen, daß sie die frische, kräftigende Morgenluft genießen; nach diesen sogenannten Spitzen der Gesellschaft richten sich aber beinahe alle Uebrigen, denn für den großen Rest der letzteren geben sie den Ton an, und die Einwohner des Ortes, die ja fast ausschließlich von den Fremden leben, würden in ihren Geschäften gar Nichts dabei gewinnen, wenn sie für einen schönen Sonnenaufgang schwärmen wollten.

Nur ein paar Straßenkehrer, Männer und Weiber, die sich in ihren zerlumpten Anzügen und mit den bleichen,

von Hunger und Elend gefurchten Gesichtern vor der glänzenden Gesellschaft füglich nicht sehen lassen können und ihre Arbeit verrichtet haben müssen, ehe der eigentliche Tag beginnt, ein paar Bäckerjungen, die noch warme Semmeln auszutragen anfangen, und hier und da eine fleißige Dienstmagd beleben die Straßen, auf deren Dachfirsten die ersten röhlichen Sonnenstrahlen schimmen.

Der Einzige, von dem wir redeten, ist der alte Wolff. Obgleich er erst sehr spät zu Bette gekommen, liebt er es doch nicht, wie er sagt, »dem lieben Gott den halben Tag wegzustehlen«, und tritt, »vollständig gesattelt und gespornt«, aus der Hausthür, die er leise aufgeschlossen und geöffnet hat, in den Garten, auf dessen Gesträuchern und Blumen noch der funkelnde Morgenthau ruht.

Drinnen auf dem Corridor hat er schon an der Thür von des Rittmeisters Schlafzimmers gelauscht und des Schläfers ruhige Athemzüge vernommen; in dieser Beziehung, die für ihn die Hauptsache ist, fühlt er sich ganz unbesorgt, und wenn er darüber nachdenkt, wie anders dieser Morgen geworden sein könnte, wenn er sich in der vergangenen Nacht nicht das Herz gefaßt hätte, noch einmal in seines Herrn Zimmer zu treten, – der ehrliche Alte ist aber weit davon entfernt, sich deshalb ein besonderes Verdienst beizumessen, – so kommt ein Gefühl von Zufriedenheit und Fröhlichkeit über ihn, wie er es sich lange nicht empfunden zu haben erinnert.

Nachdem er das Gartenthor geräuschlos aufgeschlossen hat, lehnt er sich mit beiden Ellenbogen über die eisernen Staketen, blickt sich nach allen Richtungen um, bald zum Himmel hinaus, bald die vorüberführende Straße auf- und abwärts und pfeift dazu halblaut ein Potpourri, das sich aus »Prinz Eugen, der edle Ritter«, dem Düppelmarsch und einem alten Reiterliede zusammensetzt. Der alte Wolff ist kein Müßiggänger und hat daheim auf dem Gute schon von Tagesanbruch ab genug zu thun, denn die Beaufsichtigung des Stalles lässt er sich dort nicht nehmen, aber hier kann er beim besten Willen keine Beschäftigung finden, bevor sein Herr erwacht ist.

Nach einer Weile verstummten indessen seine Melodien und sein Gesicht nahm wieder einen ernsteren, nachdenklicheren Ausdruck an; trübe Schatten zogen darüber hin, und zuweilen mußte sich das gepreßte Herz durch einen Stoßseufzer Luft machen. Dazwischen machte der Alte aber auch wieder recht grimmige Mienen; jedenfalls gehörte er zu den Leuten, die sich nicht darauf beschränken, zu klagen, sondern auch ernstlich zürnen können.

Allmälig begann sich die große Promenade, die an der Villa vorüberführte, einigermaßen zu beleben, aber noch waren es nicht die Spaziergänger, die hier am Tage herrschten, sondern halbverschlafene Dienstboten, die in dem beruhigenden Bewußtsein, von ihrer Herrschaft nicht beobachtet zu werden, gewöhnlich ihren verschiedenen Beschäftigungen nachgingen und Unterhaltungen

dabei anknüpften, zu denen jene den Stoff liefern mußten und gerade nicht geschont wurden, einzelne Ackerbürger des Städtchens, die mit ihrem Gesinde auf die Feldarbeit hinauszogen, Männer und Mädchen, die eine weit draußen gelegene Fabrik bis zum späten Abende beschäftigte.

Der alte Wolff hatte unter allen diesen Leuten keine Bekanntschaft und schenkte ihnen auch nur sehr geringe Aufmerksamkeit, höchstens erwiderte er kurz und anscheinend mürrisch einen an ihn gerichteten Morgengruß. Plötzlich aber nahm sein Gesicht eine ganz andere Färbung an; es trat eine Art freudiger Ueberraschung und Befriedigung darauf; er nahm die kurze Holzpfeife, aus der er rauchte, aus dem Munde, knöpfte sich den Jagdrock von oben bis unten zu und stellte sich in ganz militairische Positur.

»Ganz gehorsamsten guten Morgen zu wünschen, Herr Baron!« sagte er, die flache Hand in den Mützenschirm legend, in seinem volltönenden Basse, als ein junger Herr, im einfachen, ihn sehr wohlkleidenden Promenadenanzeuge von der Stadt herkommend, bis dicht vor die Gartenpforte gelangt war, ohne den Alten zu bemerken, da er das Haupt gesenkt hatte und in das tiefste Sinnen verloren schien.

Baron Ewald fuhr auf, als sei er auf einer schlimmen That ertappt worden, doch nahmen seine großen und klaren Augen sofort einen ruhigen und freundlichen, ja heiteren Ausdruck an, als sie auf den alten Diener seines Bruders fielen.

»Schon auf, Wolff?« meinte er, vertraulich nickend, indem er stehen blieb und die Hand leicht auf das Geländer legte. »Aber wie mag ich bei Dir altem Husaren noch so fragen? – Du schlafst ja immer nur mit einem Auge. Wenn sich nur mein Fritz, der faule Bursche, ein Beispiel an Dir nehmen wollte, aber glaubst Du wohl, daß er sich jetzt noch in den Federn wälzt, während sein Herr sich schon auf der Landstraße umhertreibt, um den schönen Morgen zu genießen?«

Der junge Baron sagte dies im Tone des Scherzes, der etwas erzwungen klang: er sah auch gar nicht so aus, als ob er sich des schönen Morgens freue, als ob er denselben überhaupt bemerkt habe; jedenfalls wollte er den Alten über seine Stimmung täuschen.

Der Letztere zrrckte die Achseln und erwiderte, ebenfalls lächelnd, ohne indessen den Respekt im Mindesten bei Seite zu setzen.

»Keine besondere Disciplin in dem Fritz, Herr Baron, – weiß das wohl! – Sie sind, mit Verlaub, ein zu guter und nachsichtiger Herr für ihn, und's würde ihm gar nichts geschadet haben, hätte er so zwei oder drei Jährchen dem Kalbfell nachlaufen müssen. Der Soldatenstand macht die Leute raisonabel und adrett; man sieht's gleich, wer einmal des Königs Rock getragen hat.«

Und der Alte, der in diesem Punkte eine große Eitelkeit besaß, warf sich in die Brust und sah mit einem Blicke an sich selbst hinab, als wollte er prüfen, ob der Augenschein auch seine Worte bestätigte.

»Ich weiß wohl, Wolff, daß vor Dir nur der Soldat Gnade findet,« lachte der Baron, – »und danke deshalb dem Himmel, daß ich wenigstens ein Jahr lang den bunten Rock tragen mußte. Aber was will das sagen? – ich seh's an meinem Fritz, daß ich nicht viel von der Kunst, auf Subordination zu halten, profitirt habe; aus mir wäre nimmermehr ein guter General geworden; meinst Du nicht auch?«

Der Alte machte eine etwas verdrießliche Miene; es war ihm nie recht gewesen, ja, er hatte es nicht einmal begreifen können, daß der jüngste Sohn seines alten Herrn nicht in dessen militairische Fußtapfen getreten war. Aber er liebte Baron Ewald doch, wenn auch nicht so hingebend wie den Rittmeister, dem er von dessen frühester Jugend an auf Schritt und Tritt gefolgt war.

»Hm, hm,« brummte er, – »die Burgstein's sind alle geborene Soldaten, und wenn einmal wieder ein frischer, fröhlicher Krieg losgehen sollte –«

»Male keine Gespenster an die Wand, Alter, – die Burgstein's haben vorläufig genug auf der Scholle zu thun, die ihnen noch übriggeblieben ist.«

Das Gesicht Baron Ewald's verdüsterte sich bei diesen Worten von Neuem, aber er streifte rasch das ihn zweifellos überkommende peinliche Gefühl ab und fuhr fort:

»Alles wohl bei Euch?«

»Danke gehorsamst, – wie immer!« erwiderte der alte Diener, und dabei schwiebte es wie ein leichter Seufzer auf seinen Lippen.

Baron Ewald mußte dies wohl bemerken, aber er schien genug zu wissen, um eine weitere Erklärung nicht zu verlangen.

»Sage meinem Bruder,« meinte er, – »daß ich in den Vormittagsstunden noch, wenn ich von meinem Spaziergange zurückkehre, herankommen werde; wenn er nichts Anderes vorhat, würde ich mich freuen, ihn zu finden. Guten Morgen, lieber Wolff!«

Der Diener erwiderete den Gruß in seiner militairischen Weise, und Baron Ewald ging rüstig weiter, aber bald wurde sein Schritt wieder langsam und er ließ den Kopf sinken, wie vorher, als ihn die Anrede des Alten aus seiner Träumerei aufgeschreckt hatte.

Er brauchte jetzt nicht mehr zu fürchten, daß er beobachtet werden könne, denn, an der äußereren Umfassung des Brunnengartens entlang schreitend, kam er im Bergaufsteigen durch ein großes Waldstück, das sich hier, wo die Kunst der Natur fast überall schon das Feld abgewonnen, noch eine wilde Romantik bewahrt hatte; der steile, schmale und durch verwachsene, knorrige Baumwurzeln holprig gemachte Weg konnte das zierliche Fußwerk der Badegäste schwerlich anlocken, und die mächtigen bemoosten Baumstämme, das finstere Grün der Tannen hatten für das Auge nichts Verführerisches; der ganze Wald war ein Nachtstück in dieser kleinen Welt voll Lust und Leben. Zum Vergnügen ging so leicht Niemand hierher, und die Wenigsten wußten, daß der düstere und beschwerliche Weg, freilich erst nach einer guten Stunde, zu einem Aussichtspunkte führte, der den schönsten

in der Umgebung des Städtchens wohl an die Seite gestellt werden konnte, wo er sie nicht gar übertraf.

Die ansehnliche Höhe, welche Baron Ewald erstieg, fast ohne einmal nach rechts oder links zu blicken, senkte sich plötzlich in jähem Abfalle in ein weites Waldthal nieder, wo die Kronen der riesigen Nadelhölzer sich so dicht aneinander drängten, daß man auf ein dunkelgrünes Meer niederzublicken glauben konnte, und wenn der Wind darüber hinstrich und diese auf- und niedersteigenden Wogen mit monotonem Rauschen in Bewegung setzte oder wenn Morgens und Abends starke Nebel sich aus dem Waldesdickicht erhoben und wie ein mehr oder minder durchsichtiger Schleier darauf lagerten, dann gehörte wenig Phantasie dazu sich in dieser Täuschung zu bestärken.

Diese großartige Einförmigkeit löste sich nun im weiten Hintergrunde in ein ungemein reizvolles Bild aus, das durch die von beiden Seiten vorspringenden Höhen mit schroffen Rändern förmlich einen dunklen Rahmen erhielt, von dem es sich an heiteren Tagen um so lichtvoller heraushob. Meilenweit blickte man hier in eines der gesegnetsten Thäler, durch das sich ein kleiner Fluß schlängelte; frischgrüne Hügel erhoben sich hier und da an seinen Ufern, zuweilen von Ruinen, die einer längst vergangenen Zeit angehörten, gekrönt, dazwischen lagen freundliche Dörfer, von ihren spitzen Kirchthürmen überragt, und weit ausgedehnte Kornfelder, welche um diese Jahreszeit schon die erntereife goldene Farbe angenommen hatten.

Als Baron Ewald den Rand des vor ihm liegenden Abhanges erreicht hatte, blieb er stehen, deckte die flache Hand zum Schirme über die Augen und blickte eine Weile in jene Ferne hinaus, die gerade jetzt auf das Herrlichste von der schon ziemlich hoch am Himmel stehenden Sonne beleuchtet wurde, während unten in dem Waldkessel noch tiefe Dämmerung mit dem Lichte kämpfte. Sein edles Gesicht drückte dabei eine Bewegung aus, die an weiche Rührung streifte, eine Sehnsucht, wie sie wohl der Schiffer auf stürmischem Meere empfindet, wenn er eine verlockend schöne Küste vor sich liegen sieht, wo er das Ziel seiner Kämpfe mit dem wilden Elemente zu finden hofft oder an der er, durch die Verhältnisse gezwungen, auch vorübersegeln muß, ohne dieses Mal den sicheren Hafen zu berühren.

Der junge Mann gab sich aber nicht lange diesen Empfindungen hin; als ob sich der letztere Vergleich auf ihn anwenden ließe, wandte er sich mit einem leichten Seufzer von dem verführerischen und doch verschlossenen Paradiese ab, setzte sich auf einen abgehauenen Baumstamm, der ihm schon öfter zu diesem Zwecke gedient haben mochte, nieder und sah nun, die Stirn in die Hand stützend, unverwandt und starr in die düstere Tiefe hinab, wobei sich seine glatte Stirn furchte und der Ausdruck einer Art trüber Schwärmerei auf sein hübsches, jugendliches Antlitz trat.

Im gewöhnlichen Leben sah Baron Ewald gerade nicht wie ein Melancholiker aus; er konnte unter seinen guten Bekannten sogar recht heiter sein, obgleich in seinem

ganzen Wesen doch immer ein Anflug von charaktervollem Ernst blieb; in der Heimath, wo er nicht allein das ihm als Erbtheil überwiesene ganz ansehnliche Vorwerk, sondern auch aus Gefälligkeit für seinen Bruder dessen größeres Gut zu bewirthschaften, wenigstens die Wirthschaft des Verwalters auf demselben zu controliren hatte, blieb ihm auch nicht viel Zeit zur müßigen Schwärmeri, denn er kam diesen Pflichten, die er in seinem eigenen, sowie des Rittmeisters Interesse übernommen hatte, mit großem Eifer nach; er würde sich deshalb wohl auch schwer zu dieser Reise in das Bad, dessen seine kräftige Gesundheit gewiß nicht bedurfte, entschlossen haben, wäre er damit nicht einem Wunsche des Bruders und vielleicht auch dem selbstgefühlten Bedürfnisse, sich zu zerstreuen, nachgekommen; in jener so weit nördlich und östlich gelegenen Provinz stand die Ernte noch nicht so nahe vor der Thür wie hier, seine Anwesenheit daselbst war daher im ökonomischen Interesse jetzt am ehesten zu entbehren.

Daß Baron Ewald's Phantasie ihn jetzt in eine ganz andere Region als die seiner wirklichen Umgebung führte, wäre für Den, welcher ihn beobachtet hätte, keiner Frage unterlegen, denn mit diesem starren Blicke faßte er jedenfalls nicht die vor ihm liegenden Gegenstände auf, auch hätten dieselben ihm nicht Stoff zu den wechselnden Empfindungen geben können, die sich auf seinem Antlitze verriethen. Wir sind so indiskret, wenigstens theilweise den Schleier zu heben, der diesen Gedankenflug verbarg, wie allmälig auch die immer tiefer

fallenden Sonnenstrahlen den Nebel in dem Waldkessel zerstreuten und ein goldenes Streiflicht über das andere auf die düsteren Tannenwipfel ergossen.

Auch vor dem geistigen Blicke des Träumers wogte und schäumte ein unabsehbar weites, düster gefärbtes Meer, das aufgeregzt und zornig seine grauswarzten, von weißen Schaumflocken gekrönten Wasserwogen gegen den wolkenverhangenen Himmel aufschleuderte, wobei es ein wüstes, wildes Gebrüll ausstieß. Diese Wasserberge brachen sich donnernd gegen eine steilaufsteigende Felsenküste, die im Sonnenschein eine so freundliche rothe, in Sturm und Nacht eine so düstere braune Farbe hat, und überschwemmten weithin den weißen Sand, der sich als ein flaches Vorland in die See erstreckte.

Weiter hinauf war dieses Vorland dicht mit Häusern bedeckt, darunter recht stattlichen Gebäuden, die regelmäßige Straßen und Gassen bildeten, hier und da blickte sogar freundlich ein grüner Baum hindurch, der gewiß nur bei unsäglicher Mühe und Pflege in diesem weißen Sande Wurzeln geschlagen haben konnte. Obgleich es noch früh am Morgen war, um die Zeit des Sonnenaufgangs, der aber an diesem Tage nicht erfolgen zu wollen schien, hatten sich bei den vielen kleinen Schaluppen und Böten, welche bis zwischen die äußerstgelegenen Häuser auf den Strand gezogen worden waren, um sie vor der zerstörungslustigen Brandung zu schützen, schon viele Menschen versammelt, die sich sichtlich in lebhafter Aufregung befanden.

Am vergangenen Abende, – man befand sich damals mitten im Sommer, und jetzt, wo Baron Ewald dieses Bild mit seinen kleinsten Zügen, die ihm stets unvergeßlich bleiben werden, in seiner Erinnerung heraufbeschwört, ist seitdem gerade ein Jahr verflossen, – war plötzlich ein starkes Gewitter heraufgekommen und hatte einen Seesturm, wie man ihn um diese Zeit selten erlebt, mit sich gebracht. Die ganze Nacht hindurch tobte die entfesselte Wuth der Elemente, als wollten sie das kleine Eiland, das durch eine seltsame Laune der Natur sich hier vereinzelt aus der unermeßlichen Wasserwüste hervorhebt, zertrümmern und verschlingen, und erfüllte viele Herzen mit ruhelosem Entsetzen, gegen Morgen aber hatten ein paar dumpfe Kanonenschüsse und der überall laut erschallende Nothruf: »Ein Schiff auf den Klippen!« die allgemeine Aufregung auf einen Punkt zusammengedrängt.

Hunderte von Menschen waren jetzt auf dem flachen Strande versammelt, mehr noch auf der Höhe des Felsens, welche das eigentliche Inselland bildet und ein besonders im Sommer zahlreich bewohntes Städtchen trägt; die Insel hat ein bekanntes, berühmtes Seebad, das jährlich Tausende von Fremden anzieht.

Obgleich man bei dem heftigen Winde Mühe hatte, sich aufrecht zu erhalten, obgleich empfindliche Kälte, leichte Regenschauer und der mehrere hundert Schritte hoch und weit geschleuderte Gischt der Wellen das Verweilen im Freien nur sehr unbehaglich machen konnten, waren es nicht allein die sturmerprobten Bewohner der

Insel, sondern auch viele Fremde, die ein so furchtbar erhabenes Schauspiel noch nie gehabt hatten, welche hier theils Neugierde, theils Theilnahme und der Wunsch, zur Rettung der in Gefahr auf der wilden See Schwebenden nach Kräften beizutragen, zusammenführten. Diese Beweggründe hatten, ohne ängstliche Rücksichten zu dulden, jedes Alter, Geschlecht und Stand ergriffen; es war, als ob ein Jeder in diesem bunten Gemische recht lebhaft anerkenne, daß einem so großartigen Kampfe in der Natur gegenüber alle Unterschiede verschwinden mußten, welche kleinlicher Menschenverstand und Sitte gemacht haben.

Wie oft die Blicke der mit weniger starken Nerven Ausgerüsteten sich auch vor bangem Grauen niedersenkten oder abwandten, wie oft sie auch nicht allein durch das umhergeschleuderte Wasser, sondern durch eine verstohlene Thräne der Angst und des Mitleids getrübt wurden, wandten sie sich doch immer wieder jenem nicht fernsten Punkte in dem grauen Chaos zu, wo die Brandung sich gegen die unsichtbaren Klippen am wildesten brach und aus dem himmelhoch spritzenden weißen Gischte die Stumpfe zweier zerbrochenen, von wirrem Segel- und Tauwerk umgebenen Maste, sowie der schwarze Körper eines auf der Seite liegenden Schiffes hervorragten; nur ein paar hundert Schritte lagen zwischen dem der vollständigen Zerstörung geweihten Wracke und dem sicheren festen Lande, und ohne Glas ließen sich, trotz der noch herrschenden grauen Dämmerung, drei Menschen erkennen, die sich an die höchsten Punkte der Masten

klammerten oder dort festgebunden hatten und von Zeit zu Zeit, wahrscheinlich in der wildesten Verzweiflung, die Arme gen Himmel oder nach dem Lande ausstreckten; das Toben von Wind und Wellen übertönte allerdings ihre Hülferufe, aber, wenn nicht überhaupt die ganze Situation, so sprach diese deutlich genug die vom Sturm hin und her gepeitschte, bereits halb zerfetzte rothe Flagge mit dem weißen Kreuze aus, die dänische.

Deutschland war gerade um diese Zeit im Kriege mit Dänemark, das es in seinem Nationalgefühle und Rechte auf das Tiefste gekränkt und lange verhöhnt hatte, begriffen, die fremden Gäste auf der Insel waren fast ausschließlich Deutsche, die Einwohner, wenn sie sich auch nicht so nennen durften und wollten, durch ihren Verkehr, ihre Sitten, theilweise ihre Sprache derselben Nation am nächsten verwandt, aber gewiß kam es auch nicht einem Einzigen in den Sinn, die rothe Flagge mit einer anderen Empfindung zu betrachten, als daß sie um Hilfe bitte und daß man Alles daran zu setzen bereit sei, diese Hilfe zu leisten, wenn dies nur eben in der Möglichkeit gelegen hätte.

Indessen hatten die alten erfahrenen Lootsen, die nie zagten, dem Meere in seinem höchsten Zorne Trotz zu bieten, bereits wiederholentlich auf Eid und Gewissen erklärt, wenn die unerfahrenen Fremden sie drängten, die unglücklichen Schiffbrüchigen nicht vor ihren Augen umkommen zu lassen, daß der Versuch, zu jenem Wracke zu gelangen, ihre Kräfte übersteigen und sie vermutlich

das Leben kosten würde, daß hier nur Einer helfen könne, der allbarmherzige Gott, der allein dem Winde und den Meeresswogen zu gebieten vermag.

Und dennoch war es diesen alten verwitterten Seeleuten, den jungen kräftigen Burschen, die von Jugend auf gelernt hatten, die See als den Boden zu betrachten, der sie am sichersten trug, dem sie mit Stolz und Muth ihre Bedürfnisse, ihre Freuden, ihre ganze Existenz abrangten, anzusehen, daß sie noch immer die Möglichkeit erwogen, das gefährliche Wagestück auszuführen, daß sie sich nur mit dem äußersten Widerstreben in die Unthätigkeit fügten, welche ihnen die Gebote der Natur, des Verstandes und der ältesten, erfahrensten Männer auferlegten. Unter den groben und ungeschickten Jacken von geöltem Segeltuche schlügen warme, weiche Herzen, die ebenso schmerzlich wie die mancher zierlichen Dame die Todesangst der Verzweifelnden mitfühlten, aber anstatt laut zu jammern, zu weinen und in Ohnmacht zu fallen, womöglich dem interessanten Nachbarn in die Arme, standen sie beinahe unbeweglich da, mit aufeinander gepreßten Lippen, die scharfen Augen unverwandt auf den Himmel, die Brandung und das gestrandete Schiff richtend, um zu beurtheilen, ob und wann der ersehnte Moment eintreten könne, der ihnen erlaubte, mit aller der Energie zu handeln, die ihnen im Kampfe mit diesen Elementen angeboren und anerzogen worden ist.

Inzwischen schien die Gewalt des Sturmes wirklich ein wenig nachzulassen, jedem, selbst dem unerfahrensten

Auge mußte es aber auch klar werden, daß die schwachen Planken da drüben nun die längste Zeit ihre Schuldigkeit gethan hätten und daß der Verzweiflungskampf der drei Menschen seine letzten Kräfte erschöpfte. Die alten Lootsen traten von Neuem näher zusammen und schienen in ihrer lebhaften Debatte, die sie dessenungeachtet mit ganz leisen Worten führten, nicht ganz einig zu sein, die Augen der jüngeren Männer blitzten um so heller, und fast unwillkürlich näherten sie sich einer Schaluppe, die wohl am festesten und besten gebaut sein mochte, um zu dem kühnen Unternehmen zu dienen.

Man zögerte dennoch mit der That, gewiß aus den besten Gründen, und der Laie, der sich durch alles dieses Unbekannte, was um ihn her vorging, eigenthümlich aufgeregt fühlen mußte, konnte wohl auf den Gedanken kommen, es fehle diesen Leuten an Muth, an einer hinreichend gewichtigen Triebfeder, ihr Leben für das Anderer einzusetzen.

Gott mochte wissen, von wem die Idee dazu eigentlich ausgegangen war, – auf einmal wurde unter den Fremden überall davon gesprochen, daß sie auch das Ihrige dazu thun könnten, indem sie durch Sammlung unter sich eine hinreichend große Geldsumme aufbrächten, welche sich den Unternehmern eines Rettungsversuches als Belohnung oder Entschädigung bieten ließe. Eine böse Absicht lag gewiß nicht vor, aber zart angelegt war der Plan mit Rücksicht auf die wackeren Schiffer, die ihre Schuldigkeit immer umsonst thaten und denen das eigene Leben nicht für Geld feil sein konnte, auch nicht. In der

stürmischen Aufregung überlegte man nicht so lange und unbefangen wie sonst und empfand nur freudige Opferbereitwilligkeit.

Von jedem Einzelnen ließ sich das Letztere nun freilich auch nicht behaupten; viele der reichen Kaufleute vom Festlande, bei denen ein solches Opfer so gut wie Nichts wog, waren zwar weit entfernt davon, sich dagegen zu sträuben, aber sie verloren, indem sie die Börse zogen, sogleich den edlen Zweck aus den Augen und überlegten nur noch, wie weit sie ihre Großmuth ausdehnen müßten, damit die Leute es auch der Mühe werth hielten, davon zu reden.

Die Sammlung, der sich auf der Stelle einige lebhafte junge Männer unterzogen, hatte daher einen recht günstigen Erfolg; in Zeit von wenigen Minuten waren gegen fünfhundert Thaler beisammen, und Dem, welcher sich hauptsächlich für die Ausführung der Idee interessirt hatte und dem man dieselbe in schweigender Uebereinstimmung auch überließ, trat nun zu den alten Lootsen und machte denselben im Namen der ganzen Fremdengesellschaft das anscheinend so verlockende Anerbieten.

Ein junger Mann – es war Baron Ewald von Burgstein, der sich seit etwa vierzehn Tagen auf der Insel aufhielt, – hatte sich in dieser ganzen Zeit vollständig passiv verhalten, obgleich sich die tiefe Erregung, während er mit dem Rücken an eine der auf das Land gezogenen Schaluppen gelehnt stand, deutlich auf seinem Antlitze malte. Als die Reihe des Gebens an ihn kam, hatte er eine Banknote von

ansehnlichem Werthe schweigend in den umhergereichten Hut gelegt, diese Handlung aber mit einem Blicke begleitet, der in jedem Falle kein rechtes Einverständniß mit dem ganzen Unternehmen verrieth; jetzt schien er scharf die Unterhandlung mit den Lootsen und Fischern zu beobachten.

Einige der Letzteren sahen in einer Weise auf die für ihre ärmlichen Verhältnisse so bedeutende Geldsumme, welche den schweren inneren Kampf gerade nicht verbarg, ein paar andere wieder machten eine verdrossene, fast beleidigte Miene, zwei oder drei zuckten die Achseln und wandten sich gleichgültig ab; allen diesen Gefühlen gab aber der sogenannte Lootsenoffizier, eine ächte Theerjacke, mit einem wahrhaft klassischen Seemannsgesichte, das keineswegs schön, aber ungemein ausdrucksvoll und verständig war, ein kräftiger Greis, dem das schllichte gebleichte Haar, das sich unter dem Südweste hervorstahl, etwas Ehrfurchtgebietendes verlieh, einen bestimmten Ausdruck, indem er den ihm dargebotenen Hut mit der Hand zurückschob und in seinem halbfriesischen Plattdeutsch rauh erwiderte:

»Ne, myn Herr, dat kann uns nix helpen, und wenn wir utfohren doht, so wird's unser egen Leben kosten; wat wir dhon können, dhon wir ebenso gud umsonst.«

Das etwas finster gewordene Gesicht Baron Ewald's, der nahe genug stand, um diese Worte deutlich vernehmen zu können, klärte sich ebenso schnell wieder auf, wie die Desjenigen, welcher das Anerbieten gemacht hatte, und vieler Anderen, die ihre Beiträge gesteuert, sich

verlängerten oder unwillig umwölkten; er seinestheils war mit der Antwort zufrieden, weil sie seine Voraussetzungen über den braven Charakter der Seeleute nicht getäuscht hatte.

Die Mehrzahl der unerfahrenen Fremden faßte dies aber nicht in derselben, den einen wie den anderen Theil ehrenden Weise auf; die Nichterfüllung ihrer Erwartung, die beinahe beschämende Zurückweisung eines Opfers, auf das ihre Eitelkeit einen gewissen Stolz gesetzt hatte, erfüllten sie mit Verdruß, den sie den Seeleuten kundzugeben sich jetzt ein Recht erworben zu haben glaubten. Man hörte laute Vorwürfe, Beschuldigungen der Feigheit und Theilnahmlosigkeit, Einige wandten sich an die jüngeren Männer und hatten die Taktlosigkeit, durch Erhöhung des Gebotes einen förmlichen Handel einleiten zu wollen, Andere redeten in heftiger, vorwurfsvoller Weise zu dem Alten.

Der Letztere erwiderte den auf ihn eindringenden Wortschwall nur mit einem spöttischen Achselzucken und überlegenen ernsten Blicke, wobei er lakonisch sagte: »Wenn jim will, denn fahre die Herren allene ut!« worauf er die Hände in die Hosentasche steckte und, sich abwendend, langsam an der Reihe der auf das Trockene gelegten Böte entlang zu schreiten begann. Auch die übrigen Insulaner schüttelten abweisend die Köpfe, – diese Leute lieben nicht, viel Worte unnützerweise zu verlieren, – die Weiber hatten sich, wie zum Schutze, um sie

gedrängt und redeten in ihrer Sprache abwehrend zu ihnen, den unverständigen Fremden ihren Unwillen deutlich genug kundgebend.

Es konnte nicht gut mehr einem Zweifel unterliegen, daß ein Rettungsversuch hier eine Thorheit sein würde, und die Einsichtsvolleren unter der Badegesellschaft beruhigten sich auch allmälig, wie ungern sie sich auch von der Hoffnung, den armen Schiffbrüchigen Hülfe zu schaffen, trennen mochten; nur einige Arrogante gaben sich noch ein Air, die Empörten über die Herzlosigkeit der Insulaner zu spielen. Was Baron Ewald anbetraf, so war er zu dem alten Lootsenoffizier getreten und übernahm es, gewissermaßen, das Unrecht der ganzen Gesellschaft zu entschuldigen, indem er ihm in freundlicher Weise seine Ueberzeugung aussprach, daß sich unter den obwalgenden Umständen wirklich Nichts thun lasse.

Der Greis wurde für ihn jetzt zutraulich; in der ruhigsten und klarsten Weise, die auch für den Laien verständlich sein mußte, setzte er ihm die Unmöglichkeit, in diesem Augenblicke in See zu stechen, auseinander, und fügte hinzu, daß er dennoch nicht alle Hoffnung aufgebe, da gewisse Anzeichen vorhanden seien, daß der Wind schnell umspringen könne.

In Baron Ewald's Wesen lag damals noch nicht jener Anflug von Melancholie, den man neuerdings an ihm bemerken wollte; er hatte seit seiner kurzen Anwesenheit auf der Insel Bekanntschaften gesucht, und einige jüngere Herren traten jetzt, als sie ihn mit dem alten Lootsen so eifrig unterhandeln sahen, hinzu; sie scherzten über

das Geschehene, aber ihre getäuschte Erwartung mischte doch einige Bitterkeit hinein, – es kam zu einem kleinen empfindlichen Wortwechsel.

Darüber war plötzlich die so heiß ersehnte Veränderung des Windes und damit fast augenblicklich eine sichtliche Abnahme in der Wuth der Brandung eingetreten.

»Jetzt ist's Zeit! Zu mir, Männer! Macht die Schaluppe klar!« tönte hell und klar die Stimme des alten Lootsen durch das Geräusch, das die Elemente und die Menschenmenge am Strande machten, und rüstig wie der jüngste Bursche legte er sofort Hand an das Fahrzeug, das für das immer noch sehr gefährliche Unternehmen bestimmt war.

Die Insulaner waren auf einmal umgewandelt; an Stelle ihrer scheinbaren Trägheit traten ein Eifer und eine Energie, die man nur bewundern konnte; die Männer und jungen Burschen, welche schon im Voraus für das Rettungswerk bestimmt waren, machten sich mit einem kurzen Händedrucke von den nicht länger widerstreben den Frauen los und waren in der nächsten Sekunde schon in voller Arbeit, das Boot flottzumachen; auch jetzt wechselten sie keine überflüssigen Worte dabei, nur die Kommandostimme des Alten und der eintönige gesangähnliche Zuruf, durch den sie ihre Kraftanstrengungen anfeuerten und in Einklang brachten, wurden vernehmbar, denn auch unter den aufmerksamen Zuschauern war jetzt eine Todtenstille eingetreten.

Der wirklichen That gegenüber waren nun alle die früheren Schreier verstummt, und auch nicht Einer von ihnen machte eine Bewegung, den Seeleuten, die keine leichte Arbeit hatten, zu Hilfe zu kommen; nur Baron Ewald hatte zugegriffen, ohne zu beachten, daß er sich die Kleider beschmutzte und daß das Seewasser ihm bald bis über die Knöchel reichte.

»Sie sind ja ein ganzer Seemann, Baron!« rief ihm laut einer seiner vorerwähnten Bekannten, ein junger, wohl mehr muthwilliger als böswilliger Mann zu. »Sie werden doch nicht gar mit hinausfahren wollen?«

Wie diese Worte auch gemeint sein mochten, so befand sich Baron Ewald doch, besonders nach der letzten Unterhaltung, in einer zu gereizten Stimmung, als daß er darin nicht Spott gefunden haben sollte, und ein flüchtiges Lächeln, das er hier und da auf einem Gesichte der Zuschauer zu bemerken glaubte, verletzte ihn auf das Empfindlichste; ohne recht zu bedenken, was er thun wollte und sagte, antwortete er:

»Wenn mich diese braven Leute hier mitnehmen wollen, bin ich gern bereit, durch die That zu beweisen, wie nahe mir jene Unglücklichen am Herzen liegen.«

Der alte Lootse hatte die Hin- und Herrede vernommen und warf ihm einen ernst abwehrenden Blick, in dem sich aber doch die wohlwollendste Theilnahme verrieth, zu. Indessen war das Boot in das Wasser gekommen, einige Männer hineingesprungen, um es weiter vom Lande abzustoßen, denn die Wellen versuchten es

immer wieder zurückzuwerfen und überfluteten die Andern schon bis an die Knie. Obwohl Baron Ewald sich sagen konnte, daß er nicht genug Erfahrung und Geschicklichkeit besitze, um den Seeleuten von wirklichem Nutzen sein zu können, schwebte ihm doch der Gedanke vor, daß man sein bisheriges Thun, seine Worte, seine derangirte Kleidung selbst lächerlich finden möge, wenn er jetzt ruhig zurückträte, und ohne daß er auch nur einmal an die Gefahr dachte, wurde der Wunsch, die Fahrt mitzumachen, in ihm glühend und unwiderstehlich. Er machte eine Bewegung, sich in das kleine Fahrzeug zu schwingen, aber der Alte, der ihn scharf beobachtete, hielt ihn am Arme zurück.

»Das ist Nichts für einen so feinen jungen Herrn!« flüsterte er ihm schonungsvoll zu; – »hier geht's immer noch um das Leben, und Ihr habt mehr zu verlieren als so unsereiner. Ja, wenn Ihr noch ein ordentlicher Seemann wäret!«

»Ich verstehe mich schon ein wenig darauf, einen Riemen zu führen,« antwortete Baron Ewald, mit einer Art von Beschämung sich eingestehend, daß seine nautischen Kenntnisse sehr viel zu wünschen übrig ließen und höchstens auf einer Süßwasserreise erprobt waren. »Ich bitte Euch dringend, laßt mich mitgehen, sonst werde ich den Leuten hier zum Gespötte.«

»Hm, wenn Ihr's so meint, mag's darum sein – auf Eure eigene Verantwortung!« brummte der Alte. »Aber laßt mir die Hand von den Riemen, haltet Euch bei mir hier am Ruder!«

Im nächsten Momente waren Beide, wie der Rest der Besatzung im Boote, und ehe die Badegäste sich noch von ihrem Erstaunen über den freiwilligen Passagier erholt hatten, waren die Riemen eingesetzt, das Fahrzeug schoß in die Wogen, die beinahe über ihm zusammenschlugen, und es begann nun ein Kampf zwischen der Kraft der Elemente und der Menschen, der etwas so Verzweifelndes und Schauriges an sich hatte, daß die atemlose Erwartung des Ausganges bei den Zuschauern gar keinen Gedanken an den Einzelnen mehr aufkommen ließ; Baron Ewald war vergessen, wie seine Person unter den schwarzen Wasserfluten und dem weißen Schaume verschwand.

Anfänglich schien es, als könne das kleine Boot, in dem sich jetzt zwölf Männer befanden, von denen zehn die Riemen führten, das Ziel, welchem es zustrebte, niemals erreichen; sich auf den Kamm gewaltiger Wellen erhebend, so daß der schwarze Kiel sichtbar wurde, schoß es sogleich wieder mit einer Gewalt und Schnelligkeit über diese Berge hinab, daß man meinte, es müsse sich in den dahinter gähnenden Abgrund für immer begraben. Aber immer wieder tauchte es auf, und wie weit es auch zuweilen seitwärts geschleudert wurde, daß selbst die am Strande zurückgebliebenen Seeleute bedenklich die Köpfe schüttelten und einzelne Weiber laut aufkreischten, näherte es sich doch sichtlich ohne zu große Abweichungen seinem Ziele.

Wie schon gesagt, lag das Wrack nur einige hundert Schritte vom Strande entfernt, dennoch verging wenigstens eine Viertelstunde, bis es den auf letzterem Versammelten erschien, als ob die Schaluppe nahe genug gekommen sei, um ihr Rettungswerk zu beginnen; aber man wagte sich noch keinem lauten Jubel hinzugeben, denn die erfahrenen Insulaner zeigten noch mehr Besorgniß als bisher; sie wußten, daß der schwerste Theil des Werkes ihrer Kameraden erst begann, daß die Gefahr sich nun verdoppelte, denn wenn eine mächtige Welle das kleine Boot gegen das große Fahrzeug schleuderte, so mußte es umschlagen oder zertrümmern.

Die Lage der gestrandeten Brigg, die Richtung des Windes und der Wellen machten es nothwendig, sich ersterer so zu nähern, daß das Boot der ferneren Beobachtung vom Strande her entzogen wurde; obgleich dies eigentlich um so mehr Beängstigendes haben mußte, löste sich jetzt doch das starre Schweigen, indem die Augen keine Beschäftigung mehr fanden, und man begann sich Vermuthungen hinzugeben, seine mehr oder minder berechtigten Meinungen eifrig auszutauschen.

Die drei Menschengestalten verschwanden aus den Masten, ohne Zweifel, um vom Verdecke aus die Taue aufzufangen, die man ihnen aus der Schaluppe zuwerfen würde. Wie dies ausgeführt wurde, ob es gelang, ob die Schiffbrüchigen sich auf diese Weise in das Boot retteten oder zwischen beiden Fahrzeugen von den Wogen verschlungen wurden, denen sie sich, angeklammert an die Taue, anvertrauen mußten, war nicht zu unterscheiden,

weil aufsteigende Wellen und Schaum diesen wichtigsten Theil des Schauplatzes undurchdringlich bedeckten.

An zehn Minuten vergingen in dieser peinlichen Un gewißheit, welche in den meisten Zuschauern eine nervöse Spannung, eine schmerzliche Herzensangst hervor rief, – da erschien die Schaluppe endlich wieder auf dem Kamme der Wellen, den Schnabel dem Lande zugewandt, man erkannte die Gestalten der Männer darin – bei einer ungefährnen Zählung, wie sie eben nur möglich war, gewann man die Ueberzeugung, daß ihrer mehr seien als ausgefahren, – das Rettungswerk mußte also geglückt sein, und ein jubelnder Hurrahruf erhob sich, der trotz des wilden Gebrauses von Wind und Wasser bis zu den wackeren Männern hinüberdringen mußte. Sie hatten jetzt wohl nicht Zeit, eine Wort darauf zu geben, wäre es auch nur durch Winken gewesen; gewiß war jeder Arm in Anspruch genommen.

Am Strande ging es jetzt fröhlich her; als habe ein Jeder in der Schaluppe einen lieben Verwandten oder Freund, schüttelte man sich die Hände, umarmte sich, plauderte und lachte sogar schon wieder; es war ein Moment, in welchem selbst unter einer so großen und ver schiedenartig zusammengewürfelten Menschenmasse ei ne hohe freudige Begeisterung alle Herzen nur in einem einzigen edlen und würdigen Gefühle zusammenschla gen läßt.

Die Schaluppe kam dieses Mal rascher näher, als sie sich vom Lande entfernt hatte; die dem letzteren zu rollenden Wellen trugen sie; – man erkannte schon deutlich

Baron Ewald, der noch neben dem Ruder stand, die drei geretteten Schiffbrüchigen in ihren rothwollenen Hemden, – von den Insulanern sah so ziemlich Einer wie der Andere aus.

Jetzt warf eine mächtige Woge das Fahrzeug mit solcher Gewalt auf den Strand, daß es beinahe umschlug, aber nun war ja keine Gefahr mehr dabei; die Seeleute sprangen zu, es mit vereinter Kraft festzuhalten und vollends in Sicherheit zu bringen, die Menge der Frauen und Kinder, der Fremden, unbekümmert darum, daß sie sich die Füße benetzten, stürzte unaufhaltsam nach und bildete einen dichten Knäuel. Von Neuem wurde ein Hurrah über das andere gerufen, und noch fiel es den Meisten nicht auf, daß die jetzt das Boot verlassenden Männer diese freudige und herzliche Begrüßung nicht in eben so geräuschvoller Weise erwiderten, aber die Vordersten im Gedränge schwiegen schon, von banger Ahnung ergriffen: warum waren die kühnen Schiffer, die sich doch von der reinen Freude einer edlen That, von dem Glücke, ihren Angehörigen und der theuren Heimat das so schwer gefährdete Leben wiederzubringen, beseelt fühlen mußten, so schweigsam, warum sahen sie so ernst, finster und wehmüthig bewegt aus?

Dieses Rätsel löste sich schnell genug; leise ging es von Mund zu Mund, und die Lippen zitterten dabei, der unheimliche Klang der Worte drang erschütternd in die Tiefe der Herzen:

»Der alte Claus Jansen ist nicht mitzurückgekehrt; die See hat ihr Opfer gefordert.«

Es war der alte Lootsenoffizier. Wie man allmälig erfuhr, hatte er, der doch sonst so sicher auf den Planken eines im Sturm umhergeschleuderten Bootes stand, bei der Bemühung, einen der Schiffbrüchigen aus dem Wasser in die Schaluppe zu ziehen, durch einen unglücklichen Zufall das Gleichgewicht verloren und war sofort von den brausenden Wogen verschlungen worden, so daß die Kameraden nicht das Mindeste für seine Rettung thun konnten. Das Loos des Seemanns, wie er selbst es sich wahrscheinlich nie anders gewünscht, hatte ihn getroffen, obenein in der schönsten Erfüllung seines Berufes; die ernsten Männer klagten nicht um den alten Genossen und Führer, aber sie dachten an seine Angehörigen, und vielen von ihnen standen Thränen in den Augen.

Claus Jansen hatte immer das sturmbewegte Leben des Seemanns geführt, von frühester Jugend auf. Viele Jahre lang hatte er als Matrose, dann als Untersteuermann die entferntesten Meere befahren, war überall dem Glücke nachgejagt, ohne es, im gewöhnlichen Sinne, bei seinen bescheidenen Ansprüchen zu finden, dann erheirathete er sich auf der Insel ein kleines Eigenthum und wurde Fischer, Lootse. Er führte eine glückliche Ehe und lebte still, thätig und zufrieden, bis ihn auch hier manigfacher Kummer aufsuchte; seine geliebte Gattin starb, drei kräftige Söhne verschlang kurz hintereinander, als sie der höchste Stolz und die freudigste Hoffnung ihres Vaters geworden waren, die unbarmherzige See. Der älteste hinterließ eine junge Frau mit einem erst vor Kurzem geborenen Kinde, einem Mädchen.

Der alte Claus Jansen verlor bei allen diesen Schicksalsschlägen nicht seinen Muth und sein Gottvertrauen; obgleich sehr arm in Folge anderer Zufälle, an denen er keine Schuld trug, nahm er ohne Bedenken die Wittwe, die seit dem sie niederschmetternden Verluste des Mannes fortwährend kränkelte, und das Kind zu sich und verdoppelte für sie seine Arbeit. Man zollte ihm dafür allgemeine Achtung, aber die Insulaner waren fast sämmtlich selbst zu arm, um nachdrücklich zu helfen; es ruhte eine schwere Last auf dem durch harte Arbeit und Sorge rasch alternden Manne.

Vor einem Jahre war er Lootsenoffizier geworden, wodurch sich seine Verhältnisse einigermaßen verbesserten; die Enkelin war nun auch schon herangewachsen und führte mit Fleiß und Einsicht die kleine Wirthschaft, die Frau war noch immer so leidend, daß sie nicht die leichteste Arbeit zu thun vermochte. Da war es wohl ein grausamer Schlag für die Beiden, daß sie mit dem lieben, hochgeschätzten Verwandten auch den Ernährer verloren.

Das Alles ging unter der Badegesellschaft schnell umher; während die Insulaner berieten, wer von ihnen den Verwaisten die Trauerbotschaft bringen solle, flüsterten auch Jene, und es wurde der gewiß sehr läbliche Beschuß gefaßt, den Hinterbliebenen des wackeren Lootsen als geringen Trost, aber nicht unansehnliche Hülfe die ganze Summe, welche vorher eingesammelt worden und zu deren Empfangnahme sich jetzt Niemand melden

zu wollen schien, zu übergeben. Man setzte hinzu, Baron Ewald von Burgstein müsse besonders dadurch geehrt werden, daß man ihn mit dieser christlichen Pflicht beauftrage.

Gewiß fiel es jetzt Niemandem ein, über das verstörte Aussehen des jungen Mannes zu lächeln, dessen elegante Kleidung zerrissen und vom Seewasser ganz durchnäßt war; er hatte nach Kräften gearbeitet und geholfen; die Männer, die in der Schaluppe gewesen, erzählten davon und betrachteten ihn mit ehrerbietigem Wohlgefallen; als sie aus dem Boote gestiegen waren, hatten sie ihm der Reihe nach schweigend die Hand geschüttelt. Auch die Fremden hatten sich um ihn gedrängt, manche Hand war ihm mit überschwänglichen Lobeserhebungen geboten, mancher Blick aus schönen Augen, der wohl eitel machen konnte, auf ihn gefallen, aber er schien jetzt keineswegs in der Stimmung, auch nur den geringsten Werth darauf zu legen, und drängte sich mit der kurzen und eiligen Entschuldigung, daß er auf der Stelle die Kleider wechseln müsse, durch die Gesellschaft, die nun wieder durch die Nachricht von dem Tode des alten Lootsen vorläufig ganz in Anspruch genommen wurde.

Baron Ewald hatte jede Begleitung und Hülfslistung, selbst Derer, welche sich seine guten Freunde und Bekannten nannten, bestimmt zurückgewiesen und war in seine, nahe dem Strande gelegene Wohnung geeilt. Etwas Kränkendes konnte man in seinem kurzen Benehmen nicht gut finden, die Veranlassung dazu lag zu klar auf der Hand. Durch und durch naß, da er auf eine

so stürmische Seefahrt gar nicht eingerichtet gewesen, mußte sich die Gefahr einer schweren Erkältung, die er ohnehin lief, verdoppeln, wenn er nicht alle Vorsichtsmaßregeln dagegen traf, körperliche und geistige Anstrengung hatte ihn wohl auch so erschöpft, daß er der Ruhe bedurfte, und endlich sah man ihm an, daß der Unfall des alten Jansen einen tieferschütternden Eindruck auf ihn gemacht hatte; wahrlich, das Bild eines in unmittelbarer Nähe Ertrinkenden, obenein eines Bekannten, dem man nicht die rettende Hand bieten kann, muß entsetzlich und lange nicht aus der Erinnerung zu verlöschen sein!

Man entschuldigte also nicht allein die ungestüme Eile des jungen Mannes, sich der öffentlichen Bewunderung und den schmeichelhaften Danksagungen zu entziehen, sondern er blieb dessenungeachtet der Held des Tages, dem man nun noch eine andere edle Eigenschaft, die Bescheidenheit, vindiciren konnte; andererseits war man aber auch sehr neugierig, aus seinem Munde die Einzelheiten der kühnen Fahrt, des Rettungswerkes und des Todesfalles zu vernehmen, denn von den Insulanern war nicht viel darüber herauszubekommen, zumal sie jetzt ein ganz anderes trauriges Interesse hatten, und dieser Wunsch trug jedenfalls nicht wenig dazu bei, daß der ehrende Auftrag, den Verwaisten das Geld zu überbringen, auf ihn gelenkt wurde, und daß sich die vorläufig mit dem letzteren betrauten Herren sehr beeilten, ihm diesen Wunsch der ganzen Fremdeugesellschaft persönlich mitzutheilen.

Baron Ewald schien sich, als er diesen Besuch empfing, körperlich bereits wieder vollkommen erholt zu haben; das ihm gestellte Ansinnen machte ihn anfänglich betroffen, und er suchte es abzulehnen, auf der Anderen Dringen und nach reiflicherem Nachdenken übernahm er aber die Mission unter der Bedingung, daß ihn Der, welcher die Summe eingesammelt hatte, begleite.

Bei einem Manne, der so hohen Muth und persönliche Opferbereitwilligkeit gezeigt hatte wie Baron Ewald, war der Grund seiner anfänglichen Weigerung gewiß nicht in der Scheu, das Unglück aufzusuchen und ihm tröstend gegenüberzutreten, zu suchen; er lag vielmehr in demselben Zartgefühle, das ihn vorher gegen die Absicht, die Schiffer durch Geld zu bestechen, eingenommen hatte. Konnte Geld das Opfer versöhnen, das die unglücklichen Frauen bringen gemußt hatten, ihre Thränen trocknen? – Aber sie waren sehr arm, – er hatte schon in der Schaluppe eine Aeußerung vernommen, daß ihnen nun wohl keine andere Zuflucht bleiben werde als das Armenhaus der Insel – und zweifellos mußte sich dieser Gedanke in ihren Schmerz um den Verlust des Vaters und Ernährers drängen; es war am Ende doch besser, daß man ihnen je eher desto lieber einen Theil der schweren Last vom Herzen nahm.

Er zögerte also nicht lange mit dem erwähnten Begleiter zu gehen, wie schwer gepreßt ihm dabei auch das Herz sein mochte.

Das kleine Haus, das bis dahin Claus Jansen gehört hatte, aber sehr verschuldet sein sollte, lag auf der Höhe des Felsens, im sogenannten Oberlande, ziemlich am Ausgange des Städtchens auf das grüne baumlose Land, das in Wiesen und Kartoffeläcker eingetheilt war, da der häufige Sturm keine anderen Anpflanzungen erlaubte. Im Vergleiche zu den stattlichen, mehrstöckigen Hôtels und selbst zu den massiven Wohnhäusern der wohlhabenderen Inselbewohner war es nur eine Hütte zu nennen, denn es bestand nur aus einer, aus ziemlich leichtem Fachwerke aufgesetzten Etage, die sehr wenig Räumlichkeit enthalten konnte; dennoch gewann es ein recht freundliches und wohnliches Ansehen durch das schmale Vorgärtchen, in dem sorglich gepflegte bunte Blumen in reichster Fülle blühten, durch die Bedeckung der ganzen Front und der Giebelseiten mit Epheu und weißen Rosenbüschchen, deren Zweige und Ranken die hellen Fensterscheiben mit den sauberen kleinen Gardinen dahinter umkränzten und vor ihnen auf und nieder schwankten.

Die durchweg auf der Insel herrschende Reinlichkeit erstreckt sich in beinahe peinlich zu nennender Weise bis auf das Kleinste, und hier feierte sie auf die dem Auge wohlthuendste Weise ihren Triumph. Man brauchte blos einen Blick in den kleinen Garten zu werfen, der von der Straße durch einen niedrigen grünen Stacketenzaun mit weißangestrichenen Köpfchen abgeschlossen wurde,

um sich der Bewunderung dieser Emsigkeit nicht enthalten zu können, mit der jedes vertrocknete Blatt oder jede halbverwelkte Blume, jedes Steinchen von den Beeten entfernt worden war; feiner weißer Seesand füllte die schmalen Gänge dazwischen, und das rothe Ziegelplaster des breiteren Weges, der gerade auf die niedrige und enge Hausthür zuführte, war auf das Sorgfältigste gescheuert worden.

Durch diese, nur lose eingeklinkte Thür, die eine obere und untere Hälfte hatte, traten der Baron und sein Begleiter auf einen kleinen Flur mit geweißten Wänden, dessen Diele wieder mit jenen rothen Ziegelsteinen ausgelegt und mit feinem weißen Sande bestreut war; von der Decke hing ein etwa ellenlanges, recht hübsch und künstlich aus Holz geschnitztes und mit den entsprechenden Farben angestrichenes Schiff unter vollen Segeln; es stellte einen großen Westindienfahrer dar, auf dem Claus Jansen mehrere Reisen gemacht und den er später an langen müßigen Winterabenden mit angeborenem Talente abkonterfeit hatte. Rechts von der Thür stand eine große Truhe von braunem Eichenholze, deren Deckel mit anderen bunten Hölzern ausgelegt und mit sehr blank geputzten messingenen Schloßern versehen war, – die sogenannte Brautkiste – links zwei niedrige Strohsthühle; an den Wänden hingen einige werthlose kolorirte Bilder unter Glas und Rahmen, Neapel mit dem feuerspeienden Vesuv, den düsteren Felsen von Gibraltar und ein paar im Sturme kämpfende Schiffe vorstellend.

Der Eingangsthür gerade gegenüber führte aus diesem Flure eine andere, die weit geöffnet stand, in die kleine Küche, die mit ihrem Heerde von weiß und blauen Kacheln, dem sauberem irdenen und zinnernen Geschirre auf den weißen Wandbrettern einen überraschenden Eindruck von Ordnung und Nettigkeit machte; es mußte hier schon sehr früh aufgeräumt worden sein, da seit dem Bekanntwerden des Unglücksfalles doch gewiß Niemand daran gedacht hatte.

Auch rechts und links befand sich noch je eine einflügelige Thür, und die beiden Herren blieben einige Augenblicke zögernd stehn, da ihnen Niemand entgegenkam und sie nicht wußten, nach welcher Seite sie sich wenden sollten.

Von der Rechten her vernahmen sie Töne, die sich unter den vorliegenden Umständen nicht schwer deuten ließen; es war leises Weinen, Schluchzen, abgebrochene klagende Worte; dann redete wieder eine starke, volltönende Mannesstimme, die ihre natürliche Rauhheit möglichst sänftigen zu wollen schien.

Die Frauen hatten also schon Besuch und vermuthlich das Schlimmste erfahren. Der Begleiter Baron Ewald's klopfte an die Thür; der Mann drinnen rief laut: »Komm in!«

Sie traten ein. Es würde jetzt zu weit führen, das Innere des mittelgroßen Gemaches, das offenbar die eigentliche Wohn- und Putzstube war, zu beschreiben, und wir sehen uns dasselbe wohl später noch einmal näher an; es

sei nur gesagt, daß dasselbe, trotz seiner augenscheinlichen Aermlichkeit in der Ausstattung, einen ganz wohnlichen und heimlichen Charakter besaß.

In einem großen, mit buntgeblümten Kattun überzogenen Lehnstuhle saß oder lag vielmehr eine bleiche Frau, die das Siegel unheilbarer, schleichender Krankheit auf dem einst gewiß schönen Antlitze trug; die abgezehrten Hände waren gefaltet schlaff in den Schoß, der Kopf vornüber gesunken, und ein Strom von Thränen ergoß sich aus den großen blauen Augen, die jetzt einen verstörten, verzweifelnden Ausdruck angenommen hatten, über die eingefallenen, mit hektischen Flecken bedeckten Wangen. Sie war es, die laut und krampfhaft schluchzte, aber – Gott sei Dank! – sie hatte schon Thränen gefunden.

Diese Frau mochte vierzig Jahre alt sein, sah indessen bei ihrem Leiden viel älter aus; sie war einfach, häuslich, aber sehr ordentlich gekleidet, und das buntfarbige Tuch, das sie turbanartig, wie es dort zu Lande bei den verheiratheten Frauen Sitte ist, um den Kopf gewunden hatte, hob sowohl die feinen Formen als die zarte Farbe des Gesichts noch mehr hervor.

Vor ihr auf den weißgescheuerten Dielen kniete ein etwa achtzehnjähriges Mädchen, welches das Gesicht auf ihre Hände niedergebeugt hatte und dieselben mit Küssen bedeckte, so daß die Eintretenden das erstere nicht sogleich zu erblicken vermochten; entweder bemerkte sie

die Fremden gar nicht oder ihr Schmerz trug sie über jede Rücksicht auf solche hinaus, sie wandte nicht einmal den Kopf nach ihnen oder blickte nur auf.

Sie trug den sehr kleidenden, bei den Insulanern seit alter Zeit nationalen Anzug, und von welch' grobem Stoffe der lange rothe Wollenrock, der von einem handbreiten gelbgrünen Bande besäumt wurde, die denselben fast ganz bedeckende Schürze von schwarzem Camelot, sowie das enganliegende, hoch an den Hals hinaufreichende Leibchen von demselben Zeuge auch sein mochten, so war dies Alles von der äußersten Sauberkeit und umschloß eine so schlanke und wohlgebaute Gestalt, daß man sich versucht fühlen konnte, eine wirkliche Dame vor sich zu sehn, die ein geschmackvolles Maskeradencostüm angelegt hatte.

In diesem Trauerhause, bei der Stellung der beiden Frauen durfte man aber freilich nicht auf einen solchen Gedanken kommen; er würde etwas Frivoles gehabt haben.

Das dunkelblonde Haar war von erstaunenswerther Fülle, in mehrere breite Zöpfe geflochten, die aller Mode spottend, aber doch mit dem besten Geschmacke auf dem Hinterhaupte zusammengerollt waren, nachdem sie einen Kranz oder ein Diadem über der Stirn gebildet hatten. Nur ein Antlitz ließ sich zu dieser erhabenen Figur, zu diesem herrlichen Haare denken, das einer Madonna, mit milden und edlen Zügen, klaren blauen Augen voll unendlicher Tiefe, aus der weiche und doch stolze

Weiblichkeit leuchtete; wäre es anders gewesen, so würde man sich zu bitter enttäuscht gefühlt haben.

Die dritte im Zimmer befindliche Person war ein großer und starker Seemann, einer Derer, welche vorher zu der Besatzung der Rettungsschalluppe gehört hatten; ohne Zweifel war ihm der schwere Auftrag geworden, die Verwaisten mit ihrem unersetzlichen Verluste bekannt zu machen, und er hatte sich desselben auch bereits entledigt; an der allgemeinen Theilnahme ihrer Landsleute und Nachbarn fehlte es den Armen schwerlich, aber Jene mochten den ersten Sturm ihres Schmerzes schonen, das Zartgefühl besitzen, denselben nicht durch Zudringlichkeit zu entweihen, und die Beweise ihres Mitgefühls, die doch nicht hinreichenden Trost geben konnten, aufsparen wollen, bis die von dem harten Schlage getroffenen Herzen das erste krampfhafte Zucken überwunden hatten.

Der Seemann hatte das »Komm' in!« gerufen, und als er nun Baron Ewald in einem der Eintretenden erkannte, nahm sein ernstes, beinahe finsternes Gesicht einen freundlicheren Ausdruck an; wenn er auch nicht die eigentliche Absicht errieth, welche den jungen Mann hierführte, so hatte er denselben doch schon hoch schätzen gelernt und zweifelte nicht, daß jene nur eine edle und für die armen Frauen wohlthuende sein könne. Sogleich reichte er ihm die braune, schwielige Hand mit den Worten in seinem plattdeutschen Dialekte:

»Das ist schön von Ihnen, Herr, daß Sie zu den armen Verwaisten kommen, – Gott wird's Ihnen lohnen, daß Sie ein Herz für Unsereinen haben.«

»Da sehen Sie die Frau,« setzte er, die Stimme dämpfend, hinzu; – »sie ist schwer angegriffen, und ihre Thränen werden so bald nicht getrocknet sein; aber Die da, die kleine Maiken, mit der, fürcht' ich, steht's noch schlimmer. Gewiß wollten Sie ihnen ein paar Worte sagen; versuchen Sie's nur besonders mit dem Mädchen.«

Indem der biedere Seemann diesen Wink gab, wollte er sich jedenfalls einer Pflicht entledigen, deren Erfüllung er für sich allein bereits zu schwer gefunden hatte, und nun beeilte er sich, mit erhobener Stimme Baron Ewald den Frauen als Denjenigen vorzustellen, der die gefährliche Fahrt mitgemacht und sich in der letzten Stunde ganz besonders die Freundschaft des seligen Claus Jansen erworben habe.

Die Frau Jansen reichte dem Baron, wobei ein noch heftigerer Thränenstrom aus ihren Augen brach, die Hand mit dem verfehlten Versuche, ihm Dank auszusprechen; auch das junge Mädchen – Maiken oder Maria – blickte groß und voll zu ihm auf; – er hatte sich nicht getäuscht: sie besaß dieses Madonnenantlitz, das er geahnt hatte.

Baron Ewald sprach, sich hauptsächlich an Frau Antje richtend, da ein sonderbarer Zwiespalt seine Blicke auf das schöne Mädchen fesseln wollte, ihm aber auch so gleich wieder sagte, er thue in diesem Momente ein Unrecht damit, und da der tiefe Schmerz, der diese großen

blauen, jetzt so starren und verzweiflungsvollen Augen erfüllte, ihm selbst unbeschreiblich wehethat, – Baron Ewald sprach, was man unter solchen Verhältnissen mit einem tief und zart fühlenden Herzen eben zu einem Troste sagen kann, der nach eigener Ueberzeugung gar nicht möglich ist.

Von der Frau erhielt er zur Antwort nur Schluchzen und Klagen, die bei allem Jammer doch einen festwurzelnden religiösen Sinn nicht verletzten, und daraus ließ sich mit Sicherheit entnehmen, daß sie, wenn auch erst nach schwerem Kampfe, sich in die höchste Bestimmung geduldig fügen werde; das junge Mädchen dagegen sagte nur einmal, und dabei leuchtete ein begeistertes Feuer in ihren Augen auf:

»Er ist gestorben, wie er gelebt hat – immer nur für Andere.«

Das war gewiß die schönste Leichenrede, die Claus Jansen gehalten werden konnte; sie ließ in das dankbare Herz der Sprecherin blicken, aber die Stärke dieser Dankbarkeit und Liebe, der rein menschlichen Gefühle schloß sichtlich, für jetzt wenigstens, noch jeden Trost aus.

Von sich selbst sprachen die beiden Frauen kein Wort, und Baron Ewald mußte ihnen ohne alle Einleitung mithilfen, daß er von den Vielen, welche die innigste Theilnahme für ihren schweren Verlust und für ihre Zukunft fühlten, beauftragt sei, ihnen die Summe einzuhändigen, welche die letztere hoffentlich einigermaßen sicherer gestalten könnte.

Das Gesicht des Fischers, welcher ein stummer Zeuge dieser Unterhaltung geblieben war, verklärte sich dabei förmlich, und er nickte den beiden Herren in einer Weise zu, als ob er sagen wollte: »Gott sei Dank, Ihr habt das richtige Heilmittel für die schlimmste Wunde getroffen!« – Frau Antje reichte ihnen wieder die Hand und flüsterte mit beinahe erstickter Stimme: »Ich kann Ihnen jetzt nicht mit Worten danken, aber mein Herz thut es!« – und das Mädchen ließ das Gesicht wieder auf ihren Schoß niedersinken und schien in den vorigen Zustand zurückzufallen.

Die Herren hatten das Geld auf den Tisch gelegt und gingen; der Baron hatte hinzugesetzt, er werde jedenfalls am anderen Tage wiederkommen, – warum? sagte er nicht und wußte es vielleicht selbst nicht genau.

Aber er kam wieder und – –

Wir wollten unseren Lesern aber nur ein Bruchstück des Traumes von Baron Ewald auf jener Waldhöhe im mittleren Deutschland, die weit von der nordischen Felseninsel entfernt liegt, mittheilen, und wenn er selbst sich von der Fortsetzung nicht so schnell losreißen kann, so kehren wir doch einstweilen aus der Waldeinsamkeit, über die er seine Erinnerungen fortschweifen läßt, in die Stadt zurück, wo die Sonne so warm und hell scheint und der Genuß der Gegenwart die vergnügungslustigen Fremden endlich aus den Betten und auf die Promenaden hinausgetrieben hat.

VIERTES KAPITEL. DIE BRÜDER.

Von neun bis zehn Uhr Vormittags täglich concertirte wieder die Badekapelle im Brunnengarten; dann ging es dort beinahe ebenso zu, wie wir es bereits in den Abendstunden beobachtet haben, nur war die Gesellschaft noch nicht ganz so zahlreich und die Toiletten derselben etwas anders, im Ganzen nicht weniger kostspielig, aber leichter gewählt. Viele fanden sich erst später zu diesem allgemeinen Rendezous ein, bei dem man wieder conversirte, promenirte, kokettirte und in engeren Kreisen Partien für den Tag verabredete, und vor Mittag, den man hier gewöhnlich auf die dritte oder vierte Stunde verlegt hatte, wurden der Platz vor dem Curhause und die Promenaden nicht leer.

Die Baronin Clementine von Burgstein war daheim nicht an das frühe Aufstehn gewöhnt, aber hier that sie sich, um die sogenannte Morgenpromenade nicht zu versäumen, einen Zwang an und pflegte sich schon um acht Uhr zu erheben; einer Stunde etwa bedurfte sie oder vielmehr Rosa zu ihrer Toilette, dann nahm sie in Gesellschaft ihres Mannes ein kurzes Frühstück ein, denn man mußte doch einigermaßen den Schein vor den Leuten wahren, und Beide sahen sich nachher oft während des ganzen Tages nicht wieder, und darauf eilte sie fort, um, wie sie sagte oder dachte, »wieder dem Leben anzugehören« und – Triumphe zu feiern, die einzige Beschäftigung, welche sie nicht zu ermüden vermochte.

Wenn Clementine noch keiner oder wenigstens nur sehr geringer künstlicher Toilettenmittel bedurfte, um der Schönheit und Jugendfrische des Antlitzes nachzu-helfen, so verwandte sie doch um so mehr Mühe und Sorgfalt auf ihren Anzug, und Rosa, die in diesem Fa-che recht erfahren war, hatte deshalb harte Kämpfe mit dem gerade nicht liebenswürdigen Eigensinne ihrer Ge-bieterin zu bestehn. Wie oft bekam sie die zornigen Wor-te zu hören: »Das steht mir gar nicht! – Soll ich denn um zehn Jahre älter aussehn als ich bin? – Wie kannst Du nur auf eine so geschmacklose Farbenzusammenstellung kommen? – Man kann sich auf Dich aber gar nicht ver-lassen!« – und zur Bekräftigung dieser verzweiflungsvol-len Stoßseufzer stampfte die schöne Frau wohl auch mit dem zierlichen Fuße in recht energischer Weise den Bo-den oder riß ein Putzstück, das ihr Rosa angelegt hatte, wieder ab und schleuderte es mitten in das Heilithum ihres Toilettenzimmers, das um diese Stunde einem gan-zen, wohllassortirten Modewaarenlager glich.

Bei Alledem erfreute sich Rosa doch der vollen Gunst, nöthigenfalls sogar des Vertrauens ihrer Dame, die ihr gern gestattete, zwischen jenen Unterhandlungen aller-lei Neuigkeiten, kleine Klätschereien auszukramen; wie voll aber auch gerade an diesem Morgen das Herz der Zofe sein mochte und wie gern sie für den besonders lebhaft hervortretenden Unwillen der Baronin einen Ab-leiter gefunden hätte, konnte sie sich, Fritzens Warnung eingedenk, doch nur auf sehr allgemeine Andeutungen einlassen.

»Der Herr Rittmeister soll gestern Abend sehr verstimmt nach Hause gekommen sein,« meinte sie unter Anderem, obgleich sie diesen Schluß nur aus ihren Beobachtungen unter der Florastatue ziehn konnte, denn der alte Wolff stand ihr nie Rede über das Thun und Treiben seines Herrn.

»Wirklich?« entgegnete Clementine in höchst gleichgiltigem Tone. »Ich bitte Dich, Rosa, wie kannst Du mir das grüne Band so ungeschickt zwischen die Haare legen? Du drückst mir ja die Hälfte der Locken damit zusammen!«

Die Zofe verbesserte ohne Einrede den Fehler, der übrigens nur in der Einbildung ihrer Herrin lag, und fuhr dabei fort:

»Der gnädige Herr war gestern bis nach zehn Uhr in den oberen Sälen des Curhauses; ich glaube wohl, daß er kein Glück gehabt hat –«

»So? Glaubst Du?« meinte Baronin Clementine nur obenhin, indem sie den hübschen Kopf mit einer hastigen Bewegung den Händen der Zofe entriß, näher gegen den Spiegel, vor dem sie saß, beugte und eigenhändig dem grünen Bande einen Platz anwies, wodurch die ganze Frisur wieder in Unordnung gerieth.

»Ach Gott, gnädige Frau!« rief Rosa erschrocken aus, – »nun können wir wieder von vorn anfangen!«

»Das ist Deine Schuld, Du alberne Gans! Du bist gar nicht mehr zuverlässig, hast immer andere Dinge im Kopfe, die Dich Nichts angehn!«

»O gnädige Frau, Sie thun mir dieses Mal wahrhaftig Unrecht; ich dachte ja nur an Sie, als ich soeben von dem Herrn Rittmeister sprach.«

»An mich? – Und was kümmert es mich, ob er am grünen Tische verloren oder gewonnen hat?«

»Aber er muß bedeutend verloren haben – er war so sehr aufgeregt –«

»Schwatze nicht dummes Zeug, Rose! – Beeile Dich lieber, damit ich auf die Promenade kann; es ist schon neun Uhr.«

Rosa mochte meinen, daß sie überhaupt schon zu viel gesagt habe, denn sie schwieg wirklich und setzte die Toilette mit großer Emsigkeit fort; nach einer Viertelstunde, in welcher es noch zu mancher verdrießlichen Aeußerrung ihrer Herrin gekommen war, musterte sich dieselbe noch einmal in dem großen Spiegel und mußte nun doch wohl finden, daß sie wieder schön genug sei, denn sie lächelte selbstzufrieden und sagte: »Ich glaube, daß ich ganz gut aussehe,« – womit die Zofe natürlich vollkommen übereinstimmte.

Aber auch jeder Andere hätte ebenso urtheilen müssen; in dem leichten, weiten Costüme von hellgrauem, beinahe weißen Stoffe, das auf das Zierlichste mit grünem Seidenbande garnirt war, in dem koketten Hütchen, auf dem die künstlichen Maiblumen so anmuthig wogten, sah Baronin Clementine wieder so frisch und kindlich, so allerliebst und verführerisch wie eine kleine Fee aus, die nur ihren Zauberstab leise zu bewegen braucht,

um Alle, die in ihren Bereich gekommen sind, bewundernd und anbetend sich zu Füßen sinken zu lassen.

Leicht und fröhlich hüpfte die junge und schöne Frau, nachdem sie Handschuhe und Sonnenschirm genommen hatte, aus dem Zimmer, als wollte sie die ihr nun wieder gewachsenen Schwingen probiren, und wohlgefällig lächelnd zu diesem herrlichen Meisterwerke der Natur und Kunst, an welcher letzteren sie sich selbst doch auch einigen Antheil zuschrieb, blickte ihr Rosa nach, ohne sich, wie es schien, darüber zu grämen, daß sie nicht einmal ein Wort des Dankes erhielt und soeben noch ziemlich bitter ausgescholten worden war. Rosa, die hübsche, kleine Kammerzofe, besaß auch einen gut Theil Leichtsinnes und der sich damit gewöhnlich paarenden Gutmüthigkeit; sie war ihrer Herrin sehr zugethan, aber diese Liebe ging nicht weit über die eines Kindes zu seiner Puppe, die es recht hübsch anzukleiden versteht und dann seinen Gespielen mit Stolz zeigt, hinaus.

Die Schritte Clementinens wurden etwas langsamer und gemessener, ihre Miene ein wenig ernster oder, wie wir geradezu sagen dürfen, unfreundlicher, als sie an die Thür kam, welche in das Frühstückszimmer führte. Als sie dieselbe öffnete, saß ihr Mann, der Rittmeister, bereits an dem servirten Tische, schlürfte seinen Kaffee und rauchte eine feine Cigarre, deren bläuliche Wölkchen in Ringeln um sein ungewöhnlich nachdenkliches Gesicht

schwebten. Melancholisch sah er keineswegs aus, höchstens so wie Jemand, der gerade nicht zum Besten geschlafen hat oder noch über Träume, die ihn eigenthümlich bewegt haben, nachsinnt.

Was der Rittmeister auch geträumt haben mochte, so hatte er doch recht gut und fest geschlafen, bei seinem Erwachen dem alten Wolff auch eine ganz heitere Miene gezeigt; von den Vorgängen in der Nacht war zwischen Beiden nicht die Rede gewesen; die ernstere Stimmung war ihm erst wiedergekommen, seitdem er sich am Frühstückstische befand, wenigstens hatte er sie bis dahin zu verbergen gewußt.

Er war jetzt noch im Morgenrocke, übrigens aber schon ganz zum Ausgehn angekleidet. Als seine Frau eintrat, blickte er auf, und seine ohnehin schon gerunzelte Stirn legte sich in noch tiefere Falten; ohne sich zu erheben, nahm er die Cigarre aus dem Munde und erwiderte ihren flüchtigen »Guten Morgen!« – mit dem noch kühleren: »Guten Morgen, Clementine!«

Sie warf Sonnenschirm und Handschuhe auf die marmorne Console unter dem Spiegel zwischen den beiden Fenstern und nahm, den Hut aufbehaltend, ihm gegenüber in einem Sessel Platz, so daß Beide durch die ganze Breite des Tisches getrennt wurden. Während sie dem aufgetragenen Frühstücke in einer Weise zusprach, die deutlich genug verrieth, daß sie einer bloßen, ihr sogar lästigen Form genüge, wurde zwischen den Gatten kein Wort gewechselt; die Frau schien den Mann gar nicht zu

beachten, er folgte ihr mit zerstreuten Blicken, in denen doch eine geringschätzige Beobachtung lag.

»Ohne Zweifel hast Du Dich gestern Abend gut amüsiert?« warf er endlich hin, als ob er sich verpflichtet fühlte, das Erste Beste zu sagen.

»Ich danke, – man muß sich eben die Langeweile in einem Badeorte zu verkürzen suchen.«

»Leidest Du wirklich daran?«

»Zuweilen. Man sollte von Dir dasselbe glauben, da Du Deine Zuflucht zum Spieltische nimmst; – ich halte wenigstens Deinen Geschmack für zu gut, als daß ich Dem einen anderen Beweggrund unterlegen möchte.«

Einen Moment lang leuchtete ein Blitz des Verdrusses in den Augen des Rittmeisters auf, dann lächelte er kalt, beinahe höhnisch, gab aber keine Antwort.

»Ich höre, daß Du gestern wieder Unglück gehabt hast,« bemerkte sie, ohne daß sich dafür doch das geringste Interesse in ihrem Tone aussprach.

»Herzlichen Dank für Deine Theilnahme,« entgegnete er spöttisch. »Wer ist denn so gefällig gewesen, meinen Schritten nachzuspioniren?«

Der Ausdruck und das Mienenspiel des Rittmeisters bei dieser letzten Frage waren so eigenthümlich, daß seine Frau dadurch überrascht wurde. Jedenfalls war ihm einen Moment lang der Gedanke gekommen, ob sie Etwas von dem sonderbaren Vorfalle mit seinem Diamanterringe, den er jetzt wieder am Finger trug, wisse, wohl gar die Hauptrolle dabei gespielt habe, aber sofort verwarf er

eine solche Vermuthung wieder mit der bitteren Ueberzeugung, daß sie ihm kein Opfer zu bringen im Stande wäre, und Mißtrauen, Hohn und Drohung traten an die Stelle und verriethen sich in seinen Worten.

»Es scheint, daß Dein Verlust bedeutender gewesen ist, als ich glaubte,« meinte sie, sich einer leichten unangenehmen Empfindung nicht erwehren könnend.

»Sei unbesorgt, das ist ganz allein meine Sache,« antwortete er gereizt; – »aber Du scheinst meiner Frage entschlüpfen zu wollen.«

»Bewahre, ich wüßte keinen Grund dafür; warum sollte ich Dir gegenüber nicht in jedem Falle aufrichtig sein?« – weit entfernt von Herzlichkeit, war ihr Ton eher spöttisch; – »die Sache ist ganz einfach; Rosa sah Dich den Spielsaal verlassen und glaubte eine besondere Aufregung an Dir zu bemerken; sie äußerte vorher bei meiner Toilette zufällig ein paar Worte darüber, selbstverständlich habe ich mich aber auf keine Weiterungen eingelassen, und es kommt mir auch gar nicht in den Sinn, Dir Vorwürfe machen zu wollen.«

»Deine Rosa ist sehr scharfsichtig,« brummte er, sich auf die Lippen beißend, – »und Du jedenfalls heute Morgen in sehr gnädiger Stimmung, dieses wichtige Thema so kurz abbrechen zu wollen.«

Sie ärgerte sich offenbar über seine Gleichgiltigkeit; die Tasse bei Seite schiebend, lehnte sie sich auf ihrem Stuhle zurück und nahm eine Miene trotziger Herausforderung an.

»Alfred,« begann sie nach einer kleinen Pause, – »ich bin nun einmal Deine Frau, und wir haben unsere gemeinschaftlichen Interessen, wenigstens was unser äußeres Zusammenleben anbetrifft; wenn dieselben in gar zu arger Weise geschädigt werden sollten, so müßte ich natürlich auch die Folgen davon mit Dir tragen –«

»Willst Du damit sagen,« unterbrach er sie brüsk, – »daß, falls wir arme Leute werden sollten, Du Deine Ausgaben für Toilette, Badereisen, Vergnügungen überhaupt einschränken müßtest, so kann ich nur Deinen klaren Blick für die Verhältnisse bewundern; er könnte gerade zur rechten Zeit gekommen sein, denn die Erkenntniß des alten Unhaltbaren ist schon ein großer Schritt auf dem Wege heilsamer Reformen.«

Sie zuckte leicht zusammen und blickte ihn prüfend an, aber er schien sich wieder allein mit seiner Cigarre zu beschäftigen.

»Ich verstehe Dich nicht ganz,« erwiderte sie dann.

»Es wäre nicht das erste Mal!«

»Deine Belehrungen wären überflüssig, Deine Vorwürfe ungerecht. Ich wüßte nicht, daß ich eine Toilette machte, die über meinen Stand und über die Anforderungen der guten Gesellschaft hinausgeht –«

»Aber über unser Vermögen, vielmehr das meinige.«

Die junge Frau wurde blaß; die letzten Worte mußten sie an einer empfindlichen Stelle getroffen haben.

»Du suchst andere Vergnügungen als ich,« fuhr sie fort; – »verlangst Du von mir, daß ich dieselben theilen sollte? – Unsere Neigungen stimmen einmal nicht überein, wir

haben deshalb verschiedene Wege eingeschlagen, einen stillschweigenden Vertrag abgeschlossen, wie es in der großen Welt vorkommt, —«

»Ganz recht, die große Welt ist der Tempel, in dem Du Deine Gottheiten, die Mode und das Vergnügen, anbittest.«

»Und Du?«

»Um aufrichtig zu sein, ich mache es nicht anders, nur habe ich mir ein von dem Deinigen fernliegendes Terrain gewählt, — das ist Geschmackssache. Wenn ich aber auch durchaus nicht Lust habe, die Frage zu erörtern, warum dies so gekommen ist, so wollte ich Dich nur darauf aufmerksam machen, daß die Notwendigkeit an uns hinantritt, die Extravaganzen unserer Neigungen zu beschränken, und daß ich deshalb den Entschluß gefaßt habe, diesen Ort, der dieselben in so verführerischer Weise begünstigt, möglichst bald zu verlassen.«

»Was fällt Dir ein, Alfred?« rief die junge Frau, jetzt wirklich erschrocken. »Wir sind kaum hierhergekommen, und sollten schon wieder abreisen? — Was müßten die Leute dazu sagen?«

»Es wird weniger darauf ankommen als auf eine Unterredung mit Ewald, den ich noch in den Vormittagsstunden erwarte; Du weißt ja, daß er gewissermaßen mein Banquier ist.«

»Leider! — der jüngere Bruder!« sagte Clementine, die Achseln zuckend und mit einem unwillkürlichen Seufzer, der verrieth, daß sie wenig Vertrauen oder Hoffnung für

ihre eigenen Wünsche auf ihren Schwager setze. »Du hast Dich ja einmal ganz von ihm abhängig gemacht.«

»In gewisser Beziehung allerdings, weil ich dabei ohne Zweifel am besten fortkomme. Aber ich will Dich nach diesen Andeutungen nicht länger von Deiner Promenade abhalten; Du wirst jetzt für alle Fälle genügend vorbereitet sein.«

Der Rittmeister lächelte dabei so malitiös, wie es seinem edlen Gesichte gar nicht gut anstand, und machte eine kleine Verbeugung gegen seine Frau, die sich von ihrer Bestürzung immer noch nicht erholt zu haben schien. Sie erhob sich und nahm Schirm und Handschuhe, aber so zögernd, daß man leicht bemerken konnte, wie schwer es ihr wurde, sich zu entfernen, ohne einen Widerruf der ihr so unangenehmen Mittheilung erhalten zu haben; indessen sträubte sich ihr Stolz oder Eigensinn doch wohl dagegen, ein bittendes oder begütigendes Wort zu sagen, oder sie hielt die nahe bevorstehende Abreise doch noch nicht so ganz ausgemacht, denn sie meinte, es sei nun in der That Zeit zu ihrem Spaziergange, und verabschiedete sich sehr kurz und kühl.

Eine leichte trübe Wolke lag an diesem Morgen auf der sonst so reinen und lachenden Stirn Clementinens, als sie die schattigen Laubgänge des Brunnengartens betrat, wo ihre Erscheinung sogleich eine gewisse Sensation machte Zund ihr von allen Seiten Grüße und Anreden zu Theil wurden, denn in diesem Augenblicke wenigstens kam es

ihr vor, als müsse sie mindestens auf das halbe Leben verzichten, wenn sie wirklich dieses Feld ihrer Triumphe verlassen sollte.

Wenn der Rittmeister es für der Mühe werth gehalten hätte, gegen seine Frau aufrichtig zu sein, wenn er nicht sogar Schadenfreude dabei empfunden hätte, sie ein wenig zu ängstigen, so würde er bekannt haben müssen, daß er selbst noch nicht an die Nothwendigkeit, von der er gesprochen, glaubte und daß dieselbe auch ihm sehr unangenehm gewesen wäre; die Idee zu dieser Badereise war nicht von ihr allein ausgegangen, sondern beide Gatten hielten eine solche für ganz selbstverständlich, weil sie sich auf dem Gute daheim langweilten und auch die Stadt, in der sie den Winter zuzubringen pflegten, um diese Jahreszeit von der sogenannten Crême der Gesellschaft, von fast allen ihren Bekannten verlassen war und in keiner Weise Vergnügungen darbot; überdies fragte er sich aber ebenso gut wie Clementine: »Was werden die Leute dazu sagen, wenn wir so plötzlich, in so auffälliger Weise von hier ausbrechen?« – Es war für ihn ein sehr drückendes Gefühl, der Nothwendigkeit, von der er gesprochen, hatte, weichen zu müssen, Andere dieselbe errathen zu lassen. Dazu kam noch, daß er, wie alle Spieler, welche der wetterwendischen Göttin Fortuna schon zu tief in die Augen geblickt haben, von ihr förmlich bezaubert worden war und alle Hoffnungen auf sie setzte, je bitterer sie ihn bisher getäuscht hatte, und das Abenteuer mit dem Ringe mußte doch erst eine Lösung finden, – konnte er von hier fortgehn, ohne zu wissen, wessen

Schuldner er war, und ohne diese Schuld abgetragen zu haben?

Einen besonderen Grund, Clementine je eher desto lieber von diesem Orte zu entfernen, hatte er durchaus nicht; sie lebte ja anderwärts, wie sie wollte, und da er sich bisher wenig oder gar nicht um ihren Umgang bekümmerte, konnte er auf seine Ehre – von Liebe war ja ohnehin nicht mehr die Rede – auch nicht eifersüchtig sein.

In der drückendsten Geldverlegenheit befand er sich nach den bedeutenden Spielverlusten der letzten Tage aber wirklich und wußte nicht, wie er den längeren kostspieligen Aufenthalt in diesem Badeorte ermöglichen sollte, wenn sein Bruder nicht die Mittel dazu beschaffte, und daß dies Baron Ewald, wenn derselbe auch den besten Willen dazu haben sollte, nicht leicht werden möge, begriff er vollkommen.

Der Bericht des Herrn von Gräfenitz an seine prinzliche Hoheit hatte im Allgemeinen ganz der Wahrheit entsprochen. Schon während seiner militairischen Dienstzeit verbrauchte der Rittmeister, obgleich er sich dem Spiele damals noch nicht in leidenschaftlicher Weise ergab, bedeutende Summen, die er aus dem von dem jüngeren Bruder verwalteten väterlichen Erbe zog; der vor trefflichen Wirthschaft und eigenen Sparsamkeit Baron Ewald's war es aber dennoch möglich geworden, nicht allein das Gleichgewicht zu erhalten, sondern auch die ländlichen Besitzungen auf einen viel besseren Stand zu bringen, als sie sich vordem befunden hatten.

Seit seiner Verheirathung, mit welcher der ältere Bruder das Hauptgut wieder übernahm, wirthschaftete aber das junge Paar in so unverantwortlicher, leichtfertiger Art, daß alle mit so großer Mühe, Fleiß und Klugheit erungenen Vortheile merkwürdig schnell wieder zu Grunde gerichtet wurden, und erst auf die dringendsten, dabei sehr einleuchtenden Vorstellungen Ewald's, der diesem Treiben mit Schmerz und Unwillen zusah, – beide Brüder hatten sich übrigens lieb, wie weit sie in ihren Ansichten und Neigungen auch von einander abweichen mochten, – wurde das alte Verhältniß wieder in einer Weise hergestellt, die Alfred wohl berechtigte, Jenen, halb im Scherze, seinen Banquier zu nennen. Der Rittmeister fügte sich in einen gewissen Zwang, den seine Gattin nur mit dem höchsten Widerwillen ertrug, er sah aber ein, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, wenn er sich nicht völlig zu Grunde richten wollte; seine Frau hatte ihm auch nicht die geringste Mitgift zugebracht, auf die er allerdings stark gerechnet haben mochte.

Schon mehr als einmal hatte er an seinen Bruder Ansprüche gemacht, welchen dieser nicht nachzukommen vermochte; zuweilen waren sie darüber in kleine Streitigkeiten gerathen, aber die Vernunft und das Recht, die hierbei stets auf Ewald's Seite waren, siegten dabei doch schließlich; der Rittmeister wußte, daß ihm sein Bruder sogar auf eigene Kosten Opfer brachte, und die edle Natur war in ihm noch nicht so weit untergegangen, daß er dies nicht dankbar anerkannt haben sollte. Clementinen, die ihren Schwager nur als einen lästigen, pedantischen

Aufseher betrachtete, war es nicht gelungen, die beiden Brüder zu trennen; ihre Abneigung gegen Baron Ewald, die sie nicht immer verheimlichen konnte, trug vielleicht gerade noch dazu bei, daß der Rittmeister um so deutlicher erkannte, was er ihm schuldig war.

Als seine Gattin das Zimmer verlassen hatte, blieb der Letztere auf derselben Stelle sitzen und gab seinen Gedanken ebenso freien Spielraum wie den Wölkchen der ersten und der darauf folgenden Cigarre, die er mit der Miene eines Zerstreuten genommen hatte und mit einer Hast rauchte, welche seine innere Ungeduld verrieth. Um eilf Uhr Vormittags wurde die Spielbank wieder eröffnet, und wenn er auch heute eine ihn viel wichtiger dünkende Absicht hegte, als das ungetreue Glück noch einmal zu versuchen, nämlich den Croupier zu sprechen, der ihm Auskunft über den Verbleib des Diamantringes geben sollte, so lag ihm doch fast noch mehr an der Unterredung mit seinem Bruder, die er vorher beendigt zu haben wünschte.

Seine Geduld wurde noch eine gute Weile auf die Probe gestellt, denn es war nahe an zehn Uhr, als Wolff, welcher getreulich Posten gestanden hatte, ihm meldete, der Herr Baron Bruder kämen jetzt die Promenade herauf.

Der Rittmeister warf die Cigarre fort und sprang auf; er befahl, seinen Bruder nach dem Arbeitskabinete zu führen, wohin er sich selbst begab. Einige Minuten später trat Baron Ewald dort ein.

Sein Gesicht war ernst und dabei doch sanft und ruhig wie gewöhnlich jedenfalls hatte er noch Nichts von dem

großen Verluste seines Bruders gehört und war nicht auf das Anliegen, welches dieser für ihn in Bereitschaft hielt, vorbereitet.

Die Brüder schüttelten sich die Hände und sagten sich recht herzliche Worte, doch leuchteten bei dem Einen die Zerstreutheit und die Ungeduld, bei dem Anderen theilnahmvolle und sorgende Beobachtung hindurch; Baron Ewald blickte dem Rittmeister fragend in die Augen, dieser schien die Antwort vermeiden zu wollen, wandte das Gesicht zur Seite und suchte seine Befangenheit unter überflüssig geschäftiger Beweglichkeit und erzwungen harmloser Plauderei zu verdecken. Er redete vom Wetter, von der Badegesellschaft, von der bevorstehenden Ernte daheim, Alles so flüchtig und abgebrochen, daß man leicht errathen konnte, er trage etwas ganz Anderes auf dem Herzen und in Gedanken und suche die Eröffnung desselben nur zu verzögern, weil sie ihm so peinlich war.

Die Brüder saßen nebeneinander auf dem Sopha und hatten wieder Cigarren genommen; die des Rittmeisters wollte gar nicht recht brennen, obgleich sie doch von der besten Qualität war.

»Wo warst Du gestern Abend, Ewald?« fragte er endlich, um seinem Ziele näher zu kommen. »Du hältst Dich stets so abgeschlossen, daß ich halbe Tage lang Nichts von Dir zu sehn bekomme.«

»Machst Du mir den Vorwurf im Ernst?« fragte der jüngere Baron, leicht lächelnd. »Du weißt, daß es nur eines Wortes von Dir bedarf, wenn Du meine Unterhaltung haben willst, denn der Strom der hiesigen Gesellschaft

reißt mich gerade nicht mit sich fort; ich würde auch ohnedem öfter bei Dir einsprechen, wenn ich Clementine nicht zu geniren fürchtete.«

»Ach Clementine! sie ist ja den ganzen Tag nicht zu Hause!«

»Und Dich habe ich gestern gegen Abend auch vergeblich gesucht; ein Brief vom Inspektor war eingetroffen; in Folge des anhaltenden und starken Regens sind die Ernteaussichten nicht mehr so unbedingt günstig, wie wir hofften, indessen wird der Schaden nicht zu groß sein. Was die Wiesen anbetrifft –«

»O Du weißt, daß ich davon Nichts verstehe und alle Anordnungen Deiner besseren Einsicht über lasse, lieber Ewald. Aber ich wollte doch, daß ich Dich gestern getroffen und nicht nach dem Curhause hinübergegangen wäre; ich habe einen schlechten Abend gehabt.«

»Du hast wieder gespielt, Alfred?« fragte Baron Ewald, offenbar bemüht, jeden Vorwurf aus seinem Tone zu entfernen, was ihm indessen nicht vollständig gelang.

»Leider, und da es doch einmal heraus muß – tüchtig verloren.«

»Du erschreckst mich; ich will nicht hoffen, daß Du gerade in dieser Zeit, die ohnehin schwierig genug für uns Landwirthe ist, Dich mit Deiner Kasse derangirt hättest –«

»Aufrichtig gestanden, lieber Bruder, – sie ist ganz geleert, ich bin nackt wie eine Kirchenmaus!«

»Alfred! Das erzählst Du mir mit lachendem Munde?«

»Zum Teufel! was soll ich Anderes thun? – Wenn Du in meiner Seele lesen könntest, würdest Du finden, daß mir eigentlich gar nicht lächerlich zu Muthe ist. Ich bin wirklich in großer Verlegenheit und muß Geld haben, wenn ich mich nicht zum Gespölle der Leute hier schleunigst aus dem Staube machen soll.«

»Das wäre vielleicht noch aus einem anderen Grunde das Beste,« dachte Baron Ewald, dem seine Beobachtungen in dem Ballsaale am vergangenen Abende einfielen, aber er unterdrückte diese Worte, die einen anderen bedenklichen Sturm hervorrufen konnten.

Das Eis war für den Rittmeister jetzt gebrochen; er klagte dem Bruder weit und breit seine Noth, wobei Clementine auch gerade nicht zum Besten fortkam, und verlangte auf das Dringendste schleunige Hülfe; dieselbe war in der That nothwendig; mochte diese Verlegenheit auch selbstverschuldet sein, so war sie doch einmal da, und es gab nur einen Weg, aus ihr zu gelangen, den Ewald denn schließlich auch einschlagen mußte. Mit ganz glatten Worten ging die Unterhandlung aber nicht ab; man konnte es Baron Ewald wohl schwerlich verdenken, wenn er seinem Bruder ernste Vorstellungen machte, denen er übrigens nach Kräften alle Bitterkeit zu benehmen suchte; er bewies ihm nur die Größe des Opfers, das sie Beide wieder bringen mußten, und machte ihn auf die nothwendigen Folgen aufmerksam, wenn der

Verbesserung und Instandhaltung des väterlichen Erbtheils alle Hülfsmittel entzogen würden; es war die höchste Zeit, daß der Rittmeister auf dem Wege, den er eingeschlagen hatte, umkehrte.

Der Letztere ließ sich die Strafpredigt mit ziemlich guter Miene gefallen; er wußte, daß er sie verdient habe, keine stichhaltigen Einwendungen dagegen machen könne, und vor Allem lag ihm daran, sich gerade jetzt nicht mit seinem Bruder zu erzürnen. Er versprach sogar, nicht wieder in den Spielsaal gehen zu wollen, wobei er sich sehr beeilte, über diesen Punkt fortzukommen, denn ganz sicher mochte er seiner Sache doch nicht sein, und drückte Ewald ein über das andere Mal die Hand mit der Versicherung, daß es keinen besseren und treueren Bruder geben könne, wozu der junge Mann nur ernst und sorgenvoll blickte und meinte:

»Du weißt, daß ich Dich nicht verlassen werde, Alfred, aber eben deshalb solltest Du um so vorsichtiger vor dem schwindelnden Abgrunde zurückweichen, dem wir jetzt Hand in Hand entgegengeh'n. Es ist nicht um mein' wil'len, daß ich so besorgt, vielleicht zu finster in die Zukunft blicke, denn, wie Du weißt, habe ich nur geringe Bedürfnisse, die ich in allen Lagen des Lebens werde befriedigen können; aber vergiß nicht, daß wir vor der Welt den Namen unserer Familie aufrechtzuerhalten haben und daß derselbe mit dem Verluste des geringen Vermögens, das uns noch geblieben ist, wenn auch nicht befleckt sein, so doch verloren gehn würde; so weit ich von allem übermuthigen Adelsstolze entfernt bin, werde ich dbch nie

das Wort vergessen: »*Noblesse oblige*« und möchte nicht der Letzte eines alten, durch rühmliche Thaten ausgezeichneten Geschlechts sein, der sein Brod von fremden Leuten erbetteln muß.«

»Genug, genug, Ewald!« – der Rittmeister machte eine abwehrende Handbewegung, und das Blut war auch ihm bei dem Eifer, in den sein Bruder sich hineingesprochen hatte, in das Gesicht gestiegen, – »ich werde nie vergessen, was Du da andeutest. Magst Du es mir jetzt glauben oder nicht, diese Idee hat keinen geringen Einfluß auf meinen Entschluß gehabt, mich um Clementinens Hand zu bewerben, –«

»O nein, Alfred,« unterbrach ihn Ewald rasch und mit einer Färbung von Unwillen, – »sage das nicht; ein solches Opfer würde ich wenigstens nicht von Dir beansprucht haben, und Dein eigenes Herz ist auch zu edel, um eigennützige kalte Berechnung mit seinen warmen und reinen Gefühlen zu vermischen; Du hast Clementine wirklich zu lieben geglaubt, und hast Du Dich dabei in ihr und Dir selbst getäuscht, so ist es besser, diese unglückliche Uebereilung offen einzugestehn, als eine Entschuldigung hervorzusuchen, die ich geradezu frivol nennen möchte.«

»Nun, nun, Ewald, nimm die Sache nur nicht so ernst, Du beurtheilst mich wirklich nicht ganz unrichtig; welchen Fehler ich mir nun aber auch habe zu Schulden kommen lassen, Gott weiß, daß ich ihn schwer genug büßen muß; ich will nicht hoffen, daß Du jemals ähnliche Erfahrungen machst.«

»Ich fürchte es kaum,« erwiederte Baron Ewald und wandte, wie zufällig, das Gesicht ab, auf dem sich eine Art von Befangenheit ausdrückte.

Der Rittmeister hatte dies dennoch bemerkt und musterte seinen Bruder mit einem Erstaunen, das alsbald in ein fröhliches, neckendes Lächeln überging.

»Bruderherz,« sagte er, dem Anderen leicht auf die Schulter schlagend, – »der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht soeben einen tiefen Blick in Deine gewöhnliche Verschlossenheit gethan habe, die mir seit längerer Zeit schon ein Rätsel ist, – und wir beide hatten doch früher keine Geheimnisse voreinander! – Ich habe mir Deinen Ernst immer dadurch zu erklären gesucht, daß Du eine Art Mitleid für mich empfandest, aber nun bin ich doch auf eine andere Spur gekommen: Dein Herz ist nicht mehr frei! – Wo, in aller Welt, hast Du es aber gelassen?«

Baron Ewald erröthete so stark, daß er es wohl selbst fühlen mußte, denn sein Bestreben, den Bruder fest anzusehn, wobei er die Achseln zuckte, mißlang vollkommen.

»Bei Gott, ich hab's errathen!« rief der Rittmeister laut lachend. »Und da schließest Du Dich wie eine blöde Jungfer in Dein Kämmerlein ein und schwärmt in melancholischer Mondscheinpoesie, anstatt Deinem Bruder die zweifellos schöne und liebenswürdige Schwägerin vorzustellen? – Bei Deinen Grundsätzen brauchst Du Dich doch schwerlich Deiner Wahl zu schämen?«

»Schämen?« fuhr Ewald mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Heftigkeit aus, und seine Augen blitzten noch heller als die immer lebendigen und beweglichen des Rittmeisters.

»Heraus mit dem Geheimnisse!« rief der Rittmeister muthwillig. »Welches edle grüne Reis willst Du auf unsern alten Stamm ppropfen, der wahrhaftig einer erfrischenden Nachhülfe bedarf? – Sollte Dir vorbehalten sein, was mir nicht gelungen ist, den Namen und das Haus der Burgsteins wieder mit dem ehemaligen Nimbus zu umkleiden, – man sagt ja, wir seien eines der vornehmsten und reichsten Geschlechter unseres Landes vor uralten Zeiten gewesen, – so will ich uns Beiden von Herzen gratuliren.«

»Ich bitte Dich, Alfred, höre mit Deinem Scherze auf, der sich auf ganz unwahrscheinliche Voraussetzungen gründet,« unterbrach ihn Baron Ewald; – »wenn Du solche Hoffnungen auf mich setzest, so täuschest Du Dich vollkommen. Du erwähnstest soeben meiner Grundsätze, und ein unerschütterlicher derselben ist, daß, wenn ich einmal die Wahl einer Lebensgefährtin treffen sollte, ich eher alle anderen Vorzüge bei ihr gefunden haben will, als den des Reichthums und der vornehmen Familie.«

»Teufel!« rief der Rittmeister, enttäuscht aus der heiteren Stimmung in eine unverhohlen verdrießliche übergehend, – »Du wirst Dir doch nicht gar die Marotte einer Mesalliance in den Kopf gesetzt haben, Du romantischer Schwärmer?«

»Verzeihe, ich habe ebenso nüchterne als klare Ansichten darüber. Einem Mädchen von Familie, wie man sich ausdrückt, könnte ich mit meinen Mitteln nur eine sehr bescheidene Existenz bieten, deren sie über lang oder kurz überdrüssig werden dürfte, und mit einer solchen schweren Verantwortung für ihr und mein Glück möchte ich mich nicht belasten; auf der anderen Seite könnte ich mich niemals entschließen, auch nur den Schein der Abhängigkeit von meiner dereinstigen Gattin auf mich zu nehmen, wenn sie reicher wäre als ich. Wenn ich einmal heirathe – aber beruhige Dich, lieber Alfred, dieser Zeitpunkt ist noch nicht gekommen, ich würde Dir sonst kein Geheimniß daraus gemacht haben, denn ich gedenke meine Wahl vor aller Welt stolz zu bekennen und nöthigenfalls zu rechtfertigen.«

Damit erhob sich Baron Ewald in einer Weise, die deutlich genug anzeigen, daß er dieses Gespräch nicht fortsetzen wollte. Er war augenscheinlich lebhaft erregt, woraus der Rittmeister wohl schließen mußte, daß er nicht weit vom Ziele vorbeigeschossen habe, aber auch, daß es gefährlich werden könne, wollte er jetzt den weiteren Versuch machen, sich Klarheit zu verschaffen. Er begnügte sich deshalb, mit unzufriedener Miene den Kopf zu schütteln, und als sein Bruder schnell wieder auf die geschäftliche Augelegenheit, die sie vorher verhandelt hatten, überging und ihm versprach, das Geld, das er dieses Mal aus seiner eigenen Tasche vorstrecken wollte, sofort

zu übersenden, drückte er ihm zum Abschiede recht herzlich die Hand und hatte schnell seine gute Laune wieder gewonnen.

Baron Ewald hielt Wort; der Rittmeister hatte gerade seine Ausgangstoilette beendet, wozu er als alter Soldat nicht langer Zeit bedurfte, als der Diener seines Bruders ihm ein versiegeltes Päckchen überbrachte, das die beanspruchte nicht unbedeutende Summe enthielt, und damit wich auch der letzte leise Schatten der Verstimmung von seinem Gesichte und Gemüthe; er hatte jetzt keinen andern Gedanken mehr, als die Fortsetzung des interessanten Abenteuers von der vergangenen Nacht zu suchen.

Er mußte sich beeilen, um nach dem Curhause zu kommen, bevor das Spiel eröffnet wurde, denn später würde der kleine Croupier nicht im Stande gewesen sein, ihm Rede zu stehn. Die Unterhandlung zwischen Beiden dauerte übrigens nicht lange.

»Wo haben Sie meinen Ring, lieber Duchâtel?« fragte der Rittmeister den kleinen Israeliten, der sich diesen hochklingenden Namen wohl nur für die Dauer der Saison erborgt hatte und den er jetzt im Vorzimmer des Spielsaales traf.

Herr Duchâtel machte eine ganz bestürzte Miene, er fühlte sein Gewissen doch wohl nicht rein.

»Geben Sie ihn mir schnell zurück,« drängte der Rittmeister, das Packetchen mit den Banknoten aus der Brusttasche ziehend; ich sagte Ihnen schon gestern, daß er ein altes, mir werthes Familienstück sei, und ich zahle

Ihnen die doppelte Summe zurück, die Sie so freundlich waren, mir gestern zu leihen.«

»Zu leihen?« stammelte der Croupier. »Verzeihen Sie, Herr Baron und Rittmeister, davon haben wir kein Wort gesprochen; ich bedauere unendlich das Mißverständniß, – ich selbst befand mich gerade in einer gewissen Verlegenheit, – ich besitze den Ring nicht mehr.«

Der Rittmeister stellte sich sehr böse; er behauptete, er müsse den Ring wiederhaben, koste es, was es wolle, Duchâtel habe unmöglich annehmen können, daß er einen solchen Werthgegenstand für eine so geringe Summe verschleudern werde, er ließ sogar eine Andeutung auf die Polizei einfließen, bei welcher der kleine Mann erblaßte; bevor derselbe sich aber noch im Bewußtsein seines zweifelhaften Rechtes auf die Hinterfüße zu setzen versuchte, lenkte der Rittmeister wieder ein und verlangte nur zu wissen, wo der Ring geblieben sei, damit er selbst ihn dort einlösen könne.

Nach einem Zögern gestand Duchâtel Alles, glaubte er sich doch zu erinnern, daß die Dame nicht ausdrücklich Schweigen von ihm verlangt habe, und mochte sich nicht gern in einen ärgerlichen Handel verwickeln.

Es bedurfte keiner langen Personalbeschreibung; der Rittmeister erinnerte sich noch recht gut jener Dame, die ihm am grünen Tisch gestern gegenüber gesessen und sein flüchtiges Interesse mehr durch ihr hohes Spiel als durch ihre auffallende Erscheinung erregt hatte. Anfänglich war er im höchsten Grade erstaunt, was er indessen

zu verbergen suchte, dann gab ihm seine Eitelkeit eine Erklärung, die gerade nicht unangenehm sein konnte.

»Es ist gut,« sagte er zu dem kleinen Croupier, – »schweigen Sie über die ganze Sache in unser allerseitigem Interesse, besonders in dem Ihrigen.«

Er ging wieder auf die Promenade hinaus, zuerst rasch, mit der Miene Jemandes, der nicht geduldig erwarten kann, was er sucht, aber allmälig wurde sein Schritt langsamer und bedächtiger; es wollte doch erst überlegt sein, was er in diesem Falle zu thun habe.

Wenn die Unbekannte wirklich eine vornehme, unabhängige Dame war, die eine besondere Theilnahme für seine Persönlichkeit oder gar nur sein Mißgeschick gefaßt hatte, so durfte er nicht daran denken, sie durch das brüsk Anerbieten, ihr seine Schuld zu bezahlen, zu verletzen, und doch wieder kam er in ein ganz sonderbares, peinliches Verhältniß zu ihr, wenn er dies nicht that. Oder sollte sie eine bloße Abenteurerin sein, – wie viele solcher tauchen unter der glänzendsten Gestalt nicht alljährlich in renommirten Badeorten auf, die diesen Glanz nur erborgt hatte, um damit zu ködern und die in ihre Netze fallenden Opfer später desto gründlicher auszusaugen?

Gegen diese letztere Annahme, die in der ganzen Sachlage viel Wahrscheinlichkeit fand, sträubte sich aber die einmal angeregte Eitelkeit des Rittmeisters ganz gewaltig; obgleich er sich nicht einmal mehr genau erinnerte, ob die Fremde wirklich so schön gewesen sei, daß er ihr zweifelloses Interesse an ihm gern vergelten könne,

umkleidete seine Phantasie sie doch schon mit allen erdenklichen Reizen, und er empfand die unbezwingliche Versuchung, dieses so romantisch eingeleitete Abenteuer zu einem noch viel romantischerem Ausgange zu führen. Was konnte ihn auch daran hindern? – Die Rücksicht auf seine Frau wahrlich am allerwenigsten.

Man würde ihm entschiedenes Unrecht thun, wollte man glauben, daß der vermuthliche große Reichthum und hohe Stand der Dame – der kleine Croupier hatte wenigstens, vielleicht auch nur, um seine eigene Rechtferligung zu unterstützen, die Vermuthung ausgesprochen, dieselbe sei eine russische oder polnische Fürstin, – einen besonderen Einfluß auf seinen Entschluß, sie aufzusuchen, ausübten; materielle Vortheile suchte und erwartete er nicht von dieser Bekanntschaft; bei allem Leichtsinn, den er besaß, hatte seine Natur doch, wie sie vorher auch Baron Ewald richtig beurtheilte, zu großherzige, edelmüthige Züge, als daß sie sich in gemeine Berechnung hätte vertiefen können, ja, dieser Leichtsinn schloß, wie man schon gesehen hat, sogar das für das praktische Leben Nothwendige davon aus.

In seinem Nachdenken war er noch zu keinem Resultate gekommen, weder wie er sich der Dame nähern, noch wohin er damit gelangen wolle, als die Entscheidung ihm schon in ihrer eigenen Person entgegenkam.

Es war mitten auf der belebten Promenade, und wenn der Rittmeister auch noch zerstreuter gewesen wäre, hätte es ihm doch nicht entgehen können, daß der Strom

der Spaziergänger sich plötzlich förmlich theilte, um einer allgemeines Aufsehen erregenden Erscheinung Platz zu machen. Worin lag dieses Aufsehen, was erweckte die Achtung, stellenweise die Bewunderung, die sich auf den Gesichtern und in dem Gebahren der Menge ausdrückte?

Wie schon gesagt, gab es hier so brillante und auffallende Toiletten, daß man auch die ausgesuchteste nur einer flüchtigen Beobachtung zu würdigen pflegte, die Elite der guten Gesellschaft war so reichlich vertreten, daß man sich schon daran gewöhnt hatte, durch Rang und Stand ausgezeichneten Personen zu begegnen, und in dem Bouquete der weiblichen Schönheit und Anmuth fehlte kaum eine Schattirung, die nicht diesen oder jenen Geschmack vollständig befriedigte. Das Alles wogte in der großen Flut durcheinander, überstrahlte und verdeckte sich gegenseitig wieder; wenn sich also ein Tropfen auf der Oberfläche erhielt, mußte er einen eignethümlichen, farbigen Glanz ausstrahlen.

Und so war es in der That mit dieser Frau, deren Erscheinung wir ja schon im Spielsaale geschildert haben; daß sie stets ohne Begleitung auftrat, – auf der Promenade folgte ihr nicht einmal der Diener, – ihr fremdartiges stolzes Wesen, die Ungewißheit, in welcher man sich über ihre Persönlichkeit befand, gaben ihr einen noch größeren Reiz für die Neugierde der Anderen, deren phantasievollen Vermuthungen das weiteste Feld geöffnet blieb, als ihr glänzendes und anziehendes Exterieur.

Was den Rittmeister anbetraf, so war er jetzt, als er sie zum ersten Male mit ganz anderen Augen wie im Spiel saale betrachtete, wirklich überrascht; wie die Uebrigen trat er zur Seite und fühlte sich schon versucht, sie zu grüßen, als er sich noch zeitig genug erinnerte, daß er die Berechtigung dazu vor so vielen fremden Augen nicht werde vertreten können.

Ihr Blick streifte auch ihn nur flüchtig, aber dabei blitzte es so hell darin auf und traf ihn so durchdringend, daß er auch ohne den Vorfall der gestrigen Nacht nicht hätte zweifeln dürfen, daß sie eine besondere Theilnahme für ihn empfinde; ja, es lag noch mehr darin, was nur ihm verständlich sein konnte, was er wenigstens mit Sicherheit zu lesen glaubte: die Aufforderung, sich ihr zu nähern, wenn auch ihr schnelles Hinwegblicken deutlich genug hinzusetzte, daß hier nicht der geeignete Ort dazu sei. Man hätte diesen Blick der schönen Frau kokett nennen müssen, wäre Der, welchem er gegolten, so herzlos und wenig eitel gewesen, eine solche Eigenschaft bei ihr nur für möglich zu halten.

Der Rittmeister war weit davon entfernt, so streng zu urtheilen; er stand nur ein Weilchen unentschlossen da, dann wandte er sich und folgte ihr langsam. Er hörte noch manche halblaute Bemerkung, die über sie gemacht wurde und Bewunderung oder Neid verrieth, aber er hörte dies Alles nur mit halbem Ohr, denn seine ganze Seele war von der unwiderstehlichen Begierde erfüllt, die Entscheidung, die jetzt für ihn eine doppelte Bedeutung gewonnen hatte, herbeizuführen; auf ihn selbst achtete

Niemand, denn wer auch sein Stutzen bemerkte hatte, konnte darin nichts Auffälliges finden, weil dasselbe so allgemein gewesen war.

Unsere Dame, die wir nun einmal die »Gräfin« nennen wollen, nachdem wir es so von ihrem Diener gehört haben, sah sich nicht wieder um, aber sie hatte mit jenem kurzen Blicke wohl eine ähnliche Ueberzeugung wie Der, für den derselbe bestimmt gewesen, gewonnen und mochte seine Wünsche theilen, denn sie bog plötzlich von der großen Promenade in einen schmalen Seitenweg des Parkes ab, der nur wenig belebt zu sein pflegte. Die Damen wollten sich ja hier eben der Oeffentlichkeit präsentiren, die Herren bildeten ihr dienstfertiges Gefolge, die Waldseinsamkeit, wie viele Reize sie auch haben mochte, war daher für alle Theile nicht verlockend, der große Strom wogte ruhig in dem gewohnten Bette weiter; es wäre auch zu indiskret gewesen, einer Dame, die sich in so absichtlicher Weise daraus zurückzog, ohne genügende Veranlassung zu folgen.

Der Rittmeister wußte oder glaubte zu wissen, daß er eine solche Rücksicht nicht mehr zu nehmen brauche, nur der öffentlichen Neugierde durfte er durch eine Unvorsichtigkeit nicht Stoff zu compromittirenden Bemerkungen geben; deshalb schlug er einen andern, weiterhin gelegenen Waldfpfad ein, der ihn, wie er recht gut wußte, mit einem ziemlich weiten Umwege nach jenem ersten führen mußte. Sobald er sich nicht mehr beobachtet

sah, ging er rasch vorwärts; es war nicht das erste Abenteuer ähnlicher Art, dem er entgegenging, aber er mußte sich aufrichtig gestehen, daß noch niemals sein Herz so laut geklopft, seine Stirn so heiß gebrannt hatte; er war versucht, selbst darüber zu lächeln, und vermochte es doch nicht, denn er fühlte, daß ihn bereits ein gefährliches Zaubernetz umstrickt habe, das zu zerreißen nicht mehr in seinem Willen liege.

Der Park bildete hier anmuthige und künstliche, dabei aber zuweilen etwas düstere Partien; es gab dort laubennähnliche Boskagen mit Moosbänken, etwas vom Wege zurückgezogen, Plätze, die eben für kleine geschlossene Gesellschaften, die sich ungestört unterhalten wollten, angelegt waren; in den Abendstunden pflegten dieselben reichlich besetzt zu werden.

In einem dieser halben Rondele sah der Rittmeister ein helles Kleid schimmern; es war die mattgelbe Farbe der seidenen Robe, deren Schnitt und Sitz soeben noch auf der großen Promenade so viel Augen auf sich gezogen hatten. Die Dame hatte sich dort auf eine Bank niedergelassen, den kleinen, mit einer leichten Feder garnirten Strohhut abgenommen und neben sich gelegt, und während sie so eine ausgesucht anmuthige Stellung einnahm, blickte sie starr vor sich auf den Boden nieder, in dessen feinen Kies sie mit der Spitze des Sonnenschirms Figuren zeichnete; es schien, als sei sie ganz sicher, in ihrem unzweifelhaft tiefen Gedankengange an diesem einsamen Orte auf keine Weise gestört werden zu können, hörte

sie doch nicht einmal die Schritte des sich ihr Nähenden, die derselbe allerdings zu dämpfen versuchte, als ob er es für eine große Rücksichtslosigkeit hielte, die schöne Schwärmerin, der er sich jetzt schon sehr nahe befand, aus ihrem Nachdenken zu erwecken, und unbemerkt an ihr vorüberschlüpfen wollte.

Aber im Rathe des Schicksals war es nun einmal anders beschlossen worden; gerade als der Rittmeister sich nur noch zwei oder drei Schritte von der Dame entfernt befand, entglitt deren Hand der Sonnenschirm, – im Momente hatte er sich gebückt, ihn aufgehoben, und nun bedurfte es nur einiger üblichen Höflichkeitsphrasen von beiden Seiten, um die Bahn zu der ersehnten vertraulicheren Unterhaltung zu brechen. – –

»Unsere geheimnißvolle Schöne, der Morgenstern unserer Promenade« – »und der Abendstern des Spielsaales,« setzten einige Hämische hinzu – hat einen Cavalier erhalten!« ging es noch an demselben Mittage im Brunngarten und an den Table d'hôtes der Hôtels von Mund zu Mund.

»Wer ist der Beneidenswerthe? – Doch nicht etwa ihr Gatte?«

»Bewahre! – Weiß der Himmel, ob sie alte Bekannte sind oder sich erst hier gefunden haben! – Er begleitete sie nur bis an die Thür ihrer Wohnung und nahm dann in ganz ceremoniöser Weise von ihr Abschied; indessen lächelte sie so huldvoll, als sie ihm die Hand zum Kusse reichte, und er sah so beglückt aus!«

Der Erzähler, der ein zufälliger Zeuge dieser kleinen Scene gewesen sein wollte, wurde von allen Seiten mit Fragen und Erkundigungen unterbrochen, wer der Herr gewesen, wie er ausgesehen habe. Nach seiner Beschreibung, die übrigens noch von anderen Seiten unterstützt wurde, wollte man bald wissen, es sei der Rittmeister Baron von Burgstein gewesen, der auch gerade nicht in weiteren Kreisen gekannt war.

»Ah, eine Bekanntschaft vom grünen Tische!« meinte ein älterer Herr, der den letzteren auch sehr eifrig frequentirte; – »ich habe sie schon öfter dort beobachtet, aber noch nie einen Blick des Einverständnisses wechseln gesehn. Ein schönes Paar, das leider kein Glück im Spiele hat!«

»Ohne Zweifel desto mehr auf einem anderen Felde!«

Man lachte. Der Medisance, wie sie die Mode mit sich bringt, war ein neues Thema gegeben; es sollte demselben bald nicht an genügender Nahrung fehlen.

FÜNFTES KAPITEL. DIE ERKLÄRUNG.

Baronin Clementine ging auch ihren eigenen Weg, aber wie sie recht gut vorausgesehn, blieb sie nicht lange darauf allein. Bald fand sie sich von mehreren ihrer Tänzer des vergangenen Abends umschwärmt, die sich nach ihrem Befinden erkundigten und ihr in überschwänglicher Weise Schmeicheleien sagten.

Badefreiheit! – ein nach Belieben so weit ausdehnbarer Begriff! – Wenn eine junge und hübsche Frau daheim, sei

es auch in einer großen Stadt, expreß eine geschmackvolle und auffällige Toilette machen wollte, um sich auf den Promenaden, nicht einmal am Arme des Gatten, von der eleganten Männerwelt den Hof machen zu lassen, wenn sie dies täglich wiederholte, würde die öffentliche Meinung bald den Stab über sie gebrochen haben. In einem Badeorte ist dies nicht allein eine vollständig erlaubte, sondern auch ganz natürliche Sache, über die allein neidische alte Jungfern oder solche, welche nun einmal von dem Tone der großen Welt keine richtige Vorstellung haben, die Nasen rümpfen. Man will sich ja amüsiren, und wer nicht mit allen seinen Mitteln dazu beiträgt, der darf mindestens keinen Anspruch darauf machen, zu der eleganten Badegesellschaft zu gehören; Schönheit und Liebenswürdigkeit werden gewissermaßen als Gemeingut betrachtet; man kann es nur beklagen, wenn sie sich der Oeffentlichkeit entziehn.

In dieser Beziehung verstieß Baronin Clementine nun keineswegs gegen den Modeton; es wäre ihr auch unerträglich gewesen, wenn man sie nicht für eine Frau von Welt gehalten hätte. Was kümmerten sie die alten Jungfern, was die Pedanten? – sie spielte hier eine Rolle, die von Allen, die ihr nahekamen, gebilligt wurde, wenigstens den schönen Worten nach, die sie zu hören bekam, und das genügte ihr nicht allein vollkommen, sondern machte sie momentan auch sehr glücklich.

Auch sie war auf der Vormittagspromenade schon ein paarmal der sogenannten russischen Fürstin begegnet, die wieder in ganz anderer Weise Aufsehen erregte. Es

konnte ihr unmöglich entgehen, daß in solchen Augenblicken der Wortschwall der sie umschwärzenden Verehrer verstummte und deren Lorgnons oder unbewaffnete Augen eine bedenkliche Seitenrichtung einschlugen. Sie nahm dies sehr ungnädig auf, hütete sich aber wohl, es merken zu lassen; höchstens zuckte sie ein wenig die Achseln und ertheilte ein bischen schärfere Antworten, bis man sie wieder, sobald das andere einsame Gestirn vorübergezogen war, durch verdoppelte Aufmerksamkeiten versöhnte.

Diese Frau hatte aber doch etwas Interessantes für sie, das sie freilich nicht zu ihr hinzog, sondern nur abstieß. Sie mußte sich, zu ihrem großen inneren Verdrusse, gestehn, daß Jene ihr überlegen sei, theils durch Toilette, theils durch den hohen Stand, den man ihr beilegte, vor Allem durch ihre vornehme Abgeschlossenheit; sie fühlte recht gut, die Fremde brauche blos eine geeignete Aufmunterung zu geben und der ganze Schwarm von Cavalieren würde sie verlassen und hinter Jener herziehn.

Nur Prinz Felix, incognito Graf von Dühren, machte davon eine rühmliche Ausnahme, die sie nicht genug anerkennen konnte und derenthalben sie sich ihm zum wirklichen Danke verpflichtet fühlte. Wenn er an ihrer Seite war, sah er keine Andere, – sie war überzeugt, daß er auch fern von ihr nur an sie dachte und nur sie sah. Das war ein Triumph, der sie für jenen Verdruß entschädigte, und mehr diesem als seinem hohen Namen dankte der Prinz die Gunst, die sie ihm offen zutheilwerden ließ.

Wenn er erschien, – und er fehlte nie auf der Vormittagspromenade – dann zogen sich die anderen Herren weiter zurück, – nöthigenfalls verstand es Herr von Gräfenitz, auch den Widerspänstigsten im Schach zu halten, – und dann konnte sein gnädiger Herr gewiß sein, eine noch gnädigere Herrin gefunden zu haben. Noch nie hatte es der Zufall so gefügt, daß der Rittmeister dann dem hohen Cavalier seiner Frau begegnete, woraus er vielleicht doch einige Bedenklichkeiten geschöpft hätte, denn der leidenschaftliche Prinz wußte seine Gefühle nicht gut genug zu verbergen oder hielt dies, verwöhnt, daß ihm Niemand den Rang streitig zu machen wagte, für überflüssig; wie schon gesagt, ahnte der Rittmeister nicht, was alle Welt deutlich sah, denn wer hätte sich berufen gefühlt, ihn darauf aufmerksam zu machen? – sein Bruder kam auch zu selten in die Gesellschaft und auf die Promenade, um dieses Verhältniß vollständig durchschauen zu können.

An diesem Tage bekam die Umgebung Clementinens mehr als je zu fühlen, daß sie ihr, wenn auch nicht gerade lästig, so doch von geringer Bedeutung sei, was denn auch Manchen veranlaßte, sich zurückzuziehn; sie fühlte sich doppelt verstimmt, sowohl durch die Unterredung, die sie vorher mit ihrem Gatten gehabt hatte, als durch das lange Ausbleiben des Prinzen, der doch sonst nicht auf sich warten ließ; sie hätte so gern gehört, was er dazu sagen würde, daß die Möglichkeit ihrer baldigen Abreise, an die sie übrigens selbst nicht glaubte, vorliege.

In solcher Stimmung konnte sie gegen Personen, denen sie keinen Werth beilegte, geradezu unliebenswürdig sein, und wenn es auch Männer giebt, die bei einer schönen Frau Alles entschuldigen, so werden doch Andere einer unverdienten Ungnade müde und fühlen sich dann versucht, ihre gekränkten Eitelkeit zu rächen.

Clementine ahnte schwerlich, wie viel Feinde sie sich gerade an diesem Vormittage machte, die nun mit unedlen und gefährlichen Waffen gegen sie auftraten, Spott und gehässiger Beurtheilung. Es gehört so wenig dazu, den Ruf einer unschuldigen Frau zu beflecken, wie viel weniger noch, den einer anerkannten Kokette! –

Als die Baronin bei der schon erwähnten Schweizerconditorei am Curhause anlangte, wo sie gewöhnlich von der Morgenpromenade auszuruhen pflegte, befand sie sich nur noch in einer kleinen Gesellschaft von Herren, deren keiner sich für berechtigt halten durfte, neben ihr Platz zu nehmen, als sie sich auf eine der zierlich gearbeiteten gußeisernen Bänke niederließ und eine leichte Erfrischung bestellte. Auch diese Wenigen räumten das Feld, als der Herr von Gräfenitz urplötzlich auf dem Platze erschien und die Dame in durchaus ehrfurchtvoller und ceremoniöser Weise, die aber doch ein näheres Vertrauen hindurchblicken ließ, begrüßte.

Man konnte sagen, daß der Major und Kammerherr ungewöhnlich ernst und bekümmert aussah, und da man

ihn um diese Zeit immer nur in Gesellschaft des Prinzen sah, lag die Vermuthung sehr nahe, jene Empfindungen bezögen sich in irgend welcher Weise auf den Letzteren. Aber der Prinz hielt sich in der großen Gesellschaft sehr exclusive, die anderen Herren hatten deshalb keine Veranlassung, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und Clementine scheute sich, dies in ihrer Gegenwart zu thun. Sie unterließ aber nicht, Herrn von Gräfenitz zum Sitzen einzuladen, und das war eben ein verständlicher Wink für die Uebrigen, sich zu entfernen.

Der Major hatte sich einen Gartenstuhl genommen und an ihre Seite gesetzt; er sprach ein paar gleichgiltige Worte, so lange sie noch Zeugen hatten, obgleich er recht gut ihre Ungeduld und die ihr auf den Lippen schwebende Frage bemerkten mußte; sobald sie allein waren, begann er ohne Umstände in einem ganz anderen Tone:

»Sie vermissen Seine Hoheit, meine Gnädigste, wenn ich dies im Interesse meines Herrn zu hoffen wagen darf. Ich bin in der That beauftragt, seine Abwesenheit zu entschuldigen —«

Der Major machte eine kleine Pause, die ein zweifellos absichtlicher Husten rechtfertigte, und fixirte dabei die leicht erblassende Dame.

»Der Grund dieser Versäumniß,« fuhr er dann lächelnd fort, — »die Niemand mehr bedauern kann, als Seine Hoheit,« — Clementine gegenüber bestand das Inkognito des Prinzen nicht mehr — »ist allerdings kein erfreulicher, giebt aber auch zu keiner tieferen Besorgniß Veranlassung. Hoheit erfreuen sich leider nicht der kräftigsten

Constitution – ganz im Vertrauen unter uns gesagt – und leiden leicht unter körperlicher und geistiger Aufregung, wie sie, zum Beispiel, der gestrige Abend mit sich brachte. Sie fühlten sich heute Morgen wirklich recht angegriffen und bedürften einer längeren Erholung, wollen aber dennoch das angenehme Vergnügen nicht aufgeben, Ihnen, meine Gnädigste, hier aufzuwarten, und so bin ich denn nur als Courier, der Ihnen diese Versicherung zu Füßen legen sollte, vorausgesandt worden.«

Der Major lächelte beinahe hämisch, und Clementine seufzte ganz leise wieder auf.

Was die Kränklichkeit des Prinzen anbetraf, so war ihr dieselbe kein Geheimniß mehr; er hatte oft genug selbst davon gesprochen, und man konnte sie seinen hektischen Wangen und dem eigenthümlichen Glanze seiner Augen auch ohne Mühe ansehen. Darüber hatte sie sich noch nie große Sorgen gemacht, denn sie liebte ihn ja nicht. Aber sie würde es doch recht sehr bedauert haben, wäre er ernstlich krank geworden, – die ersten Worte des Majors hatten auch schon diese Befürchtung in ihr erweckt. Wenn man jetzt hörte, mit welchem Interesse, das etwas so tief Wehmüthiges hatte, sie sich nach dem Unwohlsein des Prinzen erkundigte und wie der Major darauf in derselben Weise antwortete, so war dies eine der großen Welt ganz würdige Comödie, die an scheinbarer Natürlichkeit Nichts zu wünschen übrig ließ.

Die junge Frau wollte auch gern hören, was im Speziellen die Veranlassung zu der bedenklichen Aufregung

des Prinzen, der doch nur so wenig getanzt, gegeben hätte, und als sie dies äußerte, sah ihr der Major mit einem recht dreisten Lächeln in die Augen und meinte ganz naiv:

»Danach können Sie wirklich im Ernste fragen, meine gnädigste Frau?«

Clementine wurde über und über roth und stammelte einige unverständliche Worte.

Als ob er ihre Verlegenheit gar nicht bemerke, fuhr Herr von Gräfenitz in demselben warmen und vertraulichen Tone fort:

»Hoheit tanzt eigentlich nie, es sei denn, wenn dies die Etiquette an unserem oder einem fremden Hofe unumgänglich verlangt; es wäre sehr fatal, wenn man ihn von dort aus hier beobachtete, wo seit einigen Wochen erst eine so auffällige Veränderung mit ihm vorgegangen ist. Aber, meine Gnädigste, Sie sind natürlich nicht von den Verhältnissen unseres Hofes und der hohen Familie unterrichtet; wenn ich hoffen dürfte, Sie einigermaßen damit zu interessiren, würde ich Ihnen gern im Vertrauen, das ja die Freundschaft und Verehrung meines Herrn für Sie vollkommen rechtfertigt, einige Mittheilungen darüber machen; es ist nur, weil bei dem glücklichen Einflusse, den Sie auf den Prinzen auszuüben vermögen

—«

»Ich bin überzeugt, daß Sie denselben überschätzen, Herr von Gräfenitz,« unterbrach ihn Clementine, denn

dieser beinahe zudringliche Ton, den der Major heute anzunehmen für gut befand, setzte sie in große Verwirrung, obgleich sie sich keineswegs dadurch beleidigt fühlte; – »aber ich würde Ihnen in der That sehr dankbar sein, wenn Sie Ihrem Anerbieten auch je eher desto lieber die Ausführung folgen lassen wollten; abgesehen von der aufrichtigen Theilnahme, die ich für Seine Hoheit empfinde, nachdem mir das Glück dieser ehrenvollen Bekanntschaft zutheil geworden ist, bin ich auch sehr schwach erzogen worden und lebe noch jetzt gewöhnlich unter kleinen Verhältnissen, daß ich der Neugierde kaum widerstehen kann, einen Blick in die höchsten Sphären der Gesellschaft zu thun.«

»Ich bezweifle stark, daß Ihr edles Herz und weiches Gefühl davon befriedigt werden, denn wenn man den täuschenden Vorhang von funkelnder Silbergaze aufhebt, wie ich es dieses Mal thun will, um eine Pflicht gegen meinen armen Herrn zu erfüllen, so zeigt sich vielleicht ein Bild von noch düstereren Farben, als es die kleine Welt aufzuweisen vermag; das blendende künstliche Licht kann nur den natürlichen Schatten verstärken. Aber das brauche ich Ihnen nicht zu sagen, die Sie ja einen zu scharfen Blick und ein zu feines Verständniß besitzen, um, wenn auch in einem beschränkteren Kreise, dieselbe Erfahrung gemacht zu haben. Also zur Sache! – Sie werden schon gehört haben, daß unsere Fürstenfamilie unermeßlich reich ist, wenn ihre Herrschaft sich auch nicht über ein großes Land und Volk erstreckt; bekannt

ist Ihnen auch jedenfalls, daß sie zu den ältesten Regentenhäusern Deutschlands gehört. Daraus ergiebt sich ein wohlberechtigter Stolz, der den unveränderlichen Glanz des Ganzen aufrechtzuerhalten und noch zu erhöhen sucht, sei es auch auf Kosten eines Familienmitgliedes, dem man – mit Recht oder Unrecht – nicht die Eigenchaften zuerkennen will, jenes Ziel zu verfolgen und zu fördern. Prinz Felix ist der einzige Bruderssohn unseres Regenten, dessen Ehe zu seinem und des Landes Leidwesen kinderlos blieb und auch keine Hoffnung auf einen direkten Thronfolger mehr giebt. Der Vater unseres Prinzen, der vor einigen Jahren gestorben ist, war ein eignethümlicher Mann; er lebte fast ausschließlich den Wissenschaften und wollte nie Etwas davon hören, daß er jemals seinen Bruder ersetzen könne er hatte eine förmliche Abneigung gegen den Hof, ja, gegen die ganze sogenannte große Welt und lebte am liebsten zurückgezogen auf einem alten Schlosse, das einige Meilen von der Hauptstadt entfernt liegt; ich bin in die damaligen Familienverhältnisse nicht genau eingeweiht, die allgemeine Stimme erklärte diese Zurückgezogenheit und Entfremdung von dem regierenden Herzoge, seinem älteren Bruder, dadurch, daß der Letztere eine nicht ganz standesgemäße Heirath des Vaters von Prinz Felix niemals gebilligt habe und daß es deshalb zu ernstlichen Zerwürfnissen zwischen Beiden gekommen sei; andererseits kenne ich den harten und mißtrauischen Charakter unseres jetzt regierenden Herrn gut genug, um annehmen zu dürfen, daß er erbittert über die Kinderlosigkeit der eigenen Ehe,

den durch das Staatsgesetz designirten Thronfolger nur mit sehr ungnädigen Augen betrachten kann. Die Mutter Prinz Felix's starb im ersten Wochenbette; sein Vater ließ ihm in wissenschaftlicher Beziehung eine vortreffliche Erziehung geben, an der er selbst sich betheiligte, aber er hielt auch ihn in der Einsamkeit jenes Schlosses zurückgezogen und flößte ihm seine eigenen Grundsätze und Ideen ein. Prinz Felix ist nicht zum Regenten erzogen worden, wiewohl ich nicht zweifle, daß er vermöge seiner natürlichen Anlagen diesen ihm aller Wahrscheinlichkeit nach vorbehaltenen Platz auf das Würdigste ausfüllen würde; damals waren in der That noch Aussichten vorhanden, daß der regierende Herzog direkte Nachfolge erhalten könne. Heute noch denkt der Prinz ebenso wie sein verstorbener Vater; er möchte nicht Regent werden, aber das Gesetz und die Stimme des Volkes verlangen es so, denn seine persönlichen Vorzüge, kleine absichtslose Vorgänge haben ihn beliebt gemacht, man erwartet von seinen edlen und freisinnigen Ideen Großes. Dies ist dem alten Herzoge bekannt geworden und ein Grund mehr für ihn, seinen Neffen – ich darf es wohl geradezu sagen – zu hassen. Es würde zu weit führen, Ihnen die politischen Intrigen einer gewissen Hofpartei, der sich der Herzog leider angeschlossen hat, auseinanderzusetzen; genug, dieselbe strebt dahin, Prinz Felix in gütlicher oder gewaltsamer Weise von der Thronfolge auszuschließen und die letztere auf einen anderen, weiter verwandten Zweig und eine ihren Plänen passendere Persönlichkeit

zu übertragen; als Vorwand nimmt man die Kränklichkeit des Prinzen und ist sogar schon so weit gegangen, ihm eine Geistesschwäche andichten zu wollen, von der, wie Sie selbst die Ueberzeugung gewonnen haben werden, auch keine Spur vorhanden ist.«

»Der arme Prinz!« seufzte Clementine, der diese Enthüllungen sehr überraschend kamen und Prinz Felix auch in einem ganz anderen, vortheilhafteren Lichte erscheinen ließen, denn daß er dem Throne so nahestehe, hatte sie nicht, gedacht; die Meisten in der hiesigen Gesellschaft wußten es wohl auch nicht.

»Ja, mein gnädiger Herr verdient im vollsten Maße Ihre und Aller Edeldenkenden Theilnahme,« fuhr der Major sehr ernst fort; – »diese unnatürlichen und drückenden Verhältnisse in der Familie und seiner ganzen Umgebung, die fast täglich peinliche Scenen herbeiführen müssen, ergreifen ihn tief und üben bei seinem leicht erregbaren Temperamente einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seine ohnehin nicht starke Körperconstitution; er leidet mehr, als er zugestehen will, und wahrlich ist es eine schöne und dankbare Aufgabe für Jedermann, der die Macht dazu besitzt, ihm hier, wo er sehnüchtig die so nothwendige Erholung erstrebt, glückliche, versöhnende Stunden bereiten zu helfen; wie dankbar erkennt er selbst ein solches Bemühen an!«

»Sie erwähnten, Herr von Gräfenitz,« meinte Clementine, die mit nachdenklichem Interesse zugehört hatte, – einer sogenannten Mesalliance des verstorbenen Vaters von Prinz Felix. Darf ich fragen, wer diese Dame war?«

»Gewiß, es ist kein Geheimniß dabei, Jedermann spricht davon bei uns zu Lande. Prinz Max, der Vater, hatte mehr als eine ihm ebenbürtige und in politischer oder anderer Hinsicht sehr glänzende Partie, die ihm seine Familie aufdrängen wollte, ausgeschlagen; er war entschlossen, sich das Recht seines Herzens, das man ja gerade den Fürste bestreiten zu müssen glaubt, zu wahren. Er war schon über die ersten Jugendjahre hinaus, als er in der Residenz, aber nicht bei Hofe, die Bekanntschaft einer liebreizenden jungen Gräfin H- machte, einer geborenen Oesterreicherin, welche mit ihrem bei Weitem älteren Gemahle, einem höheren Offizier, unsere Stadt besuchte und sich durch den Genuß, den sie an den Kunstschatzen und der herrlichen Umgebung derselben fand, zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte bewogen fühlte.«

»Ah, sie war also schon einmal verheirathet?« rief die Baronin hier mit ungewöhnlicher Lebendigkeit aus.

»Es war eine bloße Convenienzehe, die der Himmel glücklicherweise nicht mit Kindern gesegnet hatte. Alles entwickelte sich sehr schnell, wie es einmal im Laufe des Schicksals geschrieben stand: Prinz Max liebte zum ersten Male, und zwar mit einer Leidenschaft, die kein Hinderniß anerkennen wollte, die schöne junge Frau erwiderte seine Neigung, und eines Morgens wurden der Hof und die ganze Residenz, die keine Ahnung von diesem sehr heimlich gehaltenen Verhältnisse gehabt hatten, durch die Kunde überrascht, daß zwischen dem Prinzen

und dem österreichischen Grafen ein Pistolenduell stattgefunden habe. Der Graf war nur leicht verwundet worden; dennoch machte dieser Vorfall ein ungeheures Aufsehen, um so mehr, als sich das Gerücht daran knüpfte, seine Gemahlin befinde sich auf dem früher von mir erwähnten Schlosse des Prinzen. Was soll ich Ihnen von allen den Cabalen und Aergernissen erzählen, die nun folgten? Der Herzog war außer sich und wollte seinen Bruder auf die Festung schicken, drohte, die Gräfin des Landes zu verweisen u. s. w. – genug, Alles applanirte sich schließlich doch dahin, daß der Graf, der bald ohne seine Gattin abreiste, sich scheiden ließ und daß der Herzog, wenigstens äußerlich, nachgeben mußte, daß die Trauung seines Bruders in aller Stille vollzogen wurde. Das Uebrige erzählte ich Ihnen schon vorher; diese sehr glückliche Ehe, der Prinz Felix entstammt, fand leider nur zu bald ein trauriges Ende durch eine höhere als weltliche Macht; ohnedem würde die rechtmäßige Gemahlin Prinz Maxens eine der beneidenswerthesten Frauen wohl noch heute sein. Aber da kommt soeben eiligsten Schrittes Prinz Felix! – Ich brauche Sie wohl nicht erst zu bitten, meine gnädige Frau, daß Sie ihn von meinen vertraulichen Mittheilungen nicht in Kenntniß setzen? – wer weiß, ob er meine wohlgemeinte Geschwätzigkeit billigen würde?«

Der Major erhob sich schnell; wenn er mit seiner Offenherzigkeit einen bestimmten Zweck verbunden hatte, so konnte er ziemlich sicher sein, denselben erreicht zu haben; Clementinens Wangen glühten, sie befand sich in

einer Aufregung, die sie nicht ganz zu unterdrücken vermochte.

Auch der Prinz, der gerade auf sie zukam, sobald er sie und seinen Adjutanten in das Auge gefaßt hatte, sah erregt aus; er war zweifellos durch schnelles Gehen erhitzt, und die hektischen Flecke auf seinen Wangen brannten noch tiefer als gewöhnlich, aber seine Augen glänzten, und ein freudiges Lächeln spielte auf seinem Antlitze; die sichtliche Erregung Clementinens, die er auf sein eigenes Erscheinen schieben mochte, trug vielleicht hauptsächlich dazu bei.

Herr von Gräfenitz besaß Takt genug, dieses beiden Theilen gewiß so angenehme Wiedersehn nicht durch seine Gegenwart zu stören; er sagte der Baronin, daß er irgend Etwas im Curhause zu thun habe, ging seinem Herrn entgegen, wechselte nur ein paar Worte mit ihm und verschwand dann.

Der Prinz begrüßte Clementine ebenso ehrfurchtsvoll als freundschaftlich und saß in der nächsten Minute neben ihr. Viel lästige Zeugen waren nicht zugegen, wenigstens nicht in nächster Nähe, denn die Dame und Herr von Gräfenitz hatten schon vorher einen möglichst entlegenen Platz gewählt.

Prinz Felix entschuldigte zunächst sein langes Ausbleiben in ähnlicher Weise wie der Major; wenn man nicht ein tieferes Leiden bei ihm erkennen wollte, mußte man ihn jetzt für ganz wohl und heiter halten, und diese Stimmung nahm schnell zu, da er sich von Clementine mit so großer Zuvorkommenheit empfangen sah.

Wie sie es aber auch daran nicht fehlen lassen mochte, konnte es ihm bei der leichten oberflächlichen Unterhaltung doch nicht entgehn, daß sie sich in einer tieferen Bewegung befand, die ihrem ganzen Wesen einen gewissen Zwang anlegte; hatte er dies anfänglich auf die Theilnahme geschoben, die sie für sein Unwohlsein hegte, so war, da er sich jetzt ja ganz munter zu sein bemühte, doch kein Grund mehr vorhanden, einer solchen Gefühlsregung nachzugeben. Prinz Felix fühlte eine zu aufrichtige Neigung für die junge Frau, als daß ihn die Bemerkung, die er zu machen glaubte, nicht beunruhigt haben sollte; er konnte es endlich nicht unterlassen, sie geradezu zu fragen, was sie auf dem Herzen habe.

Hätte Clementine der Wahrheit ganz getreu bleiben wollen, so würde sie bekannt haben müssen, daß die Mittheilungen des Majors von Gräfenitz einen Sturm von erregenden Gedanken in ihr heraufbeschworen hatten; sie zog es aber vor, das theilnahmvolle Dringen des Prinzen in einer anderen Weise zu befriedigen; sie erzählte ihm, daß ihr Gemahl an diesem Morgen die Absicht ausgesprochen habe, schon in den nächsten Tagen in ihrer Begleitung heimzukehren, und dabei richteten sich ihre seelenvollen blauen Augen mit einem so sprechenden Ausdruck von Angst und Schmerz auf ihn, daß er unmöglich etwas Anderes denken konnte, als sie betrauere nur die bevorstehende Trennung von ihm.

Uebrigens war er so erschrocken, daß ihm gar nicht einmal einfiel, nach dem Grunde dieses plötzlichen Entschlusses des Rittmeisters zu fragen.

»Und Sie?« stotterte er. »Was sagen Sie dazu? was werden Sie thun?«

»Bedarf es da noch einer Frage, Hoheit? Bin ich nicht an den Willen meines Mannes gebunden?«

»Sie haben also nicht einmal einen Widerspruch, eine Gegenvorstellung versucht? Sie gehn ganz leichten Herzens von hier fort?«

Clementine antwortete mit einem tiefen Seufzer, der sich nicht mißdeuten ließ.

»O, wie konnte ich eine so thörichte und ungerechte Frage stellen?« fuhr der Prinz, immer leidenschaftlicher werdend, fort und ergriff, als wolle er sich vor der bevorstehenden Trennung schützen, die Hand der jungen Frau, die sie ihm auch widerstandslos preisgab. »Ich lese es ja in Ihren wunderschönen Augen, die sich mit Thränen zu füllen beginnen, ich höre es an dem schmerzlichen Seufzer, der sich Ihrer Brust entringt, daß Ihnen diese schleunige Abreise von hier ebenso großen Kummer verursachen würde, wie mir. Aber Sie dürfen nicht reisen, Clementine, jetzt wenigstens noch nicht; gönnen Sie mir doch noch eine kurze Spanne eines Glückes, das ich mir nicht so ungestümer Weise, vielleicht aus bloßer Laune eines Anderen entreißen lassen kann; ich weiß überhaupt noch nicht, wie ich einmal Ihren Verlust ertragen könnte, – diese Frage tritt jetzt zum ersten Male an mich heran, – ich war so selig in der Gegenwart, daß ich die Zukunft vergessen konnte!«

»Hoheit!« mahnte Clementine, die sich durch diesen ersten offenen Ausbruch der Leidenschaft des Prinzen

beglückt fühlte, aber auch fürchtete, daß derselbe, besonders an diesem Orte, zu weit gehen könne; – »ich beschwöre Sie, einzuhalten; Ihre Worte zerreißen mein Herz, – ich darf sie nicht anhören!«

»So spricht also doch Ihr Herz?« rief der Prinz freudig; – »es hört auf die Stimme des meinigen und antwortet ihm? – O sprechen Sie, indem Sie mir diese beseligende Ueberzeugung geben, doch nicht von einer kalten Pflicht, die Sie selbst nicht anerkennen mögen! – Ich weiß, daß diese Pflicht Sie unglücklich macht, Clementine, – gestehn Sie es mir offen!«

»Und wohin könnte das führen, Hoheit?« fragte sie mit bebender Stimme.

»In den Himmel, gleichviel, wo wir ihn finden mögen! Seine Pforten haben sich schon vor mir aufgethan –«

»O still, Hoheit! – ich bitte Sie flehentlich darum. Die Fesseln, welche uns die Erde anlegt, verschließen uns diesen Himmel, Ihre Augen sehen ein Blendwerk, das bald genug wieder schwinden muß. Denken Sie an Ihren hohen Rang, an Ihre Aussichten, die uns von einander scheiden müßten, wenn ich auch frei wäre und den Empfindungen meines Herzens folgen dürfte. O lassen Sie meine Hand, Hoheit, Sie gehört einem Andern.«

»Aber jetzt halte ich sie fest in der meinigen und fühle die Kraft in mir, sie jedem Anderen streitig zu machen. Haben Sie mir nicht in diesem Augenblicke die beste Begründung darauf gegeben? – Und was wollen Sie von meinem Range? Sie erinnern mich damit nur an eine schwere Last, die ich nie getragen zu haben wünschte.

Wenn man mir heute die Wahl stellte zwischen einer Krone und dieser Hand, so würde mich dieselbe keinen Moment Ueberlegung kosten.«

»Sie gehn zu weit, Hoheit, diese Wahl wird nie an Sie herantreten, wenn es aber geschähe, so würden Sie bereuen, was Sie mir soeben gesagt haben. Die hohen Pflichten, die Sie haben, gestatten Ihrem Herzen erst die zweite Stimme, und ein Kampf, wie Sie ihn mit den äußeren Verhältnissen aufnehmen wollten, hat wohl noch nie zum Ziele geführt.«

»O Clementine, wie verkennen Sie mein Herz und meinen Muth! – Soll ich Ihnen ein Beispiel, das mir sehr nahe liegt, anführen, daß die wahre Liebe, auch in unserem Stande, jedes Hinderniß zu überwinden weiß?«

Clementine wußte, daß er ihr die Geschichte seines Vaters, die sie erst vor einer halben Stunde gehört hatte, zu erzählen gedachte; sie konnte nicht antworten, daß sie dieselbe bereits kenne, auch lag ihr daran, zu erfahren, wie er selbst diese Begebenheit, die eine so große Störung in seiner Familie hervorgebracht und auch jetzt noch auf seine eigenen Verhältnisse wirkte, auffaßte. Sie hörte aber, was er sehr erregt sprach, nur mit halbem Ohr; Eitelkeit und Stolz regten sich mächtig in ihr, wenn sie sich die Möglichkeit – ja in ihren Augen jetzt sogar schon die Wahrscheinlichkeit – vorstellte, dieselbe Carrière zu machen, wie die österreichische Gräfin, natürlich mit einem glücklicheren Ausgange, warum sollte ihr nicht gelingen, was Jene erreicht hatte? – Und Welch' noch mehr

verlockenden Hintergrund bekam in ihrer übermüthig alle Schranken umwerfenden Phantasie, die von einer nai-ven Unkenntniß der Staats- und Familiengesetze eines fürstlichen Hauses unterstützt wurde, dieses Bild? – Sollte sie, die Tochter des banquerotten und landesflüchtigen Kaufmannes, über den ihr Gemahl in seiner Bitterkeit oft verächtlich die Achseln gezuckt hatte, bestimmt sein, noch einmal eine Herzogskrone zu tragen?

Wir dürfen aber auch dem Herzen der jungen Frau nicht ganz unrecht thun, wenn man auch schon darüber im Klaren sein wird, daß demselben die ächte, volle Weiblichkeit fehlte. Nicht allein der Prinz, sondern auch der leidenschaftliche Liebhaber riß dieses leicht entzündliche, einer glänzenden Verführung so offene Herz, das noch zu jung war, um den Ernst des Lebens gründlich kennen gelernt zu haben, mit sich fort; die Neigung, die sie einmal für den Rittmeister zu hegen sich wirklich eingebildet hatte, war, gewiß auch nicht ganz ohne dessen Schuld, schon längst erloschen, die Ehe ihr eine Fessel geworden, die sie gern abgestreift hätte, würde sie nur eine Entschuldigung dafür vor sich selbst und der Welt gefunden haben. Dieses Herz besaß neben einem geradezu frivolen Leichtsinne einen Hang zur Romantik, der auf Kosten aller Moral – eine natürliche Folge vernachlässigter Erziehung – und alles Reellen Befriedigung suchte.

Die Leidenschaft des Prinzen kam ihr sehr rührend vor, wenn sie den Mann an und für sich nicht liebte, so nahm sie doch das große Opfer, das er ihr bringen wollte, ganz ein.

Clementine war aber auch klug genug, um zu begreifen, daß eine Frau, die sich dem ersten auf sie andringenden Sturm hingiebt, ihren eigenen Werth herabsetzt; der Besitz wird erst theuer durch den Kampf und die Mühe, die seine Erwerbung gekostet hat.

Als daher Prinz Felix seine Erzählung, die ganz mit der des Majors übereinstimme, beendet hatte und, sie nun mit feurigem Blicke ansehend, fragte: »Glauben Sie denn, Clementine, daß ich nicht den Muth besäße, ebenso wie mein Vater zu handeln?« – entzog sie ihm ihre Hand und erwiderte, sich schnell erhebend:

»Ich wäre die Letzte, mein Prinz, die an Ihnen zweifeln könnte, aber nie will ich auch die schwere Schuld auf mich laden, einen Schritt zu begünstigen, der neue Zerwürfnisse in Ihrer erhabenen Familie hervorrufen müßte und vielleicht später deshalb doch von Ihnen bereut würde. Und dann, Hoheit, vergessen Sie nicht, daß auch mich Eid und Pflicht binden; ich beging schon eine schwere Sünde, indem ich Sie bis hierher anhörte; wenn die Gefühle, die Sie mir soeben ausgesprochen haben und die mich – ich will es bekennen – so stolz und glücklich machen, wahrhaft ernst und tief sind, dann bringen Sie ihnen ein Opfer, indem Sie mich nicht weiter in Versuchung führen. Ich bin nur ein armes, schwaches Weib, das sich gegen solche Angriffe auf die Dauer nicht zu vertheidigen weiß; sein Sie edelmüthig und schonen Sie mich!«

»Clementine, Sie stoßen mich zurück, Sie wollen mich mit einigen leeren Worten abfinden, die nicht aus Ihrem

Herzen kommen können, sondern nur von der kalten Vernunft eingegeben sind? – Warum haben Sie mir denn den Himmel gezeigt, wenn Sie ihn mir in dieser grausamen Weise sofort wieder verschließen wollen?«

Die letzte Frage des Prinzen war jedenfalls sehr berechtigt, und die junge Frau hätte schwerlich eine genügende Antwort darauf gefunden, aber der Zufall überhob sie dieser Verlegenheit – oder war es Berechnung des Herrn von Gräfenitz, der von einem Fenster des Curhauses aus das Paar nicht außer Augen gelassen hatte, daß er gerade jetzt mit der gleichgültig heitersten Miene zurückkehrte? – Er mochte, wie Clementine, gedacht haben, daß dem Prinzen die Eroberung nicht so leicht werden dürfe, wenn sie für ihn Werth behalten sollte.

Clementine wußte selbst nicht recht, ob sie diese Störung in dem entscheidenden Momente willkommen heißen sollte, – sie war ja mit überraschender Schnelligkeit an ein Ziel gelangt, das sie sich allerdings schon längst gesteckt haben mochte, und doch fühlte sie nun, daß sie noch einer reiflichen Ueberlegung bedürfe, um ihr weiteres Handeln zu bestimmen. Der Leichtsinn kann nicht ganz das Gewissen verdrängen; es gehört Zeit dazu, um sich mit demselben abzufinden.

Prinz Felix brauchte diesen Kampf nicht mehr zu überstehn; er liebte diese Frau schon längst mit einer Glut der Leidenschaft, welche alle Bedenklichkeiten zum Schweigen bringen mußte. Was wollte er denn auch anders als ihr Glück? mußte er diesem nicht selbst schwere Opfer bringen? – Wenn er damit einen Anderen beschädigte, so

stand ihm derselbe doch lange nicht so nahe wie sie, – die Wahl konnte also nicht zweifelhaft sein, – und ihn hielt er ja auch für unwürdig, eine solche Perle zu besitzen, ja, er glaubte die Reinheit derselben durch ihn entweiht. Und dann – wie einfach und streng seine Erziehung auch immer gewesen sein mochte, – er war doch einmal ein Fürst und von Jugend auf gewöhnt worden, sich für einen von Gottes Gnaden Bevorzugten zu halten; wer konnte ihm gegenüber in die Schranken treten, wenn es einen Kampf auf Leben und Tod galt? –

Ihm kam der Major durchaus nicht gelegen, und derselbe erhielt auch einen recht ungnädigen Blick, den er übrigens nicht weiter zu beachten schien; auf der Stelle wieder fortschicken konnte man ihn nicht, das würde doch wohl die Aufmerksamkeit des umhersitzenden Publikums erregt haben.

»Sie werden nicht abreisen, ohne mich zuvor davon in Kenntniß gesetzt zu haben?« vpmochte Prinz Felix nur noch der Baronin zuzuflüstern.

»Ohne Abschied, Hoheit? – Gewiß nicht!« antwortete sie ebenso leise.

Herr von Gräfenitz kam mit einem unbefangenen Scherze auf den Lippen; der Prinz und Clementine besaßen genügende Uebung in dem guten Tone, um denselben zu erwidern, so ernst erregt sie sich auch noch fühlten. Die junge Frau hatte sich einmal erhoben und konnte sich füglich nicht wieder niedersetzen; sie schützte häusliche Pflichten vor – als ob sie jemals solchen nachgekommen wäre! – warf dem Prinzen noch einen zärtlichen

Blick zu, der ihn aber auch gleichzeitig bat, sie nicht zu begleiten, und empfahl sich dann den beiden Herren.

Der Prinz folgte ihr mit strahlenden Blicken, so lange dies noch möglich war; dann wurde sein Gesicht wieder sehr ernst, und er starrte vor sich auf den Boden nieder, als habe er die Gegenwart des Majors ganz vergessen. Der Letztere, der sich ebenfalls niedergelassen hatte, wartete geduldig und spielte so gleichgültig mit seinem Spazierstöckchen, daß Jeder, welcher diese Beiden beobachtete, auch der augenscheinlichen Verdüsterung des Prinzen keinen besonderen Grund unterzulegen vermocht hätte.

Herr von Gräfenitz glaubte übrigens ganz genau zu wissen, daß sein gnädiger Herr ihm bald eine vollständige Erläuterung zu den Bemerkungen, die er selbst schon von dem Fenster des Curhauses aus gemacht hatte, geben würde; man hat ihn ja schon einmal die Ueberzeugung aussprechen hören, daß ein Verliebter eines Vertrauten bedürfe, und insoweit sich dieselbe auf den Charakter Prinz Felix's gründete, täuschte er sich auch schwerlich.

Der Prinz war keine verschlossene Natur; er trug auch durchaus nicht diese Stärke in sich, deren er sich vorher Clementinen gegenüber gerühmt hatte, – in dieser Beziehung täuschte er sich selbst. Auf ihn paßte vollkommen das Wort des Dichters: »Getheilter Schmerz ist halber Schmerz, getheilte Freude doppelt' Freude.«

Nach kaum einer Viertelstunde, in der er seinen Träumereien nachgehangen hatte, erhob er sich und ersuchte den Major ihm den Arm zu geben, da er noch eine Weile

zu promeniren wünsche. Aber die große Promenade war ihm zu belebt; bald bog er mit seinem Begleiter in jenes Dickicht des Parkes ein, in das wir unsere Leser, dem Rittmeister und der fremden Gräfin folgend, schon früher geführt haben, und nun öffneten sich auch die Schleusen seines Vertrauens rückhaltslos gegen Gräfenitz, den er für einen treuen Freund und ganz ergebenen Diener hielt.

Aber sprechen wir zuvor noch einige Worte über diesen Herrn von Gräfenitz, der in so jugendlichem Alter – wir schätzten dasselbe früher auf ungefähr fünfundzwanzig Jahre – schon eine verhältnißmäßig so ansehnliche Stellung einnahm und sich dabei, wenn er keine Zeugen hatte, von so kalter, hämischer Berechnung gezeigt hat, daß wir wohl annehmen dürfen, er verdiene nicht das in ihn gesetzte Vertrauen.

Gräfenitz, der Abkömmling einer alten und guten, indessen gar nicht mehr begüterten Familie, in frühen Jahren schon fast vollständig verwaist, hatte durch die Gnade des jetzt noch regierenden Herzogs seine Erziehung in dem Cadettencorps erhalten, aus dem der kleine Staat sich seine Offiziere für die in keiner Weise gerade bedeutende Armee heranbildete. Diese Bildung war eine ziemlich einseitige, ganz für die militairischen Zwecke, höchstens auf die Verherrlichung des äußeren Glanzes eines kleinen Hofes durch bunte Uniformen berechnet. Bedeutendere Capacitäten gingen selten aus dieser Anstalt hervor; der junge Herr von Gräfenitz gehörte immer noch zu denselben, wie er mit siebzehn Jahren als Lieutenant

in das Gardekavallerie-Regiment eintrat. Er war ein geistig aufgeweckter Bursche und hatte natürliche Anlagen; zufällige Laune des Herzogs hatte Wohlgefallen an ihm gefunden und ihm verschiedene Male Gelegenheit gegeben, Pagendienste zu thun; dabei eignete sich der junge Mensch jenen glatten, oberflächlichen Firniß an, der ihm ganz gut stand und für ihn einnehmen konnte, wenn man ihn einer nicht allzuscharfen Beobachtung unterzog. Sein höchstes Ziel war damals, die bunte und geschmackvolle Offiziersuniform der Kavallerie tragen zu dürfen, und er erreichte es, trotz seiner gänzlichen Vermögenslosigkeit, weil ihn der Herzog eben bevorzugte.

Mit seinen reichen Regimentskameraden konnte er bei ihren kostspieligen und meistentheils etwas wilden Vergnügungen unmöglich Schritt halten; er bedauerte dies von Herzen, denn er fand an jenen einen großen Geschmack, war aber klug genug, sich den Schein zu geben, als entsage er aus besserer Ueberzeugung und verfolge eine höhere geistige und militairische Bildung; dazu kam noch, daß er sich mit großer Geschwindigkeit in alle Verhältnisse zu fügen und, wo es ihm nothwendig erschien, mit Selbstverleugnung zu schmeicheln wußte, – seine Vorgesetzten nahmen dies für baare Münze und empfahlen ihn warm dem Herzoge, der für das Militair eine besondere Vorliebe hegte.

Wie jeder Prinz des herzoglichen Hauses, mußte auch Prinz Felix, obgleich er nicht die geringste Neigung und sehr wenig Geschick dazu besaß, eine militairische Carrière durchmachen, und zwar in demselben

Gardekavallerie-Regimente. Er bedurfte dabei eines Rathgebers und Gehülfen in der Form eines Adjutanten, und der Herzog wählte dazu den Herrn von Gräfenitz, der im Range nun beinahe mit derselben wunderbaren Schnelligkeit stieg, wie der Prinz selbst.

Das stete Zusammensein, die Abhängigkeit des unmilitairischen Prinzen von Gräfenitz, der ein recht tüchtiger Offizier war, die Gleichheit des Alters und vor Allem die Schlauheit des Letztgenannten knüpften bald ein freundschaftliches, bis zur Intimität reichendes Band; Prinz Felix war überzeugt, er könne keinen besseren Freund haben, und als er das Soldatenthum einstweilen mit dem hochklingenden Titel eines Generalmajors schon nach wenigen Jahren quittirte, bat er selbst darum, daß der Major von Gräfenitz ihm als Adjutant attachirt bleibe. Der alte Herzog genehmigte dies.

Einstweilen nur so viel über die Vergangenheit des Majors von Gräfenitz! –

Das übervolle Herz des Prinzen hatte sich auf diesem einsamen Spaziergange gründlich entleert und eine sehr beruhigende und schmeichelnde Theilnahme bei dem treu ergebenen Freunde gefunden. Der Major schlug auch die letzten Zweifel des Liebenden nieder, indem er das sich mit der Baronin entspinnende Verhältniß und alle möglichen Consequenzen desselben für vollständig gerechtfertigt erklärte; Prinz Felix hätte ja auch seinen Vater, dem er eine schwärmerische Pietät bewahrte, und seine Mutter, die er natürlich hochachtete, ohne sie gekannt zu haben, verurtheilen müssen, wäre er gegen sich

selbst zu streng gewesen. Dennoch konnte er nicht umhin, recht schwer zu seufzen:

»Wohin wird das Alles aber führen, lieber Gräfenitz?«

»Hoheit,« erwiderte der Major beinahe leichthin, – »dem Muthigen gehört die Welt, und wenn er ein Fürst ist, hat er eine doppelte Berechtigung für sich, sie zu erobern.«

»O wäre ich lieber kein Fürst, – daim würde ich noch freier sein!«

»Aber nicht mächtiger und siegesgewisser dem Rittmeister von Burgstein gegenüber,« bemerkte der Major kalt.

»Sie haben Recht, Gräfenitz; ich kann und will diesen Kampf um den schönsten Preis, den mir die Welt zu bieten vermag, aufnehmen!«

»Und Hoheit können auf einen treuen und zuverlässigen Sekundanten dabei rechnen, wenn Sie desselben bedürfen sollten.«

»Ich danke Ihnen, Gräfenitz; ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann.«

Prinz Felix drückte warm die Hand des Majors, der siegesgewiß, heiter lächelte.

SECHSTES KAPITEL. VERSCHIEDENE WEGE.

Wieder waren mehrere Tage vergangen; sie hatten der Badegesellschaft manchen Stoff zur interessanten, heimlichen Unterhaltung gegeben.

Das gegenseitige Benehmen der Baronin von Burgstein und des Prinzen war schon hinreichend beobachtet und

kritisirt und man eigentlich schon müde geworden, sich darüber die Augen anzustrengen und die Köpfe zu zerbrechen, das Verhalten des Ehemannes, des Rittmeisters, warf nun aber wieder ein ganz neues, interessantes Licht auf die junge Frau.

Bis dahin hatte man den Rittmeister selten oder nie auf der Promenade gesehn; jetzt erst wurde er dadurch der größeren Gesellschaft bekannt, daß er daselbst an der Seite, als einziger Begleiter, der vermeintlichen russischen Fürstin erschien, welche für die Neugierde immer noch ein großes Räthsel war. Eine Anstoß erregende Vertraulichkeit lag in dieser Begleitung eigentlich gar nicht – die Dame hatte ja nicht einmal den Arm ihres Cavaliers angenommen, – aber man wußte doch nun einmal, daß die Letztere verheirathet sei und seine Gattin vernachlässige; schien er noch einige Rücksicht auf Diese zu nehmen, so ließ sich das höchstens daraus schließen, daß er die Promenade zu einer anderen Stunde wie sie besuchte, – aber das konnte man freilich auch wieder erst recht rücksichtslos finden.

Man hatte noch nicht gesehn, daß der Rittmeister die Wohnung der Fürstin oder Gräfin betrat; sie begegneten sich immer erst auf der Promenade, – wer hätte aber daran zweifeln wollen, daß dies laut Verabredung geschah? Sie gingen dann eben nur zusammen spazieren, kümmerten sich um die ganze Welt nicht im Mindesten, und wenn er sie wieder bis an die Thür ihres Hauses gebracht hatte, empfahl er sich sehr artig und förmlich.

Am Nachmittage sah man den Rittmeister häufig zu Pferde. Die Entfernung von seiner Heimath war zu groß, als daß er, ohne übergroße Kosten, ein eigenes Pferd mitbringen gekonnt hätte, aber man bekam am Orte sehr edle und gutgerittene Thiere zu leihen, von welcher Gelegenheit mehr als ein Dandy der guten Gesellschaft Gebrauch machte. Der alte Wolff würde nun behauptet haben, diese Art von Bewegung sei, in Folge langjähriger Gewohnheit, ein nothwendiges Bedürfniß für seinen Herrn, der darauf ja auch schon vorbereitet gewesen, da er sein Sattelzeug mitgebracht hatte, in der Badegesellschaft dagegen wollte man es besser wissen, daß der Rittmeister nämlich seine ausgezeichnete Reitergeschicklichkeit und die famose Figur, die er, wie sich nicht leugnen ließ, gerade zu Pferde machte, an den Mann oder vielmehr die Frau zu bringen beabsichtigte, und soviel war auch gewiß, daß er nie versäumte, der Gräfin, die, wie schon gesagt, etwas abgelegen wohnte, Fensterparade mit den gelungensten Courbetten zu machen.

Man wird sich erinnern, daß der Rittmeister seinem Bruder versprochen hatte, den Spielsalon nicht mehr zu besuchen. An zwei Abenden hatte er dieses Versprechen wirklich gehalten, seitdem war er ohne Ausnahme dort zu finden; aber er stand nicht mehr der Dame, die in altgewöhnter Weise fortspielte, gegenüber, sondern saß neben ihr, sprach viel zu ihr, anscheinend nur über das Spiel, und pointirte selbst in einer Weise, die ihn wahrlich nicht mehr für einen leidenschaftlichen Spieler gelten lassen konnte; in Folge dessen verlor er auch nicht

große Summen, wie an jenem Abende, als wir ihn zum ersten Male beobachteten, sondern durfte sich eines bescheidenen Gewinnes erfreuen.

Das Alles gab den Leuten natürlich viel zu denken und insgeheim zu sprechen; es bot wenig sichere Anhaltspunkte für die Erwartung einer interessanten Katastrophe dar, ließ den freien Vermuthungen aber einen um so größeren Spielraum; man war allerseits sehr gespannt auf die Entwicklung. Baron Ewald war jetzt weder im Spielsaale, noch bei den anderen gesellschaftlichen Vergnügungen, nicht einmal auf der Promenade zu erblicken; die Badegesellschaft hatte meistentheils gar keine Ahnung von seiner Existenz überhaupt.

In der That war es zu einigen herben Worten zwischen ihm und seinem Bruder gekommen, weil er sich berechtigt geglaubt hatte, denselben an das ihm gegebene Versprechen zu erinnern; der Rittmeister nahm dies um so übler auf, als er sich selbst jetzt in dieser Beziehung wirklich nicht eines übergroßen Leichtsinnes beschuldigen durfte. Uebrigens hatte er zu viel andere Dinge im Kopfe, um ernstlich die Versöhnung mit seinem Bruder nachzusuchen, und Baron Ewald fühlte sich verletzt; er bekümmerte sich äußerlich gar nicht mehr um ihn und seine Schwägerin. Wie es mit der kleinen Familie stand, kann man am besten aus einem Gespräch erfahren, das um diese Zeit der Diener des jüngeren Bruders mit der Zofe der Frau Baronin, der er noch immer seine treuen Huldigungen zutrug, führte.

Gescheidte Dienstboten sind über die Verhältnisse ihrer Herrschaft immer am besten unterrichtet; wenn der alte Wolff nur nicht mit so entschiedener Verachtung auf den »windigen Burschen«, wie er ihn titulirte, und die »leichtfertige Zofe« hinabgeblickt hätte, so würde sich hier ein Kleeblatt zusammengefunden haben, das uns die zureichendste Auskunft geben könnte.

Es war Abend, der Rittmeister und dessen Frau im Curhause, wenn auch in getrennten Räumen desselben, Baron Ewald saß allein zu Hause und schrieb Briefe voll Instruktionen an den Gutsinspektor. Der windige Fritz hatte die Nachsicht seines Herrn benutzt, den warmen Gefühlen seines Herzens und vielleicht mehr noch dem unwiderrstehlichen Drange Rechnung zu tragen, Alles, was er sich auf das letztere geladen hatte, in einer vertraulichen Unterredung loszuwerden. Er hatte sich, jede Begegnung mit dem alten Wolff, vor dem er einen großen Respekt besaß, sorgfältig vermeidend, in die von dem Rittmeister bewohnte Villa geschlichen, deren Thüren die leichtfertige Zofe, in Abwesenheit der Herrschaft, immer für ihn offen hielt.

Das liebende Pärchen hatte es sich nun auf dem kleinen Sammetsopha im Boudoir der Frau Baronin recht bequem gemacht, die große Astrallampe möglichst tief niedergeschraubt und befand sich jedenfalls so wohl, wie man es unter so bewandten Umständen nur sein konnte.

Aber man glaube nicht, daß sie nur von ihrer Liebe und von ihren Hoffnungen allein plauderten; dieses Thema hatten sie schon hinreichend erschöpft, Fritz führte

heute Dinge im Schilde, die ihm, für den Augenblick wenigstens, noch wichtiger waren. Er hatte ein ganz furchtbares »beinahe unglaubliches Geheimniß« entdeckt und gab dasselbe nun stückweise heraus, wie ihn sein eigener Hang zur Geschwätzigkeit und die schmeichelnden Bitten der neugierig gewordenen Rose dazu antrieben.

An jene Nacht, in welcher sie die Unterredung der fremden Dame mit dem langen Bedienten belauscht hatten, anknüpfend, berichtete Fritz, daß er es sich seitdem – natürlich nur im Interesse der Herrschaft – zur Lebensaufgabe gemacht habe, diese Geheimnißvolle und deren Beziehungen zu dem Rittmeister zu ergründen. Bei einem Flaniren in der nicht großen Stadt – seine dienstlichen Pflichten ließen ihm ja Zeit genug dazu – war es ihm nicht schwer geworden, den polnischen Riesen und damit auch die Wohnung von dessen Herrin zu ermitteln; damit hatte er aber vorläufig noch nicht viel gewonnen.

Es war ein kleines, recht hübsches und, wie man sagte, im Inneren sehr elegant eingerichtetes Haus, das weiter Niemand als die Dame, die nur den einen langen Dienner bei sich hatte, und die Wirthsleute, ein altes, mürrisches und geradezu unzugängliches Ehepaar, bewohnten. Da der Riese Deutsch nicht sprechen konnte oder wollte, hier zu Lande aber Niemand ein nur schwaches Verständniß der polnischen Sprache besaß, konnte er natürlich nicht die Quelle werden, aus der sich Nachrichten über seine Herrin schöpfen ließen; die Letztere war

also auch ihrer nächsten Nachbarschaft ein vollkommenes Räthsel. Da Fritz bei seinen vorsichtigen Erkundigungen nun einfließen ließ, er spreche vortrefflich Polnisch und Russisch, er suche auch nur die Bekanntschaft eines Landsmannes zu machen, so begannen die Neugierigen große Hoffnungen auf ihn zu setzen und kamen ihm so bereitwillig, als sie es eben vermochten, zu Hilfe.

Man sagte ihm, daß der lange Pole einer in den unteren Klassen seiner Nation fast allgemein verbreiteten Leidenschaft recht gern fröhne und häufig ein kleines, in der Nähe gelegenes Wirthshaus besuche; dort solle er, immer in großer Eile und ohne sich um die anderen Anwesenden zu bekümmern, ganz gewaltige Quantitäten nicht des edelsten Getränkес zu sich nehmen, ohne daß man ihm indessen jemals nachsagen gekannt, er habe einen Rausch davongetragen; gewissermaßen hatte ihm dies die scheue Bewunderung der anderen Gäste, die nicht die feinsten Elemente vertraten, eingebracht.

Fritz wußte recht gut, daß man die Menschen, wenn man von ihnen Etwas erlangen will, bei ihren Leidenschaften anfassen muß; da er selbst durchaus kein Trinker war, stellte sich seine Aufgabe dieses Mal ziemlich schwer für ihn, aber dennoch war er ohne Besinnen entschlossen, sie auf sich zu nehmen.

So sehr auch die unnoible Gesellschaft in dieser Wirthschaft, der man füglich nur den Namen »Kneipe« beilegen konnte, sein feines Gefühl verletzte, trat er jetzt doch sehr häufig dort ein, ließ sich ein paar Gläschen einschenken, die er nachher verstohlen unter dem Tische ausgoß,

und hatte endlich das heißersehnte Glück, die Bekanntschaft des Riesen zu machen, indem er ein paar polnische Worte fallen ließ.

Welchen verlockenden Zauberklang hat die Sprache der Heimath nicht in der Fremde! – Der lange Ignaz starrte ihn zuerst groß an, lächelte dann über das ganze Gesicht, das sonst immer so starr und ausdruckslos war, und fragte ihn endlich, da Jener sehr gleichgültig blieb, ob er ein Pole sei.

»Preußisch-Pole!«

Ueber Ignaz' Gesicht flog ein tiefer Schatten, aber er konnte doch nicht umhin, sich neben den halben Landsmann zu setzen, und in Zeit von zehn Minuten waren Beide die besten Freunde.

Fritz hütete sich wohl, als seinen Herrn den Baron von Burgstein zu nennen; er sagte kurzweg: »Baron Ewald«, wie es daheim, zur Unterscheidung der beiden Brüder, überhaupt gebräuchlich war.

Diese Zusammenkünfte wiederholten sich nun sehr häufig, mehrere Male an jedem Tage. Der Riese hatte Geld genug, um seine Bedürfnisse zu bezahlen, aber Fritz fehlte es auch nicht daran, und er war der Gewandtere und Coulantere; Ignaz mußte sich bald verpflichtet fühlen und wurde damit auch immer offenherziger den Fragen gegenüber, die Jener so ganz unverfänglich und natürlich zu stellen wußte.

Am zweiten Tage schon wußte Fritz Folgendes:

Die Dame war also keine russische Fürstin, sondern eine polnische Gräfin, – wir nennen nur ihren Vornamen Bassa, der Familiennname thut weiter Nichts zur Sache, die aus einem sehr alten und reichen polnischen Geschlechte stammte und sich vor etwa zehn Jahren an einen Verwandten verheirathet hatte; Beide besaßen bedeutende Ländereien im Königreiche Polen und außerdem noch ein sehr ansehnliches baares Vermögen. Wenn die Leibeigenschaft in jenen Gegenden gesetzlich auch schon längst aufgehoben war, so bestand sie faktisch doch noch, besonders auf dem Lande und den großen Gütern, denn die Unterthanen, vorzüglich das nähere Dienstpersonal, waren in materieller Beziehung ganz abhängig von der Herrschaft und fühlten sich dabei, da es ihnen an Bildung und geistiger Selbstständigkeit gänzlich mangelte, auch am wohlsten.

In diesen Verhältnissen hatten auch Ignaz und schon seine Vorfahren in so und so viel Gliedern zu der Familie des jungen Grafen gestanden, der, als er nun die Braut heimführte, ihr den Riesen förmlich zum Geschenke machte, wodurch Ignaz sich auch sehr geehrt fühlte; er nahm die Stelle eines Lakaien bei ihr ein, der sie, wie ein treuer Hund, fast überall begleiten durfte.

Diese Ehe war nun, wie Ignaz versicherte, ganz glücklich gewesen; das Paar lebte daheim und in den größeren Städten der Nachbarschaft, die es häufig besuchte, stets inmitten großer geselliger Kreise, in Saus und Braus, was

seine Mittel auch vollständig gestatteten; zuweilen wurden auch große Reisen in das Ausland unternommen, die der Riese als stattlicher Bedienter mitmachte.

Der Graf liebte das hohe Spiel und konnte die bedeutenden Verluste, die er häufig dabei erlitt, schon verschmerzen; seine Gemahlin nahm diese Leidenschaft von ihm an, und Beide waren weit davon entfernt, sich gegenseitig darüber Vorwürfe zu machen.

Eine andere, edle, wenn auch unter den obwaltenden Verhältnissen noch gefährlichere Leidenschaft nahm Beide indessen noch weit mehr in Anspruch, die bei fast allen Polen so scharf ausgeprägte und so innig mit ihrem Herzen verwachsene Liebe zu dem unglücklichen Vaterlande. Die zuversichtliche Hoffnung auf politische Wiedererstehung desselben und unbegrenzte Opferbereitwilligkeit für dieses Ziel verwickelten auch den Grafen und seine Gemahlin in jene geheimen Umtriebe, welche wiederholentlich zu bewaffneten Erhebungen geführt hatten, stets ohne Erfolg und mit der grausamsten Strenge bestraft.

Die dortigen blutigen Ereignisse des Jahres 1863 sind noch in zu frischem Andenken, als daß wir hier näher darauf einzugehn brauchten. Der Graf und Gräfin Bassa hatten nicht allein die bedeutendsten Geldopfer für das Zustandekommen dieser Erhebung gebracht, sondern auch mit Wort und That dahin zu wirken gesucht, daß die Bevölkerung ihrer Güter sich derselben anschloße; aber die Bauern verhielten sich, wie an den meisten Orten, passiv, und wenn diese Herrschaft auch zu beliebt

war, als daß man geradezu feindlich gegen sie aufzutreten vermocht hätte, so ließ man sie doch im Stiche. In Zorn und Verzweiflung darüber entschloß sich der Graf, der sich öffentlich schon zu stark compromittirt hatte, um nicht der härtesten Strafe entgegensehn zu müssen, falls der Aufstand fehlschläge, selbst die Waffen zu ergreifen und mit den wenigen Getreuen und Tapferen in eines der Insurgentenlager hinauszuziehn.

Wenn er noch im Hinblicke auf das Schicksal seiner Frau geschwankt hatte, – Kinder waren aus dieser Ehe nicht entsprossen, – so wurden diese Skrupel durch ihre bestimmte Erklärung, ihn zu begleiten, gehoben, – und Gräfin Bassa war eine Frau, die, durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und Eleganz eine Zierde aller Salons, für eine Sache, die einmal ihren Enthusiasmus erweckt hatte, auch wie der entschlossenste und stärkste Mann zu kämpfen verstand; die Begeisterung für ihr Vaterland und die Liebe zu ihrem Gemahle bestimmten ihren Entschluß unwiderruflich.

Für alle Fälle hatten die beiden Gatten durch sehr geschickte und kluge Manipulationen, trotz der Wachsamkeit der bestehenden Regierung, einen sehr großen Theil ihres baaren Vermögens schon im Auslande sicher unterzubringen gewußt; die Ländereien mußten sie einstweilen aufgeben, als sie in das wilde und kriegerische Abenteurerleben hinauszogen.

Wie in den früheren polnischen Revolutionen viele vornehme und edle Frauen in der höchsten Begeisterung

ihr Geschlecht so weit verleugnet hatten, daß sie eigenhändig Waffen ergriffen, so geschah es auch dieses Mal, und der Entschluß Gräfin Bassa's stand nicht vereinzelt da. Aber er trug ihr keine segensreichen Früchte; schon in einem der ersten Gefechte gegen überlegene russische Truppen wurde ihr Gemahl tödtlich verwundet und beschloß ein paar Stunden später in den Armen der verzweifelten Frau sein Leben; das kleine Insurgentencorps, dem sie sich angeschlossen, wurde dann über die galizische Grenze zurückgesprengt und Bassa, sowie Ignaz, der nicht von ihrer Seite gewichen war, Gefangene der Oesterreicher, die damals bekanntlich sehr milde gegen die unglücklichen Polen verfuhren.

Nachdem die Gräfin ohne große Umstände ihre Freiheit wiedererlangt und den ersten Schmerz überwunden hatte, ging sie nach Wien, wo sie in eine längere Krankheit fiel; Ignaz war ihr einziger Begleiter geblieben, und seine Treue bewährte sich während dieser traurigen Zeit in der glänzendsten Weise das in das Ausland gegebene Vermögen war so schnell nicht flüssig zu machen, und die beiden Flüchtlinge erlebten Tage des bittersten Mangels.

Dem armen Polen wurden, nachdem es sein bestes Blut umsonst vergessen, noch schwerere Ketten angelegt; man schlepppte die Einwohner jedes Standes, Alters und Geschlechts, denen sich eine Beteiligung an dem Aufstande nachweisen ließ, schaarenweise nach Sibirien in namenloses Elend, und glücklich konnten sich noch Diejenigen preisen, die Vaterland und Vermögen verloren, aber wenigstens die persönliche Freiheit gerettet hatten.

Die Güter des Grafen und der Gräfin wurden confis-
cirt, aber dennoch blieb sie noch eine sehr reiche, fast
fürstlich reiche Frau. Nach der glücklich überstandenen
Krankheit war übrigens eine große Veränderung mit ihr
vorgegangen; ihr Wesen wurde ein viel ernsteres und ge-
messeneres, aber, während sie über ihre großen Verluste
nie ein Wort verlor, suchte sie die Vergnügungen, welche
die große Welt bieten kann, ohne eigentlich das Herz zu
befriedigen, überall auf, jedoch stets mit vornehmer Zu-
rückhaltung, die wir bereits an ihr gefunden haben; bis
auf ihre Betheiligung an dem Spiele, schien sie sich mehr
durch bloße Beobachtung, als durch persönliche Theil-
nahme zerstreuen zu wollen.

Das war es, was Fritz von dem langen Ignaz ohne
großen Rückhalt über die Dame erfahren hatte; als er
nun aber seine Fühlhörner weiter ausstreckte und sich
die äußerst behutsame Frage erlaubte, ob die Frau Grä-
fin denn hier mit gar Niemandem umgehe, hin und wie-
der auf der Promenade ein Wort spreche, u. s. w., hat-
te der Riese nicht allein ein sehr mißmuthiges, sondern
auch mißtrauisches Gesicht gemacht, sich mit der breiten
Hand über die Stirn gestrichen, als ob er etwa einen recht
verdrießlichen Gedanken vertreiben wollte, sich dann er-
hoben und kurz gesagt:

»Adio, Kamerad! Ich glaube, daß ich schon mehr ge-
schwatzt habe, als eigentlich nothwendig war; aber das
thut weiter Nichts, – wir sind hier nicht mehr in Ruß-
land, und wer meiner gnädigen Frau irgendwie zu nahe
treten sollte, der kann sich sicher darauf verlassen, daß

ich ihm alle Knochen im Leibe zerbreche. Du brauchst die Geschichte übrigens nicht unter die Leute zu bringen.«

Der zierliche Fritz zitterte heimlich vor dem vielsagenden Blicke des Riesen und saß, als dieser gegangen war, noch lange ganz verdutzt da.

Das Letztere erzählte er nun allerdings nicht seiner Rose, dafür richtete er mit sehr schlauer Miene die Frage an die Ueberraschte, welche nach jener reizenden Geschichte gern noch viel mehr gehört hätte:

»Und nun sagen Sie, theure Rosa, die immer so scharf-sinnig sein will und ohne Zweifel auch ist, was hatte diese Frau Gräfin, die sicherlich mit unserem Herrn Rittmeister noch nie an einem anderen Orte und zu einer anderen Zeit zusammengetroffen ist, in jener Nacht, als wir sie mit ihrem langen Ignaz unter der weißen Puppe im Parke belauschten, mit ihm zu thun?«

Rose sah ihn eine Weile ganz enttäuscht an und meinte dann ziemlich unwillig:

»Aber wenn Sie das nicht wissen, Fritz, so brauchten Sie mir die ganze Geschichte von der fremden Dame, die mich ja weiter Nichts kümmert, gar nicht erst zu erzählen!«

»Ob ich es weiß!« entgegnete der Bursche mit großer Ueberlegenheit. »Leider weiß ich nur zu viel, wenn ich auch nicht Alles weiß!«

»Nun, dann rücken Sie doch damit heraus!« bat die Zofe, wieder schmeichelnd.

»Nun, hören Sie! – Es steht fest, daß eine ganz reguläre Liebschaft daraus geworden ist –«

»Woraus? – Eine Liebschaft – zwischen wem?«

»Im Vertrauen, liebes unschuldiges Kind, – werden Sie nicht roth, obgleich Ihnen das auch ganz gut kleidet! – zwischen der polnischen Gräfin und dem Rittmeister. Nun, fallen Sie nur nicht gleich in Ohnmacht; so Etwas kommt zwischen verheiratheten Männern und schönen jungen Wittwen öfter vor. Der Rittmeister ist auch ein stattlicher Herr, das muß ihm der Neid lassen, und da sie nun jedenfalls schon lange genug über ihren verstorbenen Mann getrauert hat, wird sie sich in Diesen versehen haben.«

»Aber was will sie denn von einem verheiratheten –«

»Still, Röschen, nicht voreilig! – Man braucht ja nicht immer gleich heirathen zu wollen, wenn man liebt.«

»Pfui, Sie Mensch ohne Grundsätze!«

»O bitte, auf uns bezieht sich das keineswegs. Hier sprechen die Faktota, wie man im Lateinischen sagt, von dem ich bei meinem Gnädigen so einige Brocken aufgeschnappt habe. Sie denken doch nicht, daß ich so dumm war, mit dem groben Bescheide des langen Polacken die ganze Sache fallen zu lassen, oder daß ich mich gar vor dem großmäuligen Kerle fürchtete? – Ich will mich nicht rühmen, aber wenn es auf die Courage ankommt –«

»Fritz, im Interesse meiner unglücklichen, verrathenen Herrin beschwöre ich Sie: schwatzen Sie kein überflüssiges Zeug, sondern enthüllen Sie mir Ihr Geheimniß!«

»Das war meine Absicht, Röschen; jetzt muß die Frau Baronin gewarnt werden, und wenn Sie ihr einen so

wichtigen Dienst geleistet haben, wird sie sich auch verpflichtet fühlen, Etwas für unsere Zukunft zu thun. Wir Alle müssen sofort nach Hause reisen, sonst giebt es noch ein Unglück.«

»Nach Hause reisen? – Ein Unglück?«

»Ja, sonst reist der Herr Rittmeister am Ende allein mit dieser polnischen Gräfin ab, die doch nicht viel mehr als eine Abenteurerin ist.«

»Sind Sie toll, Fritz?«

»Armes, vertrauungsvolles Mädchen! Sie kennen die Männer nicht! – Bei Männern, welche Liebe fühlen – Aber das ist schon ein zu altes Lied, und ich will mich lieber an die Faktota halten. Also! der Herr Rittmeister, der sich ja überhaupt nicht viel aus seiner Frau macht, wie wir Beide wissen, ist sterblich verliebt in die polnische Gräfin, – das würden Sie ihm leicht ansehen, wenn Sie die Beiden beobachtet hätten, wie ich. Er geht alle Tage mit ihr spazieren, läßt seine Miethsgäule vor ihren Fenstern springen, daß man glauben sollte, er wolle sich selbst und ihnen die Hälse brechen, er geht Abends mit ihr zusammen in das Spielhaus, und wenn er mit ihr spricht und ihr die Hand küßt, was sie sich sehr gern gefallen läßt, so sieht er sie dabei mit Blicken an – – Röschen, erinnern Sie sich noch meiner Blicke, wenn Sie sich einmal von mir küssen ließen?«

Die Zofe wurde über die letztere Frage dieses Mal nicht roth; sie sah ganz blaß aus vor Schreck, denn sie bedachte, daß, wenn der Rittmeister sich von seiner Frau scheiden ließe, sie wohl auch am längsten deren Kammerzofe gewesen sein würde.

Fritz verbreitete sich noch des Weiteren über die Beobachtungen, die er von jener Kneipe aus gemacht hatte, wenn der Rittmeister die Dame bis an ihre Hausthür begleitete; er war ihnen sogar auf der Promenade nachgeschlichen. Mit seiner Combinationsgabe, auf die er sich so viel zu gute that, wich er übrigens nicht allzuweit von der Wahrheit ab; er behauptete nämlich, der Rittmeister müsse an jenem Abende bedeutend verloren und die Dame ihm durch ihren langen Ignaz Geld geschickt haben, wodurch sie ihn wahrscheinlich auch jetzt noch an sich fessele, denn wie könne er sonst das kostbare Spiel allabendlich fortsetzen?

Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß er sich in der letzteren Vermuthung doch täuschte; so tief würde sich der Rittmeister nicht erniedrigt haben.

Rosa war halb außer sich über das Gehörte; wenn Fritz sich nicht mit den heiligsten Eiden dafür verbürgte, hätte sie es gar nicht für möglich gehalten; wenigstens sprach sie dies in tiefster Empörung aus, während sie sich im Geheimen sagen mußte, eigentlich hätte es gar nicht anders kommen können.

Es versteht sich nun von selbst, daß sie unbedingt für ihre Herrin Partei ergriff, denn das kurze, barsche Wesen,

das der Rittmeister gegen sie zu beobachten pflegte, hatte ihm nicht ihr Wohlwollen eingetragen und für ihre persönlichen Vortheile ließen sich darauf gar keine Hoffnungen gründen. Die schreckliche Katastrophe, die ihrer lebhaften Phantasie schon vorschwebte, mußte verhindert, der beleidigten und gefährdeten Frau die Augen geöffnet werden; für eine Kammerzofe giebt es ja gar keine bessere Gelegenheit, sich in dem Vertrauen der Herrin festzusetzen und sich deren Dank zu verdienen. Und dann besitzen die Frauen aller Stände einen gewissen Instinkt, – wir wollen es ja nicht Rechtsgefühl nennen, – sich, wie wenig sie auch von einander halten und wie sehr sie sich mit Neid betrachten mögen, in dergleichen, wenn auch noch in der That unschuldige Affairen zu mischen, um die wenigen Rechte, die ihrem Geschlechte Gesetz und öffentliche Meinung verliehen haben, dem Manne gegenüber zu wahren; der Hang zur Intrigue ist ihnen einmal angeboren, und der Kampf, den sie aufnehmen, gilt eigentlich weniger besagtem Manne, als der anderen Frau, die ihm durch ihr Entgegenkommen seine Schuld doch sehr erleichtert haben muß.

Fritz war auch ganz damit einverstanden, daß, nachdem er das Seinige gethan, Rosa alle Minen springen lasse, nur suchte er sich selbst möglichst aus dem Schußbereiche zu bringen, indem er ihr sehr eindringlich vorstellte, wenn die Sache im schlimmsten Falle schief ginge und sie darüber ihren Dienst verlöre, so müsse er doch

noch immer felsenfest dastehn, um sie schützen zu können. Das schien sie auch einzusehn und versprach, ihn ganz und gar aus dem Spiele zu lassen.

Mit einer Art Wehmuth, welche die Ahnung schwerer, bevorstehender Stürme erzeugte, trennte sich das Pärchen an diesem Abende. –

Baronin Clementine befand sich um dieselbe Zeit wieder auf dem Balle im Curhause und. amüsirte sich dort ganz vortrefflich. Prinz Felix war jetzt beinahe ausschließlich ihr Tänzer geworden; er geizte ja um jeden Augenblick, den er ungestört mit ihr sprechen konnte, um ihr immer wieder sein volles Herz zu Füßen zu legen und zu flehn, daß sie es, allen Rücksichten auf die Welt zum Trotze, annehmen möge.

Man wird gestehn müssen, daß dies eine äußerst gefährliche Verführung für eine junge eitle Frau war, die nicht moralische Würde und Pflichtgefühl genug besessen hatte, einen solchen Antrag schon zum ersten Male entschieden zurückzuweisen. Clementine selbst fühlte auch recht gut, daß der Boden unter ihren Füßen wankte, aber sie wollte nicht darauf hinblicken, ihre geblendet Augen wandten sich höher. Dennoch zitterte sie heimlich dabei; mit ihrem Gewissen würde sie sich schon abgefunden haben, aber sie fürchtete sich vor dem unvermeidlichen Kampfe mit der Welt. Deshalb hielt sie den leidenschaftlichen Prinzen noch immer mit ähnlichen Redensarten hin, wie sie dieselben schon neulich gebraucht hatte, und er war auf seiner Siegeslaufbahn eigentlich noch um keinen Schritt weiter vorgerückt.

Das Urtheil der beobachtenden Menge über die schöne Baronin hatte sich jetzt im Ganzen günstiger gestaltet; es war den Leuten eben nur neuer, ihren Mann zu verurtheilen. Wie sie mit dem Prinzen stand, wußte ja auch Niemand als Major von Gräfenitz, der sich wohl hütete, darüber zu sprechen; an die Wahrheit reichten auch die kühnsten Vermuthungen nicht hinan.

Glückselig und berauscht von dem genossenen Vergnügen, – die Drohung des Rittmeisters mit der schleunigen Abreise hatte wieder alle Wirkung auf sie verloren, da er sie nicht wiederholte und sich nun auch wieder vollständig arrangirt zu haben schien – kehrte Clemantine an diesem Abende oder in dieser Nacht nach Hause zurück. Da es ein großer Ball gewesen war, der sich bis nach Mitternacht zu verlängern pflegte, erwartete sie draußen, an Stelle des Mädchens, der alte Wolff.

Sie wußte, daß der Alte seinen Herrn über Alles liebte und ihr Verhältniß vollkommen durchschaute, ihr also auch unmöglich zugethan sein konnte; nachdem sie einmal vergeblich versucht hatte, ihn durch ihre leutselige Liebenswürdigkeit für sich zu gewinnen, mochte sie ihn auch nicht mehr leiden und hielt es nicht für der Mühe werth, noch ein freundliches Wort an ihn zu richten.

Wolff war aber auch noch ganz besonders verstimmt. Er sah ganz klar, daß der Rittmeister sich wieder recht wohl fühle, da er aber keinen Grund dafür aufzufinden vermochte, wurde er dadurch nicht beruhigt, sondern gab sich schlimmen, wenn auch ganz ungewissen Ahnungen hin. Wie hätte er von dem Thun und Treiben seines

Herrn außer dem Hause Etwas erfahren sollen? – alles Spioniren war seiner grundehrlichen Natur vollständig zuwider, hätte er damit auch den besten Zweck verfolgen können. Der Rittmeister sprach sich jetzt aber nie zu ihm aus, wie es in früherer Zeit wohl bei guter oder schlimmer Veranlassung geschehen war; er beachtete ihn kaum, wenn er auch nie ein böses Wort hören ließ, und diese gleichgiltige Vernachlässigung kränkte den Alten tief. Zuweilen bildete er sich wohl ein, er habe diese kalte Zurückhaltung durch den kühnen, subordinationswidrigen Schritt, den er in jener Nacht gethan, verdient, und er wäre gewiß ganz tiefsinnig darüber geworden, hätte ihm nicht sein gutes Gewissen gesagt, er habe nun einmal nicht anders handeln können.

Im Grunde schob er aber doch alle Schuld an diesen unglücklichen Zuständen auf die Frau Baronin, und deshalb haßte er sie recht bitter, wie er eben hassen konnte; die äußerliche Achtung gegen sie würde er aber nie aus den Augen gesetzt haben. Wenn sie nun aber einmal nicht zu ihm sprechen wollte, so hatte er ja auch keinen Grund dazu, und schweigend ging er hinter ihr her nach Hause.

Als sie dort anlangten, hatte sich der süße Rausch bei Clementinen noch nicht ganz verflüchtigt; die köstliche warme Sommernacht begünstigte wohl eine derartige Schwärmerei, sie füllte ein ihr offenstehendes Herz erst recht damit an. Wenn die blinkenden Sterne so recht groß und klar am wolkenlosen, tiefblauen Himmel stehn, dann scheinen sie uns so leicht erreichbar und mit ihnen

auch alle anderen sehnsüchtigen Wünsche, die das helle Tageslicht beinahe thöricht erscheinen lässt.

Baronin Clementine überließ es dem alten Diener ihres Gatten, das Gartenthor zu schließen, nachdem sie ihm nur mit einer kaum merklichen Kopfneigung für seine Begleitung gedankt hatte, und eilte flüchtigen Fußes nach ihren Zimmern; auf der Veranda blieb sie noch einen Moment lang stehn, blickte zu den Sternen auf und seufzte recht tief.

Natürlich mußte Rosa sie noch erwarten, um ihr beim Auskleiden behülflich zu sein. Als sie rasch in ihr Schlafzimmer trat, fand sie das Mädchen auf einem Stuhle sitzend, von dem es sich schnell, die verweinten Augen trocknend, scheinbar ganz überrascht und erschrocken, erhob.

Die Baronin stutzte; was war in ihrer Abwesenheit vorgegangen? – Rosa in Thränen? – Das war ihr etwas ganz Ungewöhnliches.

Unwillkürlich dachte sie doch zuerst an ihren Mann. Wir dürfen dies weniger einer Empfindung von liebevoller Theilnahme, als einer Anwandlung des belasteten Gewissens zuschreiben.

»Was fehlt Dir, Mädchen?« fragte sie rasch. »Heraus mit der Sprache! ich liebe nicht lange Vorbereitungen, wenn irgend ein Unglück geschehen ist. Ist mein Mann noch nicht zu Hause?«

Baronin Clementine hatte bei ihrer Heimkehr noch niemals nach dem Rittmeister gefragt; da Rose nun aber

gerade den Letzteren im Kopfe führte, lag ein Mißverständniß sehr nahe.

»Sie wissen also schon Alles, gnädige Frau?« stammelte sie, am meisten darüber betroffen, daß sie nun wohl nicht die Erste sein werde, welche der betrogenen Gattin die Augen öffnete.

Ein paar Sekunden lang war Clementine wie vom Blitz gerührt und fühlte einen eiskalten Schauder durch ihre Adern laufen. Sie zweifelte gar nicht mehr, daß die Thränen des Mädchens irgend einem schwerem Unfalle flossen, welcher den Rittmeister betroffen haben müßte; das war unzweifelhaft geschehen, während der alte Wolff im Curhause auf sie wartete, denn sonst wäre Der schwerlich so ruhig gewesen.

Die Aufregung, in der sie sich befand, spiegelte ihr so gleich das Allerschlimmste vor: wenn sie Wittwe geworden wäre?! – Vor einer Stunde noch, als sie so ganz dem rauschenden Vergnügen angehörte, als die süßen Worte des Prinzen an ihr Ohr und die eigenen hochgehenden Hoffnungen an ihr Herz klangen, würde ihr eine solche natürliche Entwicklung des Drama's, das sie nun einmal leichtsinnig zu spielen begonnen hatte, wäre diese nicht gerade gar zu überraschend geschehen, vielleicht nicht allzu unwillkommen gewesen sein, indem sie ihr die volle Freiheit des Willens und Handelns gab; jetzt aber dünkte sie ein solches Ereigniß ein entsetzlicher Schlag, den sie nicht würde ertragen können.

War die Liebe – wenn von einer solchen überhaupt jemals die Rede gewesen – zu ihrem Gemahle plötzlich

wieder erwacht? – O nein, sie dachte nur an die eigene Sünde, an die schwere Schuld gegen ihn, die sie bereits auf sich geladen hatte.

Kraftlos sank sie in einen Sessel und stöhnte beinahe tonlos:

»Rede Mädchen, ich befehle es Dir! Ich will auch das Schlimmste sogleich wissen!«

Rose'n wurde, als sie ihre Herrin in einem solch' ungewöhnlichen Zustande fand, angst und bange; sie bereute den Vorsatz, den sie gefaßt hatte, begriff aber auch, daß sie nun nicht mehr zurückköinne. Sie warf sich ihrer Herrin zu Füßen und suchte deren eiskalt gewordene Hände zu erhaschen, um sie mit Küssen zu bedecken, wobei sie schluchzte:

»O verzweifeln Sie nicht, gnädige Frau! Es kann noch Alles wieder gut werden, wenn Sie den Herrn Rittmeister nur zu bewegen vermögen, schnell von hier mit Ihnen abzureisen. Ein so schlimmer Herr ist er ja am Ende doch nicht, und wenn Sie wollen, können Sie ja auch viel schöner und liebenswürdiger sein als – als die Andere!«

Clementine blickte ihre Zofe groß an; sie wußte nicht, ob sie sich selbst oder das Mädchen für krank oder wahnhaft halten solle. Dabei hob es sich aber wie eine Centnerlast von ihrem Herzen; das furchtbare Wort »Tod« hatte sie nicht vernommen, es konnte auch nicht mehr folgen, da Rosa von schleuniger Abreise mit ihrem Gemahle gesprochen hatte, und wenn eine andere liebende Frau von der kaum mißzuverstehenden Andeutung niedergeschmettert worden wäre, so kannte Clementine – bisher

wenigstens – ja nicht die Eifersucht. Allerdings hatte sie, da sie sich ja immer nur mit sich selbst beschäftigte, auch noch gar nicht einmal daran gedacht, daß der Rittmeister sich in einer für sie empfindlichen oder gar gefährlichen Weise für den Mangel an Zärtlichkeit, der ihm von ihrer Seite zu Theil wurde, entschädigen könne.

Ihre Geistesgegenwart erlangte sie nun schnell wieder, und wenn ihre Stirn sich faltete und die feingezeichneten Brauen sich näher aneinander zogen, so galten der aufkeimende Aerger und Zorn jedenfalls mehr dem Mädchen, das sie so unnöthigerweise erschreckt und wohl gar noch eine ganz unpassende, überflüssige Mittheilung auf dem Herzen hatte, als ihrem Manne, mit dem sie in gewisser Beziehung, wie sie wohl fühlte, nicht allzu streng rechten durfte und mochte.

»Was schwatzest Du da für Thorheiten, Rose?« meinte sie stolz und streng. »Ich will nicht fürchten, daß Du die Achtung, die Du Deiner Herrschaft schuldest, um einer müßigen Klätscherei willen bei Seite setzen könntest.«

So wenig diese Mahnung Rosa zu ermuthigen geeignet war, hatte dieselbe jetzt doch nur die Wahl, auf jede Gefahr hin die vollständige Ungnade oder den Dank ihrer Gebieterin zu ernten. Zuerst stockend, von Thränen und Schluchzen unterbrochen, dann von der Wichtigkeit der Sache, wie sie meinte, und einem wahrhaften Interesse für ihre Herrin hingerissen, erzählte sie, allerdings ziemlich confuse, aber doch immer noch verständlich genug, was sie von Fritz gehört hatte; sie brachte auch alle über

die Wirklichkeit hinausgehenden Vermuthungen des Burschen als unumstößliche Gewißheit vor und vergaß sich in ihrem Eifer sogar so weit, den Letzteren als ihren Gewährsmann zu nennen.

Clementine schwieg, bis sie zu Ende gesprochen hatte, aber in ihrem Busen gährte und kochte es. Sie konnte sich nicht beklagen, daß sie die Liebe und Achtung ihres Mannes verloren habe, ja, sie durfte sich nicht einmal darüber wundern, aber sie fühlte sich in ihrer Eitelkeit und in ihrem Stolze auf das Tiefste beleidigt. Wie arg mußte jenes Verhältniß sein, wenn es die Dienstboten, wahrscheinlich auch schon die Badegesellschaft und die Stadt, zu ihrem Gespräche gemacht hatten.

Wer sich von einer schweren Schuld bedrückt fühlt, wird immer eine Art von Genugthuung darin finden, auch einem Anderen eine solche beimessen zu können, und findet hier gar eine Wechselbeziehung statt, dann wird das Urtheil unzweifelhaft am härtesten und schohnungslosesten ausfallen. Die frühere Aufregung kam dazu, Clementine ganz außer sich zu bringen.

Schwerlich wußte sie wohl recht, was sie that und was sie wollte, als sie aufsprang und nach den Zimmern ihres Gemahls eilte.

Sie riß die Thür ungestüm auf und stand vor dem alten Wolff, der noch vollständig angekleidet war und kummervoll die ungewöhnlich späte Heimkehr seines Herrn erwartete.

»Ist mein Mann noch nicht zu Hause?«

»Zu Befehlen, nein, gnädige Frau Baronin,« antwortete der Alte, fast noch mehr erstaunt über diesen späten Besuch und diese seltene Frage, als über die sichtliche Aufregung der Dame.

Aus Clementinens Augen schossen Flammenblitze, aber sie beherrschte sich so weit, daß sie wieder umkehrte, ohne eine weitere Frage zu thun.

Was brauchte sie auch noch zu fragen? – Wo konnte er anders sein als – bei der Anderen?

Rosa wurde fortgeschickt, ohne sie ausgekleidet zu haben; sie durfte auch kein Wort mehr sprechen. Wer die junge Frau in dieser Nacht, die sie, in voller Balltoilette auf einem Stuhle sitzend, wachend zubrachte, beobachtet gekannt hätte, würde nicht gezweifelt haben, daß sich wirklich eine Katastrophe vorbereitete, ja, daß die angezündete Mine in ihrem Busen schon explodirt hatte.

SIEBENTES KAPITEL. EIN ALTER KAMERAD.

Der Rittmeister, Baron Alfred von Burgstein, befand sich um die Zeit, als seine Gattin ihn in so großer Aufregung gesucht hatte, keineswegs da, wo sie ihn vermutete, sondern sein ungewöhnlich langes Ausbleiben wurde durch einen von ihm selbst ganz unerwarteten Zufall herbeigeführt.

Wie allabendlich in letzter Zeit, saß er am grünen Tische im Spielsalon neben Gräfin Bassa und flüsterte sehr angelegentlich mit derselben, ohne daß Beide sonderlich auf das Spiel achteten, wiewohl die Dame von Zeit zu Zeit noch immer hohe, er bescheidene Einsätze machten.

Der Banquier und die Croupiers waren mit dieser nachlässigen Art und Weise des Pointirens gar nicht zufrieden, zumal dieselbe, wie es häufig geschieht, durch die Laune des Glücks begünstigt wurde, – Fortuna ist ja einmal ein Weib, je gefälliger, desto weniger es gesucht wird. Für die übrigen Spieler, soweit dieselben Beobachtungen anzustellen gewillt waren, hatten die Beiden auch an Interesse verloren; was kümmert man sich am grünen Tische um ein Liebespaar, das so viel heimlich mit einander zu unterhandeln hat?

Die Gräfin und der Rittmeister revanchirten sich dafür, indem sie sich auch nicht um ihre Nachbarschaft kümmerten; sie konnten vielleicht nirgends besser ungenirt plaudern als hier gerade.

Da fühlte der Rittmeister sich plötzlich etwas unsanft am Arme berührt; unwillig wandte er sich um, aber der aufbrausende Zorn ging sofort in einer Miene von Ueberraschung und allerdings wohl etwas gezwungener Freundlichkeit unter.

Ein großer, schlanker Herr, etwa in seinem Alter und ihm im Aeußersten an Eleganz nicht nachstehend, stand neben ihm und reichte ihm mit nicht zurückzuweisender Vertraulichkeit die Hand.

»Du hier, Burgstein?« sagte er, sich zu ihm niederbeugend und die Stimme dämpfend. »Nun, eher hätte ich doch geglaubt, dem seligen Schimmel von Bronzell wieder zu begegnen, als Dir alten Kameraden, in diesem gottverd- Neste, wo man sein bischen sauer Erspartes schon am ersten Abende los wird! – Aber was rede ich

von mir? – Bist Du's denn wirklich, sehe ich Dich endlich einmal wieder?«

Eine gewisse Herzlichkeit, der man sich nicht ganz verschließen konnte, lag doch in dem Tone des Sprechers und schien auch von dem Rittmeister anerkannt zu werden; indessen war es nicht sogleich ersichtlich, weshalb er sich, nachdem er nur die paar Worte ausgestoßen hatte: »Also wirklich Du, Kronfeld?« – so schnell erhob, seiner Dame Etwas in das Ohr flüsterte und dann den Arm des Anderen nahm, um ihn aus dem Gedränge der Spieler bei Seite zu führen.

»Kronfeld, woher bringt Dich der Teufel?«

»Ein schöner Willkommensgruß, alter Freund! – Aber Recht hast Du wahrlich, – die guten Engel sind mir heute nicht zur Seite gewesen, es sei denn eben, daß sie mich zu Dir geführt hätten. Zuerst sage einmal –«

»Du hast also auch den Abschied genommen?«

»Bewahre! – ich habe mich nur für die Badereise civilisirt, bin noch immer der älteste Premier im Regimente, der mit krampfhafter Sehnsucht auf die zwei Sterne wartet. Was sollte ich auch wohl ohne Pferd und Säbel anfangen? – Gott, Burgstein, dieses Avancement heutzutage! – Ja, wer's so haben kann wie Du! – Das war also Deine Frau Gemahlin?«

»Wer denn?«

»Nun natürlich die Dame, neben der Du saßest! – Ein bildschönes Weib! – nun verstehe ich erst – aber verzeihe, dieses unselige Roulette, auf das ich – im Vertrauen

gesagt – meine letzten Hoffnungen stützte, hat mich heute außer aller Form gebracht. Denke Dir, Burgstein! Der kleine Graf B–, unser jüngster Lieutenant, war also vor sechs Wochen ungefähr hier und kam mit der Jubelnachricht zurück, daß er gegen zwölfhundert Thaler gewonnen habe; da keimte denn in mir sofort ein großer Entschluß, – Du weißt ja, daß ich arm wie eine Kirchenmaus bin und mich kaum noch halten kann, – ich erschöpfte alle noch zugänglichen Quellen und wäre schon früher hier gewesen, hätte ich nicht so lange auf den verd– Urlaub warten müssen. Und nun sitze ich gleich am ersten Abende fest – aber das ist vorläufig Nebensachse! ich freue mich recht herzlich, Dich wiedergefunden zu haben!«

Der Rittmeister hatte sich neben dem Schwätzer, der seine Hand gar nicht losließ und immer wieder recht warm drückte, auf eins der Sopha's niedergelassen; sehr verschiedene Gefühle schienen in ihm zu kämpfen, aber der gute Ton und die alte Kameradschaft gaben denselben doch eine bestimmte Richtung.

»Ich freue mich auch des Wiedersehns, lieber Kronfeld,« sagte er, – »aber – kann ich Dir irgendwie nützlich sein?«

»Das kommt später, bester Burgstein; zuerst muß die alte Kameradschaft ihr Herz erschließen. Was machst Du nun eigentlich und was hat Dich hierher geführt? – Die Roulettebank doch sicherlich nicht, wie mich! – Du bist ja ein wohlhabender, wo nicht gar reicher Mann! – Ist der

Alte wiedergekommen und hat sich mit seinen Gläubigern arrangirt? – Ich sagt's ja gleich immer zu den Kameraden: die Sache ist nicht so schlimm, wie sie aussieht, – so ein Handelsherr *en gros* macht beim Banquerotte immer die besten Geschäfte –«

»Ich bitte Dich, Kronfeld, verschone mich damit! Mein Schwiegervater ist verschollen geblieben und ich will auch Nichts mehr von ihm wissen.«

»So, so! – nun, nimm's nicht übel, aber, Gott sei Dank, scheinst Du in Deiner Ehe dennoch recht glücklich zu sein?«

»Wieso?«

»Wer ein Jahr nach der Hochzeit noch so zu himmeln vermag, wie ich es soeben zwischen Deiner lieben Frau und Dir zu beobachten Gelegenheit hatte –«

»Du bist im Irrthum, Kamerad Kronfeld,« unterbrach ihn der Rittmeister ziemlich verlegen, – »das war nun gerade nicht meine Frau, sondern – – Wenn Du die Absicht gehabt hättest, Dich längere Zeit hier aufzuhalten, würde ich Dich der Dame vorstellen, so aber –«

»Aha! so so! – Schon gut, Brüderchen, ich fange an, zu verstehn. Fürchte nicht, daß ich Dich irgendwie geniren könnte, wenn ich auch noch ganze vierzehn Tage Urlaub habe. Ei, ei, was Du da sagst! So ist es also doch wahr, was man in der Kameradschaft gesprochen hat!«

»Und was war das?« fragte der Rittmeister etwas heftig.

»Laß es jetzt gut sein; wir plaudern ein anderes Mal darüber, wenn wir ungestörter sind; Deiner Ehre trat es

natürlich nicht zu nahe, und ich habe keine Geheimnisse vor Dir. Geh' jetzt aber zu Deiner Dame zurück, Burgstein, die schon ganz besorgte Blicke hierherwirft; entschuldige mich mit der alten Kameradschaft und Freude des unerwarteten Wiedersehns bei ihr, daß ich gestört habe; wir finden nachher wohl noch Muße, ein paar vertrauliche Worte unter vier Augen zu wechseln?«

»Gewiß, Kronfeld, ich kehre so bald als möglich zu Dir zurück, aber Du begreifst, daß ich doch gewisse Rücksichten zu nehmen habe —«

»Ich begreife Alles und werde geduldig warten. Aber höre einmal, nur noch ein Wort!«

Der Premierlieutenaut von Kronfeld, der sich ebenso wie der Rittmeister wieder erhoben hatte, hielt den Letzteren noch an einem Rockknopfe fest und sprach mit dem unbefangensten Lächeln und der größten Ruhe weiter:

»Wenn ich nicht genöthigt sein soll, Dich gar zu scharf zu beobachten, so möchte ich mein Spiel doch fortsetzen, und da Du jedenfalls gut bei Kasse bist — auf Ehre! ich habe nicht mehr einen rothen Heller bei mir!«

»Ich stehe mit Vergnügen zu Deinen Diensten, lieber Kronfeld.«

Der Rittmeister steckte ihm ein ungezähltes Häufchen Goldstücke und Bankbilletts in die Hand und kehrte dann mit einem kurzen: »Auf Wiedersehn!« zu Gräfin Bassa zurück, die in der That durch seine Abwesenheit beunruhigt zu werden schien.

Er sagte ihr jedenfalls, daß er einen alten zuverlässigen Freund und Regimentskameraden wiedergefunden habe,

und sie lächelte nicht allein dazu, sondern bot ihm auch an, ihm »für diesen Abend« seine vollständige Freiheit geben zu wollen, indem sie sich etwas früher als gewöhnlich zu Hause begäbe. Natürlich bestürmte er sie mit Bit-ten, dies nicht zu thun, aber nach einer Weile führte Gräfin Bassa ihren Vorsatz dennoch aus und verbat sich in der freundlichsten aber bestimmtesten Weise seine Be-gleitung; Ignaz stand ja zu ihren Diensten bereit.

Der Rittmeister mochte zwischen einer leichten Ver-stimmung über diese frühe Trennung und dem Wunsche, seinen alten Kameraden zu sprechen, – vielleicht war es auch bloße Neugierde – schwanken; wenigstens malten sich diese Empfindungen ziemlich deutlich auf seinem Gesichte, als er Jenen aufsuchte.

Er fand ihn noch eifrig im Spiele begriffen; sobald Kronfeld ihn aber bemerkte, steckte er ein recht ansehnliches Häufchen allerlei Geldsorten, das vor ihm auf der grünen Tafel lag, eiligst in seine Taschen – jedenfalls der beste Beweis, daß das Glück jetzt seinen Hoffnungen hold gewesen und ihn befriedigt hatte, – und faßte ihn unter den Arm.

»Du kommst gerade zur rechten Zeit, Brüderchen,« sagte er, die Vermuthung des Rittmeisters bestätigend; – »das Glück haftet an Deinem Gelde, wie an Dir selbst; mein guter Stern hat wieder zu leuchten begonnen, und es ist mir lieb, daß ich mich sofort meiner Schuld entle-digen kann.«

»Aber das hat ja Zeit, Kronfeld.«

»Nichts da! – Hier hast Du mit bestem Danke Dein Geld zurück. Schulden zerstören die Freundschaft, und ein Schuft, wer sie nicht bezahlt, wenn er kann. Aber wo-hin nun? – Hast Du Dich aus ihren süßen Fesseln losge-macht?«

»Es ist nicht so schlimm, wie Du denkst, alter Freund.«

»Glaub's schon! – Aber Du warst immer ein Teufels-kerl bei hübschen Weibern, hattest stets immenses Glück. Man sieht nun doch, daß es nicht allein an der bunten Husarenjacke liegt; mir hat sie leider auch noch keine reiche Frau eingebracht.«

»Du sollst mir sogleich alle Deine Schicksale erzählen, lieber Bruder; ich bin ungemein gespannt darauf, wie es jetzt beim Regemente aussieht. Wenn es Dir recht ist, blei-ben wir gleich hier im Hause, wo es allerliebste kleine Kabinete für eine vertrauliche Plauderei giebt.«

»Famose! auf Ehre! – Hoffentlich doch auch trinkbaren Stoff?«

»Du wirst damit zufrieden sein.«

»Und Deine liebe Frau auch, wenn Du ein bischen später nach Hause kommst? Oder hast Du sie gar nicht hier?«

»Allerdings, aber wir geniren einander nicht.«

»Das ist eine vortreffliche Einrichtung, die ich jeden-falls auch annehmen werde, wenn ich mich einmal ver-heirathe.«

Die beiden Herren ließen sich eines der erwähnten Ka-binete geben, welches der Empfehlung des Rittmeisters

volle Ehre machte, und richteten sich, sobald der Champagner vor ihnen auf dem Tische stand und die Cigarren brannten, auf dem Sammetsopha mit aller Gemüthlichkeit und Bequemlichkeit ein.

»Nun, Kronfeld, wie geht's Dir?« fragte der Rittmeister, in dem jetzt der alte Husar und Kamerad auch wieder vollständig aufgethaut war.

Wir wollen die Antwort des redseligen Premierlieutnants in Kürze wiedergeben. Eigentlich ging es ihm noch gerade ebenso, wie schon seit fünfzehn Jahren, nämlich dem Tage, an dem er Offizier geworden war. Er ließ tagaus tagein Rekruten und Remonten reiten, exercirte mit der Schwadron, amüsirte sich in seiner kleinen Garnison mit Tanzen, Courmachen, Trinken und Spielen oder in gleicher Weise auf den benachbarten Gütern, langweilte sich dazwischen entsetzlich und kämpfte hartnäckig gegen seine Gläubiger, und bei Alledem wollte aus der gehofften reichen Heirath, die sein eigentliches Lebensziel war, denn den Feldmarschallsstab hatte er längst aufgegeben, Nichts werden.

Eine tiefe Melancholie schienen aber die verschiedenen Widerwärtigkeiten des Schicksals bei ihm doch nicht hervorgebracht zu haben, denn er erzählte dies Alles mit lachendem Gesichte und einer aus dem Herzen kommenden Munterkeit, um die ihn Jeder beneiden mußte, der ein leichtfertiges Naturell für ein glückliches halten will. Diese letztere Ansicht theilte wohl auch der Rittmeister, denn er lachte zuweilen recht laut und herzlich über die Schnurren, welche Jener in seinen Bericht einflocht, und

rief endlich in einem Tone, der ganz heiter sein sollte, aber doch die soeben erwähnte Empfindung ein wenig verrieth:

»Wahrhaftig, Kronfeld, da ist es Dir immer noch besser ergangen als mir!«

»Hoho! das will viel sagen! – Solltest Du wirklich –«

Er stockte, den Rittmeister mit theilnahmsvoller Bedenklichkeit von der Seite ansehend.

»Nur heraus mit der Sprache! wir sind ja hier ganz unter uns. Wirklich unglücklich sein, wie man im Regimenter schon davon gesprochen hat,« wolltest Du sagen, nicht wahr?« meinte der Rittmeister, dessen Mienen sich plötzlich wieder verdüstert hatten. »So ganz Unrecht hat man freilich in der Hauptsache nicht, ich bin nur neugierig; zu erfahren, wie die Details ausgemalt worden sind.«

»Da Du mich nun einmal auf den Punkt hindrängst, den ich vorher schon gern umgehn wollte,« erwiderte Herr von Kronfeld, jetzt auch ernster geworden, – »so muß ich allerdings das Visier öffnen, aber vergiß nicht, daß Dir daraus ein Freundesgesicht entgegenblickt. Es ist wahr, daß man sich erzählte, Du habest keine Dich beglückende Partie gemacht, abgesehen von – hm, hm! – von dem Unfalle, der Deinem Schwiegervater zustieß. Als Du mit Deiner jungen Frau in das Regiment zurückkehrtest, war ich, wie Du Dich entsinnen wirst, abkommandirt, um unsere Remonten zu holen; ich habe diesen Zufall seitdem immer verwünscht, denn wer weiß, ob ich Dir nicht mit Rath und That hätte zur Seite stehn können? – Du lächelst dazu? – Nun, an meinem guten Willen

und an meiner Freundschaft wirst Du hoffentlich nicht zweifeln, und wenn ich auch für meine eigenen Angelegenheiten die Augen geschlossen zu halten pflege, weil ich so eine Art von Fatalist bin, so würden sie für Dich doch offen gewesen sein, ebenso wie meine Ohren.«

»Was willst Du damit sagen, Kronfeld? worauf zielst Du hin?« fragte der Rittmeister ungestüm, wobei seine, sich fest auf des Anderen Gesicht heftenden Augen die Besorgniß ausdrückten, daß ein von ihm sorglich gehütetes Geheimniß entdeckt sein könne.

Der Premierlieutenant ertrug ruhig diesen Blick, aber daß er ihn auch verstand, bezeugte sein Achselzucken, gleichsam eine Entschuldigung dafür, daß er nun einmal ohne Rückhalt sprechen müsse oder wolle.

»Auf das Duell, lieber Bruder, das Du damals mit dem Grafen von Horneck hattest, dem jungen Bonvivant, der in unsren Cirkeln eine so große Rolle spielte, was bei seinem Namen und Reichthum – von seiner gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit gar nicht zu sprechen – gerade kein großes Kunststück war. *A propos*, weißt Du schon, welches Schicksal Horneck in allerneuester Zeit, vor vierzehn Tagen etwa, gehabt hat?«

Obgleich der Premierlieutenant sich augenscheinlich bemühte, so gleichgültig wie möglich zu sprechen, schienen seine Worte doch den Rittmeister sehr aufzuregen; er war bei der Erwähnung des Duells und des Grafen schon blaßgeworden und bei der letzten Frage stieß er nur hastig heraus:

»Nun, was ist es mit ihm?«

»Er hat sich bei einem Spazierritte den Hals gebrochen. Die Welt verlor nicht viel an ihm, und Du kannst Dein Gewissen wenigstens darüber beruhigen, daß Deine Kugel, die ihm in der Seite stecken geblieben ist, Nichts zu seinem Tode beigetragen hat.«

Der Rittmeister seufzte in der That aus, als löse sich damit eine Last von seinem Herzen.

»Horneck ist wirklich todt?« murmelte er dumpf.

»Du kannst Dich darauf verlassen; es ist ganz so, wie ich Dir soeben erzählte. Lassen wir aber die Todten ruhn, zumal wenn ihre Persönlichkeit keine angenehmen Erinnerungen in uns erweckt! – Ich machte Dir diese Mitt heilung so ohne alle Umschweife, weil ich überzeugt bin, daß sie Dich eher beruhigen als betrüben kann.«

»Ich verstehe Dich vollkommen, Kronfeld; Du ahntest, daß ich mich nicht ganz von dem Vorwurfe losreißen konnte, zu der Abkürzung eines Menschenlebens vielleicht beigetragen zu haben, obgleich es nicht in meiner Macht lag, dieses Duell zu vermeiden.«

»Darüber hat stets nur eine Stimme geherrscht.«

»Was weiß, was spricht man denn aber von dieser Geschichte?« fuhr der Rittmeister wieder heftiger auf. »Alle dabei Beteiligten hatten sich doch gegenseitig das Wort gegeben, für alle Zeiten das tiefste Schweigen darüber zu bewahren!«

»Bah, lieber Freund! Graf Horneck war ein eitler Mann, der wohl selbst aus der Schule geplaudert hat, um mit seiner Kugel in der Seite zu renommiren.«

»Er that wohl noch mehr geplaudert, wie es scheint?« meinte der Rittmeister mit unheimlich blitzenden Augen.

»Hätte ich ihm dies gerade in das Gesicht behaupten können, so würde ich ihn mir, in Deinem Interesse, noch einmal vor die Pistole genommen haben, ich war aber nicht im Stande, weder ihm noch einem Anderen diesen Vorwurf zu machen. Es wird in diesem Falle wohl gerade ebenso gegangen sein, wie in den meisten anderen ähnlichen: hier und da ist eine versteckte Andeutung, unvorsichtiger oder scherhafter Weise, gefallen, dieselben haben einander ergänzt, und so ist der Schleier wenigstens zur Hälfte allmälig von dem Geheimnisse gesunken. Was thut das indessen viel? – Niemand denkt daran, Dich zu verurtheilen, im Gegentheil hat man die lebhafteste Theilnahme für Dich ausgesprochen.«

»Sie berührt dennoch meine Ehre!« murmelte der Rittmeister finster.

»Thorheit! Man schiebt Alles auf den Leichtsinn und die Frechheit Graf Horneck's.«

»Alles?«

»Ich weiß wenigstens nichts Anderes und hoffe auch, nicht mehr von Dir erfahren zu können. Ist es Dir recht, wenn wir jetzt ein für alle Mal von diesem unerquicklichen Thema abbrechen?«

»Nein, ich erinnere Dich zuvor an Dein Versprechen, mir Alles mitzutheilen, was Du gehört hast; nach den Quellen dieser Gerüchte will ich nicht weiter forschen.«

»Wäre auch überflüssige Mühe, wie ich Dir bereits auseinandersetzte. Also gut, Burgstein, so höre und lasse

uns die peinlichen Empfindungen dabei durch den Champagner hinabspülen! – Daß Du eine sogenannte Mesalliance gemacht hättest, verzieh man Dir in der Kameradschaft gern, denn heutzutage ist man ja eigentlich schon über solche Vorurtheile fort, wenigstens wo sich dieselben durch eine reiche Mitgift ausgleichen lassen; Du brachtest eine schöne und liebenswürdige Frau mit – so sagte man mir wenigstens, denn Du weißt ja, daß ich nicht die Ehre haben konnte, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, – und das genügte vollständig. Leider waret Ihr in Eurem Nestchen noch gar nicht warm geworden, als schon der fatale Sturz Deines Schwiegervaters eintrat und bekannt wurde; man mag vielfach darüber die Nasen gerümpft haben, aber darin konnte doch immer noch Niemand einen Grund finden, daß Du Deinen Abschied aus dem Regemente nehmen solltest, und wenn Du dies auch bald darauf vorschützttest, so habe ich doch nie daran recht geglaubt. Du kannst Dir meinen Schreck denken, als ich bei meiner Rückkehr in die Garnison, die sich durch andere Umstände noch verspätet hatte, die Ausführung Deines Entschlusses erfuhr, der mich eines so lieben Kameraden und Freundes beraubt hatte; ich war um so betrübter darüber, als Du mir nicht einmal Lebewohl gesagt hattest, und auch schon daraus schloß ich, daß Dir viel wichtigere Dinge im Kopfe umhergegangen sein müßten.«

»Verzeihe, es war in der That so,« sagte der Rittmeister, ihm mit einem bitteren Lächeln die Hand reichend.

»Da habe ich denn allerdings, aus wahrer Freundschaft, ein bischen spionirt, und, wie schon gesagt, man kam mir auf halbem Wege entgegen. Kein Wunder, daß ein Mann wie Graf Horneck, der Geck und Wüstling, die Eifersucht eines jungen Ehegatten zu erwecken und zu reizen vermochte, – nun, und das Uebrige war ja ganz natürlich.«

Herr von Kronfeld sprach doch etwas gezwungen und hielt wohl auch hinter dem Berge.

»Und man warf keine Schuld auf meine Frau?« fragte der Rittmeister erregt.

»Daß ich nicht wüßte!«

»Nun gut, Kronfeld, ich will Dir zu Hilfe kommen, denn Du müßtest es sonst immer noch unbegreiflich finden, daß ich für nöthig hielt, das Regiment so schnell zu verlassen.«

»Nun, Deine Verhältnisse erlaubten Dir ja, den Dienst zu quittiren, – vielleicht fürchtetest Du auch die Folgen jenes Duells?«

»Keines von beiden bestimmte meinen Entschluß. Mein väterliches Erbtheil war nicht groß, für die Landwirtschaft habe ich nie Passion und noch weniger Talent gehabt, die versprochene Mitgift habe ich nie erhalten; nicht mehr ist mir das häusliche Glück, auf das ich gehofft hatte, zu Theil geworden. Der erste Liebesrausch in unserer Ehe war bald verflogen, – ich will nicht zu erörtern versuchen, an wem die Schuld lag. Clementine gab sich auch nicht viel Müh' mich zu fesseln; von dem Augenblicke an, wo ich sie in die Gesellschaften einführte,

gehörte sie mir nicht mehr; in ihrer unbegrenzten Eitelkeit suchte sie nach anderen Triumphen –«

»Ich bitte Dich, Burgstein, Du scheinst sehr hart zu urtheilen!«

»Aber ganz gerecht, und es ist mir ein Bedürfniß, mich einmal gegen Dich auszusprechen. Graf Horneck brauchte in diesem Falle weder allzu geckenhaft noch kühn zu sein, um sich zu schmeichelnd, daß er eine Eroberung machen könne; freilich war ich nicht ganz blind dafür, aber dennoch ging mehr hinter meinem Rücken vor, als ich dulden durfte und wollte; meine Frau, mit der ich fast noch in den Flitterwochen lebte, war mir untreu geworden, wenn auch nicht in dem Maße, daß ich eine gesetzliche Trennung beanspruchen konnte. Als ich diese Ueberzeugung gewonnen hatte, forderte ich Den, welcher wenigstens den Versuch unternommen hatte, meine Ehre zu stehlen, und da ich fürchtete, unsere Umgebung möge ebenso scharf wie ich gesehen haben, beschloß ich, mich ihr zu entziehen; in diesen Kreisen hatte ich das Vertrauen zu meiner Gattin verloren, und wenn ich vielleicht noch die schwache Hoffnung hegte, Clementine könne auf unserem einsamen Landsitze anders sein und bereuen, daß sie zu diesem Duelle, das ihr mit seinem Ausgange nicht unbekannt geblieben war, Veranlassung gegeben, so überzeugte ich mich doch bald, daß ich mich geirrt hatte. Seitdem geht nun Jeder von uns Beiden seinen eigenen Weg.«

»Aber das ist ja entsetzlich, Burgstein! Und wie kalt Du das aussprichst!«

Der Rittmeister lachte laut, voll Bitterkeit auf und ergriff das vor ihm stehende Glas.

»Jetzt genug von diesem Thema, Kronfeld! – Wir werden einander nun verstanden haben, und ich mag nicht länger über verfehlte Speculationen nachgrübeln. Es wäre mir lieber, wenn Du mir jetzt einige lustige Geschichten von den alten Kameraden erzähltest, – Du schienst mir vorher in einer viel besseren Laune zu sein. Stoßen wir an, lieber Bruder, auf das Wohl aller jungen Ledigen und alten Hagestolzen! Ein Pereat der Ehe!«

Der, wenn auch erzwungene, plötzliche Umschwung in der Stimmung des Rittmeisters, nachdem er soeben eine Mittheilung, die so tief in sein Herz eingreifen mußte, gemacht hatte, war so unheimlich und das Gefühl verletzend, daß sein leichtfertiger, aber nichtsdestoweniger ehrenwerther Kamerad ihn mit einer Art von Scheu betrachtete, während er nur zögernd sein Glas erhob. So konnte sich nur Jemand geben, der sich eines wirklichen Unglücks tiefbewußt war und damit einen ihn selbst schmerzlich verwundenden Spott trieb.

Es wäre unzart und gefühllos gewesen, noch weiter daran zu röhren, und der Premierlieutenant konnte sich dazu nicht entschließen, obgleich er aus wahrer freundschaftlicher Theilnahme diese traurigen Verhältnisse gern genauer durchschaut hätte.

Allmälig löste sich die schwere Wolke der Verstimung, die sich auch über ihn gelagert hatte, Dank dem vortrefflichen Weine, der für den Augenblick ja das Blut so leicht macht, und der Bemühung des Rittmeisters, die

Unterhaltung wieder in einen freien und lustigen Ton zu bringen, – Herr von Kronfeld hatte ja auch durchaus keine Anlage zum Hypochonder und hing nicht gern traurigen Grübeleien nach. Die beiden Herren vertieften sich in alte Erinnerungen an ihre gemeinsame Dienstzeit und wurden dabei wieder so heiter, daß sie erst spät und ungern daran dachten, sich vorläufig zu trennen.

Von Clementine'n war nicht wieder die Rede gewesen, auch nicht von der anderen Dame, an deren Seite Kronfeld seinen Freund gefunden hatte; in Bezug auf sie konnte der Rittmeister nur mit eigenem, freiwilligen Vertrauen seiner Neugierde entgegenkommen; der Letztere sprach auch nicht davon, daß er ihn einer der beiden Damen vorzustellen gedenke, er lud ihn nicht in sein Haus ein, sondern sie gaben sich für den folgenden Tag im Currhause ein Rendezvous.

Der Premierlieutenant schüttelte doch den Kopf, als er seinen Kameraden bis an die Haustür begleitet und sich dort von ihm verabschiedet hatte, dann sagte er zu sich selbst:

»Der arme Burgstein! – Er trägt sein Kreuz doch nicht so leicht, wie er sich den Anschein geben will. Aber was läßt sich daran ändern? Solcher unglücklichen, unpassenden Ehen giebt es Tausende, und leider sind sie so fest zusammengeschmiedet, daß sie die Kette mit sich in das Grab nehmen müssen. Nun, man muß es eben tragen, wie man kann; wenn ich aber einmal heirathen sollte, will ich doch lieber keine Mesalliance machen und mir

vorher meinen Schwiegervater, sowie die Tochter ordentlich ansehn.«

Während Kronfeld dem Gasthause zuschritt, in dem er sein Quartier genommen hatte, betrat der Rittmeister den Garten und die Veranda seiner Villa. Er dachte jetzt erst daran, nach der Uhr zu sehn, was ihm die schon heraufgekommene Morgendämmerung erlaubte, und überzeugte sich, zu seiner eigenen Ueberraschung, daß es nahe an Drei sei. Dies kam bei ihm nur insofern in Betracht, als er den alten Wolff um die gestörte Nachtruhe bedauerte, denn er konnte mit Sicherheit annehmen, daß sich derselbe in seiner Abwesenheit nicht niedergelegt, sich sogar wohl Besorgnissen hingegeben habe.

Der Alte stand richtig, noch vollständig angekleidet, in der Haustür, und der »Guten Morgen, Herr Rittmeister!« mit dem er seinen Herrn begrüßte, kam dem Letzteren etwas verdrießlich und anzüglich vor. Dennoch lachte er darüber und meinte in einem Tone, der seine durch den Champagner und den letzten Theil der Unterhaltung erheiterte Stimmung verrieth:

»Verzeihe, Wolff, daß ich Dich so lange warten ließ; ich habe mich vortrefflich unterhalten und dabei ganz das Bett vergessen. Aber habe ich Dir nicht schon hundertmal gesagt, daß Du mir blos die Thüren geöffnet zu lassen brauchst und Deinem alten Körper lieber Ruhe gönnen solltest?«

Der Alte erwiderte Nichts, während er mit dem Lichte, das er an der Lampe des Corridors angezündet hatte, seinem Herrn nach dessen Zimmern voranschritt.

»Du machst ja eine sehr mürrische Miene, alter Bursche,« begann, hier angekommen, wieder der Rittmeister, der eine solche Art von Bevormundung durch den Alten doch nicht für recht passend halten mochte; – »laß mich nur allein und schlafe Deinen kleinen Verdruß je eher desto lieber aus.«

»Um Verzeihung, Herr Rittmeister, ich bin weder müde noch verdrießlich, was sich für mich auch gar nicht schicken würde, aber ich habe Ihnen noch eine gehorsamste Meldung zu machen.«

»Oho! ist Etwas vorgefallen? War vielleicht mein Bruder am vergangenen Abende hier?«

»Zu Befehlen nein, Herr Rittmeister, aber die gnädige Frau – erst vor einer Stunde oder so ungefähr.«

»Meine Frau?« rief der Rittmeister ganz verwundert aus, während er beinahe ungläubig in das ziemlich verlegene Gesicht des alten Dieners blickte.

»Die Frau Baronin, noch im Ballstaate; sie suchte den Herrn Rittmeister.«

»Nun, das muß etwas ganz Außerordentliches zu bedeuten gehabt haben! Sie hat Dir nicht den Grund mitgetheilt?«

»Nein; wenn der Herr Rittmeister mir aber nicht übeldeuten wollen, daß ich eine solche Vermuthung ausspreche, so schien mir die gnädige Frau sehr aufgeregt zu sein.«

Der Alte machte eine sorgenvolle Miene, und der Rittmeister selbst konnte sich seiner Betroffenheit nicht erwehren. Er befahl Wolff, nachzusehn, ob seine Frau noch

wache, und wartete mit einiger Unruhe seine Rückkehr ab; im Zimmer umhergehend, schüttelte er wiederholentlich den Kopf; Clementine mußte in der That Dinge von großer Wichtigkeit mit ihm zu besprechen haben, wenn sie ihn, obenein zu dieser späten Stunde, aufgesucht hatte.

Um so erstaunter war er, als der Alte mit der Meldung zurückkehrte, sowohl die gnädige Frau als deren Mädchen hätten sich bereits niedergelegt, ihre Zimmer seien verschlossen und es brenne kein Licht mehr darin.

»Dann muß es also wohl Zeit bis morgen haben,« meinte der Rittmeister nur und ließ sich anscheinend gleichgiltig auskleiden; in Wirklichkeit war er aber doch nicht wenig gespannt auf die Erklärung dieses ungewöhnlichen Besuches, und eigentlich war es ihm unlieb und peinlich, daß seine Frau ihn so spät vermißt haben mußte.

»Sie wird doch nicht gar eifersüchtig geworden sein?« fiel ihm plötzlich ein, dieser Gedanke kam ihm aber so lächerlich vor, daß er sich dabei vollständig beruhigte und bald sanft einschlief.

Nach dem Erwachen machte er sich nicht mehr viel Kopfzerbrechen über das Rätsel, das ihn zuvor beschäftigt hatte; es mußte sich ja ohnehin bald lösen, da er Clementine doch gewöhnlich beim Frühstücke traf, und überdies nahmen ihn viel ernstere Gedanken in Anspruch. Was er am vergangenen Abende von Kronfeld gehört, hatte ihn empfindlicher berührt, als er Jenem zeigen wollte; der leichte Weinrausch war ihm zu Hülfe

gekommen, sich momentan auch wirklich darüber hinzufortzusetzen. Jetzt wiederholte er sich aber jedes Wort des alten Kameraden, von dessen wirklicher Theilnahme er überzeugt war; wie mochten erst andere, ihm ferner stehende Menschen über jene zweifellos der Skandalsucht reichen Stoff liefernden Verhältnisse gesprochen und geurtheilt haben? –

Ein betrogener, ja, nur offenkundig nicht geliebter Ehemann ist ja in den Augen der Welt immer lächerlich; schon das Mitleid, das man ihm im besten Falle zollt, ist eine Beleidigung seiner Manneswürde. Wenn man nun die in gewissen Beziehungen so subtilen Begriffe von persönlicher Ehre, welche die Aristokratie und der Offizierstand als ein eigenthümliches, häufig recht drückendes Privilegium beanspruchen, in Erwägung zieht, so wird man vollkommen begreifen, wie tief verletzt sich der Rittmeister durch jene Klätschereien, die leider einen zu festen Boden hatten, fühlen mußte. Diesen schweren Kampf hatte er allerdings schon einmal durchgemacht und glaubte, ihn durch sein Duell mit dem Grafen Horneck und sein freiwilliges Ausscheiden aus jener Gesellschaft überwunden zu haben; aber jetzt fühlte er, daß er dennoch nicht Sieger darin geblieben, daß seine Ehre noch immer allen böswilligen oder leichtsinnigen Angriffen ausgesetzt sei. Und wer trug die Schuld daran? wer anders als Clementine, deren damaliges Benehmen er keineswegs zu hart und ungerecht beurtheilt hatte

und die, wenn sich ihr die Gelegenheit dazu böte, wahrscheinlich heute noch gerade ebenso handeln würde wie damals?

Man konnte es ihm wahrlich nicht verdenken, wenn seine ohnehin schon gereizte Stimmung gegen seine Frau heute eine recht erbitterte wurde. Was sie mit ihm nun auch zu besprechen haben mochte, so war er ganz gefaßt darauf, daß sich daraus eine stürmische Scene entwickeln werde, als er sich in das Frühstückszimmer begab.

Er kam, da er ein wenig über die gewöhnliche Zeit geschlafen hatte, später als sonst dahin und erwartete, seine Frau bereits zu finden, aber er hatte sich getäuscht, – Clementinens Platz am Tische war noch leer. Sie blieb auch aus, als die Zeit gekommen war, zu der sie unfehlbar die Promenade besuchen mußte, und der Tag war doch so schön und heiter, draußen wogte schon das volle Leben, er selbst sehnte sich hinaus, um Gräfin Bassa und später Kronfeld wiederzutreffen.

Seine Ungeduld nahm mit jeder Minute zu; obgleich er sich eine Blöße dadurch zu geben fürchtete, mußte er sich endlich doch entschließen, Wolff zu rufen und sich nach seiner Frau erkundigen zu lassen.

Die gnädige Frau war schon ausgegangen! –

Der Rittmeister fuhr bei diesem Bescheide unwillkürlich in die Höhe und verrieth damit dem alten Diener seine ärgerliche Betroffenheit; um dieselbe möglichst zu verbergen, sprang er auf und trat an das Fenster. Sein

erster Blick fiel auf Baron Ewald, der, in sichtlicher Eile und Aufregung, soeben die Stufen der Veranda betrat und, ohne seinen Bruder zu bemerken, in das Haus kam.

Auch darin lag etwas Ungewöhnliches; Baron Ewald vermied es ja gern, mit seiner Schwägerin zusammenzutreffen.

»Es ist etwas Besonderes vorgefallen, und auch er weiß es bereits,« sagte der Rittmeister in einer düsteren Ahnung zu sich selbst und gab sich alle Mühe, gleichmüthig zu erscheinen.

Baron Ewald trat ohne Anmeldung in das Zimmer, das der alte Wolff, auf einen Wink seines Herrn, schon wieder verlassen hatte. Der Rittmeister wandte sich anscheinend ruhig um und wollte ihm mit sorglosem Lächeln die Hand reichen, aber er erschrak beinahe über den bewegten Gesichtsausdruck seines Bruders, der die Begrüßung ganz vergessen zu haben schien.

»Ich komme, um mich in aller Eile von Dir zu verabschieden,« stieß Baron Ewald kurz heraus; – »in einer halben Stunde geht der Zug ab, mein Gepäck ist schon auf dem Bahnhofe.«

»Was, zum Henker! ist Dir denn eingefallen? – Willst Du nach Hause oder wohin sonst?« rief der Rittmeister ganz überrascht.

So natürlich diese Frage auch war, schien sie den jüngeren Baron von Burgstein doch in Verlegenheit zu setzen; er mußte es sehr eilig gehabt haben, um sich nicht darauf vorzubereiten.

»Nein,« antwortete er zögernd, – »nach Hause will ich noch nicht; aber ich hoffe, in Kurzem dort zu sein und Deine Rückkehr zu erwarten. Ich habe vor zwei Stunden einen Brief erhalten, – die Sache kann Dich nicht weiter interessiren – und es ist durchaus nothwendig, daß ich mich schleunigst an Ort und Stelle begebe –«

»Du weißt also Nichts von meiner Frau?«

»Von Clementinen?« fragte Ewald mit unverstellter Verwunderung.

»Thorheit! Ich war schon versucht, zu glauben, Ihr hättest Eure gegenseitige Antipathie überwunden und mir gegenüber ein Complot gemacht,« lachte der Rittmeister.

»Ich verstehe Dich nicht, Alfred.«

»Der beste Beweis, daß ich mich getäuscht habe! – Aber nun sprich einmal vernünftig, Ewald. Es ist mir gar nicht angenehm, daß Du so auf Knall und Fall abreisen willst. Sind Dein Weg und die Veranlassung dazu wirklich ein Geheimniß?«

»Vorläufig ja, lieber Bruder,« erwiderte Baron Ewald, tief erröthend. »Die Sache hat mich selbst überrascht, und ich habe jetzt am allerwenigsten Zeit, Dir eine Erklärung zu geben.«

Der Rittmeister stieß ein bedeutungsvolles »Aha!« heraus und blickte seinen Bruder mit leichtgerunzelter Stirn an.

»In keinem Falle wirst Du eine Uebereilung begehn, Ewald, nicht wahr?« meinte er.

»Nein!« erwiderte Ewald im bestimmtesten Tone und sah seinen Bruder dabei fest an. »Ich wüßte nicht, daß

Du mir schon einmal einen solchen Vorwurf hättest zu machen brauchen.«

»Gewiß nicht; es lag auch durchaus nicht in meiner Absicht, Dich zu verletzen oder nur Deinen Lehrmeister zu spielen,« entgegnete der Rittmeister, der durch die Festigkeit seines Bruders doch etwas in Verlegenheit gekommen war; – »nur eine ganz natürliche brüderliche Theilnahme legte mir die Worte in den Mund, und aus dieser bedauere ich auch, das Ziel und den Zweck Deiner Reise nicht zu kennen.«

Baron Ewald war schon wieder vollständig versöhnt; die Hand seines Bruders warm drückend, sagte er recht weich und liebevoll:

»Wirklich, Alfred, ich kann mich heute nicht weiter zu Dir aussprechen, habe ich selbst doch nicht Zeit gefunden, einen festen Entschluß zu fassen. Aber was sprachst Du vorher von Deiner Frau? Es sind doch nicht Unannehmlichkeiten zwischen Euch vorgekommen?«

»Durchaus nicht; deswegen kannst Du ganz unbesorgt reisen. Ich vermißte Clementine heute beim Frühstücke, – das ist Alles. Vermuthlich hat sie irgend eine Verabredung mit einer Freundin getroffen, denn sie ist schon früher als gewöhnlich ausgegangen.«

»Du wirst meine schnelle Abreise ohne Abschied bei ihr entschuldigen.«

»Ich vermuthe, daß sie nicht sehr betrübt darüber sein wird.«

Die beiden Brüder wechselten nicht viel Worte mehr; Baron Ewald wiederholte, daß seine Abwesenheit nicht

lange dauern und daß er sich dann direkt nach der Heimat begeben werde, wo er jedenfalls früher als der Rittmeister eintreffen wollte. Dann umarmten sie sich recht herzlich, und nachdem Ewald ebenso eilig, wie er gekommen, wieder gegangen war, um den Bahnzug nicht zu versäumen, kleidete sich der Rittmeister vollständig an und begab sich zu dem mit Kronfeld verabredeten Rendezvous.

ACHTES KAPITEL. DIE KATASTROPHE.

Wenn Clementine auch in der ersten Aufwallung den Versuch gemacht hatte, ihren Mann wegen seiner vermeintlichen schweren Schuld, durch welche sie sich so tief verletzt fühlte oder fühlen wollte, zur Rede zu stellen, so konnte sie sich bei einiger Ueberlegung doch sagen, der Rittmeister werde sich schwerlich auf eine reu- und demütige Vertheidigung einlassen, sondern ihre Vorwürfe wahrscheinlich mit gleichen, die auch nicht der Berechtigung entbehrten, erwidern; bei seinem heftigen, aufbrausenden Temperamente und der Stimmung, die schon zwischen ihnen herrschte, konnte es leicht zu einer stürmischen Scene kommen, bei der sie, aller Voraussicht nach, den Kürzeren ziehn mußte.

Sollte sie sich auch darin täuschen, so wünschte sie ja noch viel weniger eine Versöhnung mit ihrem Gatten, der ihr schon vor der Erfahrung, die sie in dieser Nacht gemacht zu haben glaubte, gleichgiltig und verhaßt geworden war und den sie seit Kurzem nur noch als ein

Hinderniß der Verwirklichung ihr ausschweifenden Pläne betrachtete.

Clementine glaubte sich jetzt das Recht erworben zu haben, mit allen Kräften und ihr zu Gebote stehenden Mitteln auf die letzteren hinzuwirken, und konnte kaum noch die Zeit erwarten, die längst geladene Mine explodieren zu lassen. Deshalb erschien sie nicht beim Frühstücke und war schon früher als sonst ausgegangen, nachdem sie Rosa auf das Strengste abbefohlen hatte, kein Wort von dem in der Nacht Vorgefallenen zu verrathen, wenn sie auch von dem Rittmeister oder in dessen Auftrage darüber befragt werden sollte.

Es war noch so früh, daß die junge Frau, die absichtlich eine etwas nachlässige, aber nichtsdestoweniger elegante und kokette Toilette gemacht hatte, nicht hoffen durfte, Prinz Felix auf der Promenade oder im Curhause zu finden. Suchte sie ihn denn auch – streng genommen, nicht, aber sie war doch entschlossen, ihm sobald als möglich ihr Unglück an das Herz zu legen.

Eine verrathene, beleidigte, unglückliche Frau! Wer sollte nicht Theilnahme für sie und den Wunsch empfinden, ihr zu helfen, sie zu rächen? – Der Mann, der sie wirklich liebte, mußte in einem solchen Augenblicke zu jedem Opfer für sie bereit sein! –

Obgleich Clementine gerade so dachte, hatte sie, gewissermaßen instinktmäßig, den geheimen Wunsch, dem Herrn von Gräfenitz früher zu begegnen als dem Prinzen selbst; war sie sich über den Charakter und die Absichten dieses Mannes auch noch nicht recht klar geworden,

so ahnte sie doch schon, daß er bereit sei, ihre Pläne bei seinem fürstlichen Herrn zu unterstützen, denn umsonst hatte er ihr doch gewiß nicht dessen Familiengeschichte erzählt. Darüber nachzudenken, welch' geheimen Zweck er dabei verfolgen könne, war sie jetzt am allerwenigsten im Stande, denn sie befand sich wirklich in fieberhafter Erregung; was brauchte sie sich aber auch darum zu bekümmern, wenn er ihr nur als Mittel zur Erreichung des ihrigen diente? – Jene Unterredung vor dem Curhause hatte ein großes Vertrauen für den Major und Kammerherrn in ihr erweckt.

Der Letztere hatte einmal, vielleicht nicht ganz absichtslos, geäußert, daß er die alte militairische Gewohnheit, früh aufzustehn, beibehalten habe und dann gewöhnlich einen einsamen Spaziergang in einem gewissen Theile des Parkes mache, bis der Prinz mit ihm gemeinsam das Frühstück einzunehmen pflegte. Dieser beiläufigen Bemerkung erinnerte sich Clementine noch sehr gut und hatte schon in der Nacht den Entschluß gefaßt, den Major aufzusuchen.

Der Rest des besseren, weiblichen Gefühls machte sie jetzt nur eine Weile unschlüssig; sie begriff vollkommen, daß sie einen äußerst gewagten Schritt unternehme, daß sie danach nie wieder in die alte Bahn, auf der sie bisher gegangen, werde einlenken können und daß sie den festen Boden verlasse, um den Fuß auf Wolkengebilde zu setzen, die sie vielleicht in den geträumten Himmel erhoben, vielleicht aber auch unter ihr zerstoben und sie in einen bodenlos tiefen Abgrund sinken ließen. Wenn

sie sich Herrn von Gräfenitz anvertraute, bei ihm Schutz und Hülfe suchte, so hatte sie sich damit vollständig in dessen Hand gegeben und einen Verrath an ihrem Gatten begangen, den ihr derselbe nie wieder vergeben konnte.

So laut diese warnende Stimme auch zu ihr sprach, gab sie ihr jetzt doch kein Gehör mehr. Raschen Schrittes, als ob sie sich selbst keine Zeit zu weiterer Ueberlegung lassen wollte, betrat sie den um diese Stunde noch ziemlich leeren Theil des Brunnenparkes, wo sie den Major zu treffen hoffte. Kein Bekannter begegnete ihr, dem sie hätte Rede stehn oder ausweichen müssen, dagegen war ihr das Glück – wenigstens betrachtete sie es augenblicklich als ein solches günstig, indem es ihr Herrn von Gräfenitz bald in den Weg führte.

Der Major mochte auch das Bedürfniß nach einsamen Stunden empfinden, die ihm in Laufe des Tages in der Umgebung des Prinzen selten zu Theil wurden, denn sonst wäre es nicht recht ersichtlich gewesen, was ihn zu diesem Morgenspaziergange veranlaßte. Mit auf den Rücken verschränkten Händen, den Blick nachdenklich auf den Boden heftend, kam er die Allee entlang und ließ Clementinen vollkommen Zeit, sich auf eine der vielen dort angebrachten Bänke zu werfen und eine Attitüde anzunehmen, als sei auch sie gänzlich ihren Gedanken hingegeben und bemerke gar nicht die Annäherung eines Anderen, – sie hatte ihm den Rücken zugewandt.

Der Major stutzte, als er die Dame erblickte und in ihr sogleich Frau von Burgstein erkannte; aber er, der gewöhnt war, in seiner eigenen Handlungsweise Alles zu

berechnen und möglichst wenig dem Zufalle zu überlassen, zweifelte im nächsten Momente schon nicht mehr, daß die junge Frau keinen Anderen als ihn hier suche. Ein triumphirendes Lächeln flog über sein Antlitz, dann wußte er sich aber schnell eine Miene großer Ueberraschung zu geben, als er, ehrerbietig den Hut ziehend, Clementine begrüßte.

Recht natürlich schrak sie zusammen und wandte ihm die thränenden Augen zu; neben der Verwirrung, welche eine solche Ueberraschung hervorrufen mußte, konnte man auch deutlich einen Ausdruck wahrnehmen, wie er sich auf dem Gesichte Jemandes malt, dem in rathloser Verzweiflung ein guter Freund zu Hülfe kommt.

»Sie hier, gnädige Frau, – in Thränen? – Um des Himmelwillen, was ist Ihnen geschehn?«

Herr von Gräfenitz spielte die Comödie ebenso gut fort, wie Clementine sie eingeleitet hatte.

Da sie nicht sogleich eine zusammenhängende Antwort zu geben vermochte, aber durch ihr Sitzenbleiben andeutete, daß sie gar nicht abgeneigt sei, Trost anzunehmen, durfte der Major sich wohl erlauben, neben ihr Platz zu nehmen und seine theilnehmenden Fragen fortzusetzen.

Es ist selbstverständlich, daß ein zartfühlendes weibliches Gemüth nur mit Widerstreben einer Anklage Worte geben kann, wie sie Clementine gegen ihren Gemahl zu erheben beabsichtigte, und da sie doch aus dieser Rolle nicht fallen durfte, wohl auch wirklich ihre peinliche Lage fühlte, dauerte es eine geraume Weile, bis Herr von

Gräfenitz, der sich dabei sehr hülfreich erwies, herausbrachte, um was es sich eigentlich handle. Aehnliches hatte er schon vorausgesehn, zumal das Benehmen des Rittmeisters in letzter Zeit seiner Beobachtung auch nicht ganz entgangen war.

Es wäre nun zweifellos vergebliche Mühe gewesen und lag auch gar nicht in seinem Interesse, die anscheinend so unglückliche Frau zu trösten, ihr vorzustellen, daß sie ja noch durchaus keine genügenden Beweise für die Untreue ihres Gatten habe, daß der Schein oft täusche, u. s. w.; im Gegentheil schürte er das Feuer, obgleich er dies kaum noch für nothwendig hielt, indem er in ihr Klagelied einstimmte und versicherte, daß er gar nicht begreife, wie einer mit allen Reizen und Vorzügen so reich ausgestatteten Frau ein solch' demüthigendes Schicksal zustoßen könne, bis er endlich mit dem Stoßseufzer herauskam:

»Wenn Das Prinz Felix wüßte!«

»Um des Himmelwillen, er darf es nicht erfahren!« rief Clementine ganz erschrocken aus. »Ich verpflichte Sie, Herr von Gräfenitz --«

Sie brach kurz ab und setzte tiefseufzend hinzu:

»Was könnte und würde er auch thun, wenn er es wüßte?«

»Wie mögen Sie so fragen, meine Gnädige?« entgegnete der Major beinahe entrüstet. »Sollten Sie denn nicht scharfsichtig genug gewesen sein, in die Tiefe seines Herzens zu blicken? Zweifeln Sie denn wirklich an den Empfindungen, die mein gnädigster Herr kaum noch in sich

verschließen kann, die er Ihnen in seiner überwallenden Leidenschaft vielleicht schon verrathen hat?«

»Aber der Prinz ist nicht allmächtig,« flüsterte Clementine unter leisem Schluchzen, – »er kann nicht lösen, was die Gesetze des Staates und der Kirche zusammengefügt haben –«

»Warum nicht, wenn es nur noch durch ein so dünnnes Band zusammengehalten wird?« hätte der Major antworten können, aber er begnügte sich, mit feierlich ernster Miene Clementinens Hand zu erfassen und ihr eben so leise zu erwidern:

»Entsinnen Sie sich noch meiner Erzählung, wie der Vater des Prinzen handelte?«

»Herr von Gräfenitz, Sie werden doch nicht glauben –«

»Daß Sie diese unnatürlichen Fesseln, die Sie, wie der Augenschein lehrt, so unerträglich schwer drücken, noch länger tragen sollen? – Es wäre eine schwere Sünde, wenn ich Ihnen dazu rathen wollte, obgleich ich manchen schweren Kampf, den mein gnädiger Herr noch zu bestehn haben wird, voraussehe; aber wer setzt nicht freudig Alles an ein hohes Ziel, das ihn allein zu beglücken vermag? – Wenn Sie meiner Freundschaft, die sich ja nach zwei Seiten hin richtet, nur vertrauen wollten –«

»Aber ich thue dies ja, wie Sie sehen!« stammelte Clementine, die durch die Hast und Offenheit, mit welcher der Major zu Werke ging, sich wirklich nicht wenig befangen fühlte und deren Herz in Erwartung der weiteren

Entwickelung so schnell und laut klopfte, daß sie kaum ein Wort hervorbringen konnte.

»Und Sie erlauben mir, ohne Rückhalt, als wahrer Freund zu sprechen, alle die kleinlichen Rücksichten, welche uns die konventionellen Formen auferlegen, bei dieser hochwichtigen Angelegenheit aus dem Spiele zu lassen, die Sache ganz so zu behandeln, wie sie vor uns liegt?«

»Ich höre Sie!«

Der Major unterdrückte ein kleines hämisches Lächeln und entwickelte im gewandten Redeflusse eine höchst gefährliche, aber verführerische Theorie von der Pflicht der Selbsterhaltung, der Berechtigung des Gefühls und des freien Willens und der ungerechten Bevormundung der Frau durch die staatlichen und sogenannten sittlichen Gesetze, die doch überall in der Welt, je nach den Umständen, eine beliebige Auslegung und Anwendung fänden; er behauptete geradezu, daß man über ihnen stehe, wenn man nur die Kraft und den Muth besäße, diese lästigen Fesseln mit Geschicklichkeit zu brechen und sich »hochherzig« über das Niveau der Alltäglichkeit aufzuschwingen. Er bedurfte nicht einmal einer großen, überzeugenden Rednergabe, denn seine Worte fielen auf einen Boden, der sich bereitwillig für sie öffnete und aus dem die Früchte sogleich aufsproßten und reichlich wucherten.

Zum Scheine vergoß Clementine allerdings noch einige Thränen und stieß tiefe Seufzer aus, als ob sie einen schweren Kampf zu bestehn hätte, dabei drückte sie aber

wiederholentlich die Hand des Majors, die dieser noch immer in der seinigen hielt, und erklärte dadurch ihr volles Einverständniß.

»Der Prinz muß Alles erfahren – sogleich!« entschied schließlich Herr von Gräfenitz und fand keinen Widerspruch dabei. »In diesem außerordentlichen Falle ist schnelles Handeln geboten, und er wird es nicht daran fehlen lassen; ich stehe Ihnen Beiden als treuer Freund zur Seite und werde dafür sorgen, daß die Sache ohne großen Eklat abgeht. Wenn Sie, meine Gnädigste, einmal auf die Höhe des Glückes gelangt sind, dann werden Sie, wie ich hoffe, Ihren treuesten Diener nicht vergessen, der jedes Opfer zu, bringen bereit ist, um Ihnen die Bahn dahin zu öffnen.«

»Herr von Gräfenitz, Sie sprechen schon mit einer Sicherheit von der in so finstere Wolken gehüllten Zukunft, als ob Sie diese Stunde vorausgesehn hätten.«

»Wenn ich aufrichtig sein soll, bin ich auch durchaus nicht davon überrascht; das rein Natürliche bricht sich immer Bahn. Mein gnädigster Herr ist auch schon darauf vorbereitet, wenn er sich die Erfüllung seiner Wünsche auch vielleicht nicht so nahe träumte.«

»Mein Gott, was beabsichtigt denn Prinz Felix?«

»Ihr Ritter und Befreier aus diesem häßlichen Zauberschlosse zu sein, in dem die Macht einer unglücklichen Ehe Sie Ihr junges und schönes Leben vertrauern läßt, das mit so unendlichen Reizen, um sich und Andere zu beglücken, ausgestattet ist. Heutzutage gilt es in einem

solchen Falle allerdings nicht mehr, mit Riesen und Drachen zu kämpfen, aber die Vorurtheile der Welt, unsere modernen Einrichtungen, mit welch' gefälligen Formen sie auch bekleidet sein mögen, erfordern doch einen tapferen, vor keiner Gefahr zurückbebenden Ritter, und ein solcher ist Ihnen in Prinz Felix erstanden. Nehmen Sie getrost seine Hand, die er Ihnen sehnsgütig, mit den edelsten Absichten entgegenstreckt; sie wird Sie auf den Ihnen gebührenden Platz führen, auf die Höhen des Lebens, wo Sie mit Ihrer Schönheit und Ihrem Liebreize als Königin zu herrschen bestimmt sind.«

Clementine lauschte mit leisem Wonnebeben der Stimme des Verführers, der einen so pathetischen Ton angenommen hatte, als ob er die edelste Sache verträte; das Anerbieten, das er ihr machte, war ihr ja auch gar nicht neu, da sich ihre eigene Phantasie schon so lange und eingehend damit beschäftigt hatte, aber in dem Munde eines Anderen gewann es in ihren Ohren doch noch einen höheren bestechenden Reiz; es war ihr ganz so, als spreche Prinz Felix selbst durch seinen Vertreter, der ja sonst nicht mit so großer Sicherheit auftreten konnte.

»Was soll ich denn nun aber thun?« fragte sie, anscheinend zaghaft, während ihre Seele doch voll brennender Begierde der Antwort entgegensah.

»Ich will auf der Stelle mit dem Prinzen sprechen,« erwiderte der Major mit einem Eifer und einer Leichtigkeit,

als ob es sich nur noch um die Ausführung einer längst beschlossenen Sache handelte; – »er wird keinen Augenblick säumen, zu Ihnen zu eilen. Aber halt! es wäre vorsichtiger gehandelt, wenn man Sie Beide heute gar nicht zusammen sähe; nach Dem, was Sie mir soeben erzählt haben, wäre es leicht möglich, daß der Rittmeister Sie aufsuchte, und Sie könnten sich dann durch Ihre große Erregung verrathen; auch ist der Prinz so leidenschaftlichen Temperaments, daß er sich zu einer Uebereilung hinreißen lassen könnte. Ueberlassen Sie mir lieber Alles; ich bin ganz sicher, es zu dem Ziele zu führen, das uns allein noch vor Augen liegen kann. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so begeben Sie sich nach Hause, schützen Sie Unwohlsein vor und vermeiden Sie besonders eine Unterredung mit Ihrem Gemahle. Wenn ich Sie Nachmittags zu einer Stunde, die Sie mir gütigst bestimmen wollen, wieder an diesem entlegenen Orte oder Abends auf dem Balle im Curhause treffen darf, so werde ich Ihnen die Vorschläge des Prinzen mittheilen können. Bereiten Sie sich auf alle Fälle vor, gnädige Frau, denn wir müssen rasch und entschieden handeln.«

Clementine wußte genug, um nicht weiter fragen zu müssen; sie wollte auch möglichst den Schein bewahren, als ob sie nur der Augenblick zu einem äußersten Entschlusse fortreiße, denn mit voller Ueberlegung so zu handeln, wie es ihr der Major vorschlug und damit allerdings ihre eigenen geheimen Wünsche getroffen hatte, würde auf ihren Charakter und ihre Weiblichkeit doch

immer ein Licht geworfen haben, das früher oder später selbst das verblendete Auge des Prinzen unangenehm berühren konnte. Deshalb stellte sie sich, als verstehe sie den Plan Herrn von Gräfenitz's noch gar nicht vollkommen, antwortete ihm aber doch, sie überlasse in ihrer hülflosen und verzweifelnden Lage ihm Alles mit vollem Vertrauen und werde ihn Abends im Curhause erwarten.

Mit dieser Verabredung trennten sie sich; während der Major sich eiligst zum Prinzen begab, wo er sicher war, den zweiten Theil seiner Intrigue in das Werk zu setzen, ging Clementine nach Hause und konnte um so leichter seinem Rathe folgen, als sie dort vernahm, daß der Rittmeister bereits ausgegangen; vor dem späten Abende pflegte er selten wiederzukehren.

Sie wäre ungerecht genug gewesen, ihm einen neuen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht einmal ihre Rückkehr abgewartet, hätte sie nicht viel wichtigere Dinge im Kopfe geführt. Zuerst erhielt Rosa die Weisung, Niemand, wer es auch sei, zu ihr zu lassen und als Grund dafür ein ernstes Unwohlsein vorzugeben; dann überlegte sie, wie weit sie das Mädchen in ihr Geheimniß einweihen solle.

War es gerathen, Rosa, wenn es zu der Entführung kam, – denn auf etwas Anderes hatte der Major es doch wohl schwerlich abgesehn – mit sich zu nehmen? – Sie trennte sich eigentlich ungern von dem Mädchen, das ihr immer eine willige und treue Dienerin gewesen und

nun einmal schon an ihre Launen und Eigenthümlichkeiten gewöhnt war, sie glaubte ihrer in den nun bevorstehenden Verhältnissen nur schwer entbehren zu können, denn woher sollte sie sogleich wieder eine solche Vertraute nehmen? – aber auf der anderen Seite zog sie in Erwägung, daß Rosa doch wohl in einer Art zärtlichen Verhältnisses zu dem Bedienten ihres Schwagers stehn müsse, von dem sie ja die aufregenden Mittheilungen erhalten haben wollte, und daß sie dann über eine schnell bevorstehende Abreise wohl nicht reinen Mund dem Burschen gegenüber zu halten wissen werde. Clementine ahnte ebenso wenig, daß ihr Schwager vor einigen Stunden abgereist sei, wie Rosa, daß er ihren Fritz mit sich genommen habe; der Letztere hatte bei der großen Eile seines Herrn, die ihn in keine geringe Bestürzung versetzte, nicht einmal Zeit gefunden, sich von der Dame seines Herzens zu verabschieden.

Vorzüglich hielt Clementine auch noch immer an der Idee fest, daß sie den Prinzen in Betracht ihrer Bereitwilligkeit, ihm zu folgen, täuschen müsse; damit vertrug sich aber keine Art von Reisevorbereitungen. Sie besaß keine Schätze, die sie mit großem Bedauern im Stiche gelassen hätte, und für ihre nothwendigen Bedürfnisse mußte sich ja leicht sorgen lassen. Wenn sie ihr Haus verließ, wie sie ging und stand, – das Fortschaffen ihrer Effekten hätte übrigens auch den alten Wolff mißtrauisch machen oder gar dem Rittmeister zu Ohren kommen können – so gewann sie den großen Vortheil für sich, vor kommenden Falles dem Prinzen den Vorwurf machen zu

können, daß er ihre aufgeregte Stimmung benutzt habe, sie ihrer Pflicht abwendig zu machen, daß sie nur im Sturme der Leidenschaft, die ihm Alles zu opfern bereit gewesen, und nicht mit ruhiger Ueberlegung gehandelt habe. Dies konnte ihr auch in den Augen der Welt einigermaßen als Entschuldigung dienen, wie sie meinte.

Nach reiflicher und für die Umstände ziemlich kaltblütiger Erwägung packte sie eigenhändig in ihrem verschlossenen Zimmer alle diejenigen Artikel ihres Eigenthums, die einen größeren Werth für sie hatten, in einen kleinen Koffer, verschloß denselben und nahm den Schlüssel an sich. Wenn es sich thun ließ, wollte sie Rosa schon in den nächsten Tagen heimlich benachrichtigen, wohin sie ihr mit diesen Sachen folgen solle. Nicht im Stande, Etwas zu sich zu nehmen, hielt sie sich den ganzen Tag über eingeschlossen und ließ die besorgte Rosa erst wieder vor sich, als es Zeit war, ihre Toilette für den Abend zu machen.

Der Rittmeister störte sie nicht; er kam, wie gewöhnlich, im Laufe des Tages gar nicht mehr zu Hause und hatte wohl schon längst wieder vergessen, daß seine Frau nach einer Unterredung mit ihm verlangt habe.

Wir wollen nicht in das Zimmer der pflichtvergessenen Frau blicken, in deren Brust es doch wohl noch gewaltig auf- und niederwogen mußte, wenn sie auch nicht mehr daran dachte, auf dem eingeschlagenen Wege freiwillig umzukehren; wir glauben, daß ihre größte Unruhe in der Ungewißheit lag, wie sich Prinz Felix benehmen werde.

Jedenfalls erschien sie wieder ganz gefaßt und ruhig, allenfalls nur etwas angegriffen, wie es das Kopfweh, das sie vorschützte, wohl mit sich bringen konnte, als sie bei einbrechendem Abende ihr Mädchen rief und, zu dessen Verwunderung, erklärte, daß sie sich jetzt wieder wohl genug fühle, um die Soiree im Curhause zu besuchen.

Ein weiteres Wort bekam Rosa aber auch nicht zu hören, und die Unterhaltung, die sie zu beginnen suchte, wurde jedesmal kurz abgeschnitten. Es mußte ihr auffallen, daß die Baronin in ihrem Anzuge fast noch wählerischer als sonst war, obgleich nicht einmal eine große Festlichkeit stattfand; Clementine ließ sich sehr lange putzen und legte ihren kostbarsten Schmuck an.

Noch ein anderer Umstand befremdete Rosa, als sie ihre Herrin nach dem Curhause begleitet hatte. Die Dame befahl ihr nämlich, wobei sie ganz kalt blieb und auch nicht mit einer Wimper verrätherisch zuckte, Mantel und Kapuze, deren sie sich auf dem Hin- und Rückwege bediente, in der zum Balllokale gehörenden Garderobe abzugeben, was sonst nie geschah, und fügte hinzu, das Mädchen solle sie keinenfalls vor Mitternacht abholen; dann ging sie mit kurzem Gruße, der Rosen sonst selten zu Theil wurde.

Ob Clementinens Herz wohl schneller wie sonst schlug, als sie diese Räume betrat, wo ihrer die Entscheidung über ihr ganzes fernereres Leben wartete? – Jedenfalls hätte ihr das Niemand anzusehen vermocht, denn ein heiteres, unbesorgtes Lächeln schwebte auf ihren Lippen, als

sie die Damen begrüßte, deren oberflächliche Bekanntschaft sie auf der Promenade und im Ballsaale gemacht hatte, und die schmeichelnden Huldigungen der sich um sie drängenden Herren annahm. Aber ihr Auge schweifte dennoch über diesen Kreis hinaus; es suchte Herrn von Gräfenitz; wäre der Prinz schon dagewesen, so würde dieser gewiß nicht verfehlt haben, ihr schon entgegenzukommen.

Der Major war da, schien sich aber nicht beeilen zu wollen, ihre ungeduldige Erwartung zu befriedigen; er unterhielt sich angelegentlichst, aber doch augenscheinlich nicht gerade über Sachen von Wichtigkeit, mit einigen anderen Herren, und man konnte glauben, er habe die Ankunft der schönen Frau, zu deren Verehrern, wenn auch nicht Anbetern, er doch immer gehört hatte, noch gar nicht bemerkt, und doch hatte dieselbe im ganzen Saale wieder eine Art von Sensation gemacht.

Clementine selbst wußte, daß er sie gesehn haben müsse; nach dem am Morgen Vorgefallenen und noch Bevorstehenden konnte es gar nicht anders sein, und sie bemerkte auch recht gut, daß seine Blicke sich ihr zuweilen verstohlen zuwandten, als ob sie beobachteten. Warum näherte er sich ihr nun nicht? – er konnte sich doch leicht vorstellen, mit welch' kaum zu bezähmender Geduld sie darauf, wenigstens auf einen Wink des Einverständnisses wartete.

Anfänglich suchte sie sich dies dadurch zu erklären, daß er ein Zusammentreffen vor so vielen sie Umgebenden vermeiden wollte, aber auch als diese Flut sich verlaufen und sie sich einen Platz gewählt hatte, wo es ihm bei seiner Gewandtheit gar nicht schwer werden konnte, ihr Alles, was er wollte, in nur einigermaßen versteckter Form zu sagen, als er da noch immer nicht herankam, schoß ein Gedanke in ihr auf, der sie erschreckte und eine mit jeder Minute steigende, beinahe unerträgliche Angst in ihr hervorrief.

Wenn es Prinz Felix, den sie gerade für keinen starken Charakter zu halten Grund hatte, ebenso ergangen wäre wie manchen anderen schwachen Menschen, die der Erreichung eines Ziels mit leidenschaftlichem Eifer zustreben, dicht vor demselben angekommen, aber plötzlich stutzen und nun erst alle die Bedenken und Gefahren erblicken, mit denen es umgeben ist, die dann, wenn auch nicht feige zurückschrecken, so doch auf einmal sich durch das Bewußtsein entnüchtert fühlen, daß es nur noch eines Griffes ihrer Hand bedarf, um sich in den längst gewünschten Besitz zu setzen? Es sieht ja so Vieles aus der Ferne verlockend aus, was in der Nähe an Glanz und Werth verliert. Wenn der Prinz jetzt, zufrieden mit dem halben Siege, zurücktrat, welche vernichtende Demüthigung für sie! – Hatte der Major zu viel versprochen und schämte er sich nun, dies zu gestehn? – Oder hatte er gar mit Ueberzeugung eine falsche Rolle gegen sie gespielt, vielleicht im Interesse Derer, die ihn

dem Prinzen zum Gesellschafter, zum Mentor, zum Aufpasser gegeben? – Sie hatte diesen Mann ja nie vollkommen verstanden, nur herausgeföhlt, daß er sich nicht von warmen Empfindungen, sondern von kalten Berechnungen leiten lasse, und jetzt, wo ihr Mißtrauen, das sie so unvorsichtig aufgegeben, wieder in verdoppeltem Maße erwachte, kam es ihr fast unglaublich vor, daß er sich auf eine so abenteuerliche Intrigue, bei der ihm eine große Verantwortung zufallen konnte, eingelassen haben sollte. Gegen sie durfte er ja Alles wagen; wer würde sie dagegen in Schutz genommen haben, nachdem sie den natürlichsten, den ihres Gemahls von sich gestoßen? – Und wenn es wirklich so war, was dann beginnen? wie ihre Schmach verbergen, wie Genugthuung für ein so entwürdigendes Spiel finden? – Sie dachte nicht mehr an den Prinzen, nicht mehr an ihre hochfliegenden Pläne, nur die Gefahren, denen sie selbst sich leichtsinnig ausgesetzt hatte, erfüllten sie mit Furcht und Entsetzen.

Wer sie jetzt schärfer beobachtete, mußte bemerken, wie bleich ihre Wangen, wie unruhig der Glanz ihrer Augen geworden waren; die Dame, neben der sie saß und mit der sie sich bis dahin in erzwungen scherhaftem Töne unterhalten hatte, konnte nicht umhin, sie zu fragen, ob sie sich unwohl fühlte. Sie bejahte es, setzte aber hinzu, es werde wohl bald vorübergehn, die Wärme, das Geräusch und der Lichterglanz im Saale mögen sie angreifen, und dergleichen Gemeinplätze mehr, und auch dabei stockte ihre Stimme und sie konnte kaum die ihr sonst so geläufigen Worte finden.

»Sie sind wirklich sehr angegriffen, theure Baronesse,« meinte ihre Nachbarin, sei es nun in wirklicher Theilnahme oder weil sie hier ein Geheimniß vermutete, dem sie gern auf die Spur gekommen wäre, – »wollen wir uns in ein Nebenzimmer begeben, wo wir ein Fenster öffnen können, oder soll ich Sie auf ein Weilchen in den Park hinabführen? – es ist ein ganz köstlicher milder Abend.«

Clementine dankte hastig; sie sah, daß der Major sich in ein Seitenkabinet begab, aus dem eine Glasthür sich auf den Balkon öffnete; es schien ihr, als habe er sie dabei so bedeutungsvoll angesehn, sie zum Folgen aufgefordert. Ein guter Theil ihres Muthes kehrte damit wieder; sie mußte ihn jetzt auf jede Gefahr hin sprechen und sagte, sie wolle ein paar Minuten lang auf dem Balkon frische Luft schöpfen; es kostete einige Mühe, die Theilnahmvolle von ihrer Begleitung abzuhalten.

Das Benehmen des Majors war nicht absichtslos gewesen; er wollte Clementine, ehe er ihr eine gewisse Macht über sich einräumte, noch einmal recht tief fühlen lassen, daß sie nicht zu früh triumphiren dürfe und daß sie noch von ihm abhängig sei und bleiben werde; sie mußte sich jedenfalls Etwas vergeben, indem sie ihn aufsuchte.

Die junge Frau wußte jeden Aufenthalt, den ihr einige Bekannte in den Weg legen wollten, auch jede sich aufdrängende Begleitung zu vermeiden; sie fand das erwähnte Zimmer ganz leer, die Balkonthür geöffnet und trat hinaus, die letztere hinter sich anlehnend. Der Major stützte sich auf das eiserne Geländer und blickte zu den

Sternen hinauf, die an dem immer dunkler werdenden Abendhimmel um so heller zu funkeln begannen.

Er ließ sich dieses Mal überraschen, wie Clementine am Morgen im Parke.

»Sie sind es, gnädige Frau? – Um des Himmels willen, Sie haben sich doch nicht der Gefahr ausgesetzt, hier beobachtet zu werden?«

»Es wäre nicht die größte, die ich heute laufe,« erwiderte sie, ihren Mißmuth über sein Benehmen durchblicken lassend. »Ich hatte erwartet, Herr von Gräfenitz, daß Sie mich hier aufsuchen würden.«

»Verzeihen Sie, daß ich mir nicht schon vor einer halben Stunde das Vergnügen machte, Sie zu begrüßen,« – sie konnte in der Dunkelheit sein Mienenspiel nicht erkennen, aber der Ton seiner Worte schien ihr leicht ironisch gefärbt, »aber einmal wollte ich in Anderer Gegenwart kein Wort sprechen, dem man später eine tiefere Deutung geben könnte, dann habe ich Ihnen eigentlich auch nicht viel zu sagen, meine Gnädigste.«

Das Blut trat bei den letzten Worten noch einmal aus Clementinens Wangen zurück. Verhöhnte der Major sie wirklich? – sie erwartete einen Aufschluß von ihm, der über ihre ganze Zukunft entscheiden sollte, und er gebrauchte solche Ausdrücke! – Zorn und Scham verschlossen ihr den Mund; es war ein Glück für sie, daß er den Ausdruck ihres Gesichts nicht beobachten konnte.

»Denn,« fuhr er erst nach einer Pause fort, als habe er sich nur an ihrer Betroffenheit weiden wollen, und jetzt war sein Ton wieder ganz geschmeidig, ja ehrerbietig,

– »nur Einer hat das Recht, zu Ihrem Herzen zu sprechen, und dieses allein ist es ja, das entscheiden kann. Der Prinz wird erst später hier erscheinen, – ich habe ihn dringend darum gebeten, damit man desto weniger Zeit habe, Sie und ihn zu beobachten, und – damit die That dem Entschlusse schnell folgen könne.«

»Der Prinz –« stammelte Clementine nur, die sich von einem nervösen Zittern überfallen fühlte, denn aus der tiefsten Verzweiflung fühlte sie sich zu schnell wieder auf den Gipfel ihrer Hoffnungen gehoben.

»Sie können mich nicht mißverstanden haben, gnädige Frau!« flüsterte der Major und führte dabei, als wolle er sie schon als seine Herrin begrüßen, ihre Hand an seine Lippen. »Mehr darf ich nicht sagen, meinem gnädigsten Herrn, der sich selbst den hohen Preis erringen will, nicht vorgreifen. Nur eine Bitte habe ich noch an Sie zu richten, Ihnen, wenn ich es wagen darf, einen Rath zu ertheilen: lassen Sie den Prinzen nicht lange auf eine Antwort, wie er sie ersehnt, warten, denn er befindet sich in einer Gemüthserregung, die ihm selbst wie Anderen gefährlich werden könnte, wenn er auf eine Täuschung seiner Erwartungen treffen sollte; beweisen Sie ihm, daß Sie die Vorurtheile der Welt ebenso hochherzig verachten wie er und die Furcht nicht kennen, wo es einen Kampf um das heiligste Gut des Herzens gilt.«

»Ich zittere schon jetzt, Herr von Gräfenitz. Was beabsichtigt der Prinz? Wollen Sie mich nicht wenigstens darauf vorbereiten?«

»Hier ist weder Zeit noch Gelegenheit dazu; ich beschwöre Sie, sich in den Saal zurückzugeben und eine ganz unbefangene Miene zu zeigen; Sie begreifen, daß unser Zusammensein an diesem Orte, wenn man es bemerkte, Aufsehen erregen müßte. Aber gnädige Frau, ich fand Sie heute Morgen viel stärker als jetzt! Sollten Sie bereuen, mir Ihr Vertrauen geschenkt zu haben? Hätte ich meinem gnädigsten Herrn zu viel gesagt, Hoffnungen in ihm erweckt, die Sie nicht zu erfüllen den Muth haben? O dann lassen Sie mich sofort zu ihm eilen, dann darf er Sie heute nicht mehr sehn –«

»Still, still, mein Schicksal muß sich erfüllen! – Ich verspreche Ihnen, ruhig und muthig zu sein, – ich will den Prinzen anhören –«

»Sie wälzen eine Last der schwersten Verantwortung von meiner Brust. Es wird Alles gut werden, denn dem Muthigen lächelt das Glück! – Wenn es mir nicht vergönnt sein sollte, Ihnen diesen Wahlspruch noch einmal zuzurufen, so möge er mit der Erinnerung an diese Minuten immer wieder vor Sie treten, sobald Ihr sanftes weibliches Herz unter vorüberraschenden Stürmen erzittert.«

»Was wollen Sie damit sagen, Herr von Gräfenitz?« fragte, betroffen sowohl von den so eigenthümlich gewählten Worten als dem eine tiefe, beinahe weiche Bewegung verrathenden Tone des Majors, Clementine, die sich schon zum Gehen gewandt hatte.

»Nichts, Nichts,« entgegnete er rasch, – »das sich in diesem Augenblicke wenigstens näher erörtern ließe!«

Glauben Sie mir, Sie haben einen treuen Freund an mir, wie der Prinz einen ergebenen und aufopferungsfähigen Diener und – Freund, wie ich wohl auch sagen darf. Verrathen Sie ihm diese mir unbesonnenerweise entschlüpfte Aeußerung nicht. Aber es ist die höchste Zeit, daß wir uns jetzt trennen, – man wird Sie schon im Saale vermissen.«

Clementine, die dieser wohlgemeinten Erinnerung Nichts entgegensetzen konnte, verließ den Balkon; sie fühlte sich zu erregt, um über Das, was sie soeben gehört hatte, klar nachdenken zu können; die vorherrschende Empfindung in ihr war Freude, daß sie nicht getäuscht worden und daß der Prinz so gut auf ihre eigenen Absichten einging, darein mischte sich aber eine düstere und bange Ahnung der noch zu bestehenden Gefahren, ließ sich aus der letzten Aeußerung des Majors doch entnehmen, daß derselbe sofort schon ein schweres Opfer zu bringen habe.

Indessen war die Stirn der jungen Frau wieder vollständig aufgeklärt, als sie den Ballsaal, in dem der Tanz bereits begonnen hatte, betrat und ihren alten Platz aufsuchte; sie war zu leichtsinnig, um unter so viel Licht, Glanz und rauschendem Vergnügen noch lange den Nachklang jenes ernsten Gefühls zu behalten; sie sehnte sich auch nach einer Art von Betäubung ihrer Ungeduld und reichte dem ersten Cavalier, der sie sofort zum Tanze aufforderte, willig ihre Hand.

Prinz Felix ließ lange auf sich warten; als dies allgemein auffiel und man Vermuthungen darüber anstellte,

war sie versucht, zu lächeln, denn jetzt hielt sie sich ihrer Sache ja für ganz sicher. Der Major erschien auch wieder, tanzte aber wie gewöhnlich, nicht; einmal sprach er in Gegenwart Anderer zu ihr, aber so vollständig ruhig und gleichgültig, daß sie sich gestehn mußte, er sei ein Meister in der Kunst der Verstellung; viel gab sie ihm darin jedenfalls nicht nach.

Daß der Rittmeister sich hier nicht blicken lassen würde, davon war sie überzeugt und verweilte auch selten mit einem nur kurzen Gedanken bei ihm; ängstlicher blickte sie sich zuweilen nach ihrem Schwager um, denn wenn er auch sonst die Bälle nicht zu besuchen pflegte, so war es ihr doch, als müsse er gerade heute erscheinen, um ihr und dem Prinzen noch Hindernisse in den Weg zu legen.

Es war ungefähr zehn Uhr geworden, als Prinz Felix in den Saal trat. Ein etwas excentrisches Wesen ließ sich an ihm nie erkennen, doch hielt man dies gern seinem hohen Stande und seinem körperlichen Leiden, das einem aufmerksamen Auge nicht ganz verborgen bleiben konnte, zu Gute. Heute aber zeigte sich dies in dem Glanze seiner Augen, den rothen Flecken auf seinen blässen Wangen, den schnellen und heftigen Bewegungen um so deutlicher und mußte allgemein auffällig werden; der Major hatte jedenfalls Grund gehabt, ihn möglichst lange fern zu halten, und er kam noch früher, als er versprochen hatte.

Es lag beinahe Rücksichtslosigkeit, die man einem Anderen nicht so leicht verziehen haben würde, in der Hast,

mit der er Clementine aufsuchte und sich ihr näherte, obgleich sie gerade mit einem anderen Herrn zum Tanze angetreten war; der Major konnte dies nicht verhindern, denn er hatte den Prinzen so früh noch nicht erwartet und bemerkte ihn erst später.

Clementine war wirklich erschrocken, als sie den Prinzen auf sich zukommen sah; seine Erregung war ihr vollständig erklärlich, aber es lag doch etwas so Krankhaftes darin, daß sie unwillkürlich von dem Gedanken durchzuckt wurde: »Wenn er nicht Prinz wäre, würde ich ihn mehr bemitleidet als geliebt haben!«

»Geliebt?« – sie wußte recht gut, daß sie das Wort mißbrauchte!

Ihr Tänzer war ein etwas zu bescheidener junger Mann; die fürstliche Hoheit imponirte ihm, in welchem Gewande sie auch auftreten mochte, zu gewaltig, als daß er nicht bereit gewesen wäre, ihr auf Verlangen mit den höflichsten Komplimenten das Feld zu räumen. Glücklicherweise brachte ihn der Prinz bald aus dieser Versuchung heraus, indem er die Baronin nur förmlich begrüßte – sein Blick brannte freilich dabei – und sie um den nächsten Tanz bat, sich dann aber sogleich wieder zurückzog; das anerzogene *Savoir vivre* triumphirte doch über seine leidenschaftlichen Empfindungen.

Er suchte den Major von Gräfenitz auf, der ihm schon entgegenseilte.

»Haben Sie mit ihr gesprochen?« war des Prinzen erste, fast atemlose Frage.

Der Andere bejahte es; er hatte einige Mühe, seinen Herrn zu veranlassen, daß derselbe mit ihm dasselbe Kabinett betrat, in dem wir Beide schon einmal beisammen gefunden haben. Hier waren sie wieder ziemlich ungestört.

Nachdem der Major über seine Zusammenkunft mit Clementine auf dem Balkon berichtet hatte, wobei er es so wandte, als habe es ihm große Anstrengung gekostet, die Dame zu einem so gewagten Schritte zu bewegen, überhaupt seine Phantasie frei spielen ließ, fragte der Prinz weiter:

»Alles ist also vorbereitet?«

»Hoheit können sich ganz auf mich und den getreuen Clary verlassen. Er wird pünktlich zur Stelle sein.«

»Ach, Gräfenitz, wie großen Dank werde ich Ihnen schuldig sein!« rief der Prinz, die Hand des Majors ergreifend und herzlich drückend. »Sie machen mein Glück!«

»Kann es eine schönere Belohnung für mich geben als dieses Wort? – O möchte es sich nur in jeder Beziehung erfüllen!«

»Ich fürchte gar Nichts, Gräfenitz,« entgegnete Prinz Felix mit strahlendem Blicke und sich noch höher röthenden Wangen. »Clementine wird mein Engel sein. Nur eine schwere, sehr schwere Sorge liegt mir auf dem Herzen.«

»Ich begreife Sie vollkommen, Hoheit. Der Herr Herzog wird außer sich sein, – aber geschehene Dinge lassen sich nicht mehr ändern, und mit Klugheit und Energie –«

»Daran denke ich jetzt kaum, Gräfenitz; meinen Sie, daß ich diesem Schreckbilde gegenüber jemals zaghaf-

werden könnte? – Steht mir nicht das leuchtende Beispiel meines Vaters vor Augen, um meinen Muth zu stählen, wenn es dessen überhaupt bedürfen sollte? – O für mich will ich Alles ausfechten! Was habe ich denn viel zu verlieren, ich, der Fürstensohn, den so Viele um seine Schätze beneiden –«

»O Hoheit, keine Bitterkeit an diesem glückverheißen-den Tage!«

»Sie haben Recht; es wäre undankbar von mir, thöricht, den schwarzen Sturmwolken nachzublicken, wäh rend eine glückverheißende, strahlende Sonne aufgeht. Ich dachte auch nicht an mich, Gräfenitz; ich fliege ja einem Paradiese entgegen, das ich mir schon mit festen Mauern meiner Willenskraft umgeben will, um alle unberufenen bösen Engel abzuhalten, – aber Sie, mein Freund? – Gräfenitz, von heute ab haben Sie sich ein unumstößliches Recht auf meine Freundschaft erworben – o nein, lassen Sie mich weniger anmaßend sprechen – ich bin stolz, mich Ihr Freund nennen zu dürfen!«

»Hoheit, Sie bewältigen mich mit Ihrer Gnade! – Mein Kopf muß klar bleiben.«

»Wenn ich nicht wüßte, daß er es immer wäre, würde ich fürchten, Ihnen zuviel zugemuthet zu haben. »Ich fürchte in der That dennoch –«

»Daß ich der selbstübernommenen Aufgabe nicht gewachsen wäre?« fragte der Major mit überlegenem Lächeln. »Hoheit, das ist eigentlich wenig schmeichelhaft für mich!«

»Ich sehe voraus, wie es kommen muß,« sagte der Prinz, während sich seine Stirn im Nachdenken runzelte. »Sie wollen durchaus hierbleiben, um meinen Rückzug zu sichern –«

»Wenn man Eroberungen macht, kann man nicht von Rückzügen sprechen; es ist strategisch richtig und geboten, dem Feinde, so lange er noch gefährlich werden kann, Schach zu bieten.«

»Den besten Freund dabei zu exponiren?«

»Hm, man verwendet die besten Truppen zu den Unternehmungen, von denen man einen sicheren Erfolg erwartet.«

»Und wenn man sie verliert?«

»Die alte Garde ergiebt sich nicht so leicht.«

»Aber sie stirbt.«

»Für ihren Kaiser, wenn's einmal nicht anders sein kann; das ist ihre Schuldigkeit und gereicht ihr zum Ruhme. Aber, Hoheit, es geht nicht immer gleich an das Leben!«

Der Major lachte ganz heiter.

»Sie müssen mir versprechen, das Aeußerste zu vermeiden, lieber Gräfenitz, wenigstens in die Länge zu ziehn, bis sich der erste Sturm gelegt hat, man zu Unterhandlungen schreiten kann; glauben Sie wirklich, daß dieselben Erfolg haben könnten?«

»Der Rittmeister hat seine sehr schwache Seite, – das sind seine Schulden. Wenn er vernünftig ist, wird er sie lieber loswerden als eine Frau behalten, die ihn nicht liebt und die er nicht liebt.«

»Welch' ein Mann, Gräfenitz, wenn Sie ihn richtig beurtheilen! – beim höchsten Gott, es kann keine Sünde sein, ihn des Schatzes zu berauben, den er so gering anschlägt, sogar entweiht! – Aber wo keine wahre Ehre ist, da pflegt man den Schein derselben am sorgsamsten zu hüten, und an dem rohen Muthe des Rittmeisters läßt sich wohl nicht zweifeln.«

»Wir wollen sehn, Hoheit! Besitzt er auch nur diese Art von Muth und will er sich auf nichts Gütliches einlassen, so bleibt Nichts übrig, als ihn mit Gewalt davon abzuhalten, daß er Ihnen folge; bedenken Sie, welcher Skandal daraus entstehen müßte! das ließe sich kaum wieder gut machen. Nein, soweit darf es nie kommen; ich werde es um jeden Preis zu verhindern wissen.«

»Es giebt keinen höheren als Ihr Leben, lieber Freund; Sie wollen es um meinetwillen auf das Spiel setzen.«

»Freudig, mein Prinz, wenn es sein muß! Aber Sie haben mir auch immer einige diplomatische Anlagen zuerkannt und können sich darauf verlassen, daß ich dieselben zuerst in das Gefecht führen will. Indessen der neue Tanz beginnt; sagten Hoheit nicht, daß Sie sich dazu mit Frau von Burgstein engagirt hätten?«

Der Prinz sprang rasch auf, drückte des Majors Hand mit den Worten: »Wir sprechen nachher weiter darüber!« und eilte in den Saal.

Herr von Gräfenitz lächelte vor sich hin; man hätte dies Lächeln für sorglos halten können, aber es lag doch etwas Finsternes, Bitteres darin; ganz leise murmelte er:

»Er kann unmöglich, wie er sich anstellt, glauben, daß es ohne ein ernstes Rencontre zwischen mir und dem betrogenen Ehemanne abgehn wird; aber was thut's? – wer opferte nicht die Freundschaft seinen Leidenschaften? – und nun gar ein Prinz, der uns für aus ganz anderen Stoffen gemacht hält als sich selbst und Seinesgleichen! – Nun, mag's kommen wie es will und muß! Was thut man nicht um ein bischen Carrière willen, besonders, wo sich der Mantel des Ruhmes, des Patriotismus oder der Freundschaft – gleichviel! – so hübsch darüber hängen läßt?«

Im Saale rauschte wieder die Musik; es wurde eine Française getanzt. Prinz Felix sprach in den langen Ruhepausen, die dieser Tanz gestattet, sehr lebhaft, aber auch so leise zu seiner Dame, daß selbst die nächsten Nachbarn keine Sylbe davon verstehn konnten. Das hatte man allerdings schon oft bemerkt, aber die Zerstreutheit Beider, wenn die Touren des Tanzes an sie kamen, die Ungeuld, die sich dann auf des Prinzen Gesichte malte, und der schnelle Farbenwechsel auf dem Clementinens verriethen doch, daß sie wichtigere Dinge als müßige Galanterien verhandelten.

»Es ist zu einer Erklärung zwischen ihnen gekommen,« sagten sich die Beobachter; – »wo das noch hinaus soll?«

Die Herren zuckten die Achseln, und die Damen rümpften die Nasen; dabei freute man sich doch schon auf einen kleinen Skandal, der wohl nicht ausbleiben werde.

Was Prinz Felix Alles Clementinen sagte, wollen wir nicht wörtlich wiederholen; den Kern davon kennt man ja schon aus dem Vorhergegangenen, und er umkleidete denselben mit aller Leidenschaftlichkeit seiner wirklich aufrichtigen Neigung und seines heißen Wunsches, die Geliebte nicht nur aus den Fesseln, die sie nach seiner Meinung so schwer und unwürdig drückten, zu befreien, sondern sich auch ihren Besitz zu sichern. Daß er dies nur durch eine förmliche Entführung erreichen zu können glaubte, hat man zweifellos bereits aus den Andeutungen, welche der Major Clementinen gegeben, sowie aus dessen letztem Gespräche mit dem Prinzen entnommen.

Prinz Felix wollte damit nun aber auch nicht säumen, denn er war überzeugt, eine günstigere Gelegenheit könne sich zur Ausführung eines solchen Entschlusses gar nicht finden; der Rittmeister hatte ja schon einmal die Absicht ausgesprochen, den Ort mit seiner Gemahlin schnell zu verlassen, – wer konnte dafür einstehn, daß er diese Idee nicht schon morgen verwirklichte, oder welche anderen ungünstigen Wandlungen der Verhältnisse konnten eintreten? – Warum auch mit der Ausführung einer beschlossenen Sache – Prinz Felix konnte hier, wodurch er wider Willen seinen Egoismus verrieth, nur von sich selbst sprechen und gewiß schmeichelte er sich besonders damit, für einen höchst muthigen und entschlossenen Mann zu gelten, – zögern? Von seiner Seite wäre ja Alles genügend vorbereitet, und welcher Vorbereitungen könnte Clementine noch bedürfen?

Es war eine höchst stürmische Erklärung, welche bei nahe den Stempel der Uebereilung und Rücksichtslosigkeit auf sich trug, die er ihr machte; er schonte ihre Empfindungen dabei nicht und ließ ihr nur die Wahl, entweder sich blindlings, eigentlich ohne alle Garantien für ihre Zukunft, in seine Arme zu werfen oder ihn durch eine zurückweisende Antwort zu beleidigen, ja, wie er versicherte, in namenlose Verzweiflung zu stürzen. Wenn sich bei Alledem eine Entschuldigung für ihn finden ließ, man durch seine feurige Sprache selbst hingerissen werden konnte, so lag dies nur darin, daß man die Ueberzeugung gewinnen mußte, er spreche und handle aus vollstem Herzen, in seiner ganzen Natur liege kein Falsch und wenn es ihm auch an wirklicher Größe und Stärke des Charakters fehlte, werde er doch mit zähem Eigensinn den Weg verfolgen, den er jetzt so unbesonnen beschritt; es lag eine Art von Ehrgefühl in ihm, das ihm nicht wieder umzukehren erlaubte.

Diese Betrachtungen und Erwägungen lagen Clementinen indessen sehr fern; sie fühlte sich gar nicht überrascht, sondern freute sich nur, daß ihren eigenen Pläne so gut die Bahn geebnet wurde. Sich der Rathschläge des Majors erinnernd, leistete sie nur einen schwachen Widerstand, wie er ihr von ihrer Frauenwürde – wenigstens wollte sie eine solche doch in des Prinzen Augen geltend machen, – geboten erschien; diese Einwendungen konnten schwerlich seinem Ungestüme Stand halten.

»Ich gebe Ihnen Alles, mein Prinz, – mein Herz, meine Hand, meine Ehre!« flüsterte sie, als er sie nach Beendigung des Tanzes auf ihren Platz führte und eine entscheidende Antwort verlangte. »Meine Gedanken sind verwirrt, meine Augen geblendet, – ich sehe und höre nur Sie!«

Der Prinz war überglücklich; er hätte am liebsten seinen Jubel in alle Welt hinausgerufen, aber der Major, der etwas Aehnliches schon gefürchtet hatte, war zur Stelle und warf ihm einen mahnenden Blick zu.

Der Prinz eilte, sobald Clementine sich niedergesetzt hatte, auf ihn zu, ergriff ihn bei der Hand und raunte ihm in das Ohr:

»Gräfenitz, ich habe gesiegt und bin glücklich! Können wir aufbrechen?«

»Zu jeder Zeit, gnädigster Herr; geben Sie mir nur wenige Minuten Vorsprung, um Clary mit dem Wagen herbeizuholen.«

»Gehn Sie, fliegen Sie, liebster Freund! Ein versäumter Augenblick kann oft unsere ganze Glückseligkeit zertrümmern. Mir brennt der Boden hier unter den Füßen; ich wollte, ich wäre erst daheim – und Sie auch!«

»Nach Verlauf von zehn Minuten wird der Wagen drüben an der Florastatue halten, Hoheit.«

»Tausend Dank im Voraus!«

Der Major verließ den Saal, ohne Aufsehen zu erregen; Prinz Felix kehrte an Clementinens Seite zurück.

ZWEITER BAND.

ERSTES KAPITEL. DIE ENTFÜHRUNG.

Prinz Felix hatte nur noch wenige Worte mit Clementine gewechselt, dann erhob sich und begab sich, anscheinend ruhig, als ob er nach dem Tanzen Erholung suche, in ein Nebenzimmer; von da aus konnte man die von der Gesellschaft eingenommenen Räumlichkeiten verlassen, ohne den Ballsaal noch einmal zu passiren. Er nahm diesen Weg und trat in das Freie hinaus, wo er mit großen Schritten auf und nieder ging, die Augen immer fest auf den Eingang des Curhauses gerichtet behaltend.

In nicht weiter Entfernung rollte und hielt ein Wagen; da derselbe keine Laternen führte, konnte man ihn in der Dunkelheit nicht erblicken.

Clementine wies das nächste ihr angetragene Engagement unter dem Vorwande, daß sie sich wieder nicht ganz wohl fühlte, zurück, und ihr Aussehen strafte sie keineswegs Lügen; sie befand sich in einer noch größeren Aufregung wie vorher; Freude und Angst, beide Affekte auf ihren Gipfelpunkt getrieben, mischten sich ineinander, ohne daß sie sich klar zu werden vermochte, welcher die Oberhand gewann. Sie scheute sich jetzt vor jedem kleinen Hindernisse, das ihr in den Weg treten konnte, und als sie langsam aufstand, fühlte sie die Füße unter sich zittern. Gewaltsam raffte sie alle ihre Kräfte zusammen; sie hatte nicht gedacht, daß sie im entscheidenden Momenten so schwach werden könne, und machte einen

vergeblichen Versuch, darüber zu lächeln, – der ganze Ernst ihrer That trat zu mächtig an sie hinan.

Indessen gelang es ihr doch, den Saal zu verlassen, ohne ihr eine jetzt nicht blos lästige, sondern auch gefährliche Aufmerksamkeit zu erregen, und als die Garderobiere von der sie ihre Sachen verlangte, Verwunderung über ihren frühen Aufbruch ohne jede Begleitung äußerte, gebrauchte sie die Nothlüge, daß sie von ihrem alten Diener draußen erwartet werde.

Wenn sie jetzt ihrem Gemahle oder dessen Bruder begegnet wäre! – Sie zweifelte nicht daran, daß Ersterer noch unter demselben Dache mit ihr weile, und es kam ihr ein Gefühl von Reue und Scham über die unwürdige Täuschung, die sie ihm spielte, von Furcht vor den Folgen der unversöhnlichen Beleidigung, die sie ihm anthat. Es war Pflicht des Prinzen, sie davor zu beschützen, und an der Macht dazu konnte es ihm wohl auch nicht fehlen, aber doch sagte ihr eine unabweisliche Ahnung, die rächende Strafe werde sie früher oder später ereilen. Dieser Gedanke wurde so lebhaft in ihr und erschütterte sie so tief, daß sie in der Vorhalle des Hauses stehn bleiben und sich an das Postament einer der dort aufgestellten Statuen lehnen mußte; in diesem Momente war abermals aller Muth von ihr gewichen – oder wir wollen, um ihren Empfindungen ganz gerecht zu werden, lieber sagen: die bessere Stimme in ihr sprach noch einmal warnend.

Aber jetzt umkehren? – Was wäre ihr dann Anderes übrig geblieben, als sich ihrem bereits so schwer verletzten Gemahle zu Füßen zu werfen, ihm Alles zu gestehn und

ihn um Verzeihung zu bitten? – Mußten sich daraus aber nicht mindestens ebenso schlimme Folgen entwickeln als aus der Fortsetzung des betretenen Weges? – Der Rittmeister konnte, selbst wenn er ihr verzieh, dem Prinzen und Herrn von Gräfenitz gegenüber sich nicht schweigend verhalten – und überdies mußte sie nur zu sehr zweifeln, daß er ihr verzeihen würde; sie hatte ihm ja nie Vertrauen bewiesen, er ihr schon längst nicht mehr Liebe! Er konnte dann nur mit Verachtung auf sie niederblicken, ihr zur Strafe neue Demüthigungen auferlegen und hatte sich gewissermaßen ein Recht erworben, seine eigene Untreue fortzusetzen. Endlich blieb die ganze Angelegenheit auch schwerlich verschwiegen, – dafür konnte schon Herr von Gräfenitz sorgen, – und dann würde sie diese Gesellschaft, in der sie bisher geglänzt hatte, nicht allein zur Zielscheibe ihres Gespöttes machen, sondern sie auch mit geheuchelter Entrüstung ausstoßen, denn wenn eine Frau nur einen einzigen Schritt über die ihr von den geltenden Sittengesetzen gesteckten Grenzen gethan hat und besitzt nicht die Frechheit und die Mittel, der öffentlichen Meinung trotzig die Stirn zu bieten, so wird ein ebenso unerbittliches Urtheil über sie gesprochen, als wenn sie noch zehnmal schwerer gesündigt hätte.

Umkehren? – nein! dazu war es schon zu spät!

Es ist nicht überflüssig, daß wir diesen Blick in Clementinens Seele thun. Wäre für sie nicht dieser kurze, aber unendlich schwere Kampf gekommen, bevor sie unwiderruflich mit ihrer Vergangenheit, mit ihrem besseren Selbst brach, so könnten wir es vor unseren Lesern nicht

verantworten, sie ihnen vorgestellt zu haben und ihr weiteres Schicksal zu verfolgen; wir kämen dann in den Verdacht, eine Unnatur geschildert zu haben, wie sie nur höchst selten in einer Frauenseele liegen kann; ja, wir behaupten, daß der roheste Sünder vor oder nach seiner verabscheuungswürdigen That einen solchen Lichtblick des guten Engels, der an seiner Wiege gestanden, haben muß, aber die Erfahrung lehrt ja, daß dieser glänzende Funke nur zu bald erlischt, wenn ihm durch den Rest des sittlichen Gefühls, die Erziehung, die Verhältnisse überhaupt, vielleicht nur durch ein segensreiches Ungefähr nicht Nahrung zugeführt wird.

Das schmeckt etwas nach dem Fatum der Orientalen, aber es ist doch wahr!

Die schuldige Frau hatte nur zwei oder drei Minuten gezögert; dann siegten die neuerdings in ihr aufgestiegenen Furcht und andererseits ihr Trotz, und sie ging hastig hinaus. Es war Nacht um sie her, die glänzenden Bilder, die sich ihre Phantasie ausgemalt hatte, erloschen, – sie warf sich beinahe willenlos dem Verhängnis in die Arme.

Es waren die des Prinzen, welche sie umfingen. Er flüsterte ihr zärtliche, ermuthigende Worte zu, denn er fühlte ihre Schwäche, obgleich er ihr leichenblasses Antlitz nicht sehen konnte, aber sie antwortete nicht darauf und ließ sich widerstandslos fortführen.

Drüben an der Florastatue stand der Wagen, eine ganz geschlossene Kutsche, mit zwei vortrefflichen Pferden bespannt; Prinz Felix hatte diese Equipage schon mitgebracht. Der Wagenschlag war geöffnet, und der Major hielt den Griff in der Hand; etwas weiter zurück stand der alte vertraute Kammerdiener Clary, ein kleiner Mann mit weißem Haare, das, da er den Hut abgezogen in der Hand hielt, von dem Nachtwinde über die kahle Stirn fortgeweht wurde.

Der Major war dem Prinzen, der, durch das starre Schweigen Clementinens erinnert, vielleicht jetzt ebenso wie sie eine reuevolle Beängstigung fühlte, behülflich, die Unbewegliche in den Wagen zu heben. Sie heuchelte nicht, wenn sie sich wie eine Puppe behandeln ließ; ihre Glieder waren gelähmt, ihre Brust zugeschnürt, sonst würde sie laut aufgeschrien haben. Der Prinz sprang ihr rasch nach; er mochte doch fürchten, es könne noch etwas Unvorhergesehenes eintreten, sei es auch durch Clementine selbst.

»Vorsicht, Gräfenitz, ich bitte Sie darum!« sagte er nur, dem Major noch einmal die Hand hinausreichend.

»Zufahren, Kutscher!« rief der Major mit fester Stimme.

Der alte Clary war mit einer seines Alters spottenden Bedientengewandtheit schon auf den Bock gesprungen; der Wagen rollte pfeilgeschwind davon.

»Damit wäre der erste Theil des Romans geschlossen!« sagte Herr von Gräfenitz halblaut vor sich hin; – »wenn

die Entwickelung in meiner Hand bleibt, wird sie sich ihm würdig anschließen.«

Er ging langsam zurück, ein lustiges Liedchen vor sich hinpfeifend.

Als er den Ballsaal wieder betrat, herrschte darin eine zwar geräuschlose, aber nicht zu verkennende Erregung. Man hatte bemerkt, daß der Prinz verschwunden war und auch die Baronin von Burgstein, – bei deren in diesem Kreise schon halbausgesprochenen Verhältnisse konnte man unmöglich so leicht darüber fortgehn. Selbstverständlich fehlte es nicht an sehr abenteuerlichen Vermuthungen, die aber die Wahrheit noch lange nicht erreichten.

Neues Leben kam in die Gesellschaft, als man den Major wieder erblickte. Sein vollkommen ruhiges und gleichgiltiges Benehmen mußte die Schlüsse, die man bereits gezogen hatte, doch wieder wankend machen; theilweise wurden sie aber dadurch bestärkt, denn Viele kannten ja schon seine Verstellungskunst.

Der Major tanzte ausnahmsweise; er hatte noch nie ein besonderes Interesse an einer Dame verrathen, aber er war jetzt gegen seine Tänzerin auffällig galant und beredt; sie durfte es endlich wohl wagen, ihn nach dem Verbleiben des Prinzen zu fragen.

»Ich bin überzeugt, daß er wieder sichtbar wird, meine Gnädigste,« antwortete er mit eigenthümlichem Lächeln,

- »wenn nicht heute, so doch morgen. Er ist wahrhaftig schon den Knabenschuhen entwachsen, und ich maße mir nicht an, der Mentor eines solchen Telemachs zu werden.«

Das klang, besonders in dem lachenden Tone, in dem es gegeben wurde, so bedeutungsvoll, daß die Dame allen Muth verlor, auch auf die Abwesenheit der Baronin von Burgstein aufmerksam zu machen, wie sie sich eigentlich vorgenommen hatte.

Aber die Antwort des Majors ging, sobald der Tanz beendet war, von Mund zu Mund; die älteren Damen suchten zu erröthen und meinten: »Skandalöse! man wird aus diesen Räumen noch förmlich vertrieben werden!« – die jüngeren zischelten sich, ohne zu erröthen, in die Ohren und vergaßen darüber selbst, mit ihren Cavalieren zu kokettiren, die Herren lachten oder machten lange Gesichter.

Als der einzige Unbefangene erschien der Major; er hatte sich in ein Nebenkabinet, wo er recht gut beobachtet werden konnte, gesetzt, sich eine Flasche Wein geben lassen und machte eine Miene, die so herausfordernd erschien, daß man in Zweifel sein mußte, ob er auf eine abermals an ihn gestellte verfängliche Frage ebenso gefällig wie jener Dame oder mit einer absichtlich beleidigenden Abweisung antworten würde. Deshalb getraute sieh Niemand an ihn hinan; wie die Damen auch bitten mochten, fand sich doch kein Herr, der Lust verspürte, sich die Finger zu verbrennen, indem er die Hand an den

Schleier legte, der noch das vermutete Geheimniß verbüßte.

Als der Ball beendet war und man auseinanderging, saß der Major noch immer wie vorher bei seiner Flasche Wein, der er nur sehr mäßig zusprach; er war den guten Leuten ein Rätsel, denn wenn er durchaus eine Frage erwartete, so hätte er ja die Antwort darauf auch ungebeten für ihre neugierigen Ohren ausstreuken können. Man mußte sich damit trösten, daß man ja am anderen Morgen schon auf der Promenade eine Aufklärung finden würde. –

Wir wollen uns einstweilen aber wieder einer anderen Seite zuwenden. Der Rittmeister hatte den Tag ziemlich sorglos mit seinem alten Kameraden Kronfeld verbracht; die peinliche Unterhaltung zwischen ihnen war schon am vergangenen Abende abgethan worden, und sie kamen in stillschweigender Uebereinkunft nicht mehr darauf zurück.

Lieutenant von Kronfeld hatte nicht einmal nach der Dame gefragt, an deren Seite er den Rittmeister zuerst wiedergefunden, aber doch die Absicht ausgesprochen, sich Abends wieder am Spieltische im Curhause einzufinden.

»Ich werde Dich durchaus nicht geniren,« hatte er hinzugesetzt.

Der Rittmeister lächelte dazu und schwieg.

Er vermutete seine Frau an diesem Abende auf dem Balle, kümmerte sich aber nicht darum; es war ja allabendlich ebenso gewesen. Jetzt saß er wieder neben

Gräfin Bassa und hatte nur für sie Auge und Ohr; er vergaß darüber selbst seinen Freund Kronfeld, der sein Versprechen hielt, ihn nicht zu geniren, – die Gräfin hatte noch nicht den Wunsch ausgesprochen, sich ihn vorstellen zu lassen, – und auch ganz in das Spiel vertieft war; die Glücksgöttin lächelte ihm heute wieder.

Als die Bank geschlossen wurde, nahm Bassa die Begleitung des Rittmeisters wieder nicht an, indem sie ihn auf seinen Kameraden verwies und Ersterer war schon nahe daran, dessen Erscheinen an diesem Orte zu verwünschen; es blieb ihm aber doch Nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und die beiden Herren unterhielten sich bald wieder ebenso vertraulich wie in der vergangenen Nacht.

Der Rittmeister mußte es seinem Freunde wohl ansehn, wiewohl derselbe kein Wort darüber verlauten ließ, daß er sich über sein Verhältniß zu der Gräfin wundere und sich wahrscheinlich schon den Kopf über deren Persönlichkeit zerbrochen habe. Er führte, hauptsächlich in der Absicht, die letztere keiner zweideutigen Beurtheilung, die doch seine eigene Eitelkeit gekränkt haben würde, auszusetzen, aus freien Stücken das Gespräch hierauf und erzählte, was er aus Bassa's eigenem Munde gehört und was wir nicht zu wiederholen brauchen, da es mit des Dieners Ignaz Mittheilungen ziemlich übereinstimmte. Was die Anknüpfung seiner Bekanntschaft mit der Dame anbetraf, so war er indessen nicht aufrichtig; der Diamantring kam nicht in seiner Erzählung vor, er wollte mit der Gräfin nur als zufälliger Nachbar am Spieltische in

die erste nähere Berührung gekommen sein und ihr nun den Hof machen, weil er sie ebenso liebenswürdig und interessant als schön gefunden habe.

»Es beruhigt mich, daß Du die Sache nicht zu ernst zu nehmen scheinst,« meinte Kronfeld mit etwas erzwungenem Lachen; – »Du kennst mich genügend, um nicht den Verdacht zu fassen, ich wolle Dir eine Moralpredigt halten, aber über Nacht war mir doch eingefallen, es sei nicht recht ersichtlich, wohinaus ein Ehemann mit einem solchen Verhältnisse wolle, und – verzeihe meine Offenherzigkeit – Du mögest eine nicht viel kleinere Schuld als Deine Frau an Eurer Entfremdung tragen.«

Die gebräunten Wangen des Rittmeisters färbten sich noch etwas tiefer, und er mußte die Augen vor den ihn lächelnd, aber scharf fixirenden Blicken des Anderen niederschlagen.

»Lieber Freund,« erwiderte er erst nach einer Pause, »Du sollst meine Frau kennen lernen und magst dann weiter urtheilen. Ich bin nur über die Stunde in Verlegenheit, zu der ich sie Dir vorstellen kann, denn – wahrhaftig! – nach dem Frühstücke bekomme ich sie den ganzen Tag über nicht mehr zu Gesichte.«

»Ich würde Dir in der That sehr verbunden sein. Wenn Du mir einen Vorschlag zu machen erlaubst, so gehn wir morgen Abend auf den Ball; ich würde dabei das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigen, wenn ich nun fern von dem grünen Tische bleibe, der heute meine Hoffnungen übertroffen hat. Ich werde hier nicht mehr spielen.«

»Zuerst meine herzliche Gratulation,« lachte der Rittmeister, der offenbar gern das Gespräch in eine andere Bahn lenken wollte, – »dann aber ein gelinder Zweifel, daß Du Deinem sehr lobenswerthen Entschlusse treu bleiben wirst.«

»Meinst Du? – Ein armer Teufel wie ich ist genügsam, wenn er seine drückendsten Schulden bezahlen kann, und da mir Dame Fortuna nie besonders hold gewesen ist, bin ich schlau genug, mich mit einem Gunstblicke vorläufig abgefunden zu halten. Du hast meinen Vorschlag noch nicht genehmigt.«

»Es wird mir eigentlich auch schwer, Kronfeld, – wenn Du indessen darauf bestehst, – und freilich, es ist meine Schuldigkeit, Dich mit meiner Frau bekannt zu machen.«

»Du hast bereits diesen Wunsch ausgesprochen, noch ehe ich den meinigen zu berühren wagte. Es bleibt also dabei?«

»Du mußt mich dann nur bald wieder beurlauben; ich tanze nicht mehr, und eine tanzende Gesellschaft nur zu beobachten, ist bekanntlich sehr langweilig. Außerdem –«

»Bist Du bereits anderweitig engagirt,« ergänzte der Lieutenant den verlegen Stockenden mit einem leichten Anfluge von Empfindlichkeit und Mißbilligung.

Der Rittmeister antwortete Nichts darauf; er schien sich doch nicht ganz sicher zu fühlen. Es war eine Verstimmung eingetreten, die sich auch nicht völlig löste, als das Gespräch auf ganz andere Themata überging. Die beiden Herren erhoben sich früher wie gestern, und als

sie die Treppe hinabstiegen, um das Haus zu verlassen, schallte noch die Musik aus dem Ballsaale. Sie waren nicht in der Toilette, um eintreten zu können, und gingen ohne Bemerkung vorüber. Vor dem Hause des Rittmeisters verabschiedeten sie sich wieder voneinander; es geschah vielleicht mit etwas weniger Herzlichkeit als in der vergangenen Nacht, und Lieutenant von Kronfeld räsonnierte, als er allein weiterging, vor sich hin:

»Ich möchte darauf wetten, daß er ebenso viel Schuld trägt wie sie; – eine junge, schöne Frau von lebhaftem Temperamente, und so vernachlässigt! – Nun, wir werden ja morgen sehn!« –

Als der Rittmeister das Haus betrat, fand er den alten Wolff, wie gewöhnlich, auf der Wache; er hatte keine besondere Lust, sich mit ihm zu unterhalten, denn er war verdrießlich darüber, daß er sich vor Kronfeld eine Blöße gegeben hatte.

»Nichts Neues?« fragte er nur kurz, während er sich zu entkleiden begann.

»Nichts, was sich einer gehorsamsten Meldung lohnte! – Das Mädchen, die Rose, läuft in Thränen umher.«

»Hat ihre Herrin sie ausgeschalten oder Du Dich mit ihr gezankt?«

»Oho, Herr Rittmeister, ich gehe dem Geschlechte immer gern aus dem Wege. Vorher aber fragte sie mich schluchzend, ob der Herr Baron Ewald wirklich abgereist seien und mit ihm der windige Bursche, der Fritz; da liegt der Hase im Pfeffer.«

»Weiter Nichts?« lachte der Rittmeister. »Tröste die Rose damit, daß der Fritz bald wiederkehren wird.«

»Sie ist jetzt gegangen, die gnädige Frau vom Balle abzuholen; will's ihr morgen sagen, wenn sie bis dahin noch an ihn denkt.«

Der Rittmeister legte sich nieder, entließ den Alten und schlief bald ein.

Es war ungefähr drei Uhr Morgens, als er dadurch erweckt wurde, daß Wolff wieder mit einem Lichte vor seinem Bette stand. Selbst dem Halbverschlafenen konnte es nicht entgehn, daß der alte Diener bleich und verstört aussah und daß der Leuchter in seiner Hand zitterte, – der Rittmeister entsann sich nicht, Wolff schon jemals zitternd gesehn zu haben. Deshalb rief er auch wirklich erschrocken aus:

»Was giebt's? Brennt's im Hause?«

»Zu Befehlen nein, Herr Rittmeister; das wäre nicht das Schlimmste, es ist ja nur eine Miethswohnung. Aber die Rose ist heulend nach Hause gekommen, und wenn ich ihr nicht so eindringlich zugeredet hätte, wäre jetzt schon das ganze Haus in Alarm.«

»Was Teufel! weckst Du mich um des Mädchens willen?«

»Nichts für ungut, Herr Rittmeister, – es ist nicht wegen der albernen Dirne, sondern wegen der gnädigen Frau.«

Der Rittmeister sprang nun doch rasch auf; er kannte Wolff gut genug, um zu wissen, daß derselbe ihn nicht

unnöthigerweise stören werde, und die Erwähnung seiner Frau durchzuckte ihn mit der bösesten Ahnung. War sie todt oder dem Tode nahe? – Die sichtliche Aufregung des alten Dieners deutete auf einen höchst wichtigen, überraschenden Vorfall, und in des Rittmeisters Herzen erwachte bei dieser flüchtigen Vorstellung doch wieder eine alte Stimme von Theilnahme, über die er sich schon längst hinweggesetzt zu haben glaubte. Er faßte Wolff, der düster vor sich hinblickte, an beide Schultern und rief mit seiner leicht entflammt Heftigkeit:

»Was ist's mit meiner Frau? – Ich will es ohne Umschweife wissen, denn ich bin kein Kind oder altes Weib mit schwachen Nerven, die langer Vorbereitungen eines Unglücksfalles bedürfen!«

»Die gnädige Frau ist nicht nach Hause gekommen, Herr Rittmeister; wie man dem Mädchen dort sagte, hat sie sich schon früh allein aus dem Curhause entfernt, und – kurz, wir wissen nun nicht, wo sie geblieben sein mag.«

Der Rittmeister starrte den Alten groß an; beinahe drohend sagte er aus tiefster Brust:

»Du weißt mehr, Alter!«

»Auf Soldatenehre nicht, Herr Rittmeister! – Nun meine ich, ein Unglück, wie man es gewöhnlich so nennt, wird der Frau Baronin wohl nicht zugestoßen sein, denn die Rose erzählte unter Thränen, sie habe sich schon am Abende, als sie die Gnädige hingekommen, darüber gewundert, daß sie Mantel und Kapuze in der Garderobe zurücklassen gemußt, und um eilf Uhr soll die Frau Baronin sich die Sachen allein abgeholt haben.«

»Und man hat gar keine Vermuthung? Du nicht, die Rose nicht, kein Anderer?« fragte der Rittmeister, in dessen erblaßte Wangen jetzt wieder eine tiefe Röthe gestiegen war.

»Nein, Herr Rittmeister; es ist vielleicht nicht so schlimm, als es aussieht, aber ich hielt es doch für meine Pflicht, Sie zu wecken.«

Der Rittmeister antwortete Nichts; er begann sich hastig anzukleiden, aber man konnte noch nicht errathen, welchen Entschluß er gefaßt hatte; er war sich selbst darüber wohl noch nicht im Klaren, denn er befahl dem Alten, ihm das Mädchen zu rufen, nahm den Auftrag aber gleich wieder zurück; er fragte darauf, ob die Zimmer seiner Gemahlin unverschlossen geblieben seien, und als Wolff dies bejahte, machte er einige Schritte gegen die Thür, als ob er sich dorthin begeben wolle, kehrte aber wieder um und warf sich ungestüm auf das Sopha.

»Eine Caprice!« murmelte er, – »Nichts als eine Caprice! vielleicht absichtlich berechnet, mich zu beunruhigen! – Aber es ist jetzt Mitternacht, bald Morgen!«

Plötzlich sprang er auf, ergriff seinen Hut und wollte hinaus.

»Soll ich den Herrn Rittmeister, nicht lieber begleiten?« fragte der alte Wolff – »oder wenn ich wenigstens wissen dürfte, wohin Sie sich zu begeben gedenken, damit ich sogleich Meldung machen könnte, falls die gnädige Frau zurückkehrt.«

Er hatte das Wörtchen »falls« ohne Zweifel absichtslos in den Mund genommen, aber der Rittmeister mußte

doch einen ihn von Neuem bestürzenden Gedanken daran knüpfen, denn er blieb stehn und seine sich fest auf den Alten heftenden Augen rollten unheimlich; mit gepräster Stimme wiederholte er, wie zu sich selbst sprechend:

»Falls sie zurückkehrt? – Es wäre also möglich, daß sie gar nicht zurückkäme? – Sie könnte dieses auch mir schon längst unerträglich werdenden Lebens überdrüssig geworden sein und sich ein Leid angethan haben, denn wohin soll sie anders? – Ah, das liegt nicht in Clementinen's Charakter!«

Mit einem kurzen und gebieterischen: »Bleibe hier und erwarte mich!« stürzte er an Wolff vorüber und verließ eiligen Schrittes das Haus. –

Der alte Diener wischte sich den Schweiß von der Stirn, schüttelte den Kopf mehrere Male und brummte vor sich hin:

»Wenn es nur nicht noch schlimmer ist, wie er denkt! – Was ist das Leben gegen die Ehre? – Nun, so oder so mußte es doch einmal kommen!«

Daß ihm dieser letztere Trost keineswegs genügte, war ihm nicht schwer anzusehn. Seine innere Unruhe mußte groß sein, denn er ließ sich nicht so weit herab, Rosa noch einmal aufzusuchen, die er, ein Bild vollständigster Verzweiflung, in dem Toilettenzimmer ihrer Gebieterin fand, und nahm das Mädchen, die einen ängstlichen Respekt vor ihm zeigte, noch einmal in das Verhör. Sie wußte wirklich Nichts über den Verbleib der Baronin, und was

zwischen Dieser und ihr in der letzten Nacht vorgegangen war, hügte sie sich wohl zu bekennen, indessen gab sie dem Alten einige Andeutungen, daß die Gnädige auf ihren Gemahl sehr eifersüchtig gewesen sei. Das war ein Punkt, in dem auch Wolff die Schwäche seines Herrn zu fühlen glaubte, und er wagte nun selbst nicht mehr, weiterzuforschen.

Inzwischen hatte der Rittmeister seine eiligen Schritte nach dem Curhause gelenkt. Er fand es still und finster vor sich liegend, die kühle Nachtluft mochte ihn auch mehr zur Besinnung gebracht haben, und die Ueberzeugung drängte sich ihm auf, daß er, mochte nun geschehn sein, was da wollte, im Augenblicke doch ganz unfähig sei, zu handeln; wer konnte wissen, zu welch' großem Skandale es führte, wenn er jetzt Alarm schlagen, Andere auffordern wollte, mit ihm seine vermißte Frau zu suchen? – Er biß die Zähne aufeinander, durchstrich noch einige Alleen des in tiefster Dunkelheit liegenden Parkes und kehrte dann nothgedrungen nach Hause zurück.

Sein Herz klopfte heftig, je mehr er sich dem letzteren näherte; wenn er Clementine nun fand, so war eine stürmische Erklärung schwer zu vermeiden, und wenn sie noch nicht zurückgekehrt war, so konnte man beinahe alle Hoffnung darauf aufgeben. Der Morgen war schon ganz hell geworden.

Er konnte die Antwort auf seine Zweifel schon aus Wolff's Gesichte lesen; Clementine war noch immer verschollen geblieben. Der Alte sah ihn ebenso ängstlich fragend an.

Der Rittmeister begab sich nun wirklich in die Gemächer seiner Frau, die er, so lange sie diese Wohnung innehatten, erst zum zweiten oder dritten Male betrat. Es war dort Alles in der alten Ordnung oder Unordnung. Rose sank vor ihrem Herrn schluchzend in die Knie; als er sie aber, eine heftige Drohung hinzufügend, fragte, ob sie keine Vermuthung über das Ausbleiben ihrer Dame habe, verneinte sie dies mit einem solchen Gepräge von Angst und Wahrheit, daß er nicht weiter in sie dringen zu dürfen glaubte.

Er ging rasch durch die Zimmer und sah sich aufmerksam um, ob er irgend Etwas finden könne, was auf die Absichten der Verschwundenen deutete; wenn sie gegangen war, um nicht wiederzukehren, hätte sie ihm doch wohl ein paar Zeilen zurückgelassen; es war auch Nichts, was auf eine Spur zu leiten vermochte, zu entdecken. Danach mußte es allerdings scheinen, als sei ihr ein Unglück durch einen unberechneten Zufall zugestoßen.

Der Rittmeister liebte, wie man weiß, seine Frau schon längst nicht mehr, er hatte gewiß mehr als einmal bei voller Ueberlegung gewünscht, daß das Schicksal sie Beide für immer trenne, aber diese Ungewißheit, an die sich nur düstere Ahnungen knüpfen konnten, ergriff ihn doch gewaltig; wie große Mühe er sich auch geben mochte, sich vor den Leuten zu beherrschen, war ihm der Angstschweiß doch auf die Stirn getreten und er zeigte in seinem ganzen Benehmen, daß er sich geradezu rathlos fühle; er wußte nur die einzige Anordnung zu treffen, daß

Wolff und Rosa das Geschehene vor allen übrigen Hausgenossen streng verheimlichen sollten.

Er dachte nur noch an eine Möglichkeit und schauderte dabei, daß Clementine nämlich, deren Charakter er stellenweise doch falsch beurtheilen möge, sich das Leben genommen oder wenigstens einen Versuch dazu gemacht habe; er hielt sich selbst für bei Weitem nicht so schuldig wie sie an dem Unglücke ihrer Ehe, aber ganz schuldlos war er auch nicht, wie er sich gestehn mußte, – und es klopfte Etwas wie Reue an sein Herz. Er war nicht der Mann, der auch die leiseste Verantwortung für den Verlust eines Menschenlebens gleichgiltig ertragen konnte; das hatten schon die Folgen seines Duelles mit dem Grafen Horneck bewiesen, gegen den er doch gerechte Ursachen zum Hasse und zur Selbstvertheidigung besaß.

»Was thun wir, Wolff?« fragte er endlich den Alten, den er wirklich als seinen treuesten Freund betrachten durfte, und sein unruhiger, angstvoller Blick sagte, daß der Stolz und die Härte, die er häufig herauszukehren liebte, gebrochen seien.

»Ich dächte,« war die Antwort, – »man müßte vor allen Dingen zu erfahren suchen, wo und wie die gnädige Frau gestern zuletzt gesehen worden ist; wenn der Herr Rittmeister einen Bekannten hätte, der auf dem Balle gewesen ist?«

Der Rittmeister hatte solche nicht, wenigstens standen sie ihm so fern, daß er sich ihnen in einer so delikaten Angelegenheit nicht anvertrauen mochte. Aber er dachte dabei plötzlich wieder an Kronfeld; dieser besaß und

verdiente noch am meisten sein Vertrauen, wußte sich geschickt und taktvoll zu benehmen und fühlte sich als Freund und alter Kamerad gewiß verpflichtet, ihn zu unterstützen; bei allem seinem Leichtsinne, wie man wenigstens nach seinem äußerem Leben und seinen Worten urtheilen mußte, hatte er doch einen klaren Kopf und gesunde, ehrenwerthe Ansichten.

Ohne sich an die frühe Stunde zu kehren, eilte der Rittmeister zu ihm. Es kostete ihn einige Mühe, Einlaß in das Haus zu erhalten, und er fand den Kameraden noch im süßesten Schlummer; der Lieutenant war indessen schnell munter und sprang sogleich auf, als er den Rittmeister erkannte und seine ersten Worte vernahm. Nach der ersten Betroffenheit, die er auch nicht verheimlichen konnte, zeigte er die lebhafteste Theilnahme und Bereitwilligkeit, zu helfen, soweit es in seinen Kräften stände.

»Geh' zu Hause, lieber Bruder,« rieth er, – »und lasse Dich nicht vor den Leuten sehn, denn die Aufregung steht Dir auf der Stirn geschrieben; damit läßt sich aber Nichts ausrichten, und wir würden um Mittag schon die entsetzlichsten, verwirrenden Gerüchte hören, die vielleicht selbst der Ehre Deiner Frau zu nahe treten und sich nachher wieder schwer verwischen, wenn wir Etwas von ihrem unbegreiflichen Verschwinden öffentlich verlauten lassen; dazu ist im schlimmsten Falle immer noch Zeit genug. Mich kennen hier noch sehr Wenige als Deinen Freund, und man wird mir daher ungenirt auf die Erkundigungen, die ich anstellen will, antworten. Verlasse

Dich darauf, daß ich mit aller nöthigen Schonung verfare und so bald als möglich bei Dir bin, um Dir Bericht zu erstatten; dann läßt sich erst beschließen, wie wir gemeinsam zu handeln haben. Hoffentlich klärt sich Alles als ein Mißverständniß auf, das nicht großen Lärmens werth war.«

Der Rittmeister folgte dem Rathe, der unter diesen Umständen wirklich als der beste erscheinen mußte, und warf sich zu Hause auf das Sopha; der Kopf brannte ihm, er hatte die Vorahnung eines schwer auf ihn fallenden Verhängnisses, wie er sich auch bemühen mochte, sich zu überreden, daß der Verlust Clementinens – auf welche Weise es auch sei – ihn nicht untröstlich machen könne.

Lieutenant von Kronfeld fühlte sich erregter, als er es seinem Freunde zeigen gewollt hatte. Er war einer der Menschen, die besser sind, als es ihnen zu erscheinen beliebt, weil sie das Leben in Verhältnisse gebracht hat, unter denen die Aeußerungen eines tiefen Gemüths gemeinhin für weichliche Sentimentalität ausgelegt wurden; er hatte gelernt, über sich selbst zu spotten, wenn er einmal weich wurde, aber deswegen folgte er doch der besseren Stimme, die in seinem Inneren sprach, mit allem Eifer, während er in falscher Scham oder Weltklugheit, was oft auf dasselbe hinauskommt, eben darüber lachte und scherzte und sein eigenes Verdienst herabzu setzen bemüht war. Von Jugend auf Soldat, war ihm die Kameradschaft ein sehr heiliger Begriff, den er noch über das Tragen derselben Uniform hinaus ausdehnte, wie es

in den Offiziercorps nicht gerade häufig geschieht, und davor trat der Vorwurf, den er dem Rittmeister machen zu müssen glaubte, gänzlich in den Hintergrund zurück.

Die Aufgabe, die er sich heute gestellt hatte, war gewiß nicht ganz leicht, er konnte dadurch in persönliche Unannehmlichkeiten verwickelt werden; dessenungeachtet machte er sich mit frischem Muthe daran, sie zu lösen.

Seine Idee war, sich unter die Badegesellschaft, auf der Promenade, im Curhause und an anderen vorzüglich besuchten Orten zu mischen, sich mit ihm geeignet erscheinenden Persönlichkeiten, sei es auch auf die Gefahr hin, aufdringlich zu erscheinen, bekannt zu machen und den mit dem gestrigen Ballabende abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen; wenn er nur erst eine Spur gefunden hätte, dachte er schon den weiteren Weg nicht zu verfehlten.

Der Zufall sollte ihm auf eigenthümliche Weise zu Hilfe kommen.

Dem Hôtel, in dem er seine Wohnung genommen, gerade gegenüber lag, durch einen Vorgarten von der Straße getrennt, die prächtige Villa, die Prinz Felix oder der sogenannte Graf von Dühren für sich und sein nicht unbedeutendes Gefolge allein gemietet hatte. Auf seine beiläufige Frage hatte Kronfeld nur einmal gehört, es wohne dort ein fremder Prinz, was ihn durchaus nicht weiter interessirte, denn die Angehörigen der deutschen Fürstenhäuser sind ja so unzählig, daß die Anwesenheit eines solchen in einem besuchten Badeorte zu den alltäglichen Dingen gehört.

Er würde auch heute nicht an den Prinzen gedacht haben, als er aber das Haus verlassen wollte, fand er den Oberkellner in der Thür stehend und das *Vis-à-vis* mit einer so interessirten Miene musternd, daß er nicht umhin konnte, zu fragen, ob es da drüben etwas Besonderes gäbe.

Der junge Mensch, der sich der äußersten Höflichkeit gegen alle Gäste befleißigte und überdies sehr redseliger Natur war, nahm mit Vergnügen die Gelegenheit wahr, sein wahrscheinlich übervolles Herz zu erleichtern; es war noch zu früh am Tage, als daß er schon viele Abnehmer für seine Neuigkeiten gefunden hätte.

Im ungehemmten Redeflusse erzählte er, Seine Hoheit der Prinz, der allerdings nur für einen Grafen gelten gewollt, – »aber man kenne Das ja schon« – habe die Villa drüben für eine horrende Summe – »im Hôtel würde er ebenso bequem und jedenfalls noch billiger gewohnt haben« – noch auf fernere sechs Wochen gemietet, sei aber in der Nacht plötzlich abgereist, sein Gefolge mache sich nun auch schon zum Aufbruche bereit, und der Besitzer des Hauses werde ein Geschäft machen, wie noch in keinem Sommer bisher, denn ein Prinz könne ihm doch *honoris causa* nur die volle Miethe auszahlen und bis in den Oktober hinein kämen noch immer vornehme Fremde genug, die große Wohnungen suchten.

Der Oberkellner wäre mit seiner Besprechung der Wohnungsangelegenheit, durch die der Brotneid deutlich genug blickte, noch lange nicht fertig geworden, hätte

ihn der Lieutenant nicht mit der Frage unterbrochen, was das eigentlich für ein Inkognito-Prinz sei.

Das wußte der Mensch nun zwar nicht genau, wohl aber ließ er sich weitläufig über die Persönlichkeit und das Gefolge aus, bei dem sich sogar ein Major befindet, der einmal in »seinem« Hôtel gefrühstückt habe, »ein sehr nobler, ganz militairischer Herr« – und Der sei auch noch zurückgeblieben, der Prinz ganz allein fort.

»Und damit muß es seine eigene Bewandtniß haben,« setzte er hinzu, den Zeigefinger bedenklich an die Nase legend.

Das klang so gewichtig, daß Lieutenant von Kronfeld, dem die ganze Mittheilung schon langweilig geworden war, sich entschloß, noch ein wenig mehr zu hören.

»Welche Bewandtniß meinen Sie?« fragte er.

»Ich vermuthe blos, mein Herr. Die Leute drüben sind ganz geheimnißvoll, obgleich sie schon seit Wochen in unserem Gastzimmer verkehren, – ich meine nämlich die höhere Dienerschaft. Da hat der alte Kammerdiener Herr Clary gestern Abend noch seine Rechnung bezahlt, aber kein Wort davon gesagt, daß er heute Morgen schon fort sein würde, wie ich vorher von dem Stallburschen erfahren; und der lange Kutscher ist auch fort, – ich entsinne mich nicht gleich seines Namens, – und was das Merkwürdigste von Allem bleibt und viel zu denken giebt, daß Seine Hoheit selbst noch den Ball im Curhause besucht haben und von da mitten in der Nacht auf und davon gefahren sind!«

Der Lieutenant zuckte unwillkürlich zusammen, als er des Balles im Curhause erwähnen hörte; das war ja auch ganz natürlich, weil der ihm hauptsächlich im Sinne lag.

»Herr Oberkellner,« sagte er, sich schnell fassend, – »Sie scheinen mir ein offener, scharf beobachtender Kopf zu sein. Die Sache ist wirklich sonderbar; was hat sie Ihnen eigentlich zu denken gegeben?«

»Sie sind sehr gütig, mein Herr! Ich bin gerade noch bei der Ueberlegung. Vielleicht, daß höhere politische Rücksichten –«

»Ah, der Prinz ist also ein regierender Fürst?«

»Nein, das ist er nicht! Das habe ich von seinen Leuten schon ganz sicher herausbekommen.«

»Nun, wenn er's nicht nöthig hat, kümmert er sich gewiß nicht um die Politik.«

»Sehr richtig! – Wenn der hohe Herr hier unangenehme Händel gehabt hätte?«

»Sollte er denn ein Leben danach geführt haben?« fragte der Lieutenant lächelnd.

»Gott bewahre, daß ich so Etwas behaupten wollte! – Aber solche Herren haben ihre eigenen Leidenschaften, Abenteuer – man liest es häufig in Büchern. Der alte Kaiser Napoleon –«

»Guten Morgen, mein Freund!« sagte der Lieutenant, der sich für überzeugt hielt, daß der Mensch nicht mehr wisse, als er bereits ausgekramt hatte, und ging seines Weges.

Die prinzliche Hoheit, die in der letzten Nacht auf dem Balle gewesen und so plötzlich in Finsterniß und Nebel

davongefahren war, stand ihm, obgleich er sie noch nie gesehn, aber so deutlich vor den Augen, daß er sich nicht wieder davon trennen konnte und einen Schluß aus dem anderen zog, die freilich nicht sicherer und bestimmter als die des Oberkellners waren. Endlich gelangte er dahin, daß er nun wenigstens in der Abreise des Prinzen einen Anknüpfungspunkt für die beabsichtigten Unterhaltungen gefunden habe; die wißbegierigen Leute konnten ihm für diese vermuthlich ganz neue Mittheilung nur zu Danke verpflichtet werden.

Die Promenade war noch leer, und Herr von Kronfeld ging deshalb direkt in das Curhaus, wo er schon mehrere Kaffeegäste, einzelne Herren, traf. Er setzte sich in die Nähe von Zweien, die ihm ungefähr so aussahen, als könnten sie wohl den Ballsaal besuchen, und zu seiner geheimen Freude hatte er sich nicht getäuscht.

Es waren ein paar junge Leute, deren elegante Kleidung, stutzerhaft gebrannte Locken und aufgedrehte Bärtchen ihre Ansprüche, unter die Dandys der Gesellschaft gezählt zu werden, verriethen. Schon bei ihren ersten Worten, die ihm zu Ohren kamen, horchte er hoch auf; dabei wußte er indessen eine so blasirte Miene zu machen, daß sie, nach einem prüfenden Seitenblicke auf ihn, sich nicht stören ließen.

»Sie ist ein göttliches Weib!« sagte der Eine mit Affektation, – »aber ich fürchte, daß sie in unserer hiesigen Gesellschaft nach dem gestrigen Vorfalle den Boden verloren haben wird; wenn Sie beobachtet haben, wie die ganze prüde Damengesellschaft, Alt und Jung, die Köpfe

zusammensteckte! – Es war aber auch wirklich ein bischen stark; der Prinz und sie verschwanden ja fast *a tempo!*«

»Bah, das kann reiner Zufall gewesen sein! – Frau von M– versicherte mich, sie habe sich schon vorher sehr unwohl gefühlt.«

»Haben Sie denn gar keine Augen dafür gehabt, wie er sich während der Française mit ihr unterhielt? – Glühende Wangen, blitzende Augen und Blicke daraus! Alter Freund, wir haben auch einmal geliebt und kennen so Etwas aus Erfahrung! – Eigentlich hätten uns die Augen darüber schon früher aufgehn sollen, – das spielte ja schon wochenlang, – auf jedem Balle!«

»Im Grunde genommen, kann man es der Frau nicht verdenken, daß sie sich schadlos zu halten versucht, wenn der Mann sie vernachlässt,« meinte der Andere, der etwas bedächtiger erschien. »Wenn er nun sogar noch einer Anderen nachläuft, wie man ja weiß –«

Der Lieutenant hatte schon genug gehört, um außer Zweifel zu sein, daß es sich um Clementine und den Rittmeister handle; er erschrak darüber, daß dieses Verhältniß eine so offene rücksichtslose Beurtheilung finde, wo von sein Kamerad gewiß keine Ahnung hatte, aber er konnte sich nicht nutzlosen Reflexionen hingeben, sondern mußte jetzt seine ganze Aufmerksamkeit anstrengen, um jener Unterhaltung zu folgen, die oft in den Flüsterton hinabsank und damit für ihn lückenhaft wurde. Dessenungeachtet vernahm er doch gerade so viel, als die

Gesellschaft überhaupt wußte, und war, zu seiner großen Bestürzung, nun der Wahrheit sehr nahegekommen.

Noch ein anderes Wort war ihm besonders ausgefallen; einer der beiden Herren hatte nämlich geäußert, der Major werde, wie schon aus dessen gestrigem Benehmen zu schließen gewesen, wohl die sicherste Auskunft geben können, aber leider sei er nur ein ganz unumgänglicher – das sollte wohl heißen: nach gewissen Seiten hin verschlossener – Mann, dem sich nicht so leicht beikommen lasse.

Lieutenant von Kronfeld mußte sich erinnern, daß auch der Kellner von einem Major gesprochen habe, der bei der Abreise seines Prinzen zurückgeblieben sei; kein Zweifel mehr, daß er wider Erwarten schnell die wichtige Spur gefunden hatte! – Es handelte sich jetzt also darum, den Major ausfindig zu machen und sich direkt an ihn zu wenden, denn viel Zeit gedachte er, in des Rittmeisters Interesse, nicht zu verlieren. Schon überlegte er, ob er deshalb eine Frage an die jungen Leute richten oder seinen Oberkellner noch einmal zu Rathe ziehn solle, als er einen Jener, indem derselbe auf das Fenster deutete, ausrufen hörte:

»Wahrhaftig, da kommt der Major von Gräfenitz selbst und macht eine so sorglose Miene, als ob er nicht das Mindeste zu verheimlichen hätte! Aus Dem wird Nichts herauszubekommen sein, wie schlau man es auch anstellen möge!«

Kronfeld brauchte nur eine kleine Wendung zu machen, um den Bezeichneten in das Auge fassen zu können. Er war überrascht, einen für die ihm beigelegte Charge noch so jungen Mann zu erblicken, dem allerdings nicht alles militairische Ansehen abging, der aber doch mehr einem ausgelernten Hofmanne glich.

»Ein Landsmann ist es nicht,« sagte er zu sich selbst, »denn bei uns avancirt man trotz aller hohen Connexionen selten so rasch. Der Offizier irgend eines Duodez-Potentaten, Adjutant des Prinzen und sein Spießgeselle bei verliebten Abenteuern, die einen ehrlichen Mann Ehre und Reputation kosten! Oho, an Den wollen wir uns schon hinanwagen! vor einem –schen Husarenlieutenant soll er schon den Hut ziehn und ihm Rede stehn! Ein Herr Oberstwachtmeister, der drei oder vier Bänder im Knopfloche trägt und wenigstens fünf Jahre jünger als ich! schon deshalb hätte ich Lust, mich ein bischen an ihm zu reiben!«

Der Premierlieutenant war jetzt aus doppeltem Grunde gegen den Major eingenommen, aber um so entschlossener, sich Nichts zu vergeben.

Er sah, daß Jener sich an einem der Tische, die vor der Front des Curhauses standen und erst spärlich besetzt waren, niederließ, wartete ab, bis er den bestellten Kaffee erhalten hatte, und war dann auch mit seinem Entschlusse fertig, soweit er nicht nebenher auf den Zufall und seine eigene Gewandtheit vertraute.

Er erhob sich und schlenderte, anscheinend gleichmüthig, hinaus.

Ohne Weiteres, mit der höflichsten Miene von der Welt, ging er auf den Major zu, der dazu ein etwas verwundertes Gesicht machte, fragte, ob er die Ehre habe, dem Herrn Major von Gräfenitz gegenüberzustehn, und stellte sich, als er eine bejahende Antwort erhalten hatte, selbst vor; als Erklärung setzte er hinzu, die Familie sei ihm bekannt, – in der That führte die in seinem Vaterlande und dessen Armee vertretene einen wenigstens sehr ähnlichen Namen – und nachdem er zufällig den des Herrn Oberstwachtmeisters vernommen, halte er es für Schuldigkeit, Letzterem seine Aufwartung zu machen.

Der Major versicherte darauf zwar, er stehe in durchaus gar keinen Beziehungen zu der genannten Familie, die sich auch anders schreibe, aber dem Kameraden einer anderen Armee, die in sehr hohem Ansehn stand, mußte er nach dieser Einleitung der Bekanntschaft doch einen Platz neben sich einräumen, und nun war es auch ganz natürlich, daß Herr von Kronfeld sehr bald erfuhr, wer der Inkognito-Prinz eigentlich sei.

»Und Seine Hoheit ist in dieser Nacht plötzlich abgereist?« fragte er plötzlich dazwischen.

Der Major konnte sein Erstaunen nicht verhehlen, und die Frage war ihm von einem Fremden, der soeben noch vorgegeben hatte, den Prinzen gar nicht zu kennen, so überraschend gekommen, daß sich in seinen Blicken auch ein unruhiges Forschen ausdrückte. Aber er hatte gar nicht die Absicht gehabt, die Abreise seines Herrn, die ja doch bald in dem kleinen Orte bekannt werden

mußte, zu leugnen, und antwortete wieder mit möglichster Unbefangenheit, der Prinz habe noch im Laufe der Nacht eine ihn dringend nach Hause rufende Depesche empfangen; er selbst gedenke, ihm mit dem Reste der Dienerschaft bald zu folgen, sobald hier Alles geordnet sein werde.

Lieutenant von Kronfeld meinte jetzt mit einem Anfluge von Lächeln, das so sonderbar vertraulich und doch auch wieder so ernst aussah, der plötzliche Aufbruch Seiner Hoheit werde im Städtchen gewiß Aufsehn erregen und den Kreisen, in welchen der Prinz verkehrt, reichlichen Stoff zum Bedauern geben, wenn man nicht zum Theil durch ein anderes überraschendes Ereigniß davon abgezogen würde, nämlich das Verschwinden einer bekannten und beliebten Dame, aus denselben Kreisen.

Der Major hatte ihn zuerst verwundert angesehn, dann die Farbe gewechselt; er konnte nun unmöglich noch länger zweifeln, in welcher Absicht diese Unterhaltung herbeigeführt worden sei. Für einen müßigen Neuigkeitskrämer, der ihn blos zu seinem Vergnügen aushorchen wollte, sah der Lieutenant zu ernst aus; es fiel ihm jetzt auch ein, daß Jener in Beziehungen zu dem Rittmeister von Burgstein stehn könne, nur begriff er nicht, wie derselbe den Vorgang der Nacht so schnell und sicher in Erfahrung gebracht habe; auf einen so raschen Angriff war er nicht vorbereitet gewesen.

Indessen wollte er sich doch nicht sogleich gefangen geben; es war immer noch möglich, daß er sich täuschte. Er stellte sich also, als habe er die letzte Aeußerung nicht

verstanden, und bat anscheinend kaltblütig um nähere Aufklärung.

»Ich will Ihnen eine solche als Ehrenmann und Offizier nicht vorenthalten,« erwiderte der Lieutenant, dessen innere Erregung sich doch schon zu verrathen begann, und sein Ton klang dabei förmlich feierlich; – »die Angelegenheit ist so delikat und für die Beteiligten so gefährlich, daß ich Sie darauf hin zur Diskretion verpflichten, ja um Ihre Unterstützung zur weiteren Aufklärung bitten muß. Die Gattin eines alten Regimentskameraden von mir, den ich sehr hoch schätze, ist, nachdem sie allein den Ball im Curhause besucht, in dieser Nacht unter Umständen verschwunden, die mich – verstehn Sie, Herr Oberstwachtmeister? ich spreche nur eine persönliche, indessen nicht ganz aus der Luft gegriffene Vermuthung auf – auf eine Entführung schließen lassen.«

Der Blick des Lieutenants ruhte bei diesen Worten durchdringend, ja geradezu drohend auf dem Major, der sich ihm, seiner Meinung nach, schon hinreichend verrathen hatte. Dies trat jetzt noch deutlicher hervor; Herr von Gräfenitz wurde noch bleicher, machte eine Bewegung, als ob er sich erheben wolle, und stammelte:

»Mein Herr Lieutenant!«

»Ah, Sie wissen auch schon darum, Herr Oberstwachtmeister!« rief der Lieutenant aus. »Nun, um so eher werden wir zum Ziele kommen! Jetzt nehme ich noch einmal Ihre Ehre als Offizier und Cavalier in Anspruch, indem ich im Namen des Rittmeisters von Burgstein zu Ihnen

spreche. Darf ich fragen, wohin sich der Prinz begeben hat?

»Ich begreife nicht Ihre Berechtigung zu dieser Frage.«

»Oder die Dame? – Das ist gleichviel. Ich wiederhole, daß ich im Namen ihres Gatten spreche.«

»Ich werde ihm selbst darauf antworten.«

»Wie es Ihnen beliebt, obgleich man sich in solchen Fällen gern der Vermittelung eines Dritten bedient, um alle heftigen Scenen zu vermeiden.«

Der Major besann sich eine Weile; dann sagte er, aufstehend:

»Sie haben Recht, Herr von Kronfeld. Wollen Sie mich in meine Wohnung begleiten? Ich habe im Namen Seiner Hoheit des Prinzen mit Ihnen zu sprechen.«

»Mit mir?«

»Durch Sie zu dem Rittmeister, Ihrem Freunde.«

Der Lieutenant sah ihn groß an. Konnte der Prinz und nebenbei der Major sich wirklich einbilden, es lasse sich hier noch eine gütliche Vermittelung treffen? und worin sollte dieselbe bestehen? – Aber es war seine Pflicht, Alles zu hören, ehe er einen entscheidenden Entschluß faßte oder einen solchen dem Rittmeister überließ. An der Thatsache der Entführung ließ sich nicht mehr zweifeln; der Zorn kochte in ihm, aber ein gebildeter Mann durfte sich durch ihn nicht übermannen lassen, und überdies wußte er ja noch nicht, wie weit die Schuld des Majors an dem begangenen Verbrechen reichte.

Er biß die Zähne aufeinander und folgte Jenem, der seine ganze Besonnenheit und Ruhe wiedergewonnen zu

haben schien. Mit wie ernsten Mienen sie auch nebeneinander herschritten, würden die Begegnenden doch schwerlich errathen haben, welch' stürmische Bewegung ihre Brust in sich schloß.

ZWEITES KAPITEL. SATISFAKTION.

Die Gerüchte von der Abreise des Prinzen und dem Verschwinden der schönen Frau von Burgstein bedurfen nicht langer Zeit, um das ganze Städtchen zu durchlaufen; es waren wohl nicht Viele, die sie voneinander getrennt hielten, denn für alle Diejenigen, welche diese beiden auffälligen Persönlichkeiten nebeneinander zu beobachten Gelegenheit gehabt, fand sich fast von selbst ein Zusammenhang; überall sprach man davon, zuerst flüsternd, dann ganz laut, und so verbreitete sich in die entferntesten Kreise hinein die Nachricht, daß der Prinz die Dame, natürlich mit ihrer Einwilligung, entführt habe.

Man wird sich leicht denken können, wie verschiedenartige Urtheile darüber gefällt wurden. Den ehrlichen Kleinstädtern stand theils der Verstand über so Unerhörtes still, theils dankten sie Gott, daß sie nicht so schlimm seien wie die vornehme Gesellschaft, in der man gegen göttliches und menschliches Gesetz frevelte; in der letzteren waren die Meinungen auch getheilt und äußerten sich verschieden.

Es gab eigentlich doch nur Wenige, welche über die Sache zu lachen vermochten oder dem entflohenen Paare das Wort redeten; wie es gewöhnlich geschieht, trat

jedes Geschlecht mit dem herbsten Urtheile über das eigene auf. Die Damen verdammt Clementine, wobei sie indessen das lieblose Benehmen ihres Gatten auch nicht ganz außer Acht ließen, die Herren nahmen gegen den Prinzen Partei, hauptsächlich, weil er eben von fürstlichem Geblüte war, dem sie keine höhere Berechtigung, die Gesetze der Moral und des bürgerlichen Lebens umzustoßen, zuerkennen wollten. Man stritt über diese Ansichten, stellte Vermuthungen über das Geschehene und noch Bevorstehende an, kramte seine eigene Moral und seinen Leichtsinn aus und war im Ganzen sehr vergnügt, einen so interessanten Stoff für die Unterhaltung gefunden zu haben. Ueberdies waren Aller Augen voll unbezähmbarer Neugierde auf den Rittmeister gerichtet oder vielmehr auf dessen Haus, denn er selbst ließ sich nicht sehn. Was würde er nun beginnen? – Dem Prinzen schnurstracks nachreisen und ihn vor die Klinge oder die Pistole fordern? – O es kommt wohl vor, daß ein Prinz anderer Leute Ehre angreift, aber so leicht giebt er ihnen nicht Genugthuung dafür, am wenigsten mit dem Degen oder der Pistole in der Hand! – Oder würde der Rittmeister klagen? – doch höchstens auf Scheidung von seiner Frau, ein Prinz steht ja über dem Gesetze! – Die Sache hatte unendliche Verwickelungen; jedenfalls wünschte sich Niemand an des Rittmeisters Stelle, um sie lösen zu müssen.

Der Major hielt sich nicht so vollständig zurückgezogen, aber man zog sich vor ihm zurück, theils weil er

eine Miene machte, als wolle er jeden sich unberufen Nähernden mit Haut und Haar verschlingen, theils weil ein dunkles Gefühl den Leuten sagte, er sei der böse Geist des Prinzen und Clementinens von Burgstein gewesen. Die ausstehenden Rechnungen seines Herrn hatte er bezahlt, die Dienerschaft und die Effekten fortgeschickt; man begriß daher nicht, weshalb er noch an dem Orte verweile, wo er sich doch eigentlich in einen solch' schlechten Ruf gebracht hatte oder – unwahrscheinlicher! – darin versetzt worden war. Lag ihm nur daran, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten? – das wäre doch eine arge Beleidigung derselben gewesen, die sich aber Niemand zu rächen berufen fühlte.

So sah es schon am ersten und dann am zweiten Tage nach dem verhängnißvollen Ballabende aus; inzwischen war noch vielmehr geschehn, wovon aber nur sehr wenige Personen Kenntniß hatten. Wir wollen es in aller Kürze nachholen.

Der Major, entweder zu stolz, zu leugnen, oder überzeugt, daß er mit Erfolg gar nicht leugnen könne, hatte in seiner Wohnung dem Lieutenant von Kronfeld zugegeben, daß Frau von Burgstein mit dem Prinzen abgereist sei; von einer gewaltsamen Entführung konnte selbstverständlich nicht die Rede sein. Der Major wollte aber durchaus nicht wissen, wohin sich das flüchtige Paar gewandt habe, nach des Prinzen Heimath schwerlich, schon um des alten Herzogs willen nicht. Er bestritt nicht, daß er von dem Plane Kenntniß gehabt, aber unterstützt habe

er denselben nur insoweit, als es die gemessenen Befehle seines Herrn erforderten; ihm sei auch ein besonderer Auftrag an den Rittmeister zurückgelassen worden, für den er aber alle Verantwortung ablehne.

Der Major explicirte dem Lieutenant weiter, daß es für den Rittmeister jedenfalls am besten sein werde, in die Scheidung von einer Frau zu willigen, die sich nun einmal, auf Kosten seiner Ehre, freiwillig von ihm getrennt hätte. Der Lieutenant lehnte in dieser Beziehung jeden guten Rath ab und schwur, sehr heftig geworden, wenn er an Stelle seines betrogenen Freundes wäre, würde er die Hoheit wie einen tollen Hund niederschießen, wo er sie fände.

Der Major blieb dagegen ruhiger; er machte verschiedene diplomatische Winkelzüge und schließlich den nur wenig verblümten Vorschlag, im Namen des Prinzen, wie schon gesagt, daß der Letztere dem Rittmeister die Einwilligung zur Scheidung, wie ja unter ähnlichen Verhältnissen schon dagewesen, und sein weiteres ruhiges Verhalten förmlich abkaufen wolle. Das war aber doch zu viel für Lieutenant von Kronfeld; er sprang auf und sagte dem Major, schon wegen der Bestellung dieses schmälichen Antrages, der aller edelmännischen und militärischen Ehre Hohn spreche, müsse er ihm vor das Messer, – die beiden Herren standen sich mit zornfunkelnden Augen gegenüber – und einstweilen ging der Lieutenant, um seinen Freund zu benachrichtigen, – auf Wiedersehn!

Wir wollen nicht zu schildern versuchen, wie er dem Rittmeister mit aller möglichen Schonung, die ja doch nur umsonst sein konnte, das Geschehene beibrachte, wie der heftige, bis auf den Tod gekränkte Mann zuerst tobte und dann zusammenbrach, wie er sich in den Armen des Freundes und des alten treuen Dieners, der zur Hülfe gerufen und dadurch zum Mitwisser des vorläufigen Geheimnisses gemacht werden mußte, wieder erholtte und nun in finsterer Racheglut seine Pläne mit Kronfeld berieth und machte.

Es bedurfte nicht langer Zeit dazu; in gewissen Fällen und unter gewissen Ständen ist die Bahn, die man zu gehn hat, genau vorgezeichnet.

Unsere über die Vorurtheile des Mittelalters erhabene Zeit, die sich in ihren eigenen Vorurtheilen doch recht gut mit jenem messen könnte, will den Zweikampf unter allen Umständen verdammen und vor dem Gesetze auf die Stufe des kalt berechneten Mordes stellen. Es ist eben eine Krämerzeit, von der sich nur eine ebenso einseitige Ansicht wie die damalige erwarten läßt; am Ende kommt es auch auf Eines heraus, ob der gefüllte Geldsäckel die Tyrannie ausübt oder das scharfgeschliffene Schwert; der Verstand und die Moral kommen auf beiden Seiten gleich schlecht weg. Poetische Gemüther neigen sich der altritterlichen Anschauung zu, welche die frische Manneskraft über den schlauberechnenden Verstand stellte, aber sie sind heutzutage seltener geworden; die Mehrzahl der Menschenkinder sieht ein, daß man bequemer vom reellen Besitze lebt als von der Poesie, die hervorzuzaubern

noch schwache künstliche Versuche gemacht werden; ob dies zum Segen des Menschengeschlechts führen wird, müssen wir noch dahin gestellt sein lassen, recht ersichtlich ist es jedenfalls noch nicht.

Das bürgerliche Gesetz unterstützt die neuen Ideen, denn es geht ja aus dem bürgerlichen Leben hervor, was auch ganz in der Ordnung ist. Die Traditionen der alten Zeit, die in gewissen Ständen, auch nicht ohne Berechtigung, fortleben, lehnen sich dagegen auf; wo das Gesetz nicht helfen kann, muß man sich selbst helfen, dies haben auch beinahe alle Gesetzgeber eingesehen, denn wenn sie das Duell auch nicht geradezu straflos lassen konnten, weil es sonst von Hitzköpfen und Händelsuchern gemißbraucht würde, so unterscheiden sie es doch weit vom Todtschlage oder dem Versuche dazu. In der Neuzeit giebt es aber nur zu viele sich weise dünkende Köpfe, – glücklicherweise sind sie nicht alle Gesetzgeber – die Alles über einen Kamm scheeren wollen und das Duell unbedingt und ausnahmslos verdammen; einen recht hinreichenden Ersatz dafür haben sie aber noch nicht gefunden.

Welche Klage hätte der Rittmeister von Burgstein, zum Beispiel, vor Gericht gegen den Prinzen und den Major von Gräfenitz anstellen sollen, ohne seine geheimsten Familienverhältnisse einer beschämenden öffentlichen Beurtheilung auszusetzen, die ihm doch in keiner Weise Genugthuung seiner beleidigten Ehre verschaffen konnte? –

Der Major wäre ohne Zweifel doch ganz straflos ausgegangen, und der Prinz war eben gar nicht vor dem Gesetze zu belangen.

Andererseits kann man fragen: welche Satisfaktion vermochte ihm ein Duell zu verschaffen? – Allerdings auch keine andere, als daß die Welt sagen mußte, er habe wenigstens nicht rath- und thatlos die Hände in den Schoß gelegt, seine linke Wange geduldig dargeboten, nachdem er einen Streich auf die rechte erhalten, denn über eine solche geduldige Sanftmuth würde man gelacht haben, und für einen Beleidigten ist es gewiß sehr empfindlich, wenn man ihn obenein noch auslacht. In der Gesellschaft hätte er, so gebrandmarkt, nicht wieder auftreten können; sie wollte den Beweis geliefert haben, daß er seine Ehre zu vertheidigen jederzeit bereit sei.

Dies Alles hatte er mit Lieutenant von Kronfeld nun wohl nicht erwogen, denn Beiden fiel es nicht ein, sich des sogenannten Vortheils der Standesehr zu schämen oder an demselben auch nur den leisesten Zweifel zu hegen; sie waren nur über das Wie der Ausführung nicht ganz einig gewesen.

Sie zweifelten nicht, daß der Major der thätige Helfer des augenblicklich nicht zu erlangenden Prinzen gewesen sei, und überdies ließ sich ihm schon ein Vorwurf daraus machen, daß er sich zu einem so demüthigenden Vergleichsvorschläge hergegeben hatte. Da er den letzteren zunächst dem Lieutenant gemacht, also vorausgesetzt haben mußte, derselbe könne darauf eingehn, beanspruchte dieser das Recht, in besagter Weise von ihm

Genugthuung zu fordern, wie er sich schon auf der Stelle ausgesprochen hatte; dagegen behauptete der Rittmeister, die Sache gehe ihn selbst doch noch näher an, und brannte vor Ungeduld, einen Schritt zu seiner Rechtfertigung zu thun.

Lieutenant von Kronfeld mußte nachgeben; noch an demselben Nachmittage brachte er dem Major die Herausforderung seines Freundes, und Herr von Gräfenitz nahm sie, wie er auch nicht anders konnte, an; man weiß ja, daß er darauf schon völlig vorbereitet war; er bat sich nur einen Tag Aufschub aus, um sich einen Sekundanten wählen zu können. Auf alles Dringen des Lieutenants blieb er dabei, keinen Aufschluß über das Reiseziel des Prinzen geben zu wollen, und die Verhandlung endigte mit einer ziemlich heftigen Scene.

Wie weitverbreitet und noch lange nicht besiegt das vorerwähnte Vorurtheil ist, erwies sich daraus, daß der Major, obgleich er hier gerade keine vertrauten Freunde hatte und man allgemein sein Verhalten mindestens als zweideutig beurtheilte, doch sehr bald den Gesuchten fand. Es ist ein Cavaliersgesetz, ein solches Ersuchen nicht abzuschlagen, wenn nicht ganz gewichtige Gründe dafür sprechen, und ein fremdländischer Offizier, an den sich Herr von Gräfenitz wandte, sagte ihm seine Dienste zu.

Diese Verhandlungen wurden indessen so heimlich und vorsichtig geführt, daß davon Nichts in die Oeffentlichkeit drang, und in der Badegesellschaft begann man schon darüber zu spotten und sich zu ärgern, daß eine

so interessante Angelegenheit, wie es den Anschein hatte, völlig im Sande verlaufen solle; die hier und da auftauchende Meinung, daß der Rittmeister von Burgstein sehr vernünftig daran thue, seine durchgegangene Frau laufen zu lassen, fand durchaus keinen Anklang, – man hatte Größeres erwartet. –

Am frühen Morgen des dritten Tages sollte das Pistollenduell zwischen dem Rittmeister und dem Major an derselben entlegenen Stelle statthaben, auf der wir vor Kurzem Baron Ewald's Träumereien verfolgten; Kronfeld hatte diesen Platz zufällig ausgemittelt.

Er zeigte sich überhaupt als ein warmer und interessirter Freund des ehemaligen Regimentskameraden und opferte dessen ernsten Angelegenheiten die ganze Zeit, die er dem mühseligen Dienste in der Garnison abgerungen hatte, um sich einmal ordentlich zu vergnügen. An das Letztere dachte er auch gar nicht mehr, seine gewöhnliche Leichtfertigkeit war in einen tiefen Ernst aufgegangen.

Er hatte mit dem Rittmeister noch mehr als das Duell zu besprechen gehabt, denn unter solchen Umständen muß man sich auf den schlimmsten Fall vorbereiten und seine Rechnung mit der Welt abschließen. Der Rittmeister vermißte jetzt seinen Bruder Ewald recht sehr, aber Kronfeld suchte denselben doch so gut, wie er konnte, zu ersetzen.

Da Ersterer noch nicht von seiner Frau geschieden war, mußte er in Betreff seines Vermögens umständliche letztwillige Verfügungen treffen, und er befand sich nicht in

dem Gemüthszustande, klar darüber nachdenken zu können; der Lieutenant ging ihm dabei mit sehr verständigem Rathe zur Hand. Auch die förmliche Scheidungsklage wurde aufgesetzt; sie mußte später in dem einen wie dem anderen Falle eingereicht werden. Dabei gab es viel mit den abspringenden oder exaltirten Ideen des aufgeregten Mannes zu kämpfen, der gewiß noch den gefährlichen Entschluß gefaßt haben würde, dem Prinzen und seiner Frau auf gut Glück zu folgen, eine persönliche Rache an ihnen zu nehmen, wäre er nicht durch das verabredete Rencontre gebunden worden.

Das jetzt so über alles Maß aufbrausende heftige Temperament des Rittmeisters machte Kronfeld viel zu schaffen und erfüllte ihn mit einer neuen Sorge: er mußte fürchten, daß der kräftige Körper dieser geistigen Anstrengung nicht lange Stand zu halten vermöge, daß eine schwere Krankheit ausbrechen werde und daß das Vorgefühl derselben im entscheidenden Momente Auge und Hand des Freundes unsicher machen und ihn dem besonnenen Gegner gewissermaßen vertheidigungslos preisgeben könne; das sprach er ihm auch hundertmal warnend aus, aber dann begannen die Augen des Rittmeisters in einer Art Fieberglut zu lodern, seine Hände ballten sich, und er schwur, daß seine erste Kugel schon das verhaftete Ziel nicht verfehlen sollte.

Was nach dem Duelle geschehen solle, war noch nicht bestimmt; auf solche extravagante Pläne, wie der Rittmeister sie entwarf, konnte Kronfeld vernünftigerweise nicht eingehn, deshalb suchte er alle Debatten darüber

mit dem nervös Gereizten zu vermeiden. Um denselben möglichst wenig allein zu lassen, war er gänzlich zu ihm gezogen. Er hatte sich auch genöthigt gesehn, den alten Wolff, dessen Zuverlässigkeit er schon genügend aus früherer Zeit kannte, vollständig in das Vertrauen zu ziehn und ihm in seiner Abwesenheit ein wachsames Auge zu empfehlen; der treue Diener wußte ja doch ohnehin bei nahe Alles, was geschehn war und noch kommen mußte; er hatte, obgleich sich die schmerzvollste Erregung in seinem Gesichte aussprach, doch mit keiner Wimper gezuckt, als er erfuhr, daß es zum Duelle kommen werde; auch ihm erschien dies ganz natürlich und unvermeidlich.

Der Rittmeister hatte mit dem Alten noch nicht über diese Vorgänge gesprochen; es schien, daß ihn ein bitteres Schamgefühl davon abhalte. Er behandelte ihn jetzt eigentlich rauh und stolz, aber Wolff war weit davon entfernt, sich dadurch gekränkt zu fühlen, seine treue Anhänglichkeit ließ ihn ja in diese zerrissene Seele hineinblicken, die schon seit Jahren offen vor ihm gelegen hatte.

»Es hat ja so kommen gemußt!« sagte er, wenn in seiner Kammer wieder allein auf dem Bette saß und die Pfeife durchaus nicht brennen wollte, tiefseufzend zu sich selbst; – »ich hatte es längst vorausgesehn! – Aber der Teufel ist nun aus dem Hause geflogen und die Luft wird bald wieder rein sein, wenn er's nur mit mehr Geduld überstehn wollte. Ich scheere mich den Henker Etwas um das bischen Pistolengeknalle, – das haben wir

schon anders erlebt, und der liebe Gott ist immer mit einem braven Husaren – aber er macht mir jetzt so wilde und unstäte Augen, wie ich sie noch nie bei ihm gesehn habe, – ging's zur Attacke vor dem Feinde, da lag ein viel helleres Feuer darin, daß man seine Lust daran haben konnte – und jetzt sieht's aus wie das leibhaftige Fieber, daß auch mir altem Kerl bald heiß bald kalt dabei wird. O über die gottvergessenen Weiber! was können sie aus einem braven Manne machen!«

Uebrigens hatte der Alte dem Lieutenant das Versprechen abgenommen, daß er bei dem Duelle zugegen sein dürfe. –

Wir haben noch nicht davon gesprochen, wie Gräfin Bassa die doch jedenfalls auch zu ihrem Ohre gedrun- gene Nachrichten aufgenommen hatte. Wenn sie auch in der That noch nicht in ein Verhältniß zu dem Rittmei- ster getreten war, das den Schritt seiner Frau irgendwie rechtfertigen oder entschuldigen konnte, so mußte sie sich doch sagen, daß auch sie in den Augen der Badege- sellschaft compromittirt sei; eine andere Frau würde es wahrscheinlich vorgezogen haben, den Ort in aller Stille zu verlassen, aber sei es nun ruhiges Gewissen, Stolz oder Theilnahme für den Rittmeister, sie blieb und zeigte sich täglich ganz wie bisher, ohne nur die geringste Ver- legenheit zu verrathen.

Auch dieses Benehmen wurde verschieden beurtheilt, aber es lohnt nicht der Mühe, dies weiter zu berühren, denn man wird sich ja schon sagen können, daß die Welt und die sogenannte gute Gesellschaft immer lieber hart

verurtheilen, als freisprechen, wenn man sich nicht etwa besonders um ihre Gunst zu bewerben versteht. Die Gräfin erbitterte noch mehr, weil sie recht offenbar zeigen zu wollen schien, daß sie sich über die öffentliche Meinung ganz erhaben fühle.

Was in ihrem Innern vorging, verrieth keine Miene, und über den Rittmeister Näheres zu erfahren, war ihr, wenn sie nicht auch vielleicht ihm selbst unweiblich erscheinende Schritte thun wollte, ganz unmöglich. Hatte er sie in seiner Aufregung vergessen? – Lieutenant von Kronfeld wenigstens konnte dies glauben, denn er hörte ihrer mit keiner Sylbe erwähnen.

Der dritte Morgen nach dem Verschwinden Clementinens war herangekommen, und die Stadt lag bei der ersten Dämmerung des Tages noch in tiefster Ruhe und Stille, als sich die Parteien zu Fuß auf den Platz des Rendezvous begaben. Niemand dachte daran, sie zu beobachten.

Der Major und sein Sekundant, ein –scher Hauptmann, langten zuerst an; sie hatten unterwegs nur wenige gleichgiltige Worte gewechselt, denn der Letztere schien etwas verdrießlich darüber zu sein, daß er eine keineswegs angenehme Rolle spielen mußte, ohne einmal durch volles Vertrauen dafür entschädigt zu werden, auch mochte ihm das Benehmen des Majors nicht recht zusagen, der mit der kältesten Gleichgiltigkeit kokettirte, ein Liedchen vor sich hinpfiff und zuweilen einen gesuchten, für den Ernst der Stunde gar nicht passenden Scherz hervorbrachte.

Fünf Minuten später waren auch der Rittmeister und Lieutenant von Kronfeld zur Stelle, gefolgt von dem alten Wolff, der den Pistolenkasten unter dem Arme trug.

Die Herren waren sämmtlich in Civilkleidung.

Die Befürchtungen des Lieutenants schienen sich bestätigen zu sollen; der Rittmeister sah wirklich wie ein Kranker aus, der sich nur durch ungemeine Willenskraft aufrecht erhielt; der wilde Ausdruck seiner Augen ließ aber keineswegs den Verdacht aufkommen, daß ihn Furcht beherrsche, sondern sprach im Gegentheil von seiner Ungeduld, den Kampf zu beginnen, und dem Hasse, mit dem er ihn aufnehmen würde.

Man begrüßte sich gegenseitig mit kalter Höflichkeit, und die beiden Sekundanten begannen ohne Verzug ihre Vorbereitungen. Es wurde noch Jemand erwartet und blieb auch nicht lange aus, – ein Arzt, der in einem Wagen gekommen war, welcher zur Aufnahme eines etwaiigen Verwundeten bestimmt, in einiger Entfernung warten mußte.

Alles ging nun rasch von statten. Die Form eines Ausgleichsversuches wurde von beiden Seiten kurz abgelehnt, die Plätze der Kämpfer und die Waffen verlost; es war ein Duell auf fünf Schritt Barriere mit der Bestimmung, daß nur ein entscheidender Ausgang das Ende herbeiführen solle.

Major von Gräfenitz wußte vollkommen seine Ruhe zu bewahren, nicht so der Rittmeister, in dessen Hand das Pistol schon zitterte, ehe er es erhob; er hatte Kronfeld, als er auf seinen Platz trat, flüchtig die Hand gedrückt,

dem alten Wolff, der, im Bewußtsein seiner untergeordneten Stellung und der militairischen Disciplin, ein wahrhaft eisernes Gesicht zeigte, nur kurz zugenickt, und nun flammte sein Blick wieder auf den Gegner, so daß dieser den seinigen wider Willen zu Boden senken mußte.

»Wenn das Duell ein Gottesurtheil ist,« flüsterte der fremde Hauptmann dem Lieutenant zu, – »so kann hier der Ausgang nicht zweifelhaft sein.«

Der Lieutenant zuckte mit besorgtem Blicke die Achseln. Er hatte das Signal zum Beginn des Kampfes zu geben und that es mit erzwungen ruhiger Stimme.

In demselben Momente fielen fast gleichzeitig beide Schüsse; der Major hatte es offenbar verschmäht, von dem ihm gewiß bekannten Vortheile, den seinigen aufzusparen, Gebrauch zu machen, den Rittmeister hatte seine krankhafte Ungeduld diesen Vortheil übersehen lassen.

Es war auch schon Alles entschieden: der Rittmeister wankte, warf mit einer krampfhaften Anstrengung die Augen in die Höhe und sank in die Knie, wobei das Pistol seiner Hand entfiel; die Arme des hinzuspringenden alten Dieners fingen ihn auf. Der Major war unverletzt geblieben; er stand, wie angewurzelt, aufrecht da und starre mit dem Ausdrucke deutlich ausgeprägten Entsetzens auf seinen Gegner.

Der Lieutenant, der Hauptmann und der Doktor waren auch hinzueilt und beugten sich über den Getroffenen; kein Wort wurde gesprochen, aber in den Gesichtern aller dieser Männer, die dem Tode schon mehr als einmal in

das Auge geschaut hatten, war eine Bestürzung und Er-
schütterung zu lesen, die einen eifrigen Gegner des Du-
elles allerdings nicht wenig unterstützt haben würden.

»Schwache Hoffnung!« flüsterte zuerst der Arzt.

Der Rittmeister war ohnmächtig; die Kugel saß ihm
ziemlich tief in der rechten Brust; es war die Frage, ob
und wie sie die Lunge verletzt habe.

Dem alten Wolff liefen die hellen Thränen über die
Wangen, aber er biß die Zähne aufeinander und war dem
Arzte bei dessen Untersuchungen so gut, als er es ver-
stand, behülflich.

Auch der Major war zögernd hinzugetreten; er sah
sehr ernst aus und kämpfte augenscheinlich seine tiefe
Bewegung nieder. Wegen seines Benehmens auf dieser
Stelle ließ sich ihm kein Vorwurf machen; dennoch war
es wohl leicht erklärlich, daß der Groll, den Lieutenant
von Kronfeld schon zuvor, nicht ohne Grund, gegen ihn
gehegt hatte, jetzt seinen Ausbruch fand.

»Ein Opfer der feigen Nichtswürdigkeit Ihres Prinzen!«
sagte er dumpf, auf den Gefallenen deutend. »Warum
wird ihm nicht dieser Anblick?«

Der Major fuhr auf.

»Sie vergessen sich, mein Herr!«

»Und Sie spielen Ihre Rolle als würdiger Diener Ihres
Fürsten untadelhaft weiter!«

»Dieser Schimpf fordert Genugthuung!« rief der Major,
todtenbleich geworden und vor Wuth mit den Zähnen
knirschend.

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß auch ich danach verlange!« entgegnete der Lieutenant, ihm drohend noch um einen Schritt näher tretend.

Von den beiden gereizten Männern waren die heftigsten Ausschreitungen zu erwarten; der Hauptmann warf sich zwischen sie, wies auf den Verwundeten hin und erklärte energisch, hier sei nicht der Ort und jetzt nicht die Zeit, einen neuen Streit auszufechten, was den Herren ja späterhin immer noch unbenommen bleibe.

Er hatte jedenfalls ganz recht, aber die über alles Maß erhitzten Leidenschaften ließen sich nicht mehr beschwichtigen.

»Ich habe diese Scene nicht herbeigeführt,« rief der Major mit vor Aufregung und Erbitterung zitternder Stimme, – »man hat sie auf empörende und ganz unpassende Art provocirt! Einem solchen Angriffe gegenüber bin ich nicht gewöhnt, das Feld zu räumen, – ich stehe auf der Stelle zu Ihren Diensten, Lieutenant!«

»Sie kommen meinen Wünschen damit entgegen! – Laden Sie Ihre Pistole von Neuem, Herr Major! Wir brauchen keine weiteren Sekundanten; der Herr hier genügt als Zeuge!«

Der Hauptmann wollte davon Nichts wissen und sagte gerade heraus, man schreite zu einem Morde, nicht zu einem Duell. Die Cavaliersehre habe ihre bestimmte Gesetze.

Man hörte nicht auf ihn und achtete auch nicht darauf, daß er sich abwandte und wieder zu dem Rittmeister, der sich noch unter des Doktors und Wolff's Händen befand,

trat. Lieutenant von Kronfeld hatte die seinem Freunde entfallene Waffe schon vorher aufgenommen und lud sie mit ebenso fliegender Hand wie der Major die seinige. Sie standen sich auf eine Entfernung von höchstens fünfzehn Schritten gegenüber.

»Ich überlasse Ihnen den ersten Schuß!« rief der Lieutenant.

»Nein, wir feuern *a tempo!* – Passen Sie auf! – Jetzt!«

Wieder fielen gleichzeitig zwei Schüsse. Lieutenant von Kronfeld ließ den erhobenen rechten Arm sinken, faßte sich mit der anderen Hand an die Stirn und murmelte mit gepreßter Stimme eine Verwünschung. Es dunkelte ihm vor den Augen, aber er riß sich gewaltsam aus der momentanen Betäubung; dafür fühlte er jetzt einen brennenden Schmerz im rechten Oberarm.

Der Hauptmann hatte dennoch ein Auge für die Beiden gehabt; er eilte dem Lieutenant zu Hilfe, aber dieser winkte ihm abwehrend mit der Hand und sagte, die Zähne aufeinander beißend:

»Es ist nicht so schlimm! Ein Streifschuß blos!«

»Aber Ihr Arm ist ja ganz schlaff hinabgesunken und das Blut quillt unter dem Rocke hervor!«

Major von Gräfenitz hatte, sobald er den Erfolg seines Schusses bemerkte, das Pistol mit einer hastigen Bewegung auf die Erde geworfen, sich kurz umgewandt und war schnellen Schrittes in den Wald gegangen. Für eine feige Flucht konnte man ihm dies unmöglich auslegen; er hatte den glänzendsten Beweis geliefert, daß er persönlichen Muth besitze.

Der Lieutenant machte auch keinen Versuch, ihn zurückzuhalten, war er nun von seiner Aufwallung entnüchtert oder litt er wirklich so starke Schmerzen, daß er sich unfähig fühlte, den Kampf fortzusetzen.

»Lassen Sie mich, Doktor,« sagte er, als dieser, der mit starren Blicken der neuen unerwarteten Entwicklung gefolgt war, aufsprang und ihn untersuchen wollte, – »bis zu Hause halte ich es wohl noch aus, und Der da braucht Ihre Hülfe nöthiger.«

»Bei dem Herrn Rittmeister habe ich schon gethan, was sich hier thun läßt,« erwiderte der Arzt; – »Sie aber können unmöglich unverbunden den Platz verlassen, – das Blut fließt ja in Strömen.«

Der Lieutenant mußte nachgeben; er fühlte auch schon eine neue Anwandlung von Schwäche. Es war wirklich nur ein Streifschuß, der seinen Arm getroffen hatte, aber eine tiefe, nicht unbedenkliche und sehr schmerzhafte Verwundung.

»Wie steht es mit Burgstein?« fragte er, während er sich verbinden ließ, den Arzt, und es war leicht ersichtlich, daß er mehr um den Freund, als um sich selbst sorgte.

Der Doktor zuckte die Achseln.

»Darüber läßt sich noch nicht viel sagen; hier kann ich die Kugel nicht herausbekommen. Im besten Falle wird es ein paar Monate dauern, bis er wiederhergestellt ist, aber – wie gesagt – noch kann ich für Nichts einstehn.«

Der Hauptmann ging mit untergeschlagenen Armen und verdüsterter Miene auf und nieder; er dachte wohl daran, daß das Duell doch kein Gottesurtheil sei.

»Wäre es lieber schon vor anderthalb Jahren eine dänische Kugel gewesen!« murmelte der alte Wolff, mit Mühe sein Schluchzen unterdrückend. »O wenn die Frau wüßte, was sie angerichtet hat!« –

Man ließ den Wagen so nahe als möglich herbeikommen, brachte den Rittmeister hinein und bedeckte ihn, der Arzt und Lieutenant von Kronfeld setzten sich zu ihm, der alte Wolff auf den Kutscherbock, und langsam wurde die Rückfahrt angetreten. Der Hauptmann hatte sich verabschiedet und kehrte auf einem anderen Wege zu Fuß nach der Stadt zurück.

Hier hatten nicht Viele Gelegenheit, das mit so unheimlicher Langsamkeit zurückkehrende Fuhrwerk, das übrigens geschlossen war, zu beobachten, denn es war immer noch sehr früh und man brauchte die eigentliche Stadt nicht zu passiren. Der Rittmeister, immer noch bewußtlos, wurde sogleich zu Bette gebracht, noch ein anderer Arzt herbeigerufen, und nun begann die schwierige Operation der Kugelausziehung, die wider Erwarten gut und schnell gelang. Beide Aerzte konnten dem Lieutenant und dem nicht von der Seite seines Herrn weichen den Diener versichern, die Verwundung sei nicht absolut tödtlich, es lasse sich sogar hoffen, daß sie ohne alle dauernden Folgen bleiben werde, aber allerdings könnten noch hundert Fälle eintreten, die das Leben des Rittmeisters in Gefahr brächten und vor sechs bis acht Wochen wenigstens sei nicht daran zu denken, daß er sich wieder vom Lager erheben könne.

Auch der Lieutenant wurde sorgfältiger verbunden, mit ihm hatte es keine große Gefahr.

Wolff hatte sich wieder gefaßt, wie ein alter Soldat, der sich in das Unvermeidliche zu fügen gelernt hat. Er begriff wohl, daß sich vor den Leuten nicht Alles werde verheimlichen lassen, aber wenigstens wollte er das Seinige nicht versäumen, damit seinem Herrn und dem Lieutenant nicht etwa noch andere Unannehmlichkeiten erwüchsen. Deshalb suchte er, sobald er vom Bette des Rittmeisters abkommen konnte, Rosa auf, die sich in den letzten Tagen ganz still und zurückgezogen verhalten hatte; vorläufig wollte er auch ihr Schweigen anempfehlen und dann mit dem Lieutenant sprechen, ob es nicht gerathen sei, das Mädchen je eher desto lieber in die Heimath zurückzuschicken.

Er fand sie nirgends, und was er von den Leuten im Hause hörte, mußte ihn mit Verwunderung und Verdruß erfüllen. Das Mädchen hatte die Abwesenheit der Männer benutzt, sich zu entfernen, und außer ihren eigenen Sachen auch noch einen kleinen verschlossenen Koffer ihrer Herrin mit sich genommen; man wußte, daß ihr schon am Abende zuvor ein Brief zugegangen war, und, darauf sich berufend, hatte sie gesagt, dieses Schreiben sei von der Baronin und habe den Befehl enthalten, ihr unverzüglich zu folgen. Die Sachen waren in der Frühe des Morgens durch einen Tagelöhner auf den Bahnhof gebracht worden, von wo ein Zug um diese Zeit abging, und Niemand hatte sich, obgleich man sich über diesen schnellen Aufbruch verwunderte und nicht recht

klar darüber war, was die Baronin noch zu befehlen habe, berufen gefühlt, Rosa, die übrigens als ein ordentliches Mädchen bekannt war, aufzuhalten.

Auch Wolff zweifelte nicht, daß es mit ihrer Angabe seine Richtigkeit habe, denn eine Veruntreuung fremden Eigenthums traute er ihr nicht zu; er ärgerte sich und bedauerte nur, daß er sie nicht so lange zurückzuhalten vermocht habe, bis sie gestanden, woher jener Brief gekommen war. Das meinte auch der Lieutenant, dem er sogleich Bericht erstattete, setzte aber dann hinzu, es sei gut, daß man das Mädchen losgeworden.

Eine andere Nachricht, die man noch im Laufe desselben Tages durch den Hauptmann erhielt, welcher sich nach dem Befinden der beiden Verwundeten zu erkunden kam, war, daß Major von Gräfenitz auch schon am Vormittage mit dem letzten vom Gefolge des Prinzen bisher zurückgebliebenen Diener abgereist sei, ohne sich bei irgend Jemandem zu verabschieden.

Somit war Kronfeld der letzte Weg abgeschnitten, der freilich auch wohl schwer zum Ziele geführt hätte, den zeitigen Aufenthalt des Prinzen und Clementinens zu ermitteln; was vermochte er aber auch zu thun, wenn derselbe ihm bekannt gewesen wäre? – Vorläufig fesselte ihn seine Wunde, die ein nicht unbedeutendes Fieber mit sich führte, an das Zimmer, und in nicht langer Zeit mehr war ja auch sein Urlaub abgelaufen, der ihn zur Rückkehr in seine Garnison nöthigte.

Er dachte schon jetzt mit Sorge daran, daß er dann den Rittmeister verlassen müsse; an der treuesten Pflege

ließ es der alte Wolff gewiß nicht fehlen, wer aber sollte den gebeugten Geist des Genesenden wieder aufrichten, ihn mit guten Rathschlägen bei den ferner erforderlichen Unternehmungen gegen sein ungetreues Weib unterstützen? – Diese Pflicht lag zunächst Baron Ewald ob, der sich ihr auch gewiß mit brüderlicher Liebe unterzogen haben würde, aber man wußte ja nicht, wo er sich jetzt befand und wann er wieder nach Hause zurückkehren werde.

Wir wollen gleich erwähnen, daß Kronfeld, sobald er sich nur im Stande fühlte, die linke Hand wieder zu gebrauchen, so ausführlich, wie es unter diesen schwierigen Umständen eben möglich war, an den jüngeren Burstein über das Vorgefallene schrieb und diesen Brief an den Gutsinspektor mit dem dringenden Auftrage sandte, ihn sobald als möglich in die Hand des Adressaten gelangen zu lassen.

Wer konnte aber jetzt schon behaupten, daß der Rittmeister überhaupt noch einmal der brüderlichen Hülfe bedürfen würde?

Anfänglich lag er ganz still, wie leblos da, aber nach einiger Zeit stellten sich die Schmerzen und das Wundfieber ein, dessen Kraft sich von Stunde zu Stunde steigerte; die kräftige Natur sträubte sich gewaltig gegen den Tod, es wurde ein verzweifelter Kampf, der jeden theilnehmenden Zuschauer mit Schrecken erfüllen mußte; Lieutenant von Kronfeld litt mehr durch diesen Anblick und die Angst, die später dabei ausstand, daß das Leben unterliegen werde, als durch seine eigene Wunde. –

Wir müssen nun aber wieder auf die Gesellschaft zurückkommen, der dieses neueste Ereigniß nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte; die Aerzte, der Kutscher, der die Verwundeten heimgefahren und, wie er nachher wenigstens seinen Bekannten im Vertrauen erzählte, sich aus Neugierde näher an den Kampfplatz geschlichen und die dortigen Vorgänge beobachtet hatte, die Leute im Hause des Rittmeisters und noch Andere, die hier und da Bemerkungen gemacht, lieferten Beiträge, aus denen sich die ganze Geschichte ohne Mühe zusammensetzen ließ. Ueberall sprach man von nichts Anderem und brachte sich in große Aufregung; als ein Wunder konnte es beinahe betrachtet werden, daß die Polizeibehörde taub gegen diesen Sturm blieb und nicht eine Untersuchung anordnete, aber die Beteiligten waren ja alle Fremde, oben ein vornehme Fremde, derenthalben man sich in Unannehmlichkeiten verwickeln konnte, der Hauptschuldige, der Major, war schon auf und davon, und zu viel Lärm konnte den Badeort in schlechten Ruf bringen; deshalb suchte man auf dieser Seite die Geschichte zu ignoriren und todtzuschweigen.

Die allgemeine Theilnahme war nun unbedingt für den Rittmeister, den man schon als einen Sterbenden betrachtete; dem Lieutenant von Kronfeld legte man, besonders die Damen, die Glorie eines Helden und Märtyrers um das Haupt, und hätte er sich nur sehen gelassen und die ihm zugesetzten Huldigungen annehmen wollen, so würde er vielleicht hier das gefunden haben, wonach er in der Heimath schon so lange vergeblich strebte, – eine

glänzende Partie zu machen. Aber leider geht das Glück an den meisten Menschen vorüber, weil sie dafür blind sind oder sich an der Gelegenheit, es zu ergreifen, durch die Verhältnisse hindern lassen, und dem Lieutenant lag jetzt Nichts ferner, als an das Heirathen zu denken.

Wenn man die Leute sprechen hörte, mußte man die Ueberzeugung gewinnen, sie würden den Major zerreißen, wenn sie ihn nur hätten, und für den Prinzen und Clementine erhab sich auch nicht mehr schüchtern eine einzige Stimme. Das Mitgefühl oder die Neugierde ging in den ersten Tagen soweit, daß das Haus des Rittmeisters von Erkundigungen förmlich bestürmt wurde; dem Lieutenant und Wolff riß über diese unzarten Störungen aber doch bald die Geduld, und der Letztere gab, ohne Ansehn der Person, so barsche und unbefriedigende Antworten, daß man sich vorsichtiger zu benehmen genötigt war.

Schon am zweiten Tage wurde der Lieutenant, der am geschlossenen Fenster hinter den herabgelassenen Gardinen saß und mit seinem Fieber und seinen Schmerzen heldenmüthig kämpfte, Zeuge einer ihm auffälligen Scene.

Ein riesenhafter Mensch mit starkem röthlichen Barte, sehr anständig in Schwarz gekleidet, dem man aber doch ansehn konnte, daß er nicht den höheren und gebildeteren Ständen angehörte, betrat den Garten und wandte sich an Wolff, der sich gerade draußen aufhielt, um sich ein wenig zu erholen und hauptsächlich wohl aus dem Grunde, lästige Besuche abzuweisen.

Die Beiden schienen sich anfänglich nicht recht verständigen zu können, und der Lieutenant bemerkte wohl, daß Wolff den Anderen schon von vornherein mit einer so mißtrauischen und grimmigen Miene gemessen hatte, daß noch etwas ganz Absonderliches dahinter stecken mußte. Die Unterhaltung wurde auch immer lebhafter und ungeduldiger; die Beiden sahen aus, als ob sie sich in die Haare fahren wollten. Dem Lieutenant kam schon der beunruhigende Verdacht, daß der Fremde ein Beamter der Polizei sein könne, als Wolff sich kurz umkehrte und in das Haus zurückkam; der Andere ging kopfschüttelnd wieder fort.

»Was war das, Alter?« fragte der Lieutenant, als Wolff vorsichtig die Thür öffnete – der Rittmeister lag in demselben Zimmer – und, noch ganz roth im Gesichte, eintrat.

»Wieder so eine verd– Krankenvisite durch den Bedienten!« brummte der, Alte. »Das Volk ist hier ganz des Teufels!«

»Also ein Bedienter war es? Und von wem?«

»Ich habe den Namen vergessen,« murkte Wolff. »Von einer Dame!«

»Da hätten Sie ein Bischen höflicher sein können,« meinte der Lieutenant lächelnd; – »Sie schienen dem Menschen ja übel mitzuspielen.«

»Nun, weil er ein so gottvergessenes Kauderwelsch redete, daß man immer nur das dritte Wort verstehn konnte, – und dann habe ich den Kerl hier schon einmal umherschleichen gesehn, sogar mitten in der Nacht.«

Der Lieutenant wurde aufmerksamer; er mußte wieder an die Polizei denken. Auf seine Frage berichtete Wolff verdrißlich, was unsere Leser schon wissen, wenn wir ihnen bestätigen, daß der Riese kein Anderer als Ignaz, der Diener Gräfin Bassa's, gewesen war.

Jetzt erst erinnerte sich Kronfeld auf einmal, daß der Rittmeister vorübergehend zu ihm von dem riesenhaf-ten Diener der polnischen Gräfin gesprochen habe, – im Spielsaale hatte er den Menschen nicht beachtet – und, eine sehr ernste Miene annehmend, forderte er Wolff auf, ihm ausführlicher zu berichten.

Wenn der Alte noch keine Gewißheit über das Verhältniß seines Herrn zu der Gräfin besaß, so hatte er unzweifelhaft doch schon eine ziemlich weitgehende Ahnung davon, denn er gehorchte nur mit sichtlichem Wi-derstreben. Ignaz war im Auftrage seiner Gebieterin ge-kommen, hatte, als er den Alten so mürrisch fand, sich auf eine nähere Bekanntschaft der Herrschaften berufen und schließlich doch nur den lakonischen Bescheid da-vongetragen, daß der Rittmeister noch lebe.

»Wenn dieser Mann wiederkommen sollte,« sagte der Lieutenant, den die Theilnahme der Dame rührte, die sei-nem Freunde doch wohl theuer war, und der sich über-haupt nicht gänzlich von der Neugierde losmachen konn-te, – »so will ich selbst ihn sprechen; ich bitte Sie, dann weniger barsch gegen ihn zu sein.«

Der Alte sah ihn verwundert, offenbar voll Mißmuthes an, dann murmelte er zwischen den Zähnen:

»Wie der Herr Lieutenant befehlen! – Aber ich dächte, die Weiber hätten uns schon genug Unglück gebracht!«

Der Lieutenant antwortete Nichts; er wußte, daß Wolff dennoch gehorchen werde.

»Wenn diese Frau ihn wirklich liebt,« dachte er bei sich, – »so hat sie ein Recht, die genaueste Kenntniß von seinem Zustande zu erhalten; sie muß in der Ungewißheit schwer leiden.«

Ignaz kam wirklich schon am nächsten Morgen wieder; mürrisch führte ihn der Alte in das Haus und benachrichtigte den Lieutenant davon, der sogleich aufstand und Jenen in einem anderen Zimmer empfing.

Auch ihm wurde es ziemlich schwer, das gebrochene Deutsch des Bedienten, der sich sehr ehrerbietig benahm, zu verstehn, und sich so auszudrücken, daß er Jenem verständlich wurde; dieser Umstand, sowie die Bemerkung, daß der Mensch nicht mittheilsam sei und wohl auch ganz gemessene Instruktionen habe, verhinderte ihn, Näheres über die Dame zu erfahren. Indessen ließ er ihr seine gehorsamste Empfehlung vermelden und berichtete in der gefälligsten Weise über den Zustand des Kranken, wobei er allerdings beim besten Willen nicht viel Hoffnung geben konnte.

Kaum zwei Stunden später kehrte Ignaz wieder und verlangte, ihn zu sprechen.

»Das haben der Herr Lieutenant nun davon,« murkte Wolff, als er die Bestellung gemacht hatte; – »reichen Sie einem Weibe blos einen Finger, und sie nimmt Ihnen gleich die ganze Hand.«

Der Lieutenant war selbst betroffen; über die Bemerkung des Alten hätte er lächeln mögen, hielt es aber doch für gerathener, ihm einen ernsten, verweisenden Blick zuzuwerfen und zu sagen:

»Ich glaube Wolff, daß diese Dame von Ihrem Herrn etwas achtungsvoller beurtheilt worden ist.«

Der Alte biß sich auf seinen Schnurrbart; er fühlte, daß er zu viel gesagt hatte.

Lieutenant von Kronfeld empfing ein zierliches Billet aus der Hand des Bedienten; dasselbe trug seinen Namen, den der Rittmeister also der Gräfin genannt haben mußte, und als er es erbrach, fand er die Schriftzüge – die Dame schrieb in französischer Sprache – sehr fein und zierlich, aber doch mit einer Hast auf das Papier geworfen, die keinen Zweifel an einer tiefen inneren Erregung ließ.

Der Inhalt überraschte ihn noch viel mehr und versetzte ihn momentan wirklich in große Verlegenheit.

Die Schreiberin, die sich mit ihrem vollen Familiennamen unterzeichnet hatte, – ein Beweis, daß sie ihre Aussassungen vollkommen zu verantworten bereit war, – appellirte zunächst an die Ehre des Lieutenants und seine Freundschaft für einen Mann, den auch sie Freund nennen dürfe, um keiner falschen Beurtheilung ausgesetzt zu sein; sie wisse Alles, was vorgegangen, und durch ihre tiefe Erschütterung darüber dränge sich nur der eine Gedanke, daß der Kranke, vielleicht Sterbende, der Pflege einer weiblichen Hand entbehre, die ihm weder durch die treugesinntesten Männer noch bezahlte Wärterinnen

ersetzt werden könne. Sie wisse, daß er, wenn er bei Bewußtsein wäre, sie nicht zurückweisen würde, sie trage auch den Rücksichten, welche seine und ihre Verhältnisse der öffentlichen Meinung gegenüber erforderten, Rechnung, besitze aber den Muth, soweit diese es gestatteten, ihre Pflicht zu thun. Dann – augenscheinlich von stürmischen Gefühlen hingerissen – bat sie um die Erlaubniß, am Abende den Rittmeister sehn zu dürfen und mit dem Lieutenant zu sprechen, was für denselben gethan werden müsse.

Es ließ sich nicht verkennen, daß dieses Verlangen von einer leidenschaftlichen Frau ausging, die sich über die gewöhnlichen Rücksichten fast zu sehr erhab, aber der Ton des Schreibens war so dringend, es ließ sich zwischen den Zeilen so viel tiefes Gefühl und wahre Theilnahme lesen, daß Kronfeld nicht wußte, ob er die sonderbare Bitte abschlagen dürfe, deren Erfüllung ihm doch in mehrfacher Beziehung bedenklich und gefährlich erschien. Er hatte die Gräfin gesehn, und ihre wahrhaft vornehme Erscheinung ließ keine Zweideutigkeit zu; der Rittmeister hatte sich nur vortheilhaft über sie geäußert und verrathen, daß sie ihm näher stehe, als er, der Lieutenant, billigen gekonnt; wie weit die Rechte gingen, die Einer auf den Anderen hatte, vermochte er aber nicht zu beurtheilen. Dazu kam, daß er selbst sich schon gesagt hatte, was die Dame aussprach, daß der Kranke einer noch sorglicheren oder wenigstens zarteren Pflege bedürfe, als er und Wolff sie ihm bei aller Anstrengung geben konnten, und wo anders her ließ sich dieselbe nehmen?

Der Diener wartete auf Antwort, die er nicht aufschieben konnte, ohne offenbar zu beleidigen; man mag auch behaupten, daß seine alte Leichtfertigkeit wieder ein bisschen in das Spiel kam, als er sich an den Schreibtisch setzte und antwortete, er glaube weder das Recht zu haben, noch besitze er den Willen, die Gräfin in ihren Entschlüssen zu hindern.

Als Ignaz mit diesem Billete gegangen war, kamen ihm wohl neue Zweifel, besonders als Wolff ihn von der Seite so vorwurfsvoll anblickte, als habe er die beiden Briefe gelesen. In der That konnte dieser Besuch seinen Freund kompromittieren, aber setzte sich die Gräfin einem solchen Urtheile nicht noch bei Weitem mehr aus? – Die Hauptsache war, daß sich Nichts mehr ändern ließ.

»Ich wollte, ich wäre nie hierher gekommen!« seufzte der Lieutenant leise. »Aber nein! das ist Feigheit! dem armen Burgstein war ich doch nothwendig!«

Es kostete ihn keine geringe Ueberwindung, Wolff die nothwendige Eröffnung zu machen, daß und welchen Besuch der Kranke am Abende erhalten solle; der Alte schien sehr betroffen darüber zu werden, aber die Ermahnung, die ihm kurz zuvor geworden war, mußte wohl noch nachwirken, denn er schwieg.

Mit wechselnden Empfindungen der Neugierde und Verlegenheit erwartete Lieutenant von Kronfeld die bestimmte Stunde, um die es schon tief dunkelte. Die Gräfin ließ nicht auf sich warten; sie kam zu Fuß, in Begleitung ihres Bedienten, der zu diesem auffälligen Besuche

wieder eine stumpfsinnige oder wenigstens gleichgiltige Miene machte.

Sie war ganz in Schwarz gekleidet, sehr einfach, aber doch elegant, wie immer, und als sie, sobald ihr der Lieutenant im Vorzimmer entgegentrat, den Schleier zurückschlug, bemerkte er, daß sie sehr blaß war und geweint haben mußte. Sie redete ihn in deutscher Sprache, leise, hastig und in unverkennbarer Aufregung an und sagte ihm ungefähr Dasselbe, was sie bereits, gewissermaßen zu ihrer Rechtfertigung, geschrieben hatte.

Auf ihren Wunsch führte er sie ohne Verzug an das Lager des Rittmeisters, bei dem nach einem heftigen Fieberanfall wieder die tiefste Erschöpfung eingetreten war. Als sie das todtenähnliche Gesicht erblickte, zuckte sie sichtlich zusammen und vermochte sich so wenig zu beherrschen, daß sie, in Thränen ausbrechend, vor dem Bette auf die Knie sank.

»Es ist keine Frage, daß sie ihn wirklich liebt!« dachte der Lieutenant bei sich und fühlte sich so gerührt, daß er nicht umhin konnte, ihr alle die schwachen Tröstungen, welche ihm die Aerzte gegeben hatten, mit noch einigen wohlgemeinten Zusätzen zu wiederholen.

Sie dankte ihm nur durch leichte Neigungen des Kopfes; dann erhob sie sich, anscheinend wieder gefaßt, nahm einen Stuhl, den er ihr anbot, und ersuchte ihn mit einer Sicherheit und Würde, denen er Nichts entgegenzusetzen vermocht hätte, ihr von dem Vorgefallenen so viel zu erzählen, als er es einer aufrichtigen Freundin des

Rittmeisters gegenüber – sie gebrauchte auch den Ausdruck »Schwester« dabei – verantworten könne.

Diese Frau übte auch auf Kronfeld einen unwiderstehlichen Zauber aus; er begriff, daß es ihr nicht schwer geworden sein könne, das Herz seines Freundes zu gewinnen, das ja neben der kalten Gattin nur um so mehr das Bedürfniß nach einem freundlichen Entgegenkommen gefühlt haben mußte; in ihrem ganzen tiefernsten, bekümmerten Wesen lag aber Etwas, das ihn fern von dem Gedanken hielt, sich ihr mehr nähern zu wollen, als es eben die vorliegenden Verhältnisse bedingten. Er sprach auch ganz offen zu ihr aus, was er wußte, und sie unterbrach ihn durch keine weitere Frage. Dann ging sie auf die Absichten über, welche Kronfeld in Betreff des Kranken hatte, – ohne jedoch jetzt oder später nur mit einem Worte Clementinens zu erwähnen, – und als er seine Besorgniß darüber äußerte, daß er ihn bald zu verlassen genöthigt sein werde, erklärte sie mit großer Bestimmtheit, sie werde, vollständig ungebunden wie sie sei, den Ort vor der vollständigen Genesung des Rittmeisters nicht verlassen und wolle seine Pflege wenigstens sorglich überwachen, wenn es ihr auch nicht gestattet sei, die ganze Zeit an seinem Schmerzenslager zuzubringen.

Der Lieutenant wagte der sonderbaren, jedenfalls stark emancipirten Frau nicht zu widersprechen, schien es doch, als beanspruche sie noch ein näheres Recht auf den Rittmeister wie er selbst. Sie ging auch sogleich an ihr barmherziges Schwesterwerk und traf so viele nützliche

Anordnungen, die Kronfeld und der alte Wolff trotz allen Eifers übersehn hatten, daß selbst der Letztere, der ab und zu gehn mußte, eine angenehme Verwunderung nicht ganz verheimlichen konnte; seine Handleistungen wurden immer bereitwilliger und sein düsteres Gesicht, das die Dame gar nicht zu beachten geschienen hatte, immer heller und freundlicher.

Als die Gräfin erst nach Verlauf von zwei oder drei Stunden – es war also schon mitten in der Nacht – ging, meinte der Alte kopfschüttelnd, aber nicht mürrisch zu dem Lieutenant:

»Man muß es schon zugeben, daß sie um ein Krankenbette herum Alles besser und sanfter anzufassen versteht, wie Unsereiner, aber –«

Den Nachsatz verschluckte er wohlweislich.

Gräfin Bassa kehrte am nächsten Abende und von da ab allabendlich wieder; ein paarmal konnte der Lieutenant nicht zugeben, daß sie den im wildesten Fieber Rasenden sah; dann fügte sie sich auch jedesmal sogleich, verbrachte aber die gewöhnliche Zeit ihres Aufenthalts in einer Nebenstube, wo Jener sie bei seinem plötzlichen Eintritte mehrmals im inbrünstigen Gebete störte oder in Thränen fand. Zu anderen Zeiten saß sie unermüdlich, selbst bis gegen Morgen, an dem Bette und nahm den beiden allmälig doch ermüdenden Männern die Wache ab; sie hatte wiederholentlich dringend gewünscht, man möge keine fremde Person hinzuziehn, und dies stimmte um so mehr mit des Lieutenants und Wolff's Wünschen überein, als der Rittmeister in seinen Phantasien häufig

über Verhältnisse redete, die man nicht in die Oeffentlichkeit gelangen lassen wollte.

Uebrigens war es merkwürdig, wie fügsam der Patient, der noch immer nicht ein lichtes Bewußtsein erlangt hatte, aus der Hand dieser Frau die ihm verordneten Arzneien, die er sonst heftig von sich zu weisen suchte, auch alle anderen Dienstleistungen annahm; er erkannte sie keinesfalls, aber ihre sanfte Stimme, die bittenden Worte mochten doch an sein Ohr klingen und ihn wohlthätig berühren.

Lieutenant von Kronfeld hatte bei Alledem doch die große Sorge, diese heimlichen Besuche möchten, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, bekannt werden und zu häßlichen Klätschereien Anlaß geben, aber einstweilen erfüllte sich dies noch nicht. Wahrscheinlich hatte die Badegesellschaft die vermeintliche russische Fürstin gänzlich aus den Augen verloren und glaubte, daß sie schon abgereist sei, denn sie erschien weder mehr auf der Promenade noch im Spielsaale.

Das Fieber und die gefährlichste Krankheitskrisis waren glücklich überstanden, als der Lieutenant nicht länger zögern durfte, sich zur Abreise zu rüsten; seine eigene Armwunde war zwar noch nicht geheilt, erregte aber doch keine Besorgnisse mehr.

Es diente ihm immerhin zur Beruhigung, daß er den Rittmeister, für dessen Auskommen, wenn auch erst nach längerer Zeit, die Aerzte jetzt gewisse Hoffnung gegeben hatten, in so guten Händen lassen konnte; Wolff hatte

sich jetzt auch schon mit der Pflegerin seines Herrn ganz ausgesöhnt.

Er konnte nicht mehr dazu gelangen, den Rittmeister zu sprechen, denn nachdem sich die Gewalt des Fiebers gebrochen, lag derselbe wie ein ruhig und fest Schlafender da. Dafür ließ er einen Brief an ihn zurück, in dem er ihm auch für die Zukunft seine guten Dienste anbot, so weit seine Verhältnisse dieselben zu leisten erlaubten, und ihn dringend bat, sich seiner in alter bewährter Freundschaft zu erinnern und ihm auf die eine oder andere Weise bald Nachrichten zukommen zu lassen.

Nachdem er sich von der Gräfin und Wolff verabschiedet und dem bewußtlosen Freunde in wehmüthiger Rührung die Hand gedrückt hatte, reiste er direkt nach seiner Garnison zurück. Er mußte doch unwillkürlich den Kopf darüber schütteln, wie anders Alles gekommen war, als er es sich für diese Vergnügungstour vorgestellt hatte.

Drittes Kapitel. Auf der Felseninsel.

Die eilige Abreise Baron Ewald's war wirklich durch einen Brief veranlaßt worden, den er an demselben Morgen erhalten hatte. Der Inhalt mußte ihn sehr angegriffen haben und von großer Wichtigkeit für ihn sein, denn als er Fritz unverzüglich den Befehl zum Einpacken und Fortschaffen der Koffer auf die Eisenbahn gab, war er sehr blaß gewesen und hatte mit einer bei ihm ungewöhnlichen Heftigkeit gesprochen.

Der bestürzte Bursche hatte keine Ahnung davon, wo hin die Reise gehen solle; aus der Richtung, welche der

nächstabgehende Zug einschlug, schloß er nur, daß sein Herr noch nicht in die Heimath zurückkehren wolle.

Seine Zweifel sollten sich auch so bald noch nicht lösen, denn als Baron Ewald von seinem Bruder zurückkehrte, machte er eine so ernste Miene, daß Fritz keine Frage, die ein wenig zu vertraulich klingen konnte, an ihn zu richten wagte. Die Fahrt begann dann auch unverzüglich.

Sie ging nach Norden; im Fluge wurden mehrere bedeutende Städte passirt, bis man erst am nächsten Tage eine durch ihren großen Handel und Seeschiffahrt berühmte erreichte. Erst als er dieses Ziel vor Augen sah, war dem guten Fritz, der gerade nicht umfassende geographische Kenntnisse besaß, ein Licht aufgegangen; die Erinnerungen aus dem vergangenen Sommer, als er seinen Herrn auch auf der Reise in diese Gegend begleitet hatte, erwachten wieder in ihm, und unwillkürlich überlief ihn ein leiser Schauder, denn er dachte an die Beschwerden einer damals zurückgelegten Seereise, die allerdings nur kurz gewesen war.

»Der Teufel plagt ihn doch nicht, wieder nach der rothen Insel zu gehn?« dachte er bei sich. »Für Unsereinen ist es da gewaltig langweilig, denn auf dem kleinen Stückchen Erde bleibt man der Herrschaft immer unter den Augen, und die Mädchen sind da auch so spröde! – Ach Gott, was würde Rose dazu sagen, wenn sie wüßte, daß bald das Meer zwischen uns liegen wird?« –

Die stillen Seufzer des Burschen änderten aber durchaus Nichts an dem Reiseplane Baron Ewald's. Spät an

Abende war man aus dem Eisenbahnzuge gestiegen, und am frühen Morgen hatte man schon wieder die Planken des Dampfschiffes unter den Füßen; dabei sah der Himmel noch so grau und drohend aus und das Takelwerk machte im Winde so laut die ihm eigenthümliche Musik, daß der arme Fritz schon im Hafen den bitteren Vorgeschmack der Seekrankheit fühlte.

Baron Ewald dachte jedenfalls an ganz andere Dinge, denn nachdem er auf dem Verdecke den ersten besten Platz eingenommen hatte, nahm er, wie er unterwegs schon wenigstens zwanzigmal gethan, jenes Schreiben wieder aus seiner Brieftasche und durchlas es mit tiefgerunzelter Stirn.

Für Fritz blieb es ein vollständiges Räthsel, was der Brief mit der Felseninsel zu thun habe; er vermochte sich nicht zu denken, wer von dort aus seinem Herrn geschrieben haben könne, woraus hervorgeht, daß er bei allem Spionirtalente – natürlich nur im Interesse der Herrschaft, wie er Rosa schon oft versichert hatte, – doch noch nicht hinter alle Geheimnisse Baron Ewald's gekommen war.

Man mag uns verzeihen, wenn wir indiskret in diesen Brief blicken!

Er war von dem Pfarrer der Insel, einem alten, würdigen Manne, gekommen, den man bald kennen lernen soll, und lautete – wir geben von den vier enggeschriebenen Seiten nur einen kurzen Auszug – etwa folgendermaßen:

»Hochgeehrter Herr Baron!

»Als Sie im vorigen Jahre unsere kleine Insel verließen, auf der Sie sich durch eine edle und großherzige That ein bleibendes Andenken zu erwerben gewußt, erzeugten Sie mir die Ehre einer vertraulichen Unterredung, in welcher Sie meiner Aufmerksamkeit, die allerdings auf alle meiner Seelsorge anvertrauten Mitglieder der Gemeinde gerichtet ist, besonders eine hierorts allgemein geachtete, aber durch den unbegreiflichen Willen unseres Herrn schwer heimgesuchte kleine Familie empfohlen. Ich zweifle nicht, daß Ihnen, trotz des Geräusches und der vielen bunten Bilder der großen Welt, in welche Ihr Beruf Sie zurückführte, diese bescheidenen Personen sowie der Auftrag, den Sie mir damals ertheilten, in Erinnerung geblieben sind, und halte es deshalb, Angesichts eines von Neuem den Armen drohenden Schicksalsschlagens, für meine Pflicht, diese Zeilen an Sie zu richten.«

Der Prediger erwähnte nun noch einmal des Interesses und der Wohlthaten, die Baron Ewald der ohne weitere Verwandtschaft hinterlassenen Schwieger- und Großtochter des bei einem muthigen Rettungswerke verunglückten Lootsen Claus Jansen erzeugt hatte, und wir müssen hier dem unseren Lesern bereits Bekannten noch hinzufügen, daß Baron Ewald es nicht dabei bewenden gelassen, den Verwaisten die von den Badegästen gesammelte Unterstützung zu überreichen und sie noch mehrere Male zu besuchen, wobei sein Zartgefühl es indessen nicht über sich vermocht hatte, ihnen direkt eine weitere nothwendige Hülfe anzubieten, sondern daß er dem würdigen Pfarrer, bevor er die Insel verließ, noch eine nicht

ganz unbedeutende Summe übergab, um dieselbe nach bestem Ermessen zu jenem Zwecke zu verwenden. Dabei hatte er den sehr dringenden Wunsch ausgesprochen, daß der Letztere ihm von Zeit zu Zeit über das Ergehen der beiden Frauen Mittheilung machen möge, und weitere thätige Hülfe in Aussicht gestellt. Es mag dahingestellt bleiben, ob der Prediger in dem Allen nicht mehr als den Ausfluß reiner Menschenliebe und christlicher Mildthätigkeit gesehen hatte; er nahm es wenigstens so auf und konnte dies auch mit gutem Gewissen thun, denn der junge Baron hatte sich sein volles Vertrauen zu gewinnen gewußt.

Er war auch seinem Worte treu geblieben; ohne weitere Unterstützungen in Anspruch zu nehmen, hatte er mehrere Male brieflich berichtet, wie er die ersteren im Interesse der Frauen verwandt habe, ohne den Geber zu nennen, der allerdings wohl von ihnen errathen wurde, und wie es überhaupt um ihre Verhältnisse stand. Das Häuschen war noch immer nicht ganz schuldenfrei geworden, aber es ruhten doch keine schwerdrückenden Lasten mehr darauf, die Bedürfnisse der Frauen waren nur gering, und sie würden dieselben durch den Lohn, den sie für ihre geschickten Näharbeiten von den wohlhabenderen Bewohnern der Insel erhielten, reichlich gedeckt haben, wenn die Kränklichkeit Frau Antje's nicht so viel gekostet und überdies der Arbeit Eintrag gethan hätte; sie selbst mußte die letztere häufig aussetzen und die Tochter sie dann pflegen. Dennoch litten sie gerade nicht Noth.

Man konnte nun fragen, warum Baron Ewald, nachdem er sich dieser Frauen doch so warm angenommen zu haben schien, nicht noch mehr für sie that, um sie in ganz wohlhabende Verhältnisse zu versetzen. Der Grund dafür war der einfachste und natürlichste, daß er selbst nämlich durchaus keine überflüssigen Schätze besaß, und wir haben schon gesehen, daß sein Bruder ihn zuweilen auch noch in Anspruch nahm; nebenbei mochte ihn auch sein Zartgefühl abhalten, seine Hülfe in auffälligerer Weise zu spenden, und für den Nothfall hatte er ja eben den Pfarrer angewiesen, sich an ihn zu wenden.

Wir fahren nun in des Letzteren Briefe fort:

»Die Frau,« schrieb er, – »hat sich von dem schweren Schlage, der sie mit dem plötzlichen Tode ihres Schwiegervaters traf, nicht wieder erholt; welche Tröstungen die Religion auch für ein gläubiges Herz hat, so reichen sie doch nicht zu, einen tiefen Schmerz in völlige Vergessenheit zu bringen; Jugend und körperliche Gesundheit haben noch eine Zukunft vor sich, diese arme gebrochene Frau kann nur in die Vergangenheit zurückblicken, die sie so schwer geprüft hat. Ihr Uebel hat sich von Tag zu Tag verschlimmert, trotz der zärtlichen, ächt kindlichen Pflege, welche ihr die in jeder Beziehung brave Tochter angeleiht lässt. Dieses arme Kind opfert sich selbst beinahe auf, indem es sich mit Arbeiten überhäuft, deren pünktliche Besorgung es sich zur Ehrenpflicht gemacht hat, die aber seine Kräfte übersteigen. Ich habe ihr darüber schon mehrmals sanfte Vorwürfe gemacht und sie mit aller Zartheit darauf hingewiesen, daß sie den Absichten

des unbekannten Wohlthäters nicht entspreche, wenn sie ihre Kraft und Gesundheit dergestalt aufreibe, aber ich habe gefunden, daß diese Ermahnungen, obgleich sie mir als ihrem Seelsorger sonst das vollste Vertrauen schenkt, gerade das Gegentheil des Zweckes zu bewirken scheinen. Es liegt ein edler Stolz in ihr, der sich mit dem Gefühl der Dankbarkeit streitet; wenigstens habe ich mir ihr etwas seltsames Benehmen bei solchen Gelegenheiten nur dahin zu erklären vermocht. Ich bin überzeugt, hochgeschätzter Herr, daß Ihre edelmüthige Gesinnung diese Empfindung nicht falsch beurtheilen kann, die für einen festen und ehrenwerthen Charakter, wie ich ihn auch unter meinen Augen als Jugendlehrer Maria Jansen's erstehen sah, unbeschadet der weichen und sanften Weiblichkeit, Zeugniß ablegt.«

Der Pfarrer ließ sich noch ausführlicher und mit deutlich hervortretender Vorliebe für seine ehemalige Schülerin über das Wesen und jetzige Wirken des jungen Mädchens aus. Dann hieß es weiter:

»Ich muß Ihnen nun die betrübende Mittheilung machen, daß das hoffnungslose Leiden der Mutter sich, nach dem Ausspruche des Arztes, überraschend schnell seinem Ende zuneigt; in den letzten vierzehn Tagen hat sie der Rest ihrer gebrochenen Kräfte verlassen, so daß sie bettlägerig geworden ist und in einem bejammerungswürdigen Zustande zwischen Leben und Sterben schwebt; längstens in ebenso langer Zeit wird, aller menschlichen Berechnung nach, der Herr sie von ihrem irdischen Uebel erlösen und ihr Seinen ewigen Frieden geben. Sein Wille

geschehe. – Die arme, schwergeprüfte Dulderin wird zu einem besseren Leben eingehen, und wir dürfen sie darum nicht beklagen. Dagegen drängt sich mir die bange Frage auf, wie sich das Schicksal der verwaisten Tochter, der ein so großer, neuer Schmerz bevorsteht, gestalten wird, und wenn ich auch nicht an des höchsten Herren Gnade zweifle, die sich jedem Seiner Geschöpfe erweist, sowie an der Theilnahme guter Menschen für die Verlassene und schließlich deren vorher besprochenen selbstständigen Charakter, der sich eine Bahn durch die materiellen Sorgen des Lebens brechen wird, so halte ich es doch, gemäß dem mir ertheilten Auftrage, für Pflicht, Sie, geehrtester Herr, Angesichts der nahe bevorstehenden Katastrophe, von den Schwierigkeiten in Kenntniß zu setzen, welche sich auf den nächsten Lebenswegen Maria Jansen's aufthürmen.«

Der Pfarrer erzählte jetzt einfach und kurz, daß der Hauptgläubiger der Familie, der die noch ungelöschten Hypotheken auf das Haus in seinen Händen habe, ein wohlhabender Kaufmann in der nächsten großen Hafenstadt des Festlandes sei. Da sowohl Claus Jansen, der früher einmal Gelegenheit gefunden, diesem Manne einen großen Dienst zu leisten, als seine Hinterbliebenen die Zinsen schon seit Jahren regelmäßig bezahlt hatten, wäre es Niemandem auf der Insel bis dahin eingefallen, daran zu zweifeln, daß er das Kapital, dessen er keinesfalls bedurfte, auf dem Häuschen stehen lassen werde. Vor einigen Wochen sei er, ein älterer Junggeselle, nun

auf der Insel, die er schon früher öfter besucht, erschienen und scheine Maria Jansen mit Anträgen verfolgt zu haben, über deren Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit er, der Schreiber, nicht zu urtheilen vermöge; soviel aber sei gewiß, daß das Mädchen sich denselben nicht geneigt gezeigt und daß, wohl in Folge davon, jener Gläubiger in der rücksichtslosesten Weise sein Kapital gekündigt habe. Kurz und gut, für Marie eröffne sich keine andere Aussicht, als das Haus, an dem ihr Herz gewiß so fest hing, ihre einzige Heimath, binnen kürzester Frist verlassen zu müssen. Das sei eine grausame Lage für das arme Mädchen, und wenn sie auch selbst der aufmerksamsten Beobachtung noch nicht zeige, daß sie verzage, so ließen sich ihre Empfindungen doch wohl leicht errathen und sich ihr nur eine schwere, traurige Zukunft prophezeien.

Der Prediger schloß mit der Versicherung, daß er weit entfernt sei, dem Baron neue Opfer zuzumuthen, und daß er nur dessen ausdrücklichem Willen nachgekommen, indem er ihm diesen Bericht erstattete.

Und dieser Brief hatte Baron Ewald so mächtig aufgeregt, den so schnellen Entschluß zu einer weiten Reise, die für dieses Jahr wohl gar nicht in seinem Plan gelegen, hervorgerufen; ja, es schien sogar, als ob er sich mit seinen Entschlüssen, von denen er sich doch auf einen bestimmten Weg leiten ließ, durchweg noch gar nicht recht klar wäre, als ob ihn mehr sein überwallendes Gefühl, als der überlegende Verstand fortführe.

Fritzens Befürchtungen wegen der schnellen Seereise hatten ihn nicht getäuscht; schon in der breiten Mündung des Flusses gingen die Wellen so hoch, daß der arme Kerl der bösen Seekrankheit vollständig unterlag und alle Grübeleien über seinen Herrn aufgeben mußte, und im offenen Meere wurde es noch viel schlimmer; nur wenige Passagiere wußten sich aufrecht und klaren Kopfes zu erhalten.

Zu den Letzteren gehörte der junge Baron, dem seine Seelenaufregung wohl über die körperliche Schwäche hinforthalf. Als nach mehrstündiger Fahrt die Felseninsel, wie ein Wolkenstreif am Horizonte vor ihm auftauchte, leuchtete es wie heller Sonnenschein über sein Gesicht, obgleich der Himmel sich immer finsterer verhüllt hatte. Wir möchten behaupten, daß er jetzt ganz genau wußte, welches Ziel er vor sich hatte, und daß ihm eine innere Stimme überzeugend sagte, er sei auf dem rechten Wege; ja, es blitzte so kühn und herausfordernd in seinen Augen, wie in denen des siegenden Feldherrn, wenn er alle Chancen auf dem Schlachtfelde für sich gewonnen hat, während er kurz zuvor noch zögerte, die Brücken hinter sich abzubrechen.

Das tüchtige Dampfschiff hatte Wind und Wellen getrotzt und lief wohlbehalten auf die geschützte Rhede bei der Insel, wo es den Anker fallen ließ. Eine Anzahl von Böten, zur Aufnahme der Fremden und deren Gepäcks bestimmt, ruderte schon heran und legte sich seitlängs; sie wurden von älteren und jüngeren Männern geführt,

deren wenn auch nicht schöne, aber doch ausdrucksvolle, weitergebräunte Gesichter, sowie die hohen, kräftigen Gestalten auch den zaghaften Passagieren das Vertrauen erwecken mußten, daß sie sich nicht in zu große Gefahr begäben, wenn sie die auf den Wellen tanzenden Nußschalen bestiegen. Es half auch kein Ueberlegen und Zögern; die Sehnsucht, den Fuß wieder auf festen Boden setzen zu können, war ja schon in das höchste Stadium getreten, und die rothen, fast senkrecht aus dem unabsehbaren Meere aufsteigenden Felsen drüben standen in dem bewegten Chaos so fest und trotzig da, daß das Gefühl der Sicherheit wieder in die muthlosen Herzen einziehen mußte.

Freilich, wer die Geschichte der seltsamen Insel kennt, der erinnert sich, daß sie im Kampfe von Jahrhunderten oder Jahrtausenden doch der unwiderstehlichen Macht des hier vorherrschenden Elements unterlegen ist; er weiß, daß jede anbrausende Welle ihr einen unbemerkbar kleinen Theil entreißt oder abspült und daß nach abermals Hunderten oder Tausenden von Jahren auch diese jetzt noch so imposanten Felsengebilde, die sich bis zu mehr als zweihundert Fuß über dem Wasserspiegel erheben, mit Allem, was sie auf sich tragen, dem grünen Wiesenlande, den stattlichen Häusern und kleinen freundlichen Hütten, dem imposanten weißen Leuchthurme, in die See versunken sein werden, um von den Schiffen gefürchtete Klippen zu werden, wie solche sich

jetzt schon weit und breit umher erstrecken. Man behauptet ja, die Insel habe einst mit dem jetzt acht Meilen entfernten Festlande zusammengehangen, und weiß noch ganz genau, daß sie sieben Kirchspiele mit vielen dazugehörigen Dörfern trug. Die grotesken Felsenhöhlen, die wir bewundernd anstaunen, an der den Stürmen am meisten ausgesetzten Westküste haben die Angriffe des Wassers gebildet, und langsam, aber sicher setzt daselbe sein Zerstörungswerk fort; noch in neuester Zeit sind solche kolossalen Steinmassen, die für die Ewigkeit geschaffen zu sein schienen, zusammengestürzt. Es giebt nichts Irdisches, das Bestand hat, und wo heute das frische Leben lacht, wird morgen der finstere Tod hineinblicken; vielleicht, daß eine Ewigkeit, nach menschlichen Begriffen, darüber vergeht, bis aus den Ruinen wieder neues Leben erwächst! – Aber des Menschen Auge reicht nur über eine Spanne Zeit hinaus; er ist glücklich, wenn er nur für die Gegenwart lebt und die Zukunft vergißt.

Diese Insulaner mögen auch selten daran denken, was nach ihnen kommen wird; für sie steht ihr Land felsenfest, und sie lieben es so treu, wie der Schweizer seine Berge; würde er es für möglich halten, daß auch sie einst zusammensinken können? – Wenn die Insulaner aber durch die häufigen Gefahren, welchen sie die wüthende See aussetzt, der Schweizer in den hohen Schneegebirgen, wo ihn die Lawinen bedrohen, einen ernsten zuweilen träumerischen Blick, in dem gewissermaßen eine Ahnung der Zukunft liegt, gewonnen haben, so giebt

es noch ein lustiges und leichtfertiges Völkchen, das lachend und spottend durch die ganze Welt schweift und auf seine Fahnen die Devise geschrieben hat: »*Après nous le déluge!*« – und daran fehlte es denn auch zur Sommerzeit nicht auf unserer Insel, obgleich dieselbe für die große Welt nur dadurch Beachtung gefunden hat, daß sie Kranken vortreffliche Seebäder darbietet. Unter tausend fremden Gästen befinden sich aber vielleicht nur hundert Kranke, die Uebrigen suchen das Vergnügen und die Zerstreuung, gerade ebenso hier mitten in der Nordsee, wie in dem Badeorte in Süddeutschland, den wir unsren Lesern bereits vorgeführt haben.

Wie dieser zahlreiche Fremdenbesuch ein materieller Segen für die arme, früher von allem Verkehre abgeschlossenen und allein auf den schmalen Erwerb, den sie der See abrangten, angewiesenen Bewohner der Inseln geworden ist, so hat er doch ohne Zweifel nicht den besten Einfluß auf ihr inneres Wesen und Leben geübt, und es ist eine alte und auch leicht erklärlche Erfahrung, die nicht für die angeborene Tugend des Menschengeschlechts spricht, daß die letztere, je länger sie in der Abgeschlossenheit vor der Verführung bewahrt worden ist, um so schneller sich hingiebt, sobald dieser die Thore geöffnet worden sind. Unsere Insulaner sind vor einigen dreißig Jahren, als das Bad eröffnet wurde, ganz andere Menschen gewesen als heute, und mit jedem Jahre steigt diese Veränderung in reißender Progression; bei ihrer Armut hat der Eigennutz eine um so gefährlichere Propaganda gemacht, und schließlich wird der Moral an dem

Untergange der Insel wohl ebenso wenig gelegen sein, als an dem Sodom's.

Man verzeihe uns diese Reflexionen, die wir nicht für überflüssig halten, um unsere Leser in Verhältnisse einzuführen, denen jetzt Baron Ewald von Burgstein entgegenging. –

Als er seinen Fuß von der Schiffstreppe in eines der Böte setzte, erkannten ihn die Fährleute sogleich und begrüßten ihn auf herzliche, biedere Weise. Ohne auf die Verwunderung der anderen Fremden zu achten, drückte er die rauen, schwieligen Hände, die ihm geboten wurden, und antwortete auf die theilnehmenden Fragen nach seinem Ergehen. Er hatte sich ganz nahe zu einem der Ruderer, einem älteren Manne, gesetzt, und dieser führte die Unterhaltung mit ihm fort, während er, im Takte mit seinen Kameraden, den Riemen kräftig ausstrecken ließ.

Baron Ewald brauchte nicht erst nach den Jansen'schen Frauen zu fragen; es war den Leuten noch in guter Erinnerung, wie er sich für sie interessirt hatte, und der Mann gab ihm unaufgefordert dieselbe Auskunft, die er bereits brieflich erhalten, wovon er indessen Nichts erwähnte.

»Es steht traurig um sie,« setzte er achselzuckend hinzu; – »um die theure Medizin zu erschwingen, haben sie sich noch mehr eingeschränkt und wollen ihre Wohnstube an Fremde vermiethen, obgleich der kranken Frau jetzt gerade ein bischen Bequemlichkeit und Ruhe gut thäte und die Marie kaum von ihrem Bette abkommen

kann. Aber auch damit haben sie kein Glück; es ist gewiß ein so sauberes Stübchen, wie man's auf der ganzen Insel nicht besser finden kann, aber den fremden Herrschaften ist das Häuschen zu entlegen und sieht von außen schon zu armselig aus. Wie wär's denn, lieber Herr, wenn Sie sich das Logis einmal ansähen?«

Der ehrliche Fährmann schien sich über seinen plötzlichen Einfall, dem er gewiß schon den sichersten Erfolg beimaß, im Interesse der beredeten Frauen herzlich zu freuen und sah den Baron mit großen, lachenden Augen an; aber dieser, der überhaupt ein sehr ernstes Gesicht machte, schüttelte den Kopf und antwortete kurz, auch ihm sei die Wohnung zu klein.

Schwerlich sprach er wohl die Wahrheit; andere, aus seinem Zartgefühl leicht erklärlche Erwägungen hielten ihn ab, auf das Anerbieten einzugehn.

Der Fischer schien sich darüber zu verwundern und das Fehlschlagen seiner guten Absicht ihn zu verstimmen; er wurde einsybig und ruderte um so tüchtiger.

Die neuen Gäste wurden, sobald sie den flachen Strand, das Vorland des Felsens, erreicht hatten und aus den Böten gestiegen waren, von einer zahlreichen Menschenmenge in Empfang genommen, welche sich aus den Badegästen und Insulanern zusammensetzte und theils durch bloße Neugierde, theils durch die Absicht, den Ankömmlingen Wohnungen und verschiedene Dienstleistungen anzubieten, herbeigeführt worden war. Baron Ewald wurde noch von manchen Einheimischen begrüßt,

zu seiner völligen Zufriedenheit vermochte er aber unter den Badegästen kein bekanntes Gesicht zu entdecken und beeilte sich nun, von seinem wankenden, todesblasen Diener gefolgt, aus dem Gewirre zu kommen.

Er schlug den Weg nach dem sogenannten Oberlande, der Höhe des Felsens, wo das eigentliche Städtchen liegt und zu dem eine breite, vielstufige Steintreppe emporführt, ein und nahm dort sein Quartier in einem der vielen, mit allem festländischen Comfort eingerichteten Gasthöfe. Hier macht er nur eine kurze Toilette und begab sich dann zu dem Pfarrer.

Der würdige alte Herr, dessen wohlwollendes, sanftes Gesicht sofort verrieth, daß er seine Lebensstellung richtig aufgefaßt habe und seiner Gemeinde ein wahrer Seelenhirte sei, war nicht wenig überrascht, als ihm der Baron gegenübertrat, und ein heller Freudenstrahl blitzte in seinen ernsten, klugen Augen auf.

»Sie kommen nicht des Bades wegen auf unsere Insel zurück,« sagte er sogleich, herzlich die ihm gebotene Hand schüttelnd, – »das sieht man, Gott sei Dank, Ihrer frischen Farbe und munteren Haltung an.«

»Nein, ehrwürdiger Herr, ich komme in Folge Ihres Schreibens.«

Baron Ewald erröthete, als ob er sich mit diesem ihm unwillkürlich entschlüpften Geständnisse ein wenig übereilt hätte, aber der Pfarrer kam einer kleinen Notlüge, die er gebrauchen wollte, zuvor, indem er ihm auf das Wärmste für die Theilnahme, die er den armen Frauen schenkte, dankte.

»Sie erfüllen das Gebot Unseres Herrn,« sagte er, – »nicht wie eine unabweisbare Pflicht, auf die uns zufällige Umstände hingewiesen haben, sondern ergreifen mit vollem Herzen die Gelegenheit, das begonnene edle, christliche Werk zu Ende zu führen. Aber Sie bedürfen keiner Lobrede aus eines Anderen Munde, Ihr eigenes Bewußtsein wird sie Ihnen halten. Lassen Sie uns zur Sache kommen, denn jeder Augenblick den wir versäumen, bedrängten Herzen Trost zu bringen, wird ihnen zu Stunden. Was Sie mir auch zu sagen haben, so können Sie gewiß sein, daß ich Ihr volles Vertrauen auf Pflicht und Gewissen heilig halten und rechtfertigen werde.«

Und Baron Ewald mußte dem Pfarrer wohl viel zu sagen haben, denn ihre Unterredung dauerte sehr lange und wurde sehr heimlich geführt, und als sie sich von einander trennten, drückten sie sich die Hände noch viel wärmer, als bei der erstere Begrüßung vorher; der jüngere Mann war sehr erregt, des älteren Mienen drückten eine tiefe Rührung und verdoppelte Achtung aus.

Es war schon Abend geworden, als Baron Ewald aus der Pfarrwohnung geradenwegs nach dem Häuschen der Jansen'schen Frauen ging; eine lästige Beobachtung hatte er dabei nicht zu fürchten, denn Fremde wohnten in dieser abgelegenen Gegend nicht und das arbeitsame Völkchen der Einheimischen ging seinen verschiedenen Geschäften nach.

Als er die Pforte des grünen Gartenzaunes erreicht hatte, blieb er ein Weilchen stehen; wollte er seine eigene

Bewegung unterdrücken oder den Frauen, die ihn vielleicht kommen sahen, Zeit lassen, sich auf seinen Empfang vorzubereiten? –

Es hatte aber nicht den Anschein, als sei er aus dem Innern des Hauses, in dem noch kein Licht brannte, bemerkt und erkannt worden, denn sonst würde man ihn doch wohl willkommen geheißen haben.

Er öffnete die Thür und trat absichtlich stark auf die rothen Ziegel, mit welchen der durch das Vorgärtchen führende Gang gepflastert war. Dort zu Lande pflegt man keine Thür zu verschließen, weil man keine Diebe oder sonst lästige Eindringlinge zu fürchten hat. Da im Hause noch immer Alles still blieb, was ihm eine unheimlich besorgte Empfindung erweckte, klopfte er ohne längeren Verzug an die zur rechten Hand gelegene Thür, die in das Zimmer führte, dessen man sich wohl noch aus unserer früheren Erzählung entsinnen wird und klinkte sie auf, als er nicht von innen zum Eintreten aufgefordert wurde.

Das Gemach, das in der tiefsten Dämmerung lag, war, wie sich dessenungeachtet doch noch bemerkten ließ, schon als Wohnstube aufgegeben und für Fremdenbesuch eingerichtet worden; Niemand befand sich darin. Wie Baron Ewald wußte, lag auf der anderen Seite des Flures nur noch ein sehr beschränkter Raum, den früher der alte Jansen als Schlafkammer benutzt hatte und der sich für die beiden Frauen schwerlich wohnlich einrichten ließ, oben noch ein Dachstübchen, in dem also die Kranke gebettet sein mußte. Welche Entbehrungen hatten sich die Armen in der bisher getäuschten Hoffnung

auferlegt, durch die Vermiethung des unteren Zimmers noch einen kleinen Verdienst zu erwerben!

Der junge Mann wollte die Kranke nicht erschrecken, indem er die schwache hölzerne Stiege hinaufschritte; das bekannte Gemach heimelte ihn auch so verlockend an, daß er beschloß, daselbst zu warten, bis Jemand herabkommen würde.

Jemand? – Wer anders konnte das wohl sein, als Marie Jansen? –

Er setzte sich in den großen Lehnstuhl, der noch wie damals am Fenster stand, und wenn er auch über den Entschluß, den er schon seit der Mittheilung des Fischers im Boote gefaßt hatte, dieses Zimmer zu mieten, aber nicht zu beziehen, sondern den Frauen wieder einzuräumen, nicht lange nachzusinnen brauchte, so fühlte er sich durch die Stille und Dunkelheit, die um ihn her herrschten, doch unwiderstehlich angeregt, anderen Gedanken nachzuhängen. Er sollte aber darin sehr bald unterbrochen werden.

Leichte Schritte näherten sich der Thür, und sein ohnehin schon erregtes Herz begann noch lauter zu klopfen. Marie mußte oben doch den Eintritt eines Fremden vernommen haben und erschrak wohl ein wenig, als sie diesen, sobald sie das Zimmer betrat, in dem Lehnssessel sitzen sah, ohne daß die Dunkelheit ihr erlaubte, seine Gestalt und sein Gesicht deutlich zu erkennen.

Baron Ewald fühlte sich in diesem Augenblicke so leicht und glücklich, daß er alle die traurigen Verhältnisse, um derentwillen er hierher gekommen war, vergaß und sich einen kleinen Scherz nicht versagen konnte.

»Ich hörte,« begann er, sich erhebend, – »daß Sie dieses Zimmer vermiethen wollen, und schon im Dunkeln hat es mir so gut gefallen, daß ich es für mich beanspruchen möchte.«

Das junge Mädchen stutzte bei dem Tone der bekannten Stimme, aber dieselbe mußte ihr noch gut genug im Gedächtnisse sein und ihre Erinnerungen sich schnell sammeln, denn sie stieß einen Ruf der Ueberraschung und die von innerer Bewegung zitternden Worte aus:

»Sie sind es?«

Dem Baron fiel es nicht ein, sich noch länger zu verstellen; er eilte auf sie zu, ergriff ihre Hand und sagte im innigsten Tone:

»Ja, liebe Marie; Geschäfte riefen mich nach der nächsten Gegend des Festlandes, und da konnte ich es denn doch nicht über mein Herz bringen, an der mir stets unvergeßlich bleibenden rothen Insel vorüberzugehen.«

»Sie ist Ihnen also doch noch lieb?« meinte das junge Mädchen mit einem kaum hörbaren Seufzer. »Ach ja! meine Heimath ist doch schön, und ich hänge mit ganzem Herzen daran!«

»Sie möchten sie niemals verlassen?«

»Ich? – mein Gott, wie sollte ich dazu kommen? – Aber gedenken Sie, hier längere Zeit zu verweilen, Herr Baron?«

»Ich weiß es wahrhaftig noch nicht, – das hängt von Umständen ab. Aber freilich, man wird mich bald wieder zu Hause erwarten!«

»Sie sind in diesem Jahre so spät hierher gekommen!«

»Scheint es Ihnen wirklich so? – Haben Sie mich früher erwartet, liebe Marie?«

»Wie sollten wir, da wir keine Nachricht von Ihnen hatten?« erwiderte sie in offensichtlicher Verwirrung. »Haben Sie wohl zuweilen an unseren Herrn Pastor geschrieben?«

»Hat er es Ihnen gesagt?«

»O nein! – Aber er war so gütig, uns öfter zu besuchen, und wenn wir dann wohl nach Ihnen fragten, lächelte er und sagte, er habe gehört, daß es Ihnen wohlgehe. Und dann –«

»Nun?« fragte er, noch immer ihre Hand festhaltend, als sie stockte. »Was wollten Sie sagen?«

»Der Herr Pastor hat so viel Gutes für uns gethan – aber das erzähle ich Ihnen lieber später! Wissen Sie denn schon, daß meine arme Mutter sehr krank ist?«

»Ich habe es, zu meinem tiefsten Bedauern, gehört, als ich kaum die Insel betreten hatte. Aber sorgen Sie nicht zu sehr, liebes Kind; der Pastor versicherte mich, daß der Arzt gesagt habe, die Gefahr sei nicht zu groß, und Sie werden mir nun offen sagen, welche Erleichterungen und Bequemlichkeiten sich der Kranken schaffen lassen.«

Als Marie den Kopf sinken ließ und Nichts antwortete, – der Pastor hatte doch wohl nicht ganz Unrecht gehabt,

als er schrieb, es liege ein edler Stolz in ihr, der sich gegen die Annahme von Wohlthaten sträube, – fuhr Baron Ewald rasch fort:

»Zunächst müssen Sie Ihre Mutter dieses Zimmer wieder beziehen lassen; sie wird sich darin viel wohler befinden als in der engen und gedrückten Dachstube oben. Ich miethe es für mich – einen Fremden können Sie unter solchen Umständen hier unmöglich aufnehmen. Sind Sie damit einverstanden?«

»Aber ich verstehe Sie nicht, Herr Baron! Sie werden doch nicht bei uns wohnen wollen.«

»Das nicht!« erwiderte Baron Ewald, etwas betroffen über den Widerspruch, der in seinen eigenen Worten gelegen hatte. »Ich werde aber, so lange ich auf der Insel bleiben kann, täglich zu Ihnen kommen – wir sind ja alte Freunde, und Ihre Mutter wird mich nicht ausweisen – kurz, ich will mir auch ein Recht darauf erwerben, und morgen, liebes Kind, erwarte ich Sie schon wieder im Vollbesitze Ihres Eigenthums zu finden. Sie werden mir die erste Bitte, die ich bei meiner Wiederkehr an Sie richte, nicht abschlagen; nicht wahr?«

»Ich möchte es gewiß nicht, obgleich – aber wenn Sie meine Mutter gesehen haben, werden Sie begreifen, daß es jetzt unmöglich ist, sie herabzuschaffen; sie ist sehr schwach. Sie machen sich aber gewiß nicht ungern die Mühe, die schmale Treppe hinaufzusteigen? Sie würde sich so sehr freuen, Sie begrüßen zu können, und hier ist es so dunkel –«

Marie schien sich dessen erst jetzt zu erinnern, denn sie entzog dem Baron leise ihre Hand.

»Ich will ein Licht holen.«

»Das ist nicht nöthig, ich folge Ihnen sogleich. Aber würde es nicht besser sein, daß Sie Ihre Mutter ein wenig auf meinen Besuch vorbereitet?«

»Sie haben Recht; in zwei Minuten bin ich wieder hier!«

Sie entschlüpfte ihm so schnell, daß er nicht einmal den Versuch machen konnte, sie noch länger zurückzuhalten, und doch war ihm, als hätte er ihr noch so viel unter vier Augen zu sagen gehabt. Langsam ging er nach dem Fenster zurück, lehnte sich auf die Brüstung und blickte gedankenvoll in die Dunkelheit hinaus; das Herz war ihm wieder recht schwer geworden.

Marie kehrte schon nach kurzer Zeit mit einem brennenden Lichte in der Hand zurück. Sie war jetzt viel gefaßter, sogar heiter und trat mit den ganz unbefangenen Worten ein:

»Was müssen Sie von unserer Gastfreundschaft denken, daß wir Sie hier so lange allein und im Finstern gelassen haben?«

»O, ich bin ja hier zu Hause!« erwiderte Baron Ewald, auch wieder den Ton des Scherzes annehmend.

Er fand jetzt erst Gelegenheit, das Gesicht des jungen Mädchens zu betrachten. Der volle Lichtschein, der darauf fiel, ließ die schönen, regelmäßigen Züge, wie die

ganze Anmuth ihrer Erscheinung recht deutlich hervortreten, aber er mußte doch bemerken, daß es viel bleicher und nicht so blühend wie im vergangenen Jahre war. Seine Beobachtung entging ihr nicht, und sie senkte erträumt die Augen zu Boden.

Beide sagten Nichts, und sie wandte sich langsam, um ihm zu leuchten. Sie stiegen die Treppe hinan und betraten das kleine Gemach, in dem die kranke Frau lag.

Wir sagten schon, daß dies ein enger, niedriger Raum war, der durch die darin neugetroffene Einrichtung auf das Aeußerste beschränkt wurde, aber dennoch war Alles so gut geordnet und sauber gehalten, daß man sich beim Eintritte nicht unangenehm berührte fühlte.

Frau Antje saß aufrecht in ihrem Bette, und wenn die Ueberraschung und Freude ihre eingefallenen Wangen auch ein wenig geröthet und die matten Augen belebt hatten, so bot sie dennoch einen Anblick dar, der an den nahe bevorstehenden Tod erinnern mußte. Ihre Tochter fühlte dies bei dem täglichen Umgange wohl weniger als Baron Ewald, der so lebhaft erschrak, daß er alle seine Kräfte zusammennehmen mußte, um sich zu fassen.

Nach der ersten Begrüßung, die von beiden Seiten heiter sein sollte, aber doch eine sehr traurige Färbung bekam, setzte er sich auf einen Stuhl, der neben dem Bette stand, nieder und behielt die abgezehrte Hand der Kranke, die sie ihm zum Willkommen gereicht hatte, in der seinigen; es war ihm, als müsse er sie an seine Lippen führen, sein übervolles Herz der armen Frau, die gewiß

keine größere Sorge, als die Zukunft ihrer Tochter hatte, zur Beruhigung rückhaltslos ausströmen lassen, aber Marie's Gegenwart hinderte ihn daran; sie hatte sich auf das in kurzer Entfernung gegenüberstehende Bett, ihre eigene sorglich bedeckte Lagerstätte, gesetzt und blickte unverwandt auf den Boden nieder.

Mit einer Theilnahme, wie sie nur ein leiblicher Sohn äußern konnte, erkundigte sich der junge Mann nach dem Befinden der Kranken, und da er bald bemerkte, daß die vorzüglichsten Schmerzen derselben ihren Sitz in der Seele hatten, beeilte er sich, seinen Trost dahin zu wenden. In der zartfühlendsten Weise sagte er der Frau, daß er zu jeder von ihr gewünschten Unterstützung bereit sei. Er hatte noch viel mehr auf dem Herzen und hinderte nicht, daß Marie aufstand und das Zimmer verließ, als ob sie ihre wirthschaftlichen Pflichten dazu aufforderten.

Kaum war sie gegangen, so drückte die Kranke lebhaf-ter seine Hand und fragte in ihrer raschen, fieberischen Weise, ob er es nicht gewesen sei, dem sie durch Vermittelung des guten Pastors die ihr bisher zutheilgewordene Hülfe verdanke.

Der Baron machte einen schwachen Versuch, zu leugnen, aber Frau Antje war gewissermaßen noch ein Naturkind, das seinen Gefühlen ohne Rücksicht Ausdruck geben mußte, und das Bewußtsein, an der Grenze des irdischen Daseins zu stehen, mochte sie mit Ungeduld erfüllen, ihr Herz zu erleichtern.

»Wer Anderes als Sie könnte so viel für uns gethan haben?« fuhr sie dringender fort. »Warum wollen Sie denn

den Segen einer Sterbenden von sich weisen, der dort oben doch bald Alles klar sein wird? – Ja, ich lese die Antwort in Ihren guten, lieben Augen, – wir haben keinen besseren Freund, als Sie! – Ach Herr, Sie haben gethan, was Ihnen Gottes Segen einbringen wird! – Versprechen Sie mir, mein armes, hülfloses Kind auch ferner nicht zu verlassen! – Sie müssen es einer auf dem Todbette liegenden Mutter verzeihen, daß sie dem plötzlich vor ihr erscheinenden Engel das bedrängte Herz öffnet!«

»Beruhigen Sie sich, Frau Jansen,« erwiderte Baron Ewald, auf das Tiefste ergriffen; – »Sie können um ihrer Tochter willen außer aller Sorge sein; wenn Sie, was der Himmel verhüten wolle, bald die Augen schließen, so wird Ihre Marie nicht Noth zu leiden brauchen.«

»O lieber Herr, Sie kennen das Mädchen noch nicht! Jetzt nimmt sie um meinetwillen noch dankbar die Hülfe Fremder an, wenn ich aber todt bin, wird sie trotzig auf ibren eigenen Füßen stehen wollen.«

»Marie trotzig?« fragte Ewald, überrascht, ein solches Urtheil von der Mutter zu hören. »Und bin ich ihr denn ein Fremder?«

»O, verkennen Sie meine Marie nicht! Sie ist nicht stolz, nicht übermüthig. Aber wenn Sie wüßten, wie auf dieser kleinen Insel, wo Nichts verborgen bleiben kann, sich hundert Augen auch auf ein Paar der ärmsten und unglücklichsten Frauen richten, um lieblos zu urtheilen, wenn ihnen Ungewöhnliches geschieht, wie Neid und Mißgunst sich gern eine für uns demüthigende Erklärung

verschaffen! Ach, es ist leider nicht mehr so wie in der guten alten Zeit, wo wir von der großen Welt abgeschlossen lebten! Es sind auch hier Dinge vorgekommen, die unsere Landsleute mißtrauisch gemacht haben, und wenn ein junges Mädchen einen Freund hat, der nicht unter uns geboren worden und aufgewachsen ist, so redet man ihr gleich übel nach. Sehn Sie, das weiß Marie recht gut, und darum allein, lieber Herr, könnte man meinen, daß sie trotzig und stolz wäre.«

»Ich habe Ihre Tochter nie verkannt, Frau Jansen,« antwortete Baron Ewald, die sich in Aufregung redende Frau beruhigend, – »und ich versteh vollkommen, daß Marie sehr vorsichtig sein muß; halten Sie sich dagegen überzeugt, daß ich diese Rücksichten nie aus den Augen setzen und Mittel finden werde, sie so zu stellen, daß auch nicht die böswilligste Verleumdung einen Vorwand gewinnen soll, sich an dieses reine und edle Wesen zu wagen.«

»Aber,« brach er schnell ab, – »setzen Sie mich nun auch ganz offen von allen Marie betreffenden Verhältnissen in Kenntniß, damit ich den sichersten Weg finde, mein Ihnen gegebenes Versprechen halten zu können. Sind Sie überzeugt, daß das Herz Ihrer Tochter noch ganz frei von jeder Neigung ist, sich noch keine Pläne für die Zukunft gemacht hat? – Sie werden die Absicht meiner vielleicht sonderbar klingenden Frage gewiß nicht erkennen?«

Der Baron sprach in gepreßtem Tone; die Frage war ihm offenbar sehr schwer geworden, aber es mußte ihm viel an der Antwort liegen.

Frau Antje schüttelte halb lächelnd, halb trübe den Kopf.

»O, ich verstehe Sie wohl,« erwiederte sie, »und kann Ihnen auf das Bestimmteste sagen, daß Marie noch nie an solche Sachen gedacht hat; für mich ist ihr Herz immer ganz offen gewesen, und ohnedem hätte eine Mutter wohl auch einen scharfen Blick dafür. Ja, wenn sie ihre Augen auf einen braven jungen Menschen geworfen hätte, möchte er auch noch so arm sein und wäre ihr aufrichtig zugethan, so könnte ich das jetzt wohl ein Glück nennen, aber seitdem sie aus der Schule gekommen, hat sie ja kaum eine Freundin gehabt, denn sie konnte von der kleinen Wirthschaft und der vielen Arbeit im Hause nicht abkommen, und außer dem guten Pastor und den nächsten Nachbarn hat an uns arme Leute wohl selten einmal ein Mensch auf der Insel gedacht. Die jungen Burschen wollen jetzt auch bei uns schon höher hinaus; ein glattes Gesichtchen und ein guter Ruf machen's nicht allein –«

»Marie,« unterbrach sie der Baron, der wohl schon wußte, daß die gute Frau sich gern darüber verbreitete, wie seit einer Reihe von Jahren auf der Insel Alles anders – nach ihrer Meinung, schlechter – geworden sei, – »hat also noch nie einen Antrag gehabt?«

Jedenfalls dachte er an die Mittheilungen des Predigers, und wenn derselbe ihn auch wiederholt versichert

hatte, das Mädchen habe eine entschiedene Abneigung gegen die ihr gestellte Zumuthung gezeigt, so wünschte er doch, die Ansicht der Mutter darüber zu vernehmen.

Frau Antje schien doch ein wenig betroffen, wenn auch nicht um die Antwort verlegen zu sein. Eine schwache Röthe trat auf ihre blassen Wangen und in ihre Augen ein aus Schmerz und Unwillen gemischter Ausdruck.

»Sie haben also auch schon davon gehört?« sagte sie. »Hat es sich wirklich auf der Insel schon herumgesprochen? – Manche würden es vielleicht für eine große Ehre halten, besonders für so arme Leute, denen nicht einmal das Dach über ihrem Kopfe gehört, wenn solch' ein reicher Mann, der es bei sich zu Hause doch viel bequemer haben kann, hierherüber auf die Freierei kommt; denn damit hat er's ehrlich gemeint, dafür will ich einstehen, hat er mir doch im Vertrauen Anerbietungen gemacht, die mich selbst eine Weile verblendeten! – Aber ich spreche bunt durcheinander, lieber Herr, so daß Sie mich schwerlich verstehen können, und da Sie nun einmal hier sind und uns auch gewiß einen guten Rath geben werden, will ich es Ihnen lieber von vornherein erzählen.«

»Ich bitte Sie darum, Frau Antje; ich will Ihnen sicher nach bester Kraft und Gewissen rathe.«

»Wenn Marie aber inzwischen wieder herauskommt, wollen wir lieber davon schweigen, denn sie nimmt es sich doch gar zu sehr zu Herzen, daß ich nicht mehr in diesem Hause – ach Gott weiß, wo! – sterben soll.«

»Verlassen Sie sich darauf, daß Sie Niemand von hier vertreiben wird, wenn ich es verhindern kann!«

Freudige Hoffnung leuchtete in den matten Augen der Kranken auf, die sie fragend auf den Baron richtete; dann schüttelte sie aber wieder ungläubig den Kopf, seufzte und meinte:

»Sie wissen ja noch nicht, wie es steht.«

»Darum wollten Sie es mir soeben erzählen,« erwiderte er mit einem gezwungenen Lächeln, das sie beruhigen sollte.

»Es ist kein Geheimniß, die ganze Insel weiß es, und ich rede dem seligen Claus Jansen nicht zu viel nach, weil er mein Schwiegervater war. Es werden nun schon zehn bis zwölf Jahre her sein, – genau entsinne ich mich dessen nicht mehr, – daß in einer stürmischen Octobernacht die Brigg Arethusa auf unseren Nordostklippen strandete; sie hatte ein paar Nothschüsse gethan, blaue Lichter gezeigt, und Alles auf der Insel war in Bewegung. Es war eine schreckliche Nacht, die See ging so wild und hohl, wie ich sie selten gesehen habe, und die Lootsen wollten und konnten nicht hinaus; Claus Jansen allein bestand darauf, – er war allerdings ein erfahrener Seemann, auf den man schon hören konnte, aber sicherlich handelte es sich doch um das Leben – und mein verstorbener Mann, sein Bruder und noch zwei andere uns verwandte Männer gehorchten dem Alten und stiegen zu Boote, wie wir sie auch anflehen mochten, es zu unterlassen. Aber

Sie kennen ja die Schrecken der See in solchen Augenblicken, lieber Herr, Sie haben das Alles hier schon angesehen und – Gott segne es Ihnen! – selbst mitgemacht. Was soll ich Ihnen also viel davon reden? – Genug, sie retteten die ganze Mannschaft kurz, ehe die Brigg in Stücke ging, und dabei war auch ein Passagier, der von Norwegen zurückkam, derselbe Mann, der – – nun, es war der Kaufmann Wollmann, der schon damals ein großes und einträgliches Geschäft mit Colonialwaaren in *** besaß, und aus Dankbarkeit für seinen Lebensretter nahm er sein Quartier, bis sich die Gelegenheit fände, auf das Festland zurückzukehren, bei uns; unten in der Stube hat er drei Wochen lang gewohnt. Damals hatte ich mit meinem Manne noch ein anderes Häuschen zur Miethe, kam aber täglich her, um ihn zu bedienen, und er zeigte sich auch immer als ein sehr lieber und freundlicher Herr. Nun sah er dabei wohl, daß wir nur sehr arme Leute waren, und hörte, daß dieses Haus meines Schwiegervaters über und über verschuldet war. Da drang er dem Alten förmlich das Geld auf, und wir wünschten ihm auch Gottes Segen dafür. Verschreiben ließ er sich die Schuld aber in aller Form, wie's so Kaufmannsart ist, schon um des Lebens und Sterbens willen. Das war auch uns ganz in der Ordnung, und Claus Jansen hat ihm die Zinsen immer zur Stunde bezahlt, auch ich seit dem vergangenen Jahre, wo das große Unglück über uns kam, wie schwer wir das Geld auch oft zusammengebracht haben. Wie konnte es uns also in den Sinn kommen, daß dieser Mann sich uns

als der schlimmste Feind zeigen würde? – und doch ist es nicht anders, lieber Herr!«

Frau Antje erzählte nun in steigender Erregung, wie dieser Herr Wollmann – beiläufig ein Mann von mehr als fünfzig Jahren und keineswegs mit bestechenden körperlichen und geistigen Eigenschaften ausgerüstet – mit Beginn der diesjährigen Badesaison auf der Insel erschienen sei und sie wie ein alter Freund häufig besucht habe; es wäre ihr indessen doch bald aufgefallen, daß er Marien nicht allein Aufmerksamkeiten erzeigte, sondern dieselbe auch geradezu damit belästigte, so, daß das Mädchen ein paarmal ihre Thränen des Verdrusses nicht zurückhalten gekonnt habe. Da er nun wohl die Ueberzeugung gewonnen, weder Herz noch Verstand des Mädchens ließen sich durch eine äußerlich glänzende Zukunft an seiner Seite blenden, habe er sich geradeheraus an die Mutter mit seinen Anträgen, Marie zu heirathen, gewandt. Frau Antje war, wie sie schon vorher gestanden, in der That anfänglich der Meinung gewesen, es könne sich ihrer Tochter ein großes Glück eröffnen, die erste Unterredung mit derselben hatte sie aber des Gegentheils belehrt und sie dies dem Freier auch ohne Rückhalt gestanden. Da kehrte der Mann aber auf einmal eine ganz andere Natur als bisher heraus, war zornig und drohend aufgefahren und hatte endlich in seiner Wuth erklärt, er kündige der Wittwe hiermit sein Kapital auf die in der Schuldverschreibung ausbedungene kurze Frist und wolle mit ihr und ihrer Tochter Nichts mehr gemein haben, falls sie nicht noch anderen Sinnes werden sollten. Diese Frist lief

nun schon in vierzehn Tagen ab, und Herr Wollmann, der inzwischen wieder auf das Festland zurückgekehrt war, hatte bereits dem Gerichte der Insel Anzeige davon gemacht, daß er zur bestimmten Stunde in den Besitz des Jansen'schen Hauses gesetzt zu werden verlange, wenn er sein baares Kapital bis dahin nicht zurückerhalten hätte, wogegen er den Ueberschuß herausbezahlen wolle; andererseits hatte er Frau Antjen durch einen Vertrauten mittheilen lassen, daß er die gemachten Anerbietungen noch nicht zurückziehe und es daher ganz in ihrer und Mariens Hand liege, Alles zum Besten zu wenden.

»Und können Sie mir nun rathen, Herr Baron,« schloß die arme Frau in fieberischer Bewegung, beinahe in Thränen ausbrechend, – »daß ich einem solch' schändlichen Menschen, der gegen ein paar hülflose Frauen Gewalt gebrauchen will, obenein die Tochter und Enkeltochter seines Lebensretters, mein Kind opfern soll? – Meinen Sie auch, daß es eine Thorheit wäre, wenn ich mich lieber von hier aus in das Armenhaus tragen ließe, wo ich ja doch nicht mehr viel Tage zu verleben haben werde, und wenn Marie sich hier oder drüben auf dem festen Lande einen Dienst suchte?«

»Nicht doch, Frau Antje!« unterbrach sie Baron Ewald, dessen sonst so ruhiges und sanftes Gesicht während der Erzählung den Ausdruck zorniger Erregung angenommen hatte, – »so weit darf und wird es nicht kommen. Wie hoch beläuft sich denn die Forderung dieses elenden Menschen?«

Frau Antje nannte eine Summe, die allerdings kein großes Vermögen repräsentirte, über die der junge Mann auf der Stelle aber doch nicht disponiren konnte, selbst würde sie in Zeit von vierzehn Tagen schwerlich sein Verwalter zu beschaffen vermocht haben, er hätte gerade in eigener Person nach Hause reisen und sich gar kein unbedeutendes Opfer und Mühen auferlegen müssen. Ehe er ein festes Versprechen geben konnte, war doch noch Mancherlei zu erwägen, und er schwieg, nachdenklich vor sich hinblickend.

Die Kranke hatte vielleicht doch eine bestimmtere Hoffnung auf ihn gesetzt, zu der seine vorherigen zuversichtlichen Tröstungen sie wohl berechtigen konnten, jedenfalls aber war sie, als sie sich in derselben getäuscht finden mochte, doch weit entfernt davon, ihm einen Vorwurf daraus zu machen und an seinem guten Willen, ihr beizustehn, zu zweifeln; sie sagte nur leise und in recht traurigem Tone:

»Sehen Sie, die Summe ist zu groß, als daß wir daran denken könnten, sie zu erschwingen. Es ist traurig, daß ich in meinen letzten Tagen noch aus diesem Hause, das mir eine liebe Heimath geworden ist, ziehen und mich wahrscheinlich von meinem Kinde trennen muß, aber der liebe Gott wird mich dennoch in Frieden sterben lassen und Marie in seinen Schutz nehmen; es muß wohl so nothwendig und besser für uns sein!«

»Frau Antje,« erwiderte Baron Ewald lebhaft, indem er noch einmal ihre Hand ergriff, – »ich bin heute noch nicht in der Lage, Ihnen bestimmte Schritte, die ich in

dieser Angelegenheit zu thun gedenke, bezeichnen zu können, aber verlassen Sie sich darauf, daß Ihre Befürchtungen sich nicht erfüllen sollen, ohne daß Sie und Marie diesem hartherzigen Gläubiger ein gutes Wort zu geben brauchen.«

»Nein, mein Herr,« meinte die Frau, den Kopf schützend, – »Sie haben schon genug für uns gethan und sollen sich unseretwegen nicht in Ungelegenheiten bringen. Wenn Marie das hörte, wäre sie im Stande –«

»Doch nicht, diesen Herrn Wollmann zu heirathen?« ergänzte Baron Ewald, als sie stockte, mit erzwungenem Lächeln.

»Das verhüte Gott! Sie gäbe damit Leib und Seele fort. Und doch, im tiefsten Vertrauen gesagt, glaube ich bei nahe, daß sie sich in ihrer Verzweiflung schon zuweilen solche Gedanken gemacht hat.«

Der Baron erschrak sichtlich.

»Dann,« sagte er, – »ist es unsere Pflicht, sie nicht in dieser hoffnungslosen Verzweiflung zu lassen, die auch den klarsten Verstand verwirren und zu übereilten unse ligen Entschlüssen treiben kann. Ich nehme es auf mich, deshalb mit ihr zu sprechen.«

Der Baron und die kranke Frau redeten noch eine Weile leise und angelegentlich miteinander, woraus die Letztere doch Trost und mehr Zuversicht zu schöpfen schien, bis sie durch den Wiedereintritt des jungen Mädchens unterbrochen wurden, das inzwischen wirthschaftlichen Pflichten nachgegangen war, womit es sich wenigstens entschuldigte.

Baron Ewald kam jetzt auf die schon einmal angeregte Idee zurück, die untere Wohnstube zu mieten, indem er vorgab, es werde später einer seiner Freunde auf der Insel eintreffen, der ihm einen solchen Auftrag ertheilt habe, und den er in jeder Beziehung empfehlen könne; daß dies nur ein rücksichtsvoller Vorwand für seinen Wunsch war, den Frauen mehr Bequemlichkeit zu schaffen und einen sie belästigenden Fremden fernzuhalten, schimmerte ziemlich deutlich durch, aber es ließ sich am Ende Nichts gegen sein Anerbieten einwenden, ohne ihn zu verletzen, und der Handel wurde abgeschlossen; dagegen weigerte sich Frau Antje auf das Bestimmteste, einstweilen wieder diese Stube zu beziehen, indem sie sich auf die Schwierigkeiten der Umsiedelung bei ihrem leidenden Zustand berief; hiervon wenigstens mußte der Baron endlich abstehen.

Er ging mit dem Versprechen, schon am folgenden Tage wiederzukommen, nachdem er der kranken Frau noch einen bedeutungsvollen, beruhigenden Blick zugeworfen hatte; mit Marien wechselte er nur noch wenige Worte, da er sie erst reiflich zu überlegen gedachte, wie er sich seiner nicht leichten Aufgabe bei ihr am besten entledigen könne.

VIERTES KAPITEL. HALBE GESTÄNDNISSE.

Obgleich Baron Ewald sich nach der langen und anstrengenden Reise ohne Zweifel nicht wenig ermüdet fühlten mußte, dachte er, sobald er nach seiner Wohnung zurückgekehrt war, doch nicht daran, sich niederzulegen,

sondern schrieb einen langen Brief an den Gutsinspektor seines Bruders, der in der Zeit seiner Abwesenheit auch sein Vorwerk mitverwaltete, gab ihm ausführlich die Mittel und Wege an, wie sich eine Summe, deren er bedurfte, flüssig machen lasse, und ersuchte ihn, ihm dieselbe so schleunig als möglich nach der Insel zu senden; gleichzeitig theilte er ihm mit, daß er wohl genöthigt sein könne, sich daselbst noch drei bis vier Wochen lang aufzuhalten. Dieses Schreiben sollte schon am nächsten Morgen abgehen, was auch wirklich geschah.

Dann saß er noch lange wach und dachte darüber nach, was ihm jetzt zu thun obliege.

Es wird unseren Lesern wohl schwerlich noch ein Geheimniß geblieben sein, daß Baron Ewald durch noch viel wärmere Gefühle und weiter hinausreichende Absichten, als er ihnen ausgesprochen hatte, an die Jansen'schen Frauen gefesselt wurde, und wir dürfen es nun wohl mit einem Worte frei heraus sagen, daß er Marie liebte. Bei der Reinheit und Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnungen, der Festigkeit und Ruhe seines Charakters wäre jeder Zweifel an seiner Empfindungs- und Handlungsweise wohl überflüssig.

Zunächst hatten jedenfalls die eigenthümliche Schönheit des Mädchens, sowie die aufregenden Umstände, unter denen er sie kennen lernte, einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht; seinem Mitleiden that er nun durch die Unterstützungen, die er den Frauen zukommen ließ, Genüge, und eine ganz seelenlose Schönheit, körperliche

Vorzüge allein würden ihn auch schwerlich auf die Dauer gefesselt haben, war er in den höheren Gesellschaftskreisen, in denen er sich häufig bewegt, doch zweifellos schon blendenderen weiblichen Erscheinungen begegnet. Jener erste Eindruck diente daher nur als Grundlage für das sich Marie zuwendende und in Folge noch anderer Ursachen rasch wachsende Interesse.

Die natürliche, auch im einfachsten Gewande bezauernde Anmuth, die nur aus ächt weiblich fühlender Seele hervorgehen kann und alle angelernte Koketterie weit hinter sich lässt, wie das Licht der unumwölkten Sonne die glänzendste künstliche Beleuchtung der aus ungewählten Worten zuweilen herausstrahlende lebendige Geist und das ohne künstliche Bildung so richtige Gefühl, die Reinheit und Sanftmuth des Herzens, die sich in der Erfüllung der kindlichen Pflichten und der wahrhaft religiösen Ueberzeugung schwerem Unglücke und bitterer Noth gegenüber bewährten, – diese ihm bei näherer Beobachtung klar werdenden Vorzüge Mariens waren es, die immer festere Banden um Baron Ewald's für alles Schöne und Edle empfängliche Herz legten und ihn die Ueberzeugung gewinnen ließen, Marie sei eine bisher zu wenig beachtete Perle von unschätzbarem Werthe, wie er sie in der großen Welt nicht wiederfinden werde und deren Besitz einen Mann, der wenigstens keine anderen Anforderungen wie er stellte, wahrhaft reich machen könne.

In dem freundschaftlichen Vertrauen, das sich bei den eigenthümlichen Umständen dieser Bekanntschaft sehr bald zwischen dem Mädchen und ihm bildete, fand er

hinreichende Gelegenheit, seine Prüfung fortzusetzen und sich in seinen Ansichten zu bestärken, so daß sie ihm zur unumstößlichen Gewißheit wurden und jenen Wunsch in den Vordergrund seiner Seele drängten. Marie schien dies nicht zu ahnen oder, wenn dies dennoch geschah, mußte sie den Abstand ihrer gegenseitigen Lebensstellung für zu weit halten, um sich dem Gedanken hinzugeben, daß derselbe durch eine tiefempfundene Sympathie auch äußerlich ausgeglichen werden könne; es war gewiß, daß sie ihn achtete und schätzte wie den besten Freund, wenn ihr Herz aber noch eine wärmere Empfindung für ihn barg, so wußte sie dieselbe zu besiegen oder wenigstens zu verstecken.

Theils dieser Zweifel an ihren Gefühlen, theils und noch mehr die Erwägung, daß es ein außerordentlicher Schritt, der lästiges Aufsehen erregen und, wenn nicht mit eiserner Consequenz und Hintenansetzung mancher schuldigen Rücksichten durchgeführt, bedenkliche Folgen haben könnte, sein würde, wenn er der armen Insulanerin sein Herz und seine Hand öffentlich geben wollte, hielten Baron Ewald im vergangenen Jahre ab, einen entscheidenden Entschluß zu fassen und sich offen auszusprechen. Man würde ihn gänzlich erkennen, wollte man annehmen, er habe sich vor dem Urtheile der Welt und ihres Auftretens gegen eine sogenannte Mesalliance gefürchtet; er dachte vorzüglich nur an die Mißbilligung seines Bruders, an die Kämpfe, denen eine junge, mit den gesellschaftlichen Formen nicht vertraute Frau

unter solchen Umständen ausgesetzt sein würde, an seine keineswegs glänzenden pekuniären Verhältnisse, welche solche nur erschweren konnten, wohl auch daran, was nämlich auch der Rittmeister besonders betont hatte, daß die Wiederherstellung des verlorengegangenen Reichthums und Glanzes der Familie in seine Hand gegeben sei, – und wie könnte man es gerechterweise Jemandem verdenken, daß er noch ein Andenken für solche ihm so naheliegenden Traditionen hat? – und endlich war er überhaupt nicht der Mann, der sich auch von edlen Leidenschaften schnell fortreißen ließ, ganz im Gegensatze zu seinem Bruder, sondern hielt es für nothwendig, auch sich selbst einer längeren Prüfung zu unterziehen.

Kurz, ohne die geringste Veränderung in seinen Empfindungen und Wünschen zu verspüren, entschloß er sich damals, die Insel zu verlassen, ohne Marie oder deren Mutter eine Andeutung von Dem, was in seinem Innern vorging, zu geben.

Später hatte er dies mehr als einmal bereut; gerade das Verhältniß zwischen seinem Bruder und dessen Gattin, das seiner Beobachtung so nahe lag, die unwillkürliche Vergleichung Clementinens, die doch immer als eine Dame von Welt betrachtet werden konnte, wenn man auch ihre Verbindung mit dem Rittmeister zuweilen eine Mesalliance nannte, mit Marie Jansen, erhob die Letztere noch bei Weitem in seinen Augen, und das Unglück seines Bruders machte ihm die Thorheit der gewöhnlich geltenden Begriffe und Rücksichten recht einleuchtend.

Die Sehnsucht nach der rothen Insel, von deren Bewohnern er nur den Eindruck mitgenommen hatte, daß sie unverfälschte Naturkinder und als solche recht glücklich und über alle Erbärmlichkeiten des Lebens, wie es die sogenannte Civilisation geschaffen hat, erhaben seien – man vergesse nicht, daß wir früher schon behaupteten, auch dort sei Vieles Schein und Trug, – überkam ihn oft, er dachte mit Angst daran, daß Marie ihn vergessen und ihm verloren gehen könne, und wäre am liebsten auf der Stelle zu ihr zurückgekehrt, um immer dort zu bleiben oder sie mit sich auf sein kleines Besitzthum zu führen, das ihm jetzt so leer und öde wie noch nie vorkam, aber er war, wie schon gesagt, kein schwärmerischer Phantast, der sich zu leicht von solchen Aufwallungen fortreißen ließ, er erwog auch die Wirklichkeit und bedachte, daß die Insel im Winter kaum zu erreichen sei, daß er zu Hause nicht entbehrt werden könne, seinen Bruder durch die Eröffnung eines solchen Entschlusses vor den Kopf stoßen und sich vielleicht für immer mit ihm verfeinden würde, und endlich, daß Marie ihn nicht vergessen werde, wenn sie ein Gefühl in ihrem Herzen verschlossen hielt, bei dessen Mangel ihm und ihr doch nie ein wahres Glück erblühen konnte.

Daß er dessenungeachtet nicht Alles dem Zufalle überließ und die Jansen'schen Frauen nicht gänzlich aus den Augen verlor, beweist seine Correspondenz mit dem Pastor der Insel, die auch viel zu seiner Beruhigung beigetragen hatte. Der vorher angedeutete Kampf in seinem Innern war noch nicht völlig entschieden, da sich ihm

immer wieder neue Ueberlegungen aufdrängten, – ein Beweis, wie viele Hindernisse seinen Wünschen im Wege lagen, – als dieser Sommer herankam; jedenfalls trat sein Verstand aber immer mehr auf die Seite seines Herzens. Deshalb hatte er um so eher dem Dringen des Rittmeisters, das vielleicht auf einer bloßen Laune, vielleicht aber auch auf dem wirklichen Bedürfnisse beruhte, eine ihm treuerggebene Seele, der er zuweilen seine Bedrängnisse offenbaren konnte, zur Seite zu haben, nachgegeben, nach jenem Badeorte zu gehen, in dem sich die ersten Ereignisse unserer Geschichte entwickelt haben, war aber sofort nach der Insel geeilt, als er seine Anwesenheit daselbst im Interesse der Frauen und seiner eigenen Pläne für nothwendig hielt, und jetzt zum schnellen und entschiedenen Handeln entschlossen.

Daß er Frau Antje nicht mehr eine nachhaltige Hülfe bringen könne, mußte er, zu seinem schmerzlichen Bedauern, einsehn; es konnte sich nur noch darum handeln, ihr Beruhigung für die letzten Lebensstunden zu schaffen, und eine solche war nur durch die Feststellung einer glückverheißenden Zukunft für ihre Tochter zu erreichen. Mehr noch lag ihm selbst die letztere, die ja auch mit seiner eigenen so eng verknüpft war, am Herzen.

Er war nicht reich, besaß aber doch die Mittel, eine anspruchslose Frau in seinen Stand einzuführen und ihr ein immerhin behagliches Leben, das durch innige, eheliche Liebe beneidenswerth gemacht werden konnte, zu sichern; im Vergleich zu den traurigen Aussichten, die sich, aller Berechnung nach, Marien eröffneten, wenn sie auf

der Insel blieb, mußten die, welche er ihr bieten konnte, beinahe glänzend genannt werden. Er war auch unabhängig, das heißt, wenn er sich über die Meinung der Welt, die ja meistentheils einmal geschehene Thatsachen auch anzuerkennen pflegt, und über das zweifellos harte, aber ungerechte Urtheil seines Bruders hinwegsetzen wollte. Gerade der letzte Punkt lag ihm am schwersten auf dem Herzen, denn er liebte den Rittmeister ja mit aufrichtiger Brüderlichkeit.

Bei Alledem fühlte Baron Ewald, daß er die Entscheidung jetzt nicht länger hinausschieben dürfe und daß der lange in ihm überlegte Entschluß auch reif geworden sei: Marie sollte seine Frau werden – und nun keine weitere Ueberlegung mehr deshalb, kein Seitenblick auf die sich seinem bewußten Willen ohnmächtig entgegenstellenden Rücksichten, wie nahe sie ihn auch berühren mochten! Er wollte jetzt für sie und für sich handeln, – wer durfte ihm vollgiltigere Rechte entgegenstellen? –

Er sprang auf und mußte im Zimmer umhergehen, denn das Herz war ihm zum Zerspringen voll – nicht etwa von Besorgnissen, die mit diesem letzten festen Entschlusse auf einmal gänzlich geschwunden zu sein schienen, sondern von Freude und Ungeduld. Er blickte in eine Zukunft voll lachender Bilder hinein und hätte diese flüchtigen Phantasiegestalten schon jetzt festhalten mögen.

Und plötzlich blieb er doch wieder stehen, und seine klar, gewordene Stirn faltete sich von Neuem. Fehlte ihm zu dem geträumten Glücke nicht noch die Hauptsache –

Mariens Einwilligung? – War es nicht eine eitle Ueberhebung von ihm gewesen, wenn er bisher kaum daran gedacht, dieselbe vielmehr für selbstverständlich gehalten hatte? – Es fiel ihm auf einmal wieder ein, was die eigene Mutter an diesem Abende von dem Stolze des Mädchens gesprochen hatte, einem Gefühle, das er in dieser Bedeutung nur hochachteten konnte, und er zweifelte nicht, daß Frau Antje einen ganz richtigen Blick in die Seele ihrer Tochter gethan habe, – auch der würdige und kluge Pastor hatte ja Aehnliches geäußert.

Wenn Marie ihn nicht wirklich liebte, so wies sie seinen Antrag zweifellos ebenso entschieden zurück wie den des Kaufmanns Wollmann, der ihr gewiß noch glänzendere Aussichten eröffnet hatte. Dieser sogenannte Stolz konnte sogar so weit gehen, daß sie ihre eigenen Gefühle und Wünsche verleugnete um ihn nicht in den Kampf hineinstürzen zu wollen, den er selbst ja schon vorausgesehn. Er hatte ja auch noch keinen einzigen Beweis dafür, daß sie ihm mehr als Achtung und Freundschaft zutrug; er konnte auch diese bei ihr verscherzen, wenn er siegesbewußt mit seinem Antrage hervortrat.

Baron Ewald gerieth jetzt in alle die quälenden Zweifel, mit denen sich Liebende herumschlagen, bevor sie das Bekenntniß der Gegenliebe erhalten haben, und zu seinem Schrecken fühlte er diesen gegenüber seinen Muth bedeutend mehr herabgestimmt als durch seine früheren Erwägungen, die ihm nun recht thöricht und unbedeutend vorkamen. Indessen beruhigte sich auch

dieser Sturm allmälig wieder; sein reines Bewußtsein, einem edlen Ziele zuzustreben und Mariens wahres Glück vor Augen zu haben, trug ihn darüber hinfort. Er legte sich endlich mit dem Vorsatze nieder, nicht einen stürmischen Antrag zu stellen, sondern nicht schneller, wie es die Verhältnisse erforderten, das vielleicht Nichts ahnende Mädchen darauf vorzubereiten. –

Als Ewald, dem es nicht einfiel, sich unter der Badegesellschaft bekannt zu machen, während man ihn von dieser Seite doch sofort mit aufmerksamen Augen zu betrachten begann, weil man ihm den Cavalier ansah und überdies noch seinen Namen erfahren hatte, am folgenden Tage das Jansen'sche Haus wieder betrat, fand er da selbst Alles wie gestern. Es war ganz natürlich, daß Marie ihm entgegen kam, aber er pries dies doch als einen glückbedeutenden Zufall und freute sich noch mehr über ihr sanftes Erröthen als ihren freundlichen Willkommensgruß.

Seine erste Frage galt dem Befinden Frau Antje's; sie hatte gerade einen ruhigeren Schlaf gefunden, als gewöhnlich in letzter Zeit, und da man denselben nicht stören durfte, blieb dem jungen Mädchen wohl nichts Anderes übrig, als den werthen Gast in das Zimmer zu ebener Erde treten zu lassen, auf das er ja auch als sein Eigentum Anspruch machen durfte; jedenfalls wäre es unhöflich gewesen, hätte sie ihn dort allein lassen wollen, da er gerade den entgegengesetzten Wunsch zu erkennen gab.

Es würde zu weit führen, die Unterhaltung der Beiden, die sich übrigens in den nächsten Tagen unter ganz denselben Verhältnissen fortsetzte, Wort für Wort wiederzugeben. Unangenehm war Marien dieses Zusammentreffen jedenfalls nicht, denn sie würde sich ihm unter nahe liegenden Vorwänden ja leicht zu entziehen vermocht haben, und doch blieb sie jedesmal so lange mit dem Baron unter vier Augen beisammen, bis sie ihn zu ihrer Mutter führen konnte; sowohl seine bescheidene Zurückhaltung, wie das eigene Bewußtsein, daß sie ein achtungsvolles Entgegenkommen verdiene und sich vor jeder unwillkommenen Zudringlichkeit zu schützen verstehe gestatteten ihr diese Freiheit.

Es lag am nächsten, daß sie über die ihnen augenblicklich so nahetretenden Verhältnisse sprachen. Marie wußte, daß sie ihre Mutter bald verlieren würde, wenn ihr der Arzt die große Nähe dieser Entscheidung auch bisher verschwiegen hatte; die Thränen traten ihr in die Augen, wenn dieser Punkt nur leise berührt wurde, was sich nicht umgehen ließ, aber sie wußte einen leidenschaftlichen Ausbruch ihres Schmerzes noch zurückzuhalten, jedenfalls weil sie sich fest vorgenommen hatte, den vielen bevorstehenden Schicksalsschlägen einen besonnenen Muth entgegenzusetzen, hatte sie doch Niemand, auf dessen Unterstützung sie dabei mit Sicherheit rechnen durfte. Jetzt sagte ihr Baron Ewald allerdings, daß er sie unter keinen Umständen verlassen werde, aber er sprach sich doch nicht bestimmt darüber aus, in welcher Weise er dies durchzuführen gedachte, und eine rein

pecuniäre Hülfe von seiner Seite mochte ihrem Gefühle widerstreben.

Sie antwortete ihm darauf mit zu Boden gesenkten Blicken, daß sie durchaus nicht um sich, sondern nur um ihre Mutter sorge, und als er sie fragte, was sie zu beginnen beabsichtigte, wenn der schwere Verlust sie getroffen hätte, erwiderte sie gerade heraus, sie wolle dann die Insel verlassen und hoffe, in der nächsten Stadt des Festlandes sich durch ihrer Hände Arbeit eine bescheidene Existenz gründen zu können.

Ewald hatte so viel davon gehört, wie fest diese Insulaner an ihrem kleinen rothen Felsen hingen, – es ist ja auch eine leicht erklärlche Erfahrung, daß die Heimat um so theurer wird, je beschränkter sie mit allen ihren Lebensverhältnissen ist, – daß ihm diese Aeußerung des jungen Mädchens eine große Besorgniß vom Herzen nahm. Man hätte es grausam nennen können, daß er ihr vorstellte, mit welchen Schwierigkeiten ihr Vorhaben zu kämpfen haben würde, hätte er nicht schon einen andern Plan fertig gehabt, mit dem er sich nur nicht so schnell herauszutreten getraute.

Auch auf den Kaufmann Wollmann lenkte er das Gespräch und gestand, daß er dessen Antrag kenne. Marie verwahrte sich mit ungeheuchelter Entrüstung dagegen; er konnte daraus die volle Ueberzeugung gewinnen, daß er in dieser Beziehung Nichts zu fürchten habe. Aber was dagegen zu hoffen? – Er sprach viel von seinen eigenen Verhältnissen, die er wahrheitsgetreu aufdeckte, wie

er es keinem anderen Menschen gegenüber gethan haben würde, er verflocht darin seine Ansichten über die Wahl einer Lebensgefährtin und sprach eigentlich Alles aus, was er in dieser Beziehung sich selbst gesagt hatte, – Marie widersprach ihm nicht, denn sie wagte einem so weit über ihr stehenden Manne wohl gar nicht ihre Meinung geltend zu machen, die sich ja nicht auf Erfahrung, sondern nur auf das natürliche Gefühl stützte, aber er bemerkte doch, daß sie solche Reden in Verwirrung setzten und daß sie darüber schnell hinfortzukommen suchte; diese Befangenheit konnte er sich nur günstig deuten. Daß er ihrem Herzen schon um Vieles nähergetreten war, unterlag keinem Zweifel, und mehr als einmal schwebte ihm das entscheidende Wort auf der Zunge, aber es wollte sich nicht aussprechen lassen, er suchte noch nach immer neuen Beweisen, daß es eine willkommene Aufnahme finden werde, und vergaß darüber, daß das Verhängniß gerade unter solchen Umständen schon oft sein unerbittliches »Zu spät!« gerufen hat. –

Es war acht Tage nach seinem Eintreffen auf der Insel, als er Abends wieder in hoher Aufregung, die er sich durch diese aus seinem Zartgefühle hauptsächlich entsprungene Unentschlossenheit bereitete, nach Hause zurückkehrte. So klein die Insel auch war, hatte Fritz die Wege seines Herrn auf derselben doch noch nicht auszuspioniren gewußt, denn der Baron ging um der Frauen willen sehr vorsichtig zu Werke, und war also auch nicht

im Stande gewesen, einen mehrere Stunden zuvor eingetroffenen Brief, der den Vermerk: »Gefahr im Verzuge!« trug, an die Adresse zu bringen.

Baron Ewald war äußerst betroffen, als er diese Aufschrift las und die Handschrift des Gutsinspectors erkannte. Hastig erbrach er das Siegel und fand neben einer kurzen Benachrichtigung, daß das verlangte Geld in so kurzer Zeit noch nicht zu beschaffen gewesen sei, aber baldmöglichst erfolgen solle, als Einlage den Brief Lieutenants von Kronfeld, der ihm das seinem Bruder widerfahrene schwere Unglück meldete.

Man wird sich leicht vorstellen können, daß diese dem ehrenwerthen jungen Manne ganz ungeheuerlich erscheinenden Thatsachen einen um so erschütternderen Eindruck auf ihn machten, als er sich des Vorwurfs nicht erwehren konnte, er selbst sei im Begriffe, dem Rittmeister eine schmerzliche Enttäuschung zu bereiten.

Aber daran war ja für den Augenblick kaum noch zu denken. Was mußte der arme Bruder leiden, wenn sich überhaupt noch hoffen ließ, daß er unter den Lebenden war? Der Brief hatte, um an ihn zu gelangen, ja einen so großen Umweg gemacht und so langer Zeit bedurft, daß inzwischen schon die schlimmste Entscheidung eingetreten sein konnte. Wenn dies aber nicht der Fall war, so fühlte der Rittmeister gewiß die heißeste Sehnsucht, ihn zu sprechen und ihm Aufträge wegen der zu ergreifenden Maßregeln zu geben. Es konnte für ihn keine heilige Pflicht geben, als dieselben zu übernehmen, ihm

lag es jetzt ob, die gekränkten Ehre seiner Familie zu rächen oder wenigstens, so weit es sich noch thun ließ, zu wahren, und wir müssen zugeben, daß er dabei augenblicklich auch nur an extreme Schritte dachte, daß seine sonstige ruhige Besonnenheit diesen überraschenden Ereignissen nicht Stand hielt.

Das Dampfschiff, das die Verbindung zwischen der Insel und dem Festlande unterhielt, kehrte nur einen Tag um den anderen nach dem letzteren zurück; in der Frühe des nächsten Morgens sollte es dieses Mal wieder die Rückfahrt antreten. Baron Ewald hatte also nicht viel Zeit zu versäumen. Gewiß konnten ihm die Jansen'schen Frauen nicht gänzlich aus dem Gedächtnisse schwinden, aber seine brüderlichen Pflichten durfte er ihnen doch nicht opfern; überdies war er ja auch nicht im Stande, ihnen sofort thätige Hilfe zu bringen.

Es war schon eine zu späte Stunde, als daß er sich noch einmal zu ihnen begeben gekannt hätte; er mußte den Abschied, für den ihm jedenfalls nur sehr kurze Zeit übrig blieb, auf den folgenden Morgen verschieben.

Fritz war wieder nicht wenig verwundert, als er noch mitten in der Nacht den Befehl erhielt, die Effekten seines Herrn einzupacken, wobei er denn auch erfuhr, daß man schon am Morgen ebendahin, von wo man erst vor einigen Tagen gekommen war, wieder abreisen werde; das war ihm schon recht, denn da er die Mädchen auf der Insel wieder ebenso spröde wie im vorigen Jahre gefunden hatte, fühlte er keine geringe Sehnsucht, seine Rosa wiederzusehn.

Baron Ewald schloß in dieser Nacht wohl schwerlich ein Auge; es bedarf wohl keiner näheren Auseinandersetzung der auf ihn einstürmenden Gedanken.

Kaum graute der Tag, so war er schon wieder angekleidet und erwartete mit Ungeduld die Zeit, die es ihm erlauben würde, sich zu den Frauen zu begeben. Als er das kleine Haus betrat, sah er sogleich Marie, die in der Küche beschäftigt war. Bei seinem Anblicke stieß sie einen kleinen Schrei des Erschreckens aus; die ungewöhnliche Zeit dieses Besuches und das verstörte, ernste Aussehen Baron Ewald's rechtfertigten das letztere auch vollkommen.

Er ging sogleich auf sie zu, reichte ihr die Hand – wie gesagt, hatte er nicht viel Zeit zu verlieren – und sagte mit einer Stimme, die seine tiefen Bewegung deutlich verrith:

»Ich komme, von Ihnen Abschied zu nehmen, liebe Marie, – hoffentlich nicht auf lange Zeit. Ein Brief, den ich gestern noch spät erhalten habe, macht es nothwendig, daß ich in einer halben Stunde die Insel verlasse –«

Die Stimme versagte ihm, als er sah, wie bleich das junge Mädchen wurde; die Ueberraschung war zu groß, als daß sie ihre gewöhnliche Fassung zu bewahren vermocht hätte; wohl wider Willen stieß sie aus schmerzgepreßter Brust die Worte hervor:

»Also auch Sie werden gehen? – So verläßt uns denn Alles?«

»Nicht doch, Marie!« antwortete er, ihre Hand warm drückend. »Ich kann Ihnen Tag und Stunde meiner Wiederkehr noch nicht bestimmen, denn es sind eigenthümliche, mich schwer treffende und gänzlich in Anspruch nehmende Familienverhältnisse, die mich zu dieser mir so unwillkommenen schleunigen Abreise zwingen, aber verlassen Sie sich darauf, daß ich wiederkehren werde, sobald es mir nur möglich ist, und wenn sich dies so lange verzögern sollte, daß ich Ihnen in den schweren Stunden, die Sie erwarten, nicht persönlich zur Seite stehen könnte, so werden Sie bis dahin doch jedenfalls einen Brief von mir erhalten, der Sie einigermaßen beruhigen kann.«

Marie hatte während dieser Worte starr vor sich hingeblickt, als ob sie kaum deren Sinn auffasse; jetzt entzog sie dem Baron hastig, wenn auch nicht unsanft, ihre Hand, deckte beide über die Augen und brach, sich auf einen Schemel, der gerade neben ihr stand, niederlassend, in Thränen aus. So fassungslos und leidenschaftlich hatte Ewald sie noch nie gesehen und wußte sich den eigentlichen Grund auch nicht zu erklären.

Er war zu wenig selbstsüchtig, um diesen ungehemmten Ausdruck des Schmerzes auf den Abschied an und für sich zu beziehen, und doch widerstand es ihm, anzunehmen, daß Marie, die sich bisher im Unglücke so stolz aufrecht erhalten hatte, allen Muth verlieren sollte, weil ihr eine Erwartung, die sie auf ihn gesetzt, fehlschlug; es würde darin ja sogar ein ihn tief verletzender Mangel

an Vertrauen, wenn man nicht gar noch unedlere Beweggründe unterschieben wollte, gelegen haben.

Diese Gedanken, die sich schnell durchkreuzten, sowie die Erinnerung, daß er den Abschied beeilen müsse, um die Einschiffung nicht zu versäumen, machten den jungen Mann ganz verwirrt.

»Ich beschwöre Sie, liebe Marie,« sagte er dringend, – »sich nicht einer Aufregung zu überlassen, die uns verhindert, die kurze uns noch vergönnte Zeit zu ruhigen nothwendigen Verabredungen zu benutzen. Es ist mir nicht möglich, Ihnen jetzt die Verhältnisse, die meine Abreise gebieterisch bedingen, ausführlich auseinanderzusetzen; nur so viel, daß ich an das Lager meines einzigen, schwererkrankten Bruders eilen muß und daß es sich nicht allein um dessen Leben, sondern auch um seine Ehre, die von frecher Hand angegriffen worden ist, handelt!«

Sie blickte mit den thränenerfüllten Augen zu ihm auf, und es sprach sich darin nicht nur das alte freundschaftliche Vertrauen, sondern auch die Angst aus, welche seine letzten Worte in ihr erweckt haben mußten; ohne jeden Anflug von selbstsüchtiger Bitterkeit rief sie:

»O dann eilen Sie doch! Was liegt denn an uns, wenn Sie so heilige Pflichten rufen?«

»Liegt meinem Herzen die Sorge für Sie denn nicht ebenso nahe, wie diese Pflichten?« fragte rasch und ohne die Worte abzuwägen, Baron Ewald. »Dieser Conflict, den ich nicht im Voraus berechnen konnte, versetzt mich

eben in die Aufregung, die Sie schon auf meinem Gesichte gelesen haben müssen; wenn ich in dieser Weise von Ihnen scheiden soll, ohne Ihr ganzes Vertrauen und die Ueberzeugung von Ihrer Seelenstärke mit mir zu nehmen, so werde ich doppelt zu leiden haben!«

»O, verkennen Sie mich doch nicht!« entgegnete sie, indem sie ihre Thränen zu trocknen versuchte. »Nur die Ueberraschung hat mich ja so schwach gemacht. Wäre es denn nicht undankbar, wenn ich jetzt an Ihnen zweifeln wollte? – O nein, ein solches Gefühl ist nie in mein Herz gekommen, und ich würde mich dessen schämen müssen!«

»Aber,« brach sie plötzlich ab, – »wie konnte ich noch an uns denken, nachdem Sie mir soeben gesagt haben, daß Sie von so Traurigem und Schrecklichen betroffen worden sind? Wenn ich auch nicht Alles verstanden habe, so begreife ich doch, wie Sie leiden müssen, und ich habe ja nicht einmal ein Wort zu Ihrem Troste!«

»Sie gerade könnten vielleicht doch dazu beitragen, Marie, indessen jetzt ist nicht die Zeit dazu! Ich werde nicht vergessen, daß Sie mir zu vertrauen versprochen haben, und das wird mir schon zum Troste gereichen und mich wenigstens nach einer Richtung hin beruhigen. Ich muß aber nun eilen, von geschäftlichen Dingen mit Ihnen zu sprechen, – es ist nur Ihrer Mutter wegen, damit auch diese der nächsten Zukunft mit Vertrauen entgegensehen kann.«

Das Mädchen machte eine leichte abwehrende Bewegung, als ob es ihr peinlich wäre, den angedeuteten

Punkt weiter zu berühren, aber der Baron ließ sich dadurch nicht abhalten, ihr mitzutheilen, was er für unumgänglich nothwendig hielt, daß er nämlich bereits Veranstaltungen getroffen habe, in Kürze Frau Antje in den Stand zu setzen, die ganze Forderung ihres hartherzigen Gläubigers zu befriedigen. Er war gewiß weit entfernt davon, sich selbst damit ein Verdienst beizumessen, und schloß, sich zum Scherze zwingend, mit den Worten:

»Ihre Mutter wird dann meine Schuldnerin allein sein, und ich hoffe, daß sie mich unbedenklich als Gläubiger annimmt.«

Mariens Befangenheit schien über das Dankgefühl und die Bewunderung, die ihr sein offenbar uneigennütziges Anerbieten einflößte, geschwunden zu sein; ein Strahl von Freude zuckte über ihr Antlitz, denn die Aussicht, solchergestalt mit einem Schlage aller Noth überhoben zu werden, mußte sie wohl beglücken, doch wurde diese Empfindung augenscheinlich sogleich wieder von einer andern gestört, wo nicht überwogen.

»Nein!« rief sie aus, – »ein so großes Opfer dürfen Sie uns nicht bringen! Vergessen Sie denn, daß meine arme Mutter Ihre Wohlthat doch nicht lange mehr genießen kann? Und um meinetwillen sollen Sie Nichts mehr thun, ich habe Ihnen ja schon früher meine Absichten mitgetheilt.«

»Abgesehen davon, daß ich die letzteren, wie Sie sich erinnern werden, nicht gebilligt habe,« erwiderte Baron Ewald, sich ein wenig verletzt stellend, – müßte ich,

wenn ich Sie nicht besser kennen würde, aus Ihren Wörtern schließen, daß Sie ebenso wenig eine zärtliche Tochter als gute Freundin sind, liebe Marie. Um ein Opfer von meiner Seite handelt es sich gar nicht, und Sie werden es mir wohl überlassen können, wo ich mein Geld am besten und sichersten unterzubringen meine. Uebrigens geht dies einstweilen nur Frau Antje an, und Ihnen wird ja, wenn Sie meine Freundschaft so stolz und kränkend zurückweisen wollen, später immer noch überlassen bleiben, zu thun, was Sie wollen.«

Das junge Mädchen, das noch nie einen solchen Ton von ihm gehört hatte, sprang sichtlich erschrocken auf, ergriff seine beiden Hände und sagte mit leiser, zitternder Stimme:

»Sie zürnen mir wirklich? – Und so wollen Sie von hier fortgehen, die Meinung mit sich nehmen, daß ich Ihrer Güte gar nicht werth gewesen sei? – O nein, das kann nicht Ihr Ernst sein! Sie sagten ja soeben, daß Sie mich besser kennen gelernt hätten! – Wenn Sie doch nur verstehen könnten, was sich in mir dagegen sträubt, Ihnen gerade auf diese Weise verpflichtet zu werden!«

Ein leises krampfhaftes Schluchzen erstickte wieder ihre Stimme, und sie ließ das Haupt auf die Brust niedersinken, als wollte sie die glühenden Wangen verbergen. Der warme Druck ihrer Hände, das halbe Geständniß ihrer Empfindungen, das er in diesen Worten zu finden meinte, waren nahe daran, den jungen Mann zu berauschen und die Zurückhaltung, die er sich auferlegt hatte, zu lösen.

»Liebe, gute Marie,« konnte er sich nicht enthalten, zu fragen, – »wir würden Sie sich denn entscheiden, wenn ich als Ihr Gläubiger so unbarmherzig wäre, unter denselben Bedingungen, wie der schlechte Mensch, der Sie schon so viel gequält hat, mein kleines Darlehen zurückzufordern?«

Dabei hatte er unwillkürlich versucht, sie sanft näher an sich zu ziehen. Sie wich zurück, aber in dieser Bewegung lag kein Widerwille, nur Ueberraschung, und in ihren großen blauen Augen, die sie, wie ungläubig fragend, auf ihn heftete, lag doch ein Ausdruck, der ihn zu sicheren Hoffnungen berechtigen konnte. Kein Zweifel, daß es nur noch einiger Sekunden und weniger Worte bedurfte, um eine unwiderufliche Entscheidung herbeizuführen; – aber die Stunde derselben war noch nicht gekommen.

Draußen auf dem durch das Vorgärtchen führenden Gange ließen sich schnelle Tritte vernehmen, und die Hausthüre wurde aufgeklinkt. Die Beiden fuhren auseinander, als wären sie auf einer verbrecherischen That ertappt worden; Marie sank, bleich und zitternd, wieder auf den Schemel, der junge Baron wandte sich, betroffen und ärgerlich über die Störung, um.

Es war sein Diener Fritz, dessen Dienstfertigkeit, wie sich erwies, zu keiner ungelegneren Minute kommen gekonnt hätte. Ganz roth und erhitzt stürzte er, ziemlich tölpelhaft, in das Haus, stutzte, als er seinen Herrn in so unerwarteter Gesellschaft vor sich sah, – gewiß bildete sich in seinem phantasiereichen Gehirne sofort wieder ein ganzer Roman – und stotterte dann hervor, das

Dampfschiff habe bereits die Abfahrtsflagge gehißt und es sei die höchste Zeit, an Bord zu gehn.

Baron Ewald verwünschte ohne Zweifel das Dampfschiff und seinen Bedienten, der ihm auf seine heftige Frage, wie er ihn denn hier ausfindig gemacht habe, erwiderte, die Nachbarn hätten ihm den Weg gewiesen; der Bursche verschwieg wohlweislich, daß seine Neugierde ihn zunächst auf die Spur geleitet. Uebrigens hatte es aber mit der bevorstehenden Abfahrt des Schiffes seine Richtigkeit, und Baron Ewald mußte dies später anerkennen.

Er winkte Fritz, sich wieder zu entfernen, und wandte sich dann in aller Eile noch einmal zu dem jungen Mädchen, das das schamerglühte Gesicht abgewandt hatte.

»Ueberlegen Sie sich, Marie, was ich soeben ausgesprochen habe,« flüsterte er ihr zu, – »ich werde mir bald die Antwort darauf holen. Und nun sei Gott mit Ihnen und Ihrer Mutter! Es handelt sich nur um eine kurze Trennung, – wir sehn uns bald wieder!«

Von überwallendem Gefühl getrieben, beugte er sich zu ihr nieder und küßte leise und achtungsvoll ihre Stirn; dann wandte er sich rasch, als hätte er etwas Böses gethan und fürchtete die Strafe, und eilte hinaus. Er sah nicht mehr, wie sie beide Hände auf den hochwogenen Busen preßte und gen Himmel blickte mit einem Ausdrucke, wie ihn nur das frommste Dankgebet für ein überraschendes hohes Glück gewähren kann. –

Baron Ewald konnte unmöglich noch die Zeit finden, den würdigen Pastor zu sprechen, wie er sich eigentlich

vorgenommen hatte, da die Abfahrt des Schiffes etwas später festgesetzt gewesen war. Er mußte sich ohne Verzug an Bord begeben und sah bald wieder den rothen Felsen wie einen Nebelstreifen seinen sehnsüchtig zurückgewandten Blicken entschwinden.

Wie dringend ihn auch das Schicksal seines Bruders in Anspruch nehmen mochte, behaupteten seine Gedanken an Marie doch das Uebergewicht. Wo sich zwei solche fast gleiche und doch gewissermaßen widersprechende Interessen streiten, pflegt die örtliche Annäherung an eine von beiden doch bedeutend auf den Vorrang, den man ihr einräumen muß, Einfluß zu haben. Je weiter sich Ewald von der Insel entfernte und je näher er seinem Bruder auf der weiteren Reise, die er mit der größten Eile fortsetzte, kam, desto mehr beschäftigten sich seine Gedanken auch mit dem Letzteren, wobei allerdings nicht die Rede davon sein konnte, daß er Marien und die letzten in ihrer Gegenwart verlebten Minuten vergessen hätte. Er hatte daraus eine große, ihn hochbeglückende Hoffnung geschöpft, die ihm so sicher dünkte, daß er daraus neuen Muth für die bevorstehenden schweren Stunden gewann.

Schon am folgenden Tage war er in dem Badeorte und eilte, nachdem er Fritz, der sich von der ganzen Reise, sowie von dem Aufenthalte auf der Insel noch immer keine rechte Erklärung zu machen wußte, den kurzen Befehl gegeben hatte, das Gepäck nach der Wohnung des Rittmeisters zu schaffen, derselben zu.

Der Erste, der ihm im Hause begegnete, war der alte Wolff, der, seine Pfeife rauchend, so ruhig auf der Veranda stand als ob gar nichts Besonderes vorgefallen wäre; etwas finster sah er allerdings aus, aber das war ja seine Gewohnheit, und Ewald fühlte eine schwere Last von seinem Herzen fallen, als er auf dem Gesichte des alten Dieners, an dessen Liebe und Treue für den Herrn ja nicht zu zweifeln war, es wie Sonnenschein heraufleuchten sah, sobald derselbe ihn erblickte. Das Schlimmste war also jedenfalls noch nicht geschehen, – sein Bruder lebte!

Wolff machte freilich alsbald wieder eine bedenklichere Miene, als er die ihm herzlich gebotene Hand geschüttelt hatte; auf die athemlos hervorgedrängte Frage: »Wie steht's, Alter?« – legte er den Finger auf den Mund und antwortete, nach den Fenstern blickend:

»Gott sei Dank, er schläft! Der Doctor sagt, daß die Gefahr vorüber sei, und ich kenne seine Natur, – nun hilft sie sich schon wieder durch. Wenn ihn nur nicht die Teufelsgeschichte mit der Frau – – Sie wissen doch schon Alles, Herr Baron?«

»Leider, leider! Es ist mehr, als ich gefürchtet hatte.«

»Nun vielleicht ist auch etwas Gutes dabei; so konnte es doch unmöglich länger fortgehn. Sie werden dem Herrn Bruder ordentlich zureden, daß er gar nicht so viel verloren hat, nicht wahr?«

»Schon gut, Wolff, aber vor allen Dingen muß ich ihn sehen. Kann das sogleich geschehen?«

Der Alte schien in einige Verlegenheit zu kommen, was Ewald ebenso sehr auffiel, als daß er ihn nicht neben dem

Bette des Kranken gefunden hatte; daß der Lieutenant von Kronfeld schon abgereist sein müsse, wußte er aus dessen Briefe.

»Nun?« fragte er ungeduldig. »Der Arzt ist wohl gerade bei ihm?«

»Der nicht, aber jemand Anderes, der uns bisher noch nothwendiger gewesen ist. Aber, junger Herr, darauf werde ich Sie zuerst doch vorbereiten müssen, und da nun an ein paar Minuten Nichts verloren ist, möchte ich Sie bitten, mich erst in einem anderen Zimmer anzuhören.«

Baron Ewald folgte verwundert dem Alten, der seine Pfeife fortgesteckt hatte und ihm mit einer gewissen bedenklichen Feierlichkeit voranschritt.

Sein Erstaunen stieg noch, als Wolff ihm etwas weit-schweifig, womit er seine eigene Verlegenheit jedenfalls zu verstecken suchte, mittheilte, daß sich eine Dame an dem Lager des Rittmeisters als Pflegerin befinde und daß dieselbe bereits die wohlthätigsten Dienste geleistet habe. Den Namen dieser Dame kannte er selbst nicht, da er aber so zart, wie er es vermochte, andeutete, daß sie wohl schon seit einiger Zeit an diesem Orte in einem freundschaftlichen Verhältnisse zu seinem Herrn gestanden habe, fielen Ewald's Gedanken sogleich auf die sogenannte russische Fürstin, über deren Persönlichkeit er durchaus nichts Näheres wußte; ganz unbekannt war es ihm aber doch nicht geblieben, – und im Stillen hatte er es auch gemißbilligt – daß sein Bruder seine Aufmerksamkeiten nach dieser Seite gewandt.

Die Fremde mußte ihm jetzt, wo er Wolff's Mittheilung vernahm, um so mehr als eine zweideutige Abenteurerin erscheinen, und er begriff nicht, wie Lieutenant von Kronfeld es gerade unter diesen bedenklichen Verhältnissen zugeben gekonnt hatte, daß sie sich seinem Bruder in so ostensibler Weise näherte; der ihm zugegangene Brief hatte davon auch kein Wort enthalte.

»So benachrichtige diese Dame,« sagte er mit deutlichem Unwillen, – »daß ich angekommen sei, und ersuche sie, mir sofort ihren Platz an dem Lager meines Bruders abzutreten.«

Der Alte schüttelte den Kopf und machte eine ganz unzufriedene, mißbilligende Miene.

»Junger Herr, erwiderte er ernst, – »in einer solchen Bestellung würde, bei allem Respekte vor Ihren Befehlen, doch ein bischen Unhöflichkeit und Undankbarkeit liegen, die ich nicht gern auf mich nehmen möchte, – glaube auch nicht, daß der Herr Rittmeister damit zufrieden sein würden. Wenn Sie mir einen Vorschlag erlauben wollen, so möchte ich der Dame lieber blos ganz einfach sagen, daß der Herr Bruder angekommen seien, und dann kann sie ja noch immer thun, was sie will.«

Baron Ewald war eigentlich ärgerlich über diese Zurechtweisung, mußte aber doch zugeben, daß der alte Diener nicht ganz Unrecht habe.

»So thue, was Du willst, sagte er unmuthig; »vergiß aber nicht, daß ich jedenfalls ein größeres Recht als diese fremde Person besitze, meinen Bruder zu sehn.«

Der Alte ging und kehrte nach einer kleinen Weile mit dem Bescheide, bei dem ein kleiner Triumph von seiner Seite nicht zu erkennen war, zurück, die Dame werde sich dem jungen Baron sofort selbst vorstellen und mit ihm Rücksprache nehmen.

Ewald konnte sich seiner Betroffenheit darüber nicht erwehren; er fühlte sich dieser Frau, die mit so großer Sicherheit aufzutreten schien und deren Rechte dazu, wie ihren wahren Charakter, er nicht zu beurtheilen vermöchte, gegenüber auf keinem festen Boden; deshalb nahm er sich vor, sie mit kalter, wenn auch höflicher Zurückhaltung zu empfangen.

Viel Zeit zur Ueberlegung blieb ihm übrigens nicht, denn kaum hatte sich Wolff wieder entfernt, um die Wache an des Rittmeisters Bette zu übernehmen, so öffnete sich die Thür und Gräfin Bassa trat ein, ganz in Schwarz gekleidet, würdig und hoheitsvoll wie immer und dabei doch mit einem liebenswürdig zuvorkommenden Lächeln auf dem höchst erregten Antlitze.

Der junge Baron mußte unwillkürlich eine tiefere Verbeugung machen, als er beabsichtigte, – er hatte die sogenannte russische Fürstin bis dahin noch nicht in größerer Nähe zu beobachten Gelegenheit gefunden – und als sie ihm mit einer Ungezwungenheit, die das Recht auf eine vertraulichere Bekanntschaft vorauszusetzen schien, die Hand reichte, wobei sie einfach und doch mit Betonung sagte: »Ich bin die Gräfin Bassa ***, eine Freundin Ihres

Bruders,« – wußte er sich nicht anders aus seiner Verlegenheit zu ziehen, als daß er mit der ihm anerzogenen Galanterie diese Hand an seine Lippen führte.

»Meine Anwesenheit an diesem Orte,«. fuhr sie schnell fort, als sie aus seinem Schweigen und seiner Miene wohl seine Gedanken errieth, – »setzt Sie in Verwunderung, was ich auch ganz natürlich finde, da wir noch nicht Gelegenheit gehabt haben, uns kennen zu lernen; ich fühle mich Ihnen deshalb zu einer Erklärung verpflichtet.«

Als ob sie hier zu Hause sei und einen Besuch empfan-
ge, machte sie dem Baron eine einladende Handbewe-
gung, Platz zu nehmen, setzte sich ihm gegenüber und
begann nun, ihm etwa Dasselbe, nur noch eingehender,
zu sagen, womit sie sich Lieutenant von Kronfeld gegen-
über bei dem Kranken eingeführt hatte. Es lag eine so
ruhige Zuversicht, eine so bewußte Würde in allen ihren
Worten, daß dieselben auf Baron Ewald einen ganz ähn-
lichen Eindruck wie auf Jenen machen mußten und er
sich ganz außer Stande fühlte, ihr geradezu ein Recht zu
bestreiten, das sie auf ihre Freundschaft für den Rittmei-
ster stützte; wenn er aber, in der Ueberzeugung, daß die
öffentliche Meinung ein solches Verhältniß nicht billigen
werde und dem Ruf des Rittmeisters daraus Nachtheile
erwachsen müßten, auch Lust gehabt hätte, dies ganz of-
fen auszusprechen oder wenigstens anzudeuten, so ver-
hinderte ihn der Schluß dieser Erklärung doch jedenfalls
daran. Gräfin Bassa theilte ihm nämlich mit, der Rittmei-
ster sei schon am gestrigen Abende mit voller Besinnung

erwacht, habe sie erkannt und sie mit schwacher Stimme gebeten, ihn nicht zu verlassen, worauf er dann bald wieder in diesen todtenähnlichen, aber doch sanften und heilsamen Schlummer gesunken sei, der ihn noch jetzt fesselte.

Schwerlich konnte es der Gräfin entgehen, daß Baron Ewald neben seiner deutlich hervortretenden Freude über die anscheinend so glückliche Wendung in der Krankheit seines Bruders sich doch von allem Uebrigen, was sie ihm sagte, keineswegs angenehm berührt fühlte und ihr noch nicht unbedingtes Vertrauen schenkte, wenn er auch einige gezwungene Worte des Dankes für ihre Bemühungen hervorbrachte, aber wenn sie sich dadurch wirklich verletzt fühlte, wußte sie dies jedenfalls sehr gut zu verbergen und setzte sich mit der ihr eigenen Gewandtheit vollkommen darüber hinfort. So hatte sie sich schon bei dem ersten Zusammentreffen ihre Stellung Ewald gegenüber zu sichern gewußt, und wie er sich auch innerlich gegen dieses Uebergewicht sträuben mochte, durfte er die Formen doch nicht so weit verletzen, seinem Mißmuthe und seinen Besorgnissen Ausdruck zu geben.

Die Gräfin führte ihn nun an das Lager des Rittmeisters, und über den traurigen Anblick des geliebten Bruders, den er noch vor Kurzem in voller, blühender Gesundheit verlassen hatte und jetzt in so bejammernswertem Zustande wiederfand, vergaß der junge Mann momentan seine schweren Bedenken, ja selbst die Abneigung gegen die Dame, deren zarte Sorge für den Kranken, von der sie sogleich eine Probe gab, ihn sogar hinriß, ihr noch einmal, und zwar in viel wärmerer Weise als vorher, seinen Dank auszusprechen.

Die Gräfin ließ es auch nicht daran fehlen, sich noch weiter um seine Freundschaft zu bewerben, indem sie sich von der liebenswürdigst vertraulichsten Seite zeigte, ohne sich doch das Geringste zu vergeben, und er vermochte nun wohl zu begreifen, wie sie auf diese Art auch den alten Wolff ganz auf ihre Seite gebracht hatte; dennoch war er sehr froh, als sie sich verabschiedete, um sich nach ihrer Wohnung zu begeben, da sie augenscheinlich einiger Erholung bedürftig war und nach der Meinung des Arztes der Rittmeister nicht vor Beginn des nächsten Tages erwachen, sie also auch nicht vermissen würde.

Als Ewald, der trotz der soeben zurückgelegten weiten Reise keine Ruhe für sich beanspruchte, zu der ihn seine geistige Aufregung auch gar nicht kommen gelassen haben würde, wieder allein war, kehrten die unangenehmen Empfindungen in verstärktem Maße zurück. Er mußte sich sagen, daß er hier eine sehr schiefen Stellung einnehmen würde, wenn diese Frau, die ihm jetzt wieder als eine gefährliche Kokette und Plänemacherin

erschien, wirklich den Einfluß, dessen sie sich rühmte, auf seinen Bruder besäße und zu wahren wüßte, daß sich dem Letzteren gerade jetzt schwerlich Gegenvorstellungen machen ließen, und fast bereute er, seine eigenen und andere ihm theure Interessen vermutlich ganz zwecklos den brüderlichen geopfert zu haben. Wenn er indessen den Blick auf den Kranken wandte, fühlte er doch eine Beruhigung darin, daß er sich jetzt hier befand; er war entschlossen, in jeder Beziehung seine Pflichten zu erfüllen.

Von dem alten Wolff, der ihm vergeblich zugeredet hatte, sich niederzulegen, erfuhr er im Laufe des Abends noch Mancherlei über die nach seiner Abreise stattgehabten unglücklichen Ereignisse, sowie die aufopfernde Fürsorge der Gräfin; auf Letzteres hörte er nur mit halbem Ohr.

Der Arzt hatte sich in seiner Vorhersagung doch verrechnet; schon gegen Mitternacht erwachte der Kranke wieder und hatte auch schnell seine Erinnerungen gesammelt; er erkannte Ewald sofort, und lebhafte Freude über dessen Anwesenheit sprach sich in seinen Mienen aus; die Brüder drückten sich leise die Hände, – der Rittmeister durfte noch nicht viel sprechen und vermochte es auch nicht. Er hatte seinen Bruder aber kaum begrüßt, so begannen seine Blicke unruhig umherzusuchen, und nach einer kleinen Weile fragte er geradezu, ob Ewald außer Wolff Niemand an seinem Bette getroffen hätte.

Befangen erwiderte der junge Mann, daß er die Gräfin bereits gesprochen habe und daß sie bald wiederkehren

werde. Trotz seiner Ermattung sah ihn der Rittmeister dabei scharf an, als ob er seine Meinung über dieses sonderbare Verhältniß erforschen wollte, aber Ewald hütete sich wohl, die Schonung, deren der Kranke bedurfte, aus den Augen zu setzen; er ermahnte seinen Bruder, sich ruhig zu verhalten und jede Aufregung zu vermeiden, und wirklich schlief der Rittmeister, von seiner Schwäche übermannt, bald wieder ein.

Wir wollen nun über die nächsten Tage, in deren Verlaufe sich nicht viel änderte, kurz hinfertgehen. Das Befinden des Rittmeisters hatte sich offenbar zum Beseren gewandt, obgleich die Möglichkeit eines gefährlichen Rückfalles immer noch vorlag; er brachte immer längere Zeit wachend zu, fühlte dabei aber auch um so mehr Schmerzen in der langsam heilenden Wunde. Eine fortgesetzte Unterhaltung zu führen, war er noch nicht im Stande, und der Arzt hatte jeden Anlaß dazu streng verboten.

Am wohlsten fühlte er sich sichtlich, wenn er die Gräfin neben sich hatte, und fügte sich dann willig ihren Anordnungen, sowie ihrem Gebote, sich ganz ruhig zu verhalten; wenn man sie nur ein paar Mal beieinander beobachtet hatte, brauchte man keinen großen Scharfsinn zu besitzen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sich hier ein vermutlich folgenreiches Verhältniß entspinne oder schon entsponnen habe. Abgesehen davon, wie weit dasselbe vor der Verwundung des Rittmeisters schon gediehen sein mochte, ließ sich nur annehmen, daß es jetzt von der einen Seite durch wohlbewußte Berechnung, bei

der allerdings auch wahre Neigung und Leidenschaft in das Spiel kamen, von der anderen durch das Gefühl der Hülflosigkeit und Dankbarkeit befestigt wurde.

Baron Ewald beobachtete dies mit steigender Sorge, die er aus den vorher schon erwähnten Rücksichten doch nicht laut werden lassen durfte; dabei bemerkte er eine ihn in Erstaunen setzende Gleichgiltigkeit seines Bruders, die sich freilich vielleicht auf Rechnung von dessen körperlicher Schwäche setzen ließ, gegen die letzte Vergangenheit, – oder sprach der Rittmeister sich darüber nur zu der Gräfin aus? – Er nannte nicht ein einziges Mal den Namen Clementine und sprach auch nicht von seiner so tief gekränkten Ehre und dem Wunsche, zur Herstellung derselben irgend welche Schritte zu thun.

Wohl nicht ganz mit Unrecht glaubte Ewald darin einen Mangel an Vertrauen für sich selbst zu erkennen; er wäre bereit gewesen, der pflichtvergessenen Frau nachzureisen, wo er sie auch suchen sollte, sie mit Güte oder Gewalt zurückzuführen oder wenigstens auf der Stelle die nun nothwendig gewordene Scheidung einzuleiten; ohne direkte Aufforderung seines Bruders konnte er aber Nichts von dem Allen thun und durfte nicht einmal wagen, bei Letzterem darauf hinzudeuten.

So viel war ihm klar: der Rittmeister vermißte Clementine nicht und mochte sich durch sein Duell auch vorläufig mit ihrem Entführer für abgefunden halten; das wäre, nach Ewald's Gesinnungen, unmöglich gewesen, hätte

Jenen die Neigung für Gräfin Bassa nicht gänzlich in Anspruch genommen. Er gelangte jetzt zuweilen doch dahin, eine wenn auch nur sehr schwache Entschuldigung für Clementine zu finden und das Verhalten seines Bruders immer mehr zu mißbilligen.

Bei solcher Ueberzeugung schweigen zu müssen, war eine sehr harte Aufgabe für ihn; er sehnte sich, aus einer so undankbaren, ihm sogar unwürdig erscheinenden Rolle herauszutreten, und noch eine andere schwere Sorge machte ihm den unthätigen Aufenthalt an dieser Stelle ganz unleidlich.

Wiederum waren acht Tage vergangen, und anstatt des ersehnten Geldes hatte er von dem Gutsinspektor nur einen vertröstenden Brief erhalten. Wie sah es nun auf der Insel aus? – Er schob es von einem Tage zum andern auf, dahin zu schreiben, weil er wußte, daß Worte allein keine Hülfe bringen konnten, selbst sein persönliches Erscheinen ohne das Geld nicht. Der Boden brannte ihm unter den Füßen.

Nur in einer anderen Beziehung fühlte er sich ruhiger; er sah ein, daß der Rittmeister kein Recht besitze, ihm Rücksichten aufzuerlegen, die er nicht selbst nehmen wollte; es lag für ihn etwas Schmerzliches in der Ueberzeugung, daß er seinem Bruder fernertreten mußte, aber die Schuld daran lag wenigstens nicht auf seiner Seite. Ueberdies war ihm schnelles Handeln vorgeschrieben, und zur Zeit konnte er sich mit Jenem unmöglich darüber verständigen. Sein Entschluß stand endlich fest,

sofort wieder abzureisen, sobald er das verlangte Geld erhalten haben würde.

Noch mehrere Tage lang wurde seine Geduld auf die Probe gestellt; endlich hatte der Inspektor es möglich gemacht, seinen Wunsch zu befriedigen.

So schwer wie es ihm wurde, gewann er es doch über sich, seinem Bruder mitzutheilen, daß er ihn nun wieder auf eine kurze Zeit verlassen müsse. Der Rittmeister schien nicht einmal verwundert, viel weniger ungehalten darüber zu sein; er fragte gar nicht nach der Veranlassung dieses Entschlusses, sondern äußerte nur, daß er Ewald recht bald wiederzusehen hoffe; kein Zweifel, daß er sich, im Grunde genommen durch die Anwesenheit seines Bruders genirt fühlte.

Ewald hatte Mühe, sein bitteres Gefühl über diese Wahrnehmung zu unterdrücken; die Liebe zu dem Rittmeister war damit nicht erloschen, aber von Neuem die Ueberzeugung bestärkt, daß sie am besten thäten, ihre eigenen Wege zu gehen. Der Abschied hatte wenigstens einen Anschein von Herzlichkeit, die auch nicht ganz fehlen mochte, wiewohl er beiden Theilen erwünscht war.

Das Letztere war auch gewiß bei Gräfin Bassa der Fall, aber sie sprach kein Wort und zeigte keine Miene, die Ewald verletzen konnte, im Gegentheil bedauerte sie sehr theilnehmend die Notwendigkeit seiner Abreise, obgleich sie noch gar keinen Versuch gemacht hatte, dieselbe zu ergründen. Welch' äußerlicher Artigkeit sich Beide auch befleißigt hatten, schieden sie doch jedenfalls

mit der Ueberzeugung, daß sich der Eine in dem Anderen keinen wahren Freund erworben habe.

Wolff war sehr bestürzt über den Entschluß des jungen Herrn, den er sich vielleicht doch einigermaßen zu erklären verstand; er mochte selbst dadurch zu tieferem Nachdenken angeregt worden sein, denn er sah sehr finster vor sich hin, drückte Baron Ewald, der ihn nur bedeutungsvoll ansah, – eine stumme Mahnung zur Vorsicht – aber doch recht warm und lange die Hand.

Wenn wir nun noch von »dem windigen Burschen« Fritz reden wollen, so waren demselben alle Phantasien vergangen, seitdem er die seine eigene Romantik übersteigende Wirklichkeit, besonders die Flucht Rosa's, erfahren hatte; er befand sich noch in der Periode der Einbildung, daß sein Herz über die Untreue des Mädchens brechen müsse, und verrichtete seine Geschäfte beinahe mechanisch. Nachdem so viel über seine Begriffe Gedenktes unwiderruflich geschehen, wunderte er sich auch gar nicht mehr darüber, daß sein Herr in diesem Jahre zum zweiten Male nach der rothen Insel reisen wollte.

FÜNTES KAPITEL. DIE ROSENBURG.

Etwas mehr als zwei Meilen von der herzoglichen Residenzstadt entfernt lag mitten im Waldgebirge, dessen Ausläufer sich beinahe bis an die Thore der letzteren erstreckten, das alte Schloß, auf dem der verstorbene Prinz Max residirt hatte und in dem sein Sohn, Prinz Felix, wenn ihn seine Pflichten nicht an den Hof riefen oder er

weitere Reisen machte, wieder seinen zurückgezogenen Aufenthalt zu nehmen liebte.

Das Schloß führte schon seit undenklicher Zeit den Namen »die Rosenburg«, und es ließ sich schwer erklären, wie es zu demselben gekommen war, da diese holden Blumen in der düsteren, wildromantischen Gegend wohl schwerlich eine rechte Heimath gefunden haben konnten; zur Zeit sah man höchstens einige vereinzelte Exemplare in Töpfen an den Fenstern der Verwalterwohnung, denn ein Garten war gar nicht vorhanden.

Die Rosenburg stammte aus dem grauen Mittelalter, wo sie, wie andere alte Feudalschlösser, zu Schutz und Trutz erbaut worden war, hatte auch ihre nicht ganz interesselose Geschichte, die wir aber nicht verfolgen wollen, und war eine vollständige Ruine gewesen, als Prinz Max, durch die einsame Lage angezogen, die Idee faßte und ausführte, sie wieder zu einem Wohnsitz für sich auszubauen. Dabei ließ er die alterthümlichen Formen, auf Kosten des neueren Geschmackes, ja selbst der Bequemlichkeit, an die er selbst nicht viel Ansprüche machte, sorgsam bewahren, und so konnte man sich denn wirklich in die »alte gute, aber auch finstere Zeit« zurückversetzt glauben, wenn man eine Weile in dem dichten, hauptsächlich aus Nadelhölzern bestehenden Walde, an dessen ehrwürdige Stämme selten die Axt gelegt werden durfte, zwischen Abgründen und bemoosten Felsen immer bergauf steigend, gewandert war und nun plötzlich

vor dem nicht weitläufigen, aber mit seinen grauen Mauern, Thürmen und Zinnen doch imposant erscheinenden Bauwerke stand.

Von allen Seiten lehnte sich der Wald dicht hinan; die Sonne mußte hoch am Himmel stehn, wenn sie sich auf den Scheiben der gothischen Fenster spiegeln sollte, und die Aussicht, welche man aus den letzteren hatte, bot nichts Anderes dar als einförmiges, tiefes Waldesgrün. Eine hohe Mauer und ein ziemlich tiefer trockener Graben, über den eine Zugbrücke, ganz nach altem Style, führte, umgaben da drei Etagen hohe Herrengebäude und die sich zu einem regelmäßigen Vierecke schließenden Flügel von minderer Höhe, welche Wohnungen für die Dienerschaft, Ställe, Remisen und Vorrathsräume enthielten; auf dem engen, finsternen Hofe, der solcher Gestalt gebildet wurde, standen einige große Laubbäume, deren vielverzweigte Kronen auch den Fenstern auf dieser Seite das Licht entzogen.

Das Ganze sah wie eine kleine Festung oder ein Gefängniß aus, mochte dem Fremden recht unheimlich erscheinen, bot aber für Jemand, der einmal abgeschlossen von der Welt leben wollte, gewiß eine große Gemüthlichkeit dar, besonders seitdem Prinz Felix, der doch nicht so ganz Hypochonder und Mann des wissenschaftlichen Studiums wie sein Vater war, viel für die innere Einrichtung gethan hatte.

Der Prinz hatte die Beletage des Herrengebäudes für sich selbst in Anspruch genommen; darin befand sich in

der Mitte ein großer Saal, dessen Wände mit alten Ahnenbildern, Rüstungen und neueren, besonders für die Jagd benutzbaren Waffen geschmückt waren, und den man gemeinhin den Banquetsaal nannte, obgleich noch nie eine solche Festlichkeit darin stattgefunden hatte, weil er auch noch eine große Tafel und ein mächtiges Roccocobüffet enthielt; zu beiden Seiten schloß sich eine Reihe von hochgewölbten größeren und kleineren Zimmern an, die theils für gesellschaftliche Zwecke, theils zur eigentlichen Wohnung recht geschmackvoll und sogar luxuriöse meublirt waren. In dem Stockwerke zu ebe-ner Erde hatte es sich Major von Gräfenitz auf Kosten sei-nes Herrn recht bequem gemacht, auch logirte daselbst noch der Leibarzt, der alte Clary und ein anderer Leibdie-ner ohne Familie, und das oberste Fremdenzimmer, wel-che auch der vornehmsten Gäste würdig waren, bis dahin aber höchstens den Besuch einiger Offiziere gesehn hat-ten, welche der Prinz zur Jagd eingeladen oder die der Major seine Freunde nannte.

Da Ersterer das ihm gehörige Palais in der Stadt selten bewohnte, hatte er auf der Rosenburg eine ziemlich zahl-reiche Dienerschaft beisammen, darunter mehrere Fami-lien; auch hielt er viel auf schöne Pferde, deren sich ei-ne große Anzahl in den Ställen befand. Mithin ging es in dem alten Schlosse recht lebendig zu, besonders wenn der Herr, auf den man bei dem beschränkten Raume doch viel Rücksichten nehmen mußte, abwesend war.

Der nächste bewohnte Ort, ein kleines armes Dorf, lag eine gute Meile seitab, und die Insassen hatten wenig

oder Nichts mit dem prinzlichen Haushalte, der seine Bedürfnisse aus der Stadt bezog, zu thun; von außen her kam also keine Störung. Man hätte denken sollen, die kleine abgeschlossene Colonie in der Rosenburg müsse sich zu Tode langweilen, aber theils war sie ja an und für sich so zahlreich, daß sie sich selbst manche interessanten Seiten abgewinnen konnte, theils stand ihr der beliebige Verkehr mit der Stadt offen; ein gewisser kleinstädtischer Anstrich blieb natürlich immer.

Derselbe zeigte sich recht deutlich an einem Vormittage dieses Sommers. Es war nämlich ein prinzlicher Courier zu Pferde eingetroffen, der dem Schloßverwalter einen mit der Eisenbahnpot in der Stadt angelangten Brief überbracht hatte; fünf Minuten später wußte Jedermann im Schlosse, daß dieser Brief von dem Major von Gräfenitz abgefertigt sei, den Vermerk: »Eiligst!« getragen und daß besagter Schloßverwalter, nachdem er ihn erbrochen und gelesen, eine sehr bedenkliche Miene gemacht habe.

Darauf allein beschränkten sich die ersten Wahrnehmungen, und dennoch knüpften sich daran unzählige Vermuthungen, die, von Mund zu Mund gehend, jedesmal neue Zusätze fanden und endlich in der Gewißheit gipfelten, daß Prinz Felix schwer erkrankt, wo nicht gar schon gestorben sei. Was sollte nun aus Schloß Rosenburg und allen seinen Bewohnern werden? Der alte Herzog hatte sich dem prinzlichen Hofstaate nie besonders gewogen gezeigt, und es ließ sich nicht hoffen, daß er

denselben in den seinigen übernehmen werde; es war also das Schlimmste zu befürchten: Brodlosigkeit vieler Familien und einzelner höchst verdienter Personen, mindestens eine allgemeine Auswanderung, welche den Verlust der gewohnten Bequemlichkeiten zur Folge haben mußte.

Aller Augen hingen an der Wohnung des Verwalters, der sich vorläufig noch nicht sehen ließ. Er war ein alter, ausgedienter Wachtmeister von dem Regemente, bei dem Prinz Felix seine ersten Militärdienste gethan hatte, ein für die Herrschaft ebenso zuverlässiger, wie gegen die Dienerschaft barscher und strenger Mann, der sich in den gehörigen Respekt zu setzen gewußt hatte; man durfte nicht wagen, ihn mit neugierigen Fragen zu molestiren, was auch auf dem Spiele stehn mochte. So blieb es auch, wenn der Prinz anwesend war, obgleich dann eine Partei behauptete, daß eigentlich der Kammerdiener Herr Clary das häusliche Regiment führe; aber leider waren die Beiden ganz gute Freunde, die sich über die Theilung der Regierung zu verständigen wußten.

Der Herr Wachtmeister, ein langer, hagerer Mann mit stets unveränderlichem Gesichte, das ein furchtbarer grauer Schnurrbart zierte, in einem Jagdrocke und Stulpschuhen, trat endlich auf den Hof hinaus und musterte die Fenster der zweiten, d. h. prinzlichen Etage mit langem, nachdenklichen Blicke; was dahinter, im Inneren war, wußte er jedenfalls ganz genau. Niemand zweifelte daran, daß jetzt die Entscheidung sehr nahe sei; die

Frauen, die hinter den Fenstern ihrer Wohnungen standen, trockneten ihre Thränen, die sie schon reichlich vergossen hatten, die männlichen Diener standen in ehrerbietiger Entfernung auf dem Hofe, um je eher desto lieber ihre Aufträge in Empfang zu nehmen.

Nun wandte sich der Wachtmeister um, sah sie Alle der Reihe nach mit seinem unerschütterlichen Ernste an und sprach dann das große belebende Wort:

»Seine Hoheit werden noch in dieser Nacht eintreffen.«

Todt war die Hoheit also wenigstens nicht; an einen Leichenkondukt dachte man nicht, denn der letzte, der Prinz Maxens, war aus dem Schlosse gegangen und nicht in dasselbe hinein. Die treue Dienerschaft hätte laut aufjubeln mögen, aber theils hielt sie davon der Respekt, theils die Neugierde auf das nun Kommende ab.

»Die Gemächer Seiner Hoheit sind sofort in Ordnung zu setzen,« fuhr der Schloßverwalter in dem vorigen lakonischen Tone fort, – »und gleichfalls die Gemächer auf der anderen Seite des Banquetsaales, wozu meine Frau die Anleitung geben wird.«

Durch die letzten Worte war den Vermuthungen wieder ein weites Feld eröffnet worden, denn warum sollte gerade die Frau Schloßverwalterin eine Verantwortung übernehmen, der sich doch sonst nur ihr Gatte unterzog? – Ehe man sich darauf aber noch eine Antwort zu geben vermochte, befahl der Herr Wachtmeister weiter:

»Man beordere sofort die Käthe Steinberg zu mir!«

Damit wandte er sich wieder um und trat in seine Wohnung zurück, deren Thür er hinter sich schloß.

Nun wußte Jeder, was er zu thun hatte, nur nicht genau, warum, was ja auch eigentlich überflüssig war. Allgemein beneidet wurde die Käthe Steinberg, ein hübsches und gewandtes achtzehnjähriges Mädchen, die Tochter des prinzlichen Leibjägers, die, sobald sie einigermaßen Toilette gemacht hatte, – gewiß noch nie so schnell in ihrem Leben wie dieses Mal, – nun über den Hof in die Verwalterswohnung flog, wo sich ihr zuerst vermutlich das große Geheimniß erschließen sollte.

Es dauerte gar nicht lange, bis sie zurückkehrte, und zwar in so ernster und gemessener Weise, daß man ihr ansah, sie wisse um Alles, werde es aber schwerlich verrathen; und das that sie auch nicht, wie sehr man ihr auch schmeicheln und versuchen mochte, ihr nur ein einziges Wort zu entlocken, denn der Verwalter hatte ihr Schweigen anbefohlen, und sie warf sich wegen des in sie gesetzten Vertrauens nicht wenig in die Brust.

Trotz aller noch vorherrschenden Unruhe ging man eifrig an die befohlene Arbeit, die auch noch im Laufe des Tages zu Ende geführt wurde; besonders fiel dabei auf, daß die Frau Verwalterin viel Geheimnißvolles mit dem jungen Mädchen hatte, trotz dessen doch bald allgemein klar oder wenigstens behauptet wurde, die Zimmer zur rechten Seite des Banquetsaales seien für eine Dame bestimmt.

Unsere Leser mögen sich nun nach Belieben weiter ausmalen, welchen Stoff zu vielfachen Besprechungen diese interessante Bemerkung der Dienerschaft von Schloß Rosenburg gab; so viel war gewiß, daß sich noch kein Auge geschlossen hatte, als die Nacht schon längst heraufgekommen war, und daß hinter allen den dunklen Fensterscheiben erwartungsvolle Augen und Ohren auf die Oeffnung des großen Thores lauschten.

Selbstverständlich waren der Verwalter und ein Theil der Dienerschaft, den er dafür ausdrücklich bestimmt hatte, noch auf den Beinen, darunter auch Käthe, die ihren besten Feiertagsstaat angelegt hatte und in die Stube der Frau Verwalterin eingeladen worden war.

Bald nach Mitternacht ertönte das Signal einer Extrapolst vor dem Schlosse; das Thor flog auf, und eine mit vier Postpferden bespannte geschlossene Kutsche fuhr rasch ein und hielt vor der Hauptthür des Herrenhauses. Der Wagen hatte zwei Laternen, was den Lauschern doch einigermaßen erlaubte, ihre Neugierde zu befriedigen, wenn dieselbe durch das sich aus der Kutsche Entwickelnde nicht vielmehr noch höher gespannt wurde.

Zuerst erblickte man Herrn Clary, wie er behende vom Bocke herabsprang und, während der Verwalter, nachdem er ihm einige Worte zugeflüstert hatte, die Diener zurückdrängte, den Wagenschlag, mit dem Hute in der Hand, öffnete. Ein Herr sprang heraus – augenscheinlich der Prinz selbst – und ihm folgte eine Dame, der er die Hand geboten hatte.

Sie war im Mantel und verschleiert; ob sie jung oder alt war, ließ sich nicht mit Bestimmtheit sagen; für Erstes sprach ihr helles Kleid allein, das unter dem Mantel hervorbliekte, für das Letztere ihre langsam, scheinbar matten Bewegungen. Der Prinz gab ihr den Arm und führte sie über die kleine Emportreppe in das Haus; nur Clary, der Verwalter, dessen Frau und Käthe folgten. Der Postillon spannte in größter Eile die Pferde ab und verließ mit ihnen wieder das Schloß; der Wagen war ein prinzlicher und wurde von den Stallknechten in die Remise gebracht. Dann wurde wieder Alles still, und man sah nur die in der Beletage schon vorher hellerleuchteten Fenster; die Leute konnten sich höchstens noch darüber wundern, daß der Major von Gräfenitz mit dem durchlauchtigsten Herrn, dem er sonst doch wie ein Schatten zur Seite blieb, nicht zurückgekehrt war.

Während sie sich endlich nothgedrungen beruhigen mußten und zur Ruhe gingen, können wir auf die kurze Reise des Prinzen und Clementinens zurückblicken. Die Nacht ihres Eintreffens auf der Rosenburg war die nächstfolgende derer, in welcher sie ihr abenteuerliches Unternehmen begonnen hatten.

Major von Gräfenitz hatte die sorglichsten Vorbereitungen getroffen, so daß sich ihrer Flucht so leicht kein Hinderniß oder Aufenthalt in den Weg zu stellen vermochte. Zuerst fuhren sie im Wagen bis zur nächsten Eisenbahnstation, dann in einem eigens gemieteten Coupé bis in die Nähe der herzoglichen Residenz, wo sie schon wieder von einer Equipe des Prinzen erwartet

wurden. Auf dem großen Bahnhofe der Residenz hätte der Prinz nicht aussteigen können, ohne Aufsehen zu erregen, und fuhr aus diesem Grunde auch auf einem Umwege bei der letzteren vorbei; so traf er zu der vorher berechneten Stunde auf der Rosenburg ein.

Einen so geheimnißvollen Anstrich diese Reise hatte, konnte Prinz Felix doch wohl schwerlich annehmen, dadurch seine That und die Person Clementinens gänzlich zu verbergen; vielleicht war es ihm nur darum zu thun, der Entführung eine möglichst romantische Färbung zu geben, oder er glaubte, erst ganz gewonnenes Spiel zu haben, wenn er die Dame hinter den Mauern der Rosenburg gesichert hielt; in der That wäre der alte Herzog, bei seinem schnell aufbrausenden Temperamente und gewaltthätigen Neigungen, im Stande gewesen, wenn er der Sache früher auf die Spur gekommen, den Prinzen arretiren zu lassen und die Dame ihrem Gatten ohne Weiteres zurückzuschicken. Das konnte er allerdings auch jetzt oder später noch thun, aber der Skandal wäre dann doch wohl noch größer und öffentlicher geworden.

Ganz fremd mochten auch Clementinen solche Gedanken unterwegs nicht geblieben sein, oder kehrten sie mit Furcht vor Verfolgung, vielleicht gar Reue zu ihrem verlassenen Gatten zurück? – Während der ganzen Fahrt blieb sie in der Aufregung, die sie im entscheidenden Momente überkommen hatte, und steckte damit auch den Prinzen an, so daß sie zu keiner recht vertraulichen Aussprache, noch viel weniger zur Freude über die so heiß ersehnte Vereinigung gelangen konnten; sie blieb

in Thränen, der Prinz, als er seine ganze feurige Ueberredungsgabe umsonst erschöpft hatte, in düsterem Nachdenken; der alte Clary, der bei ihrer Bedienung auf den verschiedenen Stationen seine Beobachtungen anstellen konnte, schüttelte darüber heimlich den Kopf und meinte bei sich, das sei keine gute Vorbedeutung.

Das ganze Abenteuer mußte ihm jedenfalls höchst bedenklich erscheinen, aber er war eine richtige Bedientenseele, die sich dem Herrn gegenüber nie eine eigene Ansicht gestattete, viel weniger noch auszusprechen wagte; nach gewöhnlichen Begriffen konnte man ihn nur einen treuen Diener nennen, er führte genau aus, was ihm befohlen wurde, für die Seligkeit seines Herrn fühlte er sich aber nicht im Mindesten verantwortlich und dafür zu sorgen berufen, wie er denn auch für seine eigene Person immer nur sehr seichte moralische Grundsätze gepflegt hatte.

Wie man nun auch Clementinens Leichtsinn beurtheilen mag, so befand sie sich doch in einem bemitleidenswerthen Zustande, als sie Schloß Rosenburg erreicht hatte, und der Anblick des finsteren Gebäudes würde ihr wohl nicht zum Troste gereicht haben, wenn ihn ihr die Nacht nicht entzogen hätte. Einer Ohnmacht nahe, ließ sie sich von dem Prinzen die Treppe hinaufführen, und es war vergeblich, daß er ihr zuflüsterte, sie möge doch die Anwesenheit der Dienerschaft berücksichtigen und sich mehr fassen. Seine Stirn hatte sich darüber gefaltet und seine Miene war streng, so daß der Verwalter und die beiden Frauen, die in ehrerbietiger Entfernung folgten,

sich nicht im Mindesten zu enträthseln wußten, welcher Art das Verhältniß ihres gnädigen Herrn zu der fremden Dame, deren Jugend und Schönheit freilich wohl eine darauf bezügliche Andeutung geben konnten, sein möge. Der alte Wachtmeister hatte Clary schon mehr als einmal fragend angesehn, Dieser aber nur den Finger mit bedeutungsvollem Augenzwinkern auf den Mund gelegt, was wohl etwa ausdrücken sollte: »Nur stille jetzt; Ihr sollt bald Alles erfahren!«

Prinz Felix geleitete Clementine in die für sie bestimmten Gemächer, wohin nur die beiden Frauen folgten, und nachdem er ihr noch einige Worte zugeflüstert hatte, wandte er sich an die Letzteren und sagte ihnen kurz, die Dame, die sie fortan als ihre Herrin zu betrachten hätten, sei von der Reise sehr ermüdet und angegriffen und sie sollten sie zu Bette bringen. Darauf küßte er Clementinen in einer Weise, die ihr bei Jenen Respekt erwecken mußte, die Hand und begab sich in seine Gemächer, die, wie schon gesagt, auf der anderen Seite des Banquetsaales lagen. Er hatte Clary entlassen, ohne dessen weitere Dienste in Anspruch zu nehmen, und noch lange Zeit darauf konnte man an den erleuchteten Fenstern seines Schlafzimmers einen Schatten sich hin- und herbewegen sehn, woraus sich dann schließen ließ, daß er noch nicht im Stande war, sein Lager und die gewiß nothwendige Ruhe aufzusuchen.

Der Kammerdiener und der Verwalter begaben sich in des Letzteren Wohnung, wo der Erstere sich eine für ihn hergerichtete splendide Abendmahlzeit wohl schmecken

ließ und dann bei einer Flasche Wein seinen Freund in das Geheimniß einweihte, so weit ihm selbst dasselbe klar geworden war. Dabei gab es von beiden Seiten viel Kopfschütteln und ernste Gesichter; sie sahen gewaltige Stürme gegen die Rosenburg von der herzoglichen Residenz aus heranziehn.

Inzwischen ließ sich Clementine, die jedes Anerbieten einer Erfrischung zurückwies und nicht einmal ihre jetzige Umgebung recht in Augenschein zu nehmen vermochte, in ihr Schlafzimmer führen und entkleiden. Käthe war ihr einstweilen als Kammerzofe zugewiesen worden und entledigte sich dieses Amtes auch ganz gut, obgleich sie noch keine Uebung darin besaß. Für sie war ein Zimmer nahe dem ihrer neuen Gebieterin hergerichtet worden, aus dem sie leicht und schnell zu jeder Dienstleistung herbeizurufen war.

Wir wagen nicht, die Gefühle und Gedanken Clementines, die ja jetzt das erstrebte Ziel erreicht hatte, sich dadurch vorläufig aber gewiß nicht beruhigt fand, in dieser Nacht zu schildern; erst gegen Morgen fand sie Schlaf, der nach den körperlichen Anstrengungen nun auch ein fester wurde.

Als sie erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und ihre Strahlen brachen sich doch eine Bahn durch die dichten Baumkronen vor den Fenstern. Für die Stimmung der Erwachenden konnte dies ein Glück genannt werden, denn im Sonnenschein sieht ja Alles viel freundlicher und trostreicher aus, als wenn der Himmel

ebenso verhüllt ist wie unser Herz; auch dahinein eröffnet er sich einen Weg und färbt nicht allein die körperlichen Gegenstände vor unseren Augen, sondern auch die Gedanken mit seinem hellen erquickenden Lichte.

Clementine sah sich zunächst von einem Luxus umgeben, der immer großen Eindruck auf sie gemacht hatte und ein Ziel ihrer Sehnsucht gewesen war; auch im Hause des Rittmeisters hatte sie keinen Mangel gelitten, es war ihr in dieser Beziehung aber dort doch noch viel zu wünschen übriggeblieben, denn sie machte mit ihrer weitfliegenden Phantasie hohe Ansprüche.

Aus dieser wohlthuenden Wahrnehmung gingen ihre Gedanken schnell auf das neue Verhältniß, dem sie sich nun unwiderruflich ergeben hatte, über, und sie wiederholte sich, was sie sich schon früher vorgenommen hatte, daß sie die Vergangenheit gänzlich hinter sich lassen müsse und nur in die Zukunft blicken dürfe. Sie erinnerte sich, daß sie am vergangenen Tage und selbst noch bei dem Einzuge in ihre neue Wohnung diesem Vorsatze ungetreu gewesen sei, auch der unmuthigen Miene des Prinzen, die sie doch durch ihre Thränen bemerkte hatte, und nun überkam sie die Angst, daß sie ihm jetzt schon Veranlassung gegeben haben könne, den gethanen Schritt zu bereuen. Das erschien ihr jedenfalls als die größte Gefahr, die sie noch lief, und sie machte sich über ihre eigene Thorheit Vorwürfe. Das mußte heute anders werden! Prinz Felix konnte in seinen eigenen Sorgen nicht durch eine weinende Geliebte getröstet werden; sie hatte ihm nun ja genügend bewiesen, daß sie sich nicht

ohne Kampf und Opfer in seine Arme geworfen, jetzt mußte er durch das Glück der neuen Verbindung über die seinigen fortgetragen werden.

Sie erhob sich rasch, kleidete sich vorläufig ohne Hilfe des Kammermädchens an, und begann dabei schon eine kleine Besorgniß wegen des augenblicklichen Mangels an Garderobe, dem sich in den ersten Tagen wohl nicht abhelfen ließ, zu empfinden. Wir wollen hier gleich erwähnen, daß Käthe sie bald darüber ziemlich beruhigen konnte, da im Schlosse noch eine sehr reiche Garderobe der Mutter des Prinzen, allerdings etwas aus der Mode gekommen, vorhanden und ihr zur Auswahl überlassen worden war; in den nächsten Tagen schon langte ein wahrer Ueberfluß solcher Gegenstände aus der Stadt an.

Nun trat sie an eines der Fenster, die sich nach der Außenfront des Schlosses öffneten, und blickte hinaus. Wieder sah der dichte Wald im hellen Sonnenschein, obenein in dieser Jahreszeit, ganz freundlich aus, und die mittelalterliche Mauer mit Graben und Zugbrücke weckte in Clementinen zunächst ein Gefühl der Sicherheit gegen alle Angriffe von außen. Sie mußte sich allerdings bald sagen, daß diese Bollwerke der herzoglichen Macht, ja selbst der des bürgerlichen Gesetzes, welches ihr verrathener Gatte anrufen konnte, schwer Stand halten würden und daß ihr die Rosenburg zum Gefängnisse werden müßte, wenn Prinz Felix nicht bald die Mittel fände, sie in den Glanz des Lebens einzuführen, aber der erste Eindruck blieb doch vorherrschend, wie es beinahe immer der Fall ist.

Diese trotzige Mauer erinnerte sie nebenbei auch daran, daß sie selbst nun muthig und stark allen Gefahren entgegengehn müsse, denn daß Prinz Felix nicht so unerschütterlich war, wie er sich geben wollte, hatte sie doch schon gemerkt; sie mußte ihm nicht allein zur Seite stehn, sondern ihn auch stützen, ja, sie war ja schon jetzt darüber mit sich einig, daß sie ihn auch vollständig beherrschen wolle.

Kurz, Clementine stärkte sich an allen diesen Betrachtungen so wunderbar, daß die gute Käthe, als sie endlich gerufen wurde, die schwache und hülfsbedürftige Dame aus der letzten Nacht gar nicht wiedererkannte. Die jetzige erschien ihr wie eine geborene Fürstin, die streng fragte und befahl und sich höchstens zu einem sehr herablassenden Lächeln verstand, wenn Käthe in ihrem sichtlichen Eifer, bei der Toilette zu helfen, manchen kleinen Verstoß beging.

Clementine belächelte auch die ihr vorgelegte Garde-robe der verstorbenen Mutter des Prinzen – beiläufig gesagt, einer Dame, die in wahrer Neigung für Prinz Max sich auch dessen Geschmacke vollständig anzuschließen gewußt hatte, – in einer Weise, welche dem Sohne schwerlich gefallen haben würde, wußte aber mit dem ihr eigenen Geschick daraus doch zu wählen, was ihr wirklich gut stand. Als sie fertig war, befahl sie, das Frühstück in einem der anderen Zimmer, in die sie vorher auch schon einen flüchtigen Blick geworfen hatte, serviren und dem Prinzen sagen zu lassen, daß sie ihn dazu erwarte.

Käthe war durch das Alles so verwirrt, daß sie ihre Aufträge nur stammelnd auszurichten vermochte; was den alten Clary betraf, so lächelte er zu dem ihn angehenden, die Einladung des Prinzen, und brummte, sich die Hände reibend, nur:

»Aha, es scheint sich schon zu machen!«

Prinz Felix war schon längst aufgestanden und angekleidet; er dachte noch an gestern und befand sich in verdrießlicher Unruhe, wie es heute werden möge. Die Sonne warf aber auch auf sein Gesicht ihre ersten Lichtstrahlen, als Clary erschien und unter den devotesten Bücklingen sich seines Auftrages entledigte. Der Prinz eilte sofort durch den Banquetsaal.

Wie ganz anders fand er heute Clementine, und wie schnell war auch der leiseste Schatten von seiner Stirn und aus seinem Herzen geschwunden!

Das Frühstück wurde von einem glücklichen Liebespaare eingenommen und durch die heitersten Zukunftspläne gewürzt. Wie kann das auch anders sein, wenn man keinen Blick in die Vergangenheit zurückzuwerfen braucht oder zurückwerfen will? Und das Letztere nicht zu thun, hatten gewiß Beide genügende Veranlassung. Bei so guten Vorsätzen und soviel Genuß der Gegenwart kann dann auch die Zukunft nicht trübe aussehn; es kam sogar so weit, daß das Paar über den vermuthlichen Zorn des alten Herzogs, den Prinz Felix in wiedergewonnener guter Laune recht drastisch auszumalen wußte, herzlich lachte; scherzend – es konnte ja nur ein Scherz sein, aber augenblicklich verließ man sich doch darauf – schwur er,

nöthigenfalls werde er die Zugbrücke seiner Burg aufziehn lassen und sich bis auf den letzten Blutstropfen aller seiner Männer gegen die ganze Armee des bösen Onkels vertheidigen, falls dieser sich einfallen lassen sollte, ihm die Burgherrin rauben zu wollen.

Der Prinz ging nun übrigens mit einer Unbefangenheit zu Werke, die sein ganzes Wesen charakterisirte. Es fiel ihm nicht ein, den Schloßbewohnern irgend eine Aufklärung über die Dame, die er bei Nacht und Nebel eingeführt hatte, zu geben, sondern er hielt es für genügend, sie wissen zu lassen, daß ihr derselbe Respekt wie ihm selbst zu erweisen sei; welche Urtheile über Clementine dies, wenn auch nur bei den gewöhnlichen Leuten, hervorrufen mußte, bedachte er nicht; dieselben wurden höchstens dadurch gemildert, daß man sich der früheren Vorgänge zu Zeiten des Prinzen Max, die noch einen verhältnißmäßig glücklichen Ausgang gefunden hatten, erinnerte.

Daß der Prinz sehr glücklich war, konnte ihm Jeder-mann nicht allein ansehen, sondern er bewies es auch durch die ungemeine Leutseligkeit, mit der er selbst dem Geringsten begegnete; es war, als fühle er das Bedürfniß, auch seine ganze Umgebung zu beglücken, was wieder Zeugniß von seiner Gutherzigkeit ablegte. Aber freilich sah es Niemand, auch Clementine nicht, wenn er in einsamen Augenblicken düster, wie in die Ferne, starre und dann die hektischen Flecken auf seinen Wangen wieder in tiefster Färbung hervortraten, seinen ganzen Körper auch wohl ein nervöses Zittern durchlief; dann dachte

er an Major von Gräfenitz, von dem er noch keine Nachricht erhalten hatte, und den Rittmeister, und es mochten wohl blutige, drohende Gespenster vor seinem Gewissen auftauchen.

Er brauchte sich indessen nur zu Clementinen zu begeben, die er überhaupt selten verließ, und diese bösen wachenden Träume, von denen er ihr natürlich kein Wort mittheilte, hatten ihn sofort wieder verlassen. Gewiß erging es ihr ganz ebenso, aber sie wußte sich noch schneller und leichter über solche peinlichen Regungen hinfortzusetzen; sie hatte ja schon früher genug kokettirt, um auch jetzt stets das strahlendste Lächeln für ihn zu haben.

So vergingen die ersten Tage auf Schloß Rosenburg dem Paare in einem Rausche, der sich nur momentan durch solche Gespenstererscheinungen stören ließ. Prinz Felix hatte Clementinen noch immer genug Neues von seiner Liebe zu sagen und sie dies zu erwidern; noch wagte sie nicht, laut werden zu lassen, woran sie, nicht durch wirkliche Leidenschaft verblendet, fortwährend dachte, daß sie nämlich doch noch bei Weitem mehr Bürgschaften für ihre Zukunft verlange.

Das schien der Prinz auch ebenso vergessen zu haben wie das Ungewitter, das sich über Kurz oder Lang doch über diesem lachenden Frühlinge einer verbrecherischen Liebe zusammenziehen mußte. Einstweilen genügten ihnen Beiden noch die engen Mauern von Schloß Rosenburg, wenigstens sprach Clementine nicht aus, daß sie schon jetzt eine Vorahnung von Langerweile empfinde.

Noch war es dem Prinzen nicht eingefallen, sich, wenn auch nur auf ein paar Stunden, nach der Residenz zu begeben und wie es schon seine officielle Schuldigkeit war, dem alten Herzoge als von seiner Reise zurückgekehrt, vorzustellen, wiewohl er sich doch bei einigem Nachdenken sagen konnte, seine Anwesenheit auf Rosenburg könne nicht verschwiegen bleiben und sein Onkel müsse schon über die Versäumniß dieser Pflicht erzürnt werden; er wollte erst den Major abwarten, dessen guten Rath er nicht entbehren zu können meinte. Clementine war mit den Hofverhältnissen zu unbekannt, um ihn auf die Nothwendigkeit dieser kurzen Reise aufmerksam zu machen, und hielt sich übrigens ohne seine Gegenwart noch für zu unsicher.

Am dritten Tage nach ihrem Eintreffen langte auch Major von Gräfenitz mit Extrapolst an und begab sich sofort zum Prinzen, dem er seinen Bericht über die weiteren Vorgänge in jenem Badeorte ganz so, wie er ihn sich mit Muße zurechtgelegt hatte, abstattete. Er hielt es für gut, die Verwundung des Rittmeisters keineswegs als lebensgefährlich darzustellen, dessenungeachtet war der Prinz aber doch sehr erschrocken darüber, daß es so weit gekommen sei; – was er sich wohl eigentlich anders gedacht haben möchte? – Da nun aber Nichts mehr daran zu ändern war, umarmte er den Major und schwur, daß er ihm diese freundschaftliche Aufopferung nie vergessen wolle.

Clementine sollte Nichts von dem Geschehenen erfahren. Vorläufig konnte der Rittmeister, seiner Verwundung

wegen, ja doch Nichts unternehmen, und zuerst mußte man sich, nach des Majors Rathe, mit dem Herzoge abfinden. Er drang darauf, daß der Prinz sich sofort nach der Stadt und an den Hof begebe, er selbst wollte ihn begleiten, wie es schon seine Stellung erforderte, und später öfter nach der Stadt zurückkehren, um, wie er sagte, ein offenes Ohr für sich vermutlich verbreitende Gerüchte zu haben und die daraus entspringenden Gefahren abzuwenden.

Der Major zog es vor, sich bei Clementinen jetzt noch gar nicht sehen zu lassen, um ihr Glück nicht zu stören, denn jedenfalls würde sie doch das Bedürfniß haben, durch ihn Nachricht über den Rittmeister zu erhalten, und es wäre wenig glaublich gewesen, hätte er sie dann versichern wollen, daß derselbe sich ganz ruhig nach ihrer Flucht verhalten. Clementine erfuhr auch in der That Nichts von seiner Anwesenheit im Schlosse. Die Absicht, die ihr nun Prinz Felix aussprach, sich schon am folgenden Tage an den Hof zu begeben, von wo er indessen schon am Abende wieder zurückzukehren hoffte, erfüllte sie doch mit großer Unruhe, die sie ihm auch nicht verhehlte; sie fürchtete einen Gewaltstreich des alten Herzogs gegen sich, und er hatte, selbst nicht ganz frei von Besorgniß, Mühe, ihr vorzustellen und glaublich zu machen, daß er solchen Eingriffen in seine häuslichen Rechte nicht ausgesetzt sein könne und zum Ueberfluß auch dem Verwalter der Rosenburg die gemessensten Instruktionen hinterlassen werde.

Als Prinz Felix am nächsten Morgen sich von der Dame seines Herzens zu verabschieden kam, fand er dieselbe dennoch in Thränen, die er ihr dieses Mal wohl verzeihen konnte oder die ihm gar schmeichelhaft sein mußten. Er hatte seine glänzende militairische Uniform angelegt, von der er sich wohl auch einen besonders günstigen Eindruck auf sie versprach, aber hierin täuschte ihn seine Eitelkeit vollkommen; Clementine wurde dadurch unwillkürlich veranlaßt, sich des stattlichen Rittmeisters in der ersten Zeit ihrer Ehe, in der sie ihm noch einige Zärtlichkeit zugetragen hatte, zu erinnern, und der Vergleich fiel keineswegs zum Vortheile des schmächtigen, kränklichen Prinzen aus, der überhaupt keine rechte militairische Haltung besaß. Indessen hütete sie sich wohl, diese Bemerkung zu verrathen, was ihr bei einem so sentimental Abschied, als ob es sich um eine lange Trennung handeln sollte, auch ganz gut gelang. Mit den heiligsten Versicherungen, daß er für sie und für sich nöthigenfalls bis zum letzten Athemzuge kämpfen werde, verließ sie der Prinz und warf sich in großer Aufregung, wie sie bei ihm so leicht zu erwecken war, in seinen Wagen, hinter dem die Thore der Rosenburg an diesem Tage so fest geschlossen wurden, als sehe man einer förmlichen Belagerung entgegen.

Major von Gräfenitz war schon am frühen Morgen nach der Stadt gefahren, wo er den Prinzen in dessen Palais erwarten wollte. Wir müssen hier übrigens die nicht unwichtige Notiz einschalten, daß der Major, wovon er

dem Prinzen kein Wort gesagt, schon vor seinem Eintreffen auf der Rosenburg einen halben Tag in der Residenz zugebracht hatte, wovon indessen nur Wenige Kenntniß besaßen, da er seine heimlichen Wege gegangen war, – man wird später erfahren, wohin. –

Hohe, fürstliche Personen können sich und ihre Handlungen bekanntlich schwer der öffentlichen Beobachtung entziehen, welche Vorsicht sie zuweilen auch dagegen anwenden mögen. So wußte man auch schon seit geheimer Zeit in der Residenz nicht allein, daß Prinz Felix von seiner Badereise auf die Rosenburg zurückgekehrt sei, sondern auch, daß er unter geheimnißvollen Umständen eine Dame mit sich dahingebbracht habe. Uebergroße Vorsicht zur Verdeckung dieses Geheimnisses war ja auch nicht angewandt worden; die nach der Stadt gekommenen Eisenbahnbeamten, der Postillon, einzelne männliche und weibliche Bewohner der Rosenburg, die inzwischen auch mit ersterer verkehrt hatten, besonders die Modisten, bei welchen für Clementinens Garderobe so viele Bestellungen gemacht worden, – von allen diesen Leuten hatte man unmöglich Schweigen, das ihnen nicht einmal ausdrücklich abbefohlen, erwarten gekonnt. Aus diesen unteren Regionen, in denen der Prinz meistentheils sehr beliebt war, mußte die interessante Neuigkeit sich allmäßig bis zu den höchsten Kreisen hinauf verpflanzen, wobei die Theilnahme dafür jedenfalls in demselben Maße stieg, als man dem Prinzen näher stand, sei es nun mit freundschaftlichen oder feindseligen Gesinnungen.

Man hat schon früher gehört, daß es an dem herzoglichen Hofe eine nicht unbedeutende, Prinz Felix abgeneigte Partei gab. Durch seine eigene Schuld war dieselbe nicht geschaffen worden; höchstens einige Wenige mochte sein Widerwille gegen das höfische Wesen und die schmeichelnde Aufdringlichkeit verdientermaßen empfindlich getroffen und erbittert haben, im Allgemeinen zeigte er sich ja stets leutselig und gütig; aber es lagen noch manche andere Gründe für die Bildung dieser Coterie vor. Zunächst gab es Viele, welche die legitime Geburt und daraus erwachsende Berechtigung des Prinzen auf die Thronfolge in gutem Glauben oder aus anderen Interessen anzweifelten; Prinz Max hatte eine Mesalliance geschlossen, was sich nach den herrschenden Begriffen nicht leugnen ließ, aber der regierende Herzog, das Haupt der Familie, hatte nachträglich seine Genehmigung ertheilt und von Ersterem keine förmliche Verzichtleistung auf irgend welche Rechte für sich und seine Nachkommenschaft verlangt und erhalten; die Staats- und Familiengesetze sprachen über solche Fälle auch nicht ganz deutlich.

Dennoch nahm aus diesen Verhältnissen eine weitverwandte Nebenlinie des Hauses Veranlassung, das Thronfolgerecht dem Prinzen geradezu zu bestreiten und für sich zu beanspruchen, und da sie den Boden dieser Ansprüche doch nicht ganz sicher halten konnte, hatte sie es nicht daran fehlen lassen, sich durch Bestechungen

und Versprechungen Anhänger, besonders unter den ersten Familien des Landes und sonst einflußreichen Persönlichkeiten, zu gewinnen; im Volke erwartete man aus triftigen Gründen von jenen Prätendenten nicht viel und zog Prinz Felix bei Weitem vor. Die Mehrzahl der Höflinge endlich ließ ihre Ansichten und ihr Benehmen ganz von der Laune des regierenden Herrn leiten, der offenbar seinen Neffen nicht liebte.

Dieses letztere Abneigung stammte ohne Frage zunächst daraus, daß er die Heirath seines Bruders sehr ungern gesehen hatte, die Anerkennung derselben ihm eigentlich abgezwungen worden war, dann auch wohl aus der ihm nicht zusagenden Persönlichkeit des jungen Prinzen, der eine seinen Wünschen ganz entgegengesetzte Erziehung erhalten hatte, hauptsächlich aber, wie schon früher erwähnt worden, aus dem peinlichen Gefühle, das jeder andere designirte Thronfolger in ihm auch erregt haben würde. Der alte Herr hatte durchaus keine Lust, zu sterben und die Macht, die ihm so gut gefiel, einem Anderen abzutreten; da er nun wußte, daß er die Naturgesetze einmal nicht umstoßen könne, betrachtete er Diesen wenigstens als seinen natürlichen Feind, durch dessen Anblick er schon an den Tod erinnert wurde. Dies war eine um so größere Thorheit und Ungerechtigkeit, als es ihm nicht fremd geblieben sein konnte, daß Prinz Felix gar keine Sehnsucht empfand, die Regierung zu übernehmen, oder glaubte er vielleicht, daß sein Neffe sich in dieser Beziehung nur verstelle?

Den vorerwähnten Prätendenten war er übrigens ebensowenig geneigt und sprach sich nie entschieden aus, wen er selbst zu seinem Nachfolger wünsche, was auch nicht als unbedingtes Gesetz zu gelten vermocht hätte. Daher war er auch nicht zu bewegen gewesen, den Prinzen förmlich zu verstoßen oder ihm die Entzagung auf künftige Rechte abzunöthigen, was vielleicht auf gar nicht so große Hindernisse gestoßen wäre, und jene Partei mußte sich begnügen, Alles hervorzusuchen, was eine noch größere Abneigung zwischen Onkel und Neffen bewirken, den letzteren auch wohl in den Augen des Volkes herabsetzen konnte. So waren schon seit längerer Zeit Gerüchte von körperlicher und geistiger Krankheit des Prinzen in Umlauf gesetzt worden, aber der gesunde Sinn des Volkes ließ sich dadurch nicht so leicht täuschen; in der zweiten Beziehung entehrten sie jedenfalls aller thatsächlichen Begründung, was auch der Herzog recht gut einsah.

Für die Gegner des Prinzen war die Verbreitung der neuen Kunde, die ihnen, zum Theil wenigstens, vielleicht nicht ganz unerwartet kam, nun eine neue Hoffnung, und sie gedachten, sich eine gefährliche Waffe daraus zu machen; deshalb trugen sie auch sofort die eifrigste Sorge dafür, daß die geheimnißvolle Geschichte dem Herzoge zu Ohren kommen mußte. Sonderbarerweise wußten sie auch ganz genau, daß der Prinz eine verheirathete Frau entführt hatte, was lebhaft an das Beispiel seines Vaters erinnerte; sie rechneten darauf, daß der Herzog die Sache deshalb um so ernster nehmen würde, denn eine

zweite solche Mesalliance, die ihm schon das erste Mal so sehr zuwider gewesen war, gab er doch gewiß nicht zu.

Der erste persönliche Adjutant des Herzogs, General von Worm, war ausersehen worden, Diesem die ersten Andeutungen zu geben, und übernahm dies um so lieber, als er einer der eifrigsten Parteiführer war, welche bei einem Thronwechsel in ihrem Sinne große Vortheile für sich erwarteten. Ein langgedienter Soldat, barsch und hochfahrend, wie der Herzog selbst, stand er bei Diesem nicht im Verdachte eines höfischen Intriquanten, besaß sein vollkommenes Vertrauen und durfte sich manches freie Wort erlauben.

Am Abende vor dem Eintreffen des Prinzen in der Residenz befand er sich mit dem Herzoge allein und kam zuerst damit heraus, daß Ersterer schon seit zwei oder drei Tagen auf die Rosenburg zurückgekehrt sei, wie man allgemein in der Stadt versichere. Der Herzog wollte dies anfänglich nicht recht glauben und brauste dann zornig darüber auf; er faßte nur die militairische Pflicht des Prinzen in das Auge, wie er sich schmeichelte, immer zuerst und vor Allem Soldat zu sein, und ärgerte sich, daß Jener sich noch nicht persönlich und in voller Uniform bei ihm gemeldet hatte. Als der General nun aber fortfuhr, seine Neuigkeiten von der Entführungsgeschichte auszukramen, schien es, als habe er damit vollständig seinen Zweck verfehlt. Der Herzog war selbst immer ein freisinniger Lebemann gewesen, und in einer Anwandlung von Laune kam es ihm sehr komisch vor und gefiel

ihm gar nicht übel, daß sein Neffe, den er immer für eine Art Duckmäuser gehalten, sich auf einmal so noblen Passionen zugewandt habe. Wie bedenklich der General die Sache auch darzustellen versuchte – zu weit durfte er bei der unerwarteten Stimmung des Herzogs nicht gehn, – so blieb der Letztere doch dabei, darüber zu lachen, und meinte, er sei nur neugierig, wie sich der Prinz dem Ehemanne gegenüber aus der Affaire ziehn würde; von dem Duelle wußte er noch Nichts, wie auch der General selbst nicht, der es endlich für das Gerathenste halten mußte, das ganze Thema vorläufig fallen zu lassen.

Der Zorn des Herzogs wegen der versäumten Meldung hatte sich damit auch bedeutend besänftigt; wahrscheinlich entschuldigte er die Pflichtversäumniß einigermaßen damit, daß sein Neffe jetzt durch so süße Fesseln an die Rosenburg gebunden sei; lange hätte der Prinz seine Nachsicht aber doch nicht auf die Probe stellen dürfen. –

Am nächsten Vormittage also erschien Prinz Felix in Begleitung seines Adjutanten, Majors von Gräfenitz, der sich in der Reiteruniform viel stattlicher als er ausnahm, im herzoglichen Schlosse, wo er überall mit devoten Grüßungen und den ihm zustehenden Honneurs empfangen wurde. Auf keinem Gesichte hätte er lesen können, daß man um sein Geheimniß, wie er selbst es noch betrachtete, wisse, noch, daß er nicht allgemein willkommen sei. Die Gegenpartei war übrigens doch durch den ihr von dem Generale erstatteten Bericht einigermaßen entmuthigt worden.

Der General selbst war sichtlich verstimmt und in Verlegenheit, als er in den herzoglichen Vorzimmern den Prinzen begrüßte; wiewohl er es nicht an der schuldigen Ehrerbietung fehlen ließ, konnte er sich doch die kleine Revanche nicht versagen, dem Prinzen vertrauungsvoll mitzutheilen, Seine Hoheit hätten erfahren, daß er sich schon seit mehreren Tagen auf der Rosenburg aufhalte, und seien etwas ungehalten darüber.

Prinz Felix hatte den hochmüthigen Mann, der sich sogar schon erlaubt, ihn sein militairisches Uebergewicht, sowie die besondere Gunst, in der er bei dem regierenden Herzoge stand, fühlen zu lassen, nie leiden gemocht, und in seiner jetzigen ernsten Stimmung fühlte er sich um so eher veranlaßt, die ihm unpassend erscheinende Mittheilung herbe zurückzuweisen.

»Sie gestatten wohl, Excellenz,« antwortete er kurz angebunden, – »daß ich Seiner herzoglichen Hoheit, meinem Oheim, ohne Vermittelung des General-Adjutanten die schuldige Meldung abstatte?«

Der General biß sich vor Aerger auf die Lippen, zumal er seine gehorsamste Verbeugung nur noch dem Rücken des Prinzen abstatten konnte.

Eine Minute später wurde Prinz Felix in das Kabinet des Herzogs vorgelassen. Er verließ das Vorzimmer ohne einen weiteren Blick für den General, mit stolz erhobenem Haupte und scheinbar zuversichtlicher Miene, obgleich er in der That auf einen bösen Sturm gefaßt war.

In dem Vorzimmer waren noch viele Offiziere und höhere Beamte anwesend, welche sich dem Herzoge vorzustellen hatten, und da ihre Augen alle auf den Prinzen gerichtet gewesen, war ihnen sein kurzes Benehmen gegen den General auch schwerlich entgangen, der sich in dieser Ueberzeugung noch erbitterter fühlte. Man konnte ihm dies leicht ansehen, als er sich noch höher und stolzer wie gewöhnlich aufrichtete und dem Major von Gräfenitz, der, seinem Range nach, hier eigentlich nur eine bescheidene Rolle spielte, einen Wink gab, ihm in eine tiefe Fensternische zu folgen; die schweren rothen Damastgardinen vor derselben verhinderten eine weitere Beobachtung.

»Haben Sie das gehört, Gräfenitz?« fragte der General, während die zornige Bitterkeit auf seinem kalten und strengen Gesichte jetzt um so deutlicher hervortrat in seinem rauhen Tone aber doch eine gewisse freundschaftliche Vertraulichkeit lag.

Der Major zuckte lächelnd die Achseln; es drückte sich darin eine verächtliche Ironie aus.

»Wir feiern heute noch einen glänzenden Sieg, bei dem auch ich dafür meine Genugthuung bekomme, oder stranden vollständig,« fuhr der General mit gedämpfter, vor Erregung zitternder Stimme fort; – »der Alte ist noch ganz in derselben Laune wie gestern Abend; wenn der junge Herr aber wagt, so siegesbewußt gegen ihn, wie gegen mich aufzutreten, so möchte ich doch nicht dafür stehn, daß sie plötzlich einen gewaltigen Rückschlag

bekommt. Was meinen Sie? woraus schöpft er diese Sicherheit?«

»Excellenz, der Schein trügt zuweilen,« erwiderte der Major bedächtig; – »der Prinz hat sich durch die letzten Ereignisse in eine Extase hinaufgeschraubt, die keinen allzufesten Boden hat; ich fürchte, daß es zu einem schnelleren Bruche kommen kann, als uns lieb sein dürfte; der Herzog macht dann kurzen Proceß, schickt ihn in Arrest, die noch nicht warmgewordene Geliebte über die Grenze zurück – und wenn der Prinz den Arrest abgesessen hat, ist wieder Alles beim Alten.«

»Dann wäre die ganze Comödie umsonst gespielt!«

»Allerdings, und man müßte dann eine neue auf die Bretter bringen, wobei mir wieder die schwierigste Rolle zu Theil würde; ich möchte meine Haut aber auch gerade nicht alle Tage gern zu Markte tragen.«

»Sie sollenrim Schlußakte nicht die undankbarste Rolle spielen, verlassen Sie sich darauf,« entgegnete der General mit einem beruhigenden Lächeln. »Sie haben Recht; wünschen wir nicht, daß der Sturm vor der Zeit losbricht. Ich weiß übrigens wirklich noch nicht, wie Sie sich aus der Affaire gezogen haben.«

»O ich werde meine Verdienste schon zur Zeit geltend machen! Unter uns im Vertrauen, Excellenz, es ist dabei Alles ganz cavaliermäßig zugegangen, – ich erzähle es Ihnen ein anderes Mal, wenn wir mehr Muße haben.«

»Sie sind zu bescheiden, lieber Gräfenitz, stellen sich selbst immer in den Hintergrund, – aber man wird auch

das nicht vergessen. Unsere Partei ist Ihnen den größten Dank schuldig.«

»O Excellenz, Sie sind ja die Seele davon!«

»Sie das handelnde Werkzeug, ohne dessen Hülfe ich nur sehr langsame Fortschritte machen könnte. Aber horchen Sie auf! – es scheint drinnen im Kabinete ziemlich laut herzugehn!«

Wirklich ließ sich von dorther die tiefdröhrende Stimme des Herzogs vernehmen, ohne daß man indessen eines der zweifellos in hohem Affekte gesprochenen Worte verstehen konnte; auch den Prinzen hörte man, wiewohl derselbe nicht ein so volles Organ besaß.

Alle im Vorzimmer Anwesenden erschienen sehr bestürzt und blickten fragend den General an, der, die Gardinen zurückschlagend, aus der Fensternische hervortrat; er hatte wieder seine ruhige, kalte Miene und winkte beschwichtigend mit der Hand, als ob er sagen wollte: »Das geht uns Nichts an, meine Herren!«

SECHSTES KAPITEL. OHEIM UND NEFFE.

Als Prinz Felix das sogenannte Kabinet des Herzogs betrat, ein großes und hohes, ziemlich bunt ausstaffirtes Zimmer, das durch zwei Fenster ein volles Licht erhielt, stand sein Oheim ihm gegenüber an einem mit grüner Tischdecke behangenen runden Tische, der viele Scripturen trug, und stützte die eine Hand darauf; unmittelbar hinter ihm befand sich ein weiter Armsessel, dessen Polster mit schwarzem Glanzleder überzogen waren und

über dessen hoher Rückenlehne man in kunstvoller Holzschnitzerei das herzogliche Wappen erblickte.

Der Herzog, ein Mann, der schon das siebzigste Jahr zurückgelegt hatte, aber noch um zehn Jahre jünger aussah, besaß eine kurzgedrungene, noch sehr rüstige Gestalt von etwas groben Formen, die in dem dunkeln einfachen Militairüberrocke gerade keinen imponirenden Eindruck machte, aber in seinem breiten, rothen Gesichte mit der scharfgebogenen Nase, den blitzenden dunkeln Augen und dem runden Kinn, das zwischen den langen Enden des grauen Schnurrbartes hervortrat, lag doch der Ausdruck des Gebietens und einer Festigkeit, die Ungehorsam und Widerspruch nicht zu dulden schien. Das starkgebleichte Haar, das noch eine reichliche Fülle besaß, war über der niedrigen Stirn in die Höhe und seitwärts von den Schläfen fortgekämmt, so daß es bei seiner natürlichen Starrheit in einem Halbkreise emporragte, der dem Kopfe eine fast unförmliche Größe gab.

Ungnädig sah der hohe Herr bei dem Eintritte des Prinzen, der genau nach militairischer Vorschrift erfolgte, keineswegs aus, nur der gewöhnliche Ernst, mit dem er der gleichen Meldungen zu empfangen pflegte, lag auf seinen Zügen. Der Prinz verbeugte sich nur ein wenig, wie es die militairische Sitte gestattete, was durch eine gemessene Kopfnieigung erwidert wurde, und trat bis auf einige Schritte an seinen Oheim heran, seine Rückkehr ganz gehorsamst in kurzgefaßtesten Ausdrücken meldend.

»Wie Wir vernommen,« erwiderte der Herzog nach einer kleinen Pause, in der er den Prinzen durchaus nicht unfreundlich von oben bis unten mit den Augen gemessen hatte, – »befinden sich Eure Liebden schon seit drei Tagen auf Deren Schlosse Rosenburg. Haben sich trotz der glücklichen Badekur doch wohl noch nicht vollständig wieder erholt gehabt?«

Diese ungewöhnliche Theilnahme kam dem Prinzen beinahe ironisch vor, um so mehr, als er gerade nicht das beste Gewissen besaß. Die Betroffenheit malte sich so deutlich auf seinem Gesichte, daß der Herzog ein leichtes Lächeln darüber nicht zurückhalten konnte.

»Weiß schon Alles!« meinte er, seinen Ton noch mehr sänftigend und geradezu in den des Scherzes verändernd. »Wilde Streiche gemacht, von denen der böse Onkel wohl eigentlich Nichts erfahren sollte! Liegt in der Jugend und im Familienblute! – Sind noch nicht recht klar, ob Wir zu der neuen Alliance gratuliren dürfen!«

Ein ganz Unbefangener würde in allen diesen Wörtern, die von einem halben Lächeln begleitet wurden, gewiß nichts Anderes als die gute und scherzhafte, wenn auch gerade nicht zarte Laune des Herzogs entdeckt haben und in der Lage des Prinzen ganz zufrieden damit gewesen sein; der Letztere indessen hatte sich schon zu tief der Ueberzeugung hingegeben, daß er heißen Kämpfen entgegengehe, als daß er seinen Onkel nicht vollständig mißverstanden haben sollte. Die Hindeutung auf das Familienblut bezog der Herzog jedenfalls auf sich selbst und wollte damit etwa sagen, daß er es in seiner Jugend

auch nicht besser gemacht habe. Prinz Felix übersah dies aber gänzlich und hielt es für eine bittere Anspielung auf die Ehe seines Vaters, die allerdings sehr verletzend gewesen wäre. Er richtete sich höher auf, sah seinen Oheim fest, beinahe trotzig an und antwortete mit deutlicher Schroffheit und Kälte:

»Wie weit auch die mir unbegreifliche Kenntniß Eurer Hoheit von meinen Handlungen reicht, muß ich mich doch dagegen verwahren, daß dieselben kindischer Unbesonnenheit zur Last gelegt werden.«

Der Herzog blickte ihn mit unverholenem Erstaunen an; seine Stirn runzelte sich dabei, und seine gute Laune schien durch die nicht sehr ehrerbietige Antwort keinen geringen Stoß erlitten zu haben; indessen begnügte er sich, zu sagen:

»Das Heilwasser scheint Eurer Liebden etwas hitziges Blut gemacht zu haben; wollen auch Nichts dagegen haben, wenn sich das Temperament nach der richtigen Seite herauskehrt. Der Oheim und Herzog haben doch aber wohl ein gutes Recht, zu warnen, daß man nicht allzu unvorsichtig zu Werke gehe, damit nicht ein öffentliches Aergerniß entstehe, das auf die ganze durchlauchtige Familie zurückfällt. Wollen damit übrigens vorläufig genug gesagt haben, wenn Wir Gefahr laufen, daß Unser gutes Wort nicht die richtige Statt finde, und Euer Liebden gern Ihr Vergnügen lassen, wenn es nicht mit Unseren Interessen collidirt.«

Prinz Felix fühlte sich etwas beschämt durch diese ungewöhnliche Sanftmuth des Herzogs, den er jetzt erst

richtiger verstanden hatte; vollkommen war dies aber doch noch nicht geschehen, denn er ließ sich durch jenes Gefühl zu einem neuen Fehler hinreißen, indem er es nämlich sowohl für Pflicht, als ganz seinen eigenen Interessen entsprechend hielt, diese milde Stimmung zu einer vertraulicheren Aussprache zu benutzen.

»Ich bitte Eure Hoheit aufrichtig und demüthigst um Verzeihung,« sagte er, – »wenn ich ein Ihnen mißfälliges Wort, das nicht aus meinem Herzen kam, ausgesprochen habe; es hat auch durchaus nicht in meiner Absicht gelegen, Ihnen ein Geheimniß aus Dem zu machen, was ich, wie ich höre, schon jetzt nicht weiterer Kenntniß zu verbergen vermocht habe, und wenn man mich einer Schuld dabei zeihen kann, so stütze ich mich auf Eurer Hoheit väterliche Güte und bitte um die gnädigste, mildeste Beurtheilung.«

»Nun, nun, so schlimm war es nicht gemeint!« entgegnete der Herzog, der sich durch diesen unterwürfigen Ton, den er nicht allezeit bei seinem Neffen gefunden hatte, wieder ganz versöhnt fühlte und dessen Neugierde durch die versprochene Eröffnung auch angeregt worden war. »Eure Liebden können mir die ganze Affaire erzählen, wenn Sie sich etwas kurz fassen wollen, denn es sind heute Morgen noch manche Geschäfte zu erledigen.«

Dabei ließ er sich mit einer Miene, die seine gespannte Erwartung verrieth, in den Sessel nieder und winkte dem Prinzen, auf einem nahestehenden Stuhle Platz zu nehmen, eine Herablassung, die er selbst den ihm zunächst stehenden Personen nur selten zu Theil werden ließ.

Prinz Felix würde darauf nicht einen so großen Werth gelegt haben, hätte er nicht gefühlt, wie viel gerade jetzt an der Gnade seines Onkels gelegen sei, und große Hoffnung auf die ihn überraschende leutselige Stimmung desselben gesetzt; ein solch' günstiger Moment kehrte vielleicht so bald nicht wieder und mußte jedenfalls benutzt werden. Die Güte des Herzogs, wie unerklärlich sie ihm auch war, da er sich nun für überzeugt hielt, Jener wisse schon Alles, rührte ihn übrigens wirklich und öffnete ihm das Herz.

Allerdings oft stockend, um desto besser Ausdrücke zu wählen, die sein Unrecht beschönigen könnten, begann er zu erzählen, wie er Clementine von Burgstein kennen gelernt und theils von ihren Vorzügen, theils von dem Unglücke ihrer Ehe, das ihm zu Ohren gekommen, tief ergriffen worden sei. Als er sich über die ersteren etwas weiter zu verbreiten anschickte, winkte der Herzog abwehrend mit der Hand und meinte lächelnd, er kenne solche Portraitmalerei eines Verliebten schon genügend; dagegen schien er doch etwas ernster zu werden, als er vernahm, wer die Dame oder vielmehr ihr Gatte eigentlich sei, und auf ihr behauptetes eheliches Unglück nicht viel Werth zu legen. Die übrige Entführungsgeschichte war so einfach, daß der Prinz keinen langen Bericht darüber erstatten konnte, und über das Duell, das Major von Gräfenitz für ihn gehabt hatte, ging er mit gänzlichem Stillschweigen fort, weil er wohl fühlen mußte, er würde in diesem Punkte am allerwenigsten gerechtfertigt

vor seinem Onkel dastehen, der in gewissen Beziehungen sehr ritterliche Ansichten besaß.

»Hm, das ist im Ganzen eine alte Geschichte, die nicht selten vorkommt!« brummte der Herzog vor sich hin, jedenfalls noch getheilt zwischen dem Vergnügen, das ihm eine solche Skandalgeschichte an und für sich machte, und der Erwägung ernsterer Folgen die sich daraus entwickeln könnten. »Die Frau ist also freiwillig mit Eurer Liebden durchgegangen und wird sich je eher desto lieber scheiden lassen. Wenn der Mann nun aber nicht darin willigt, was allerdings eine große Thorheit von ihm wäre; was dann, Herr Neffe?«

»Die Frau von Burgstein wird auch ihrerseits Gründe finden, die Scheidung zu beantragen.«

»Ganz gut, wenn die Justiz dieselben für durchgreifend erachtet! Jedenfalls wird die Affaire Eurer Liebden ein hübsches Stück Geld kosten.«

»O Hoheit, ich bin dem Besitze dieser Dame jedes Opfer zu bringen bereit!«

»Hm, man kennt das! Alles hat seine Zeit! Es wird auch die Stunde kommen, wo Sie wieder froh sein werden, diesen Besitz auf gute Art wieder loszuwerden!«

»Niemals!« rief der Prinz mit einem Feuer aus, das ihm an einem anderen Orte vielleicht ganz gut gestanden hätte. »Mein Entschluß steht fest, Clementinen mein ganzes Leben zu weihen, und darin allein finde ich eine vollkommene Rechtfertigung meiner Handlungsweise!«

Der Herzog wurde jetzt auf einmal ganz ernst; er sah ihn mit seinen großen, durchdringenden Augen, über denen sich die buschigen Brauen dicht zusammenzogen, fest an und fragte etwas gedehnt:

»Was wollen Euer Liebden denn eigentlich mit dieser Widmung des ganzen Lebens sagen? – Wir meinen, daß dies rasch verglimmendes Strohfeuer ist.«

»Hoheit täuschen sich durchaus in den Gefühlen meines Herzens!«

»Bah! hier ist nicht vom Herzen die Rede, – das kurirt sich in solchen Fällen schon von selbst wieder. Der Verstand darf nur nicht krank werden, am wenigsten bei einem Prinzen, der vielleicht noch eine große Zukunft hat. Ich habe Nichts gegen solche Liaisons, wenn sie nur nicht allzuweit in die Oeffentlichkeit gebracht werden und keine Pflichten verletzen. Eure Liebden mögen sich auf der Rosenburg in Ihrer Waldseinsamkeit amüsiren, wie es Ihnen gefällt, aber ich wünsche nicht, daß die Sache bei den Leuten zu ernstlichen Redereien Anlaß gebe, und verbitte mir, daß sich die Dame hier in der Residenz sehen läßt; mein Neffe kann so viel Geliebte haben, wie er will, aber officiell mag ich Nichts davon wissen!«

Der Herzog hatte immer härter gesprochen und sein Gesicht sich noch mehr verfinstert; er erhob sich jetzt, als halte er die Sache für abgethan und wolle dem Prinzen damit einen Wink zur Entlassung geben. Auch Prinz Felix war aufgestanden und zwar etwas ungestümer, als sich eigentlich schickte; er fühlte sich beleidigt, was sich

nur zu deutlich auf seinem Gesichte verrieth, und seine Stimme zitterte, als er, sich verbeugend, erwiderte:

»Der letzte Befehl Eurer Hoheit ist mir ein Gesetz, das ich vorläufig nicht zu übertreten gedachte. Die Rechte meines Herzens und Gewissens aber stehen unter keinem menschlichen Gesetze, und ich gedenke, sie mir immer zu wahren; ich habe Frau von Burgstein nicht entführt, um meine Geliebte, wie Eure Hoheit es zu verstehen scheinen, aus ihr zu machen.«

»Und was denn sonst?« fuhr der Herzog mit ausbrechender Heftigkeit auf.

»Hoheit, ich werde die Schuld, die ich gegen diese Frau übernommen habe, sühnen, wie mein Vater es gethan hat.«

Der Herzog stand eine Weile sprachlos da, aber die Adern auf seiner Stirn schwollen, und sein Gesicht färbte sich purpurroth; dann rief er mit seiner tiefdröhnenden Stimme:

»Sind Eure Liebden toll? – Wagen Sie es, die alten Wunden aufzureißen, die noch nicht vernarbt sind? Neues Gift hineinzutropfeln? – Soll unsere Familie zum zweiten Male durch solche Thorheiten entehrt werden? – Nimmermehr, so lange ich lebe!«

Der Prinz war leichenblaß geworden und einen Schritt zurückgetreten; unwillkürlich machte seine rechte Hand eine Bewegung, als wolle sie an den Säbel greifen, aber glücklicherweise besann er sich eines Besseren, und der Herzog, der sich umgewandt hatte und das Zimmer mit großen Schritten zu durchmessen begann, wie es seine

Gewohnheit in heftiger Erregung war, bemerkte Nichts davon.

»Hoheit, Sie vergessen –« stammelte der Prinz, aber die schweren Athemzüge der hocharbeitenden Brust erstickten die weiteren Worte.

»Stille!« donnerte der Herzog, indem er wieder vor ihm stehn blieb und mit dem Fuße auf den Boden stampfte. »Noch bin ich Herr in meinem Hause und in meinem Lande, und Eure Liebden haben in mir den Vater und Fürsten zu ehren! Was hindert mich daran, Sie auf der Stelle arretiren und so lange auf die Festung bringen zu lassen, bis sich Ihr Liebeswahnsinn abgekühlt hat, das Weib, das Sie bezaubert, dahin zu schaffen, wo ihr Platz ist, zu ihrem betrogenen Gatten? – Und, bei meiner Ehre, das soll geschehen, wenn ich noch ein einziges Wort des Widerspruches von Ihnen höre! – Habe ich Ihnen nicht schon genug Freiheiten eingeräumt? Bin ich ein grausamer Tyrann, ein zelotischer Pedant, der Ihre aufopfernde Jugendkraft in Fesseln schlagen will, so lange sie nicht alle Dämme zu durchbrechen droht, welche Vernunft und Pflichtgefühl aufgeführt haben? – Gehn Sie! Ueberlegen Sie sich, ob Sie um dieser Frau willen, die Ihnen eine so blinde Leidenschaft einzuflößen gewußt hat, den Kampf mit mir und Ihrer eigenen fürstlichen Ehre aufnehmen wollen, und ich will zu Gott hoffen, daß er Sie bald besser erleuchten möge. Heute will ich keine Antwort mehr von Ihnen hören, aber wehe, wenn Sie sich zu offenem Trotze, zu einer Unbesonnenheit und zu eigenmächtigem Handeln verleiten lassen sollten! Ich würde dann, kraft

der mir von Gott und Menschenrecht verliehenen Macht, rückhaltslos ein Band zerreißen, das ohne meine Einwilligung keine gesetzliche Giltigkeit hat, und die Schuldigen schwer strafen. Was ich dem Bruder mit blutendem Herzen nachsehen konnte, soll der Neffe nicht zum zweiten Male von mir ertrotzen! Ich will dafür sorgen, daß die Mesalliancen ein unserem erlauchten Hause nicht epidemisch werden!«

Mit zornblitzenden Augen und ausgestreckter Hand wies der Herzog nach der Thür, und der Prinz – verbeugte sich, heimlich mit den Zähnen knirschend, und ging.

Als er den Vorsaal wieder betrat, raffte er alle Fassung zusammen, um den Versammelten nicht zu zeigen, welch' heftige Scene zwischen seinem Onkel und ihm sich entwickelt hatte; dennoch verriethen dies nur zu gut seine leidenschaftlich erregten Gesichtszüge, wie der laute Stimmenwechsel, den man schon vorher vernommen hatte. Major von Gräfenitz war vorsichtig genug gewesen, sich von dem General-Adjutanten wieder zurückzuziehen, und als der Blick des Prinzen ihn suchte, fand er ihn ganz allein, mit gesenktem Haupte dastehend. Beide verließen die Vorzimmer, von allen Seiten begrüßt, aber an schadenfrohen Blicken die ihnen folgten, fehlte es nicht.

Der Herzog ließ, nachdem er sich von seiner heftigen Aufwallung einigermaßen erholt hatte, zunächst den General von Worm zu sich entbieten und erzählte ihm rückhaltslos das Vorgegangene. Wiewohl sein Zorn dabei

noch immer von Neuem aufblitzte, mußte sich der General doch überzeugen, daß er noch nicht entschlossen sei, den Prinzen gänzlich aufzugeben und sogleich harte Maßregeln gegen ihn eintreten zu lassen; war es nicht ein Rest von Familienanhänglichkeit, der ihn davon abhielt, – und man wird ja wohl gefunden haben, daß der Herzog es, bei aller Barschheit, doch nicht so ganz übel mit seinem Neffen meinte, so mochte er wohl bedenken, daß er der Volksmeinung nicht zu hart vor den Kopf stoßen und nicht einen neuen Skandal über sein eigenes Haus heraufbeschwören dürfe.

General von Worm erinnerte sich noch zu gut der vorsichtigen und in seinem Sinne ganz anerkennungswerten Beurtheilung des Majors von Gräfenitz, um das Werk, an dem er arbeitete, zu früh abschließen zu wollen; deshalb sprach er in tiefster Unterthänigkeit auch seine Billigung des Entschlusses, den der Herzog gegen den Prinzen eröffnet hatte, aus und gebot seiner eigenen Ungeduld, die zum vollständigen Sturze des Letzteren drängte, Schweigen.

Der Herzog mochte aber doch noch besorgt sein, daß der Neffe hinter seinem Rücken Schritte thun könne, die sich eben nur durch eine öffentliche Gewaltthat redressiren ließen, und äußerte sich in diesem Sinne gegen seinen Vertrauten; aber der General versicherte lächelnd, so lange der Major von Gräfenitz, den der Prinz nicht entbehren könne, auf Schloß Rosenburg sei, habe man in dieser Beziehung durchaus Nichts zu fürchten. Das leuchtete auch dem Herzoge ein.

So wußte der Letztere also auch, welch' falsche Rolle der Major neben dem Prinzen spielte! – Ohne Zweifel geachte dies seinem Charakter nicht zum Ruhme, wenn man nicht eben dem Grundsätze huldigt, daß unter gewissen Umständen der Zweck die Mittel heilige. –

Prinz Felix warf sich sogleich in seinen Wagen, der ihn noch im Schloßhofe erwartete, und der Major setzte sich an seine Seite. Der Kutscher hatte den Befehl erhalten, direct nach der Rosenburg zu fahren.

Erst als man die Stadt im Rücken hatte, wo Prinz Felix, wie weit er sich auch in den Fond zurückzulehnen suchte, häufig genöthigt gewesen war, die ihm mit sichtlicher Ehrfurcht und Ergebenheit gebotenen Grüße zu erwidern, brachen der mühsam verhaltene Schmerz und Groll bei ihm aus, und rückhaltslos ließ er sich nun gegen den Major gehen, den er seines Vertrauens und seiner Freundschaft stets würdig gehalten hatte.

Er beklagte sich bitter über den Herzog, durch den vor Allem seine Eitelkeit beleidigt worden war, mußte er doch empfinden, welch' jammervolle Rolle er dem Zornigen gegenüber gespielt hatte; in der Weise hatte sein Vater gewiß nicht die brüderliche Anerkennung seiner Ehe verlangt, aber freilich – der Herzog hatte Recht – es war ein großer Unterschied zwischen dem Bruder und Nefen! – Der Prinz schämte sich, nicht energischeren Widerstand geleistet zu haben, und auf der anderen Seite mußte er sich doch sagen, daß der Herzog bei einem solchen unfehlbar seine Drohungen auf der Stelle ausgeführt haben würde.

Das Alles sprudelte er jetzt in einem Gemische von höchster Nervenreizung und Erschöpfung von Wuth und Schmerz, Scham und Trotz hervor, und welch' tiefe Erschütterung der Major auch dabei erheucheln mochte, dachte er doch, heimlich lächelnd, bei sich, gefährlich könne Prinz Felix nie werden, denn ein wirklich männliches Herz, wenn es tief gekränkt ist, hat nicht laute Klagen, große Entschlüsse nicht viel Worte.

Diese Ueberzeugung war es auch hauptsächlich, durch welche Major von Gräfenitz sein hinterlistiges, wenig ehrenwerthes Benehmen zu rechtfertigen suchte. Man könnte fragen, warum er, der einzige Freund und Vertraute des Prinzen, nicht lieber dessen Partei ergriffen hatte und Alles aufbot, ihm die naheliegende Thronfolge zu sichern, wo sich dann seinem eigenen Ehrgeize doch ein unabsehbar weites Feld eröffnen konnte, während er der Gegenpartei doch immer nur als ein untergeordnetes Werkzeug diente und auf verhältnismäßig nicht so großen Lohn rechnen durfte.

Der Major hatte diesen Weg allerdings schon eingeschlagen, bevor er noch die Freundschaft des Prinzen besaß, und damals war es der einzige gewesen, der ihm irgend eine hervorragende Carrière eröffnete; aber er war jedenfalls nicht der Mann, der übernommenen Verpflichtungen treu blieb, wenn sich auf der anderen Seite größere Vortheile für ihn herausstellten. Er hatte selbst einmal daran gedacht, ob er nicht in dieser Weise einen Haken schlagen und die Worm'sche Partei hinter das Licht führen solle, aber bald eingesehen, daß all sein Einfluß auf

den Prinzen nicht hinreichen werde, denselben auf die Bahn starker und fester Entschlüsse zu führen; seitdem verachtete er gründlich Den, dem er Freundschaft und Ergebenheit heuchelte und den er doch so schmählich betrog, und glaubte sich auch ganz berechtigt dazu, sein Herz kam ja überhaupt nie in Frage bei seinen Handlungen.

Er war also auch jetzt weit davon entfernt, den Prinzen zu bemitleiden, und dachte nur daran, wie sich dessen Erregung dazu benutzen lasse, ihn zu weiteren übereilten Schritten zu verleiten, die der alte Herzog unmöglich verzeihen könnte.

Zunächst stimmte er ganz in seinen Ton der Erbitterung über den Letzteren ein und unterließ nicht, die Ausführung jener Drohungen als ganz unmöglich zu bezeichnen; er ging sogar so weit, darauf hinzudeuten, daß ja das ganze Volk hinter dem Prinzen stehe und daß jeder Gewaltschritt gegen Diesen einen Sturm der Entrüstung hervorrufen müsse, dem der Herzog schwerlich Trotz zu bieten wagen würde.

Diese Berufung machte augenscheinlich keinen geringen Eindruck auf den Prinzen; er würde nie die Thatkraft besessen haben, es, welche Mittel sich dazu auch boten, auf einen offenen Kampf mit seinem Onkel ankommen zu lassen, aber seine leicht reizbare Phantasie spielte doch gern mit solchen Ideen. Er richtete sich daran wieder aus seiner Muthlosigkeit auf und versicherte, er werde, ungeachtet aller Einwände des Herzogs, dennoch seinen eigenen Weg gehn.

Wie er mit dem Major verabredete, sollte Clementine Nichts von dem Vorgefallenen erfahren; er wollte sie dadurch nicht kränken und beunruhigen, und Gräfenitz wußte doch noch nicht ganz genau, wie er mit dieser Frau daran sei. Bisher war sie ihm nur unbedeutend vorgekommen, sonst würde er schwerlich die Hand zu ihrer Verbindung mit dem Prinzen geboten haben, aber unbedingt darauf verlassen wollte er sich doch nicht; gerade in einer Frau entwickelt sich oft sehr schnell, wenn sie die Verhältnisse dazu drängen, ein Charakter, und bei dem Prinzen konnte die Liebe Wunderdinge thun.

Der Prinz und der Major hatten auf der Fahrt nach Schloß Rosenburg Muße genug, sich auszusprechen und zu berathschlagen, was in nächster Zeit zu thun sei. Es versteht sich von selbst, daß Herr von Gräfenitz dem Prinzen noch immer dasselbe Ziel vor Augen stellte, das Dieser so sehnüchsig erstrebte, und die Verheirathung mit Clementinen als eine ausgemachte, von dessen eigener Ehre gebotene Sache annahm. Er rieth ihm, den Streit mit dem Herzoge vorläufig auf sich beruhen zu lassen und sich zu stellen, als ob er ganz auf dessen Intentionen eingegangen wäre; ohnehin ließ sich ja kein entscheidender Schritt thun, bevor Clementine von ihrem Gatten förmlich geschieden war; was sie unter solchen Verhältnissen einstweilen an ihrem guten Rufe litt, – der Major that wenigstens, als könne derselbe bisher noch gar nicht in Frage gestellt sein, – das sollte ihr ja möglichst bald reichlich ersetzt werden.

Mit einer Scheidungsklage von ihrer Seite, worauf sich der Prinz seinem Oheime gegenüber berufen hatte, sah es nun freilich höchst mißlich aus, denn gesetzlich geltige Beweise von der Untreue des Rittmeisters konnte sie ja nicht beschaffen; man mußte also auch hier darauf warten, daß der Letztere oder die Familie desselben die ersten Schritte thue, und konnte sich nur vornehmen, denselben auf das Bereitwilligste entgegenzukommen, sollte man auch materielle Opfer bringen müssen. Sollte der Rittmeister nach seiner so bald noch nicht zu erwartenden, überhaupt fraglichen Wiederherstellung etwa seine Frau zurückverlangen, so schien nichts Anderes übrig zu bleiben, als daß man Clementine versteckt halte oder für eine gewisse Zeit in das Ausland reisen lasse; in dieser Beziehung ließ sich jetzt noch gar kein Plan entwerfen, derselbe mußte sich aus den Umständen ergeben.

Wenn das Haupthinderniß, die eheliche Verpflichtung Clementinens, erst einmal gehoben sei, meinte der Major, so sei der weitere Weg dem Prinzen ja durch das Beispiel des Vaters genau vorgezeichnet; jedenfalls ließe sich im In- oder Auslande ein Geistlicher finden, der die Trauung auf Schloß Rosenburg oder anderswo in aller Stille vollziehen würde, und nachher mochte der alte Herzog so viel toben als er wollte; höchstens könnte er seinem Neffen einige Wochen Festungsarrest geben, die dann in Geduld ertragen werden müßten, die Ehe zu lösen liege nicht in seiner Macht, und jeder gewaltthätige Versuch, den er deshalb unternähme, würde durch die öffentliche Meinung verdammt werden und könne schließlich

zu keinem Resultate führen. Und dann, wer wußte, wie lange der alte Herr noch leben würde? seine Jahre wären jedenfalls gezählt, und bei seiner zu Schlagflüssen geneigten Constitution könne das Ende der Herrlichkeit überraschend schnell eintreten.

Nun kam man aber auf einen Punkt, von dem die Ansichten doch ziemlich weit auseinander gingen. Prinz Felix hatte ja nie Lust gehabt, die Regierung zu übernehmen, und jene Prätendenten hätten zur Erreichung ihrer Wünsche gar nicht so viel Intrigen aufzubieten gebraucht, würden sie es nur mit ihm allein zu thun gehabt haben. Aber, wie schon früher gesagt, konnten die Forderungen des Volkes ihn, wider seinen eigenen Willen, nöthigen, den Thron zu besteigen; er wäre jedenfalls auch zu schwach gewesen, einem solchen ernstlichen Drängen zu widerstehn.

Auch jetzt erklärte er dem Major wieder, das Glück, das er an seiner geliebten Clementine Seite zu finden hoffe, sei ihm tausendmal mehr werth als der Herzogshut, der ihn zu schwer drücken würde, Gräfenitz fand es indessen einstweilen noch für gut, Dem zu widersprechen. Er wollte sich nach allen Seiten hin decken und dem Prinzen auch nicht den leisensten Anlaß zum Mißtrauen geben; wie leicht konnte ein solches aber dem schwachen jungen Manne eingeredet werden! – Der Major zweifelte nicht, daß Clementine, wenn sie wirklich die Gattin des Prinzen geworden wäre, auch wenn sie nur seine Geliebte bliebe, allen ihren Einfluß aufzubieten würde, Jenen zur

Annahme der Krone zu bewegen, denn Eitelkeit und Ehrgeiz einer solchen Frau kennen ja selten eine Grenze; er durfte den letzteren also nicht geradezu entgegenwirken, wenn er sich durch sie nicht aus dem Vertrauen seines Herrn verdrängt sehn wollte.

Ihm war es Ernst damit, daß diese Verbindung stattfinden solle; sie mußte ja zu einem unheilbaren Bruche mit dem Herzoge führen, und andererseits ließen sich darauf ernstliche Bedenken gegen die Thronfolge des Prinzen gründen.

Unter solchen Gesprächen, die bei dem Prinzen wieder mehr Beruhigung herbeigeführt hatten, langten sie auf Schloß Rosenburg an, und er hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als sich zu Clementinen zu begeben, die seine Rückkehr schon mit unbeschreiblicher Unruhe erwartete.

Das war wieder einmal ein Schattenpunkt in dem neuen Leben, das sie sich so voll ungetrübten Glanzes vorstellte hatte, und in der Einsamkeit war ihr die bange Ahnung gekommen, daß es auch nicht der letzte sein werde. Dann versuchte sie sich selbst aber wieder damit zu trösten, daß keine bedeutende Höhe ohne Mühe und Gefahr zu erklimmen sei, und wiegte sich von Neuem in Hoffnungen, aus denen sie wiederholentlich durch jedes ungewöhnliche, von außen hereindringende Geräusch zu tödtlicher Angst aufgeschreckt wurde.

Prinz Felix kehrte früher zurück, als er selbst erwartet und ihr versprochen hatte. Clementine sah die kleine Festung sich wieder öffnen und ihn an der Seite des Majors von Gräfenitz, dessen Anblick neue schreckhafte

Gedanken in ihr erweckte, auf den Hof einfahren; mit klopfendem Herzen erwartete sie seinen Besuch, auf den sie glücklicherweise nicht lange zu warten brauchte.

Der Prinz hatte sich bemüht, eine heitere, sorglose Miene anzunehmen, und dies gelang ihm um so eher, als er sich wirklich beglückt fühlte, wieder bei der Geliebten zu sein.

Nach der zärtlichsten Begrüßung berichtete er ihr nur, daß der Herzog ihn im Ganzen freundlich empfangen habe und von ihrer Anwesenheit noch Nichts zu wissen scheine; das konnte allerdings nur ein kurzer Aufschub einer bösen Mittheilung sein, der aber ganz in seinem Charakter lag.

Die Rückkehr des Majors ließ sich nun auch nicht mehr verheimlichen, und er mußte zugeben, daß zwischen Diesem und dem Rittmeister ein Duell stattgefunden habe, dessen Folgen er aber als ganz unbedeutend darzustellen suchte. Dennoch war diese Nachricht ein harter Schlag für Clementine, zumal sie sich dabei erinnern mußte, daß ihr Leichtsinn schon einmal zwei Menschenleben auf das Spiel gesetzt hatte. Mit demselben Leichtsinne hatte sie sich jetzt auch wieder vorgestellt, der Rittmeister werde über ihre Flucht nicht sehr betrübt, dieselbe ihm wohl gar willkommen sein, da er nun auf dem Wege seiner vermeintlichen Untreue um so ungehinderten forschreiten könnte; wie hatte sie sein Ehrgefühl, an dem sie doch keine gerechten Zweifel hegen durfte, so weit außer Acht lassen können?

Auch sie fühlte jetzt mehr, als sie es sich klar zu sagen wußte und sagen wollte, daß der Rittmeister doch männlicher und ritterlicher als der Prinz gehandelt habe, der sich in einer solchen Sache durch einen Anderen vertreten ließ, und es kostete sie Mühe, diese peinliche Empfindung zu verstecken.

Prinz Felix bat sie um die Erlaubniß, daß der Major an ihrer Tafel speisen dürfe; sie hatte Nichts dagegen, denn mit fieberhafter Ungeduld sehnte sie sich, aus dem Munde dieses Mannes Näheres über die Ereignisse nach ihrer Flucht, die Beurtheilung, welche dieselbe bei der Oeffentlichkeit gefunden, zu erfahren.

Der Major begrüßte sie beinahe wie eine schon regierende Fürstin; so sehr dies auch ihrer Eitelkeit schmeichelte, saß sie bei Tische doch auf glühenden Kohlen, denn hier konnte das Thema, das ihr so sehr am Herzen lag, füglich doch nicht verhandelt werden. Aus den warmen Freundschaftsversicherungen des Prinzen konnte sie nur entnehmen, daß Herr von Gräfenitz durchaus in dessen und damit ihrem Interesse gehandelt hatte, und das milderte einigermaßen ihre Abneigung gegen diesen Mann, an dessen Hand – freilich durch ihre eigene Schuld – nun noch das Blut ihres rechtmäßigen Gatten klebte.

Erst später fand sich für sie Gelegenheit, mit dem Major unter vier Augen zu sprechen. Ueber die Einleitung des Duells blieb er der Wahrheit ziemlich getreu, den Ausgang desselben stellte er aber noch milder wie dem Prinzen dar und suchte sie damit zu beruhigen; von der Badegesellschaft wußte er nicht viel zu sagen und zuckte

lächelnd die Achseln über dieselbe. Sein leichter Ton verfehlte aber nicht, Clementinen die schwerste Last vom Herzen zu nehmen, und da sie sich überdies bestreben mußte, dem Prinzen zu gefallen, verlief der Abend ungestörter und heiterer, als sie es sich gedacht hatte.

Auf der Rosenburg blieb in den nächsten Tagen äußerlich Alles im alten Geleise; der Herzog schien sie und den Prinzen ganz vergessen zu haben; der Letztere erhielt keinen Befehl, nach der Hauptstadt zu kommen, und freiwillig verspürte er dazu nicht die mindeste Lust. Major von Grafenitz fuhr ab und zu, brachte aber auch keine besonderen Neuigkeiten von dorther mit.

Clementine befand sich selten allein; selbstverständlich wollte der Prinz das Glück seiner Liebe in vollen Zügen genießen und leistete ihr häufiger Gesellschaft, als ihr eigentlich lieb war, außerdem hatte sie auch viel mit der Instandsetzung ihrer Garderobe zu thun, die sie so einrichtete, als ob sie in den nächsten Tagen schon bei Hofe erscheinen sollte; das war eine sehr angenehme Zerstreuung der sich ihr unwillkürlich aufdrängenden trüben Gedanken.

Man weiß bereits, daß ihre frühere Kammerzofe Rosa nicht lange auf den Befehl, der Gebieterin zu folgen, zu warten brauchte. Clementine vermißte wohl weniger ihre Dienstleistungen, in welche sich die gewandte Tochter des prinzlichen Leibjägers sehr bald zurechtfand, als das altbekannte Gesicht unter den vielen ihr noch so fremden. Sie sprach blos einen Wunsch aus, und der Prinz ließ

es sich sehr angelegen sein, für dessen Erfüllung schleunigst zu sorgen. Ein besonderer, sorgfältig instruirter Bote wurde nach dem Badestädtchen geschickt, brachte Rosa den Brief ihrer Herrin und führte sie dann vermittelst der Eisenbahn nach Schloß Rosenburg.

Das Mädchen weinte vor Freude und Angst, als sie Clementine unter so ganz neuen Verhältnissen, die ihr so schnell nicht recht klar wurden, wiederfand, und als sie dieselben allmälig durchschaut hatte, mochten sich in ihr wohl schwere Bedenken dagegen regen, das schwerste davon war aber jedenfalls, was aus ihrem Fritz werden und derselbe von ihr denken möge. Dagegen ließ sich aber vor der Hand Nichts thun, wie sie wohl einsah, und die glänzende Zukunft, der ihre Herrin, ihrer Meinung nach, entgegen ging, verdrehte ihr auch bald den Kopf. Sie dachte vielleicht noch ein bischen weiter wie Clementine selbst; wenn Diese Herzogin wurde, was ja eine ausgemachte Sache zu sein schien, so konnte es ihr selbst auch nicht an einer bedeutenden Rangerhöhung fehlen, und welche Augen dann der Fritz machen würde, wenn sie ihn allergnädigst einlud, zu ihr zu kommen, um mit ihrer Hand eine fürstliche Kammerdiener- oder Schloß-verwalterstelle anzunehmen!

Außer der Dienerschaft, die ihren leisesten Wünschen und Bedürfnissen ehrerbietigst lauschte, bekam Clementine Niemand als den Prinzen und den Major zu sehn, und es dauerte gar nicht lange, bis ihr diese Gesellschaft ebenso wenig genügte als die engen Mauern des Schlosses und der grüne Wald, in dem sie mit Ersterem täglich

spazieren ging oder ritt, wobei sie sich nicht einmal der vielleicht kindischen Furcht erwehren konnte, entweder die Häscher des alten Herzogs oder gar ihr Gemahl möchten aus dem Dickicht hervorbrechen und sie mit sich fortschleppen.

Um eines solchen, wenn auch in mancher Beziehung glänzenden Gefängnisses willen hatte es sich doch eigentlich wahrlich nicht verlohnt, einem viel bewegteren Leben, das, neben einigen Sorgen, der eitlen und vergnügungssüchtigen Frau doch auch manche Befriedigung bot, zu entfliehn; sie sehnte sich recht sehr wieder in die große Welt hinein, als sie aber nur einmal ganz leise einen solchen Wunsch andeutete, runzelte Prinz Felix die Stirn und erklärte ihr, was sie freilich auch anerkennen mußte, daß davon doch keinesfalls früher die Rede sein dürfe, als bis ihre förmliche Scheidung erfolgt wäre.

Wie und wann sollte es aber dazu kommen? – Der Prinz schien keine energischen Anstalten dazu zu machen und konnte dies wohl auch nicht; der Rittmeister verharrte in einem unbegreiflichen Schweigen, das sie noch mehr beängstigte, als es offene Schritte seinerseits thun konnten.

Wir wollen nicht behaupten, daß Clementine jetzt schon wirklich bereute, aber zeitweise wenigstens war sie nicht mehr weit davon entfernt; sie hatte sich doch Alles ganz anders vorgestellt.

In seiner Liebe war Prinz Felix nun consequenter; Clementinens Gesellschaft machte ihn sehr glücklich, und es

fiel ihm auch nicht einmal ein, sich die Zukunft um seiner selbst willen anders zu wünschen, nur verlangte er natürlich nach einem noch festeren Besitze und wünschte, ihr eine sichere und ehrenvollere Stellung geben zu können.

Wenn der Major sich auf dem Schlosse befand und die Gesellschaft des liebenden Paares theilte, was nicht zu häufig der Fall war, weil er dem Prinzen die Nothwendigkeit seines öfteren Aufenthalts in der Stadt glaubhaft zu machen wußte, so benutzte er jede Gelegenheit, sich über Clementinens Gesinnungen, besonders ihre Erwartungen in Betreff der Zukunft, in das Klare zu setzen. Er wußte sich dabei so gewandt zu benehmen und die unerfahrene Frau mit seinen Schmeicheleien so gut zu umstricken, daß sie ahnungslos in die ihr gelegte Falle ging.

Anfänglich sträubte sie sich zwar gegen das Bekenntniß, daß ihr die Liebe des Prinzen nicht ganz allein genüge, was sie sich auch später geradezu auszusprechen hütete, aber allmälig gab sie dem Major doch zu, daß sie sich auf der entlegenen Rosenburg nicht zum Besten gefalle und wohl einmal die Stadt zu sehn wünschte, und als er ihr weiter erzählte, die verstorbene Gemahlin Prinz Maxens habe das Schloß während ihrer kurzen Ehe fast nie verlassen und sei nicht ein einziges Mal bei Hofe erschienen, konnte er ihr doch einen leichten Unmuth anmerken und übersetzte sich ihr eigenthümliches Lächeln, wohl mit Recht, dahin, daß sie entschlossen sei, es einmal ganz anders zu halten, wenn sie nur erst die Mittel dazu in Händen hätte.

Später sprach er auch von der Neigung des Prinzen, vorkommenden Falles die Regierung gar nicht zu übernehmen, zu ihr in einer Weise, als ob es selbstverständlich wäre, daß ihr bei einem solch' wichtigen Entschlusse eine nicht ganz unbedeutende Stimme zufallen müsse, und erklärte, daß er seinerseits denselben als ein großes Unglück für das Land und einen unberechenbaren Nachtheil für den Prinzen selbst halten würde; Clementine war thöricht genug, sich das Versprechen ablocken zu lassen, daß sie allen ihren Einfluß auf den Prinzen verwenden wolle, ihn anderen Sinnes zu machen.

Kein Zweifel, daß der Major die Ergebnisse dieser Unterhaltungen, vielleicht noch mit eigenen Zusätzen, ganz frisch in die Hauptstadt zu dem General von Worm trug, den er indessen abzuhalten wußte, den Herzog sogleich davon in Kenntniß zu setzen; man sammelte einstweilen nur Material zu späteren gewichtigen Anklagen.

Der Herzog hatte einige Zeit ganz ruhig vorübergehen lassen, weil er wahrscheinlich seinem Neffen Zeit zur Ueberlegung geben wollte und hoffte, die Leidenschaft desselben würde sich von selbst abstumpfen. Nun fanden in dieser Zeit aber gerade große militairische Uebungen statt, an denen der alte Herr das regste Interesse nahm und auch von allen ihm Näherstehenden erwartete, und wenn Prinz Felix dabei auch gerade keine mitwirkende Rolle zu spielen hatte, so mußte seine Abwesenheit als Glied des herzoglichen Hauses, obenein bei seiner militairischen Charge, doch Aufsehen erregen. Eine andere Absicht braucht man dem Herzog nicht unterzuschieben,

als er ihn einlud, sich auf acht bis vierzehn Tage nach der Residenz zu verfügen.

Wiewohl es alljährlich so gewesen und der Prinz auch dieses Mal nichts Anderes erwarten gekannt hatte, war er über den ihm zugehenden Befehl oder Wunsch doch sehr betroffen und vermutete eine andere Absicht dahinter; er hatte auch große Lust, sich mit simulirter Krankheit zu entschuldigen, wovon ihm Major von Gräfenitz, überzeugt, der Herzog werde darin einen neuen Grund zur Erbitterung finden, auch nicht abredete; aber Clementine war dieses Mal doch weitgehend genug, da sie sich schon einigermaßen in die neuen Verhältnisse hineingelebt hatte, ihm entschieden zu rathe, daß er der herzoglichen Aufforderung nachkomme; jedenfalls kam dazu auch, daß die gleichförmigen und ununterbrochenen Zärtlichkeiten des Prinzen sie schon etwas zu langweilen begannen.

Der Prinz folgte ihrem Rathe, woraus Major von Gräfenitz schon schließen konnte, daß er selbst nicht mehr den überwiegenden Einfluß besitze; dagegen war es ihm ganz recht, daß Jener verlangte, er wenigstens solle auf der Rosenburg bleiben, um Clementinens vorkommenden Falles mit seinem Rathe und thätiger Hilfe zur Seite zu stehn.

Prinz Felix reiste nach einem Abschiede, der ihm wenigstens sehr schwer wurde, ab und fand bei dem Herzoge einen freundlichen Empfang, der seine Erwartungen

übertraf. Dennoch konnte er die letzte Scene, die zwischen ihm und seinem Onkel gespielt hatte, nicht vergessen, und die Einflüsterungen des Majors hatten dazu beigetragen, ihn kälter und zuversichtlicher zu machen.

Der Herzog schien Nichts davon zu bemerken; die militairischen Beschäftigungen, sein Steckenpferd, nahmen ihn jetzt gänzlich in Anspruch und erhielten ihn wieder bei der besten Laune. Der Verhältnisse auf der Rosenburg erwähnte er mit keinem Worte gegen den Prinzen und schien auch den Major von Gräfenitz nicht zu vermissen. In den ersten Tagen machte sich Alles ganz gut, wie sehr sich Prinz Felix auch aus den gezwungenen Verhältnissen, die, ihm nicht das geringste Interesse abzugewinnen vermochten, fortsehnte; dieser Wunsch wurde mit jedem Tage dringender und hob ihn endlich über die nothwendige Vorsicht hinweg. Dazu kam noch, daß er in einem geheimen Briefwechsel sowohl mit Clementinen als dem Major stand. Erstere handelte zweifellos ganz vernünftig, wenn sie ihn darin ermahnte, sich in Geduld zu fassen und dem alten Herzog keinen Anlaß zum Verdrusse zu geben, aber der wirklich bange Sehnsuchtsschmerz leuchtete doch wohl nicht recht aus ihren Briefen hervor, und der Prinz wurde dagegen um so unruhiger und mißtrauischer, als Gräfenitz nicht verfehlte, diese Empfindungen durch einzelne wie unwillkürlich in seine Mittheilungen eingestreute Bemerkungen zu nähren.

Die Truppen hatten Manoeuvrequartiere in der Nähe der Residenzstadt bezogen; der Herzog ließ es sich nicht

nehmen, dieselben zu theilen, und hatte sein Hauptquar-
tier in einem einfachen Pachthofe auf dem Lande aufge-
schlagen, woselbst auch dem Prinzen eine einfache, für
die militairischen Verhältnisse ganz genügende Wohnung
angewiesen worden war.

Alles ging hier sehr einfach zu; der Herzog suchte Et-
was darin oder es machte ihm ein besonderes Vergnügen,
ganz als Soldat zu leben, und allabendlich versam-
melte er die höheren Offiziere seines Stabes zu einem
kameradschaftlichen Zusammensein um sich, wie es bei
einem ernstlichen Feldzuge wohl auch die Umstände mit
sich gebracht haben würden; die steife Hofetiquette war
dann vollständig verbannt, und die einzelnen Mitglieder
dieses Cirkels durften sich wohl ein freieres Wort heraus-
nehmen, worüber der alte Herr herzlich zu lachen pfleg-
te.

Dem etwas verwöhnten Geschmacke des Prinzen, der,
wie schon gesagt, Nichts weniger als Soldat war, konn-
ten diese Gesellschaften durchaus nicht zusagen; indes-
sen war es ihm unmöglich, sich ihnen zu entziehn, weil
sein Onkel dies sehr übelgedeutet haben würde.

Am Morgen eines dieser Tage erhielt er wieder Brie-
fe von der Rosenburg, die ihn in der schon angedeute-
ten Weise noch mehr als sonst beunruhigten, und faßte
schnell den Entschluß, sich um jeden Preis persönlich
dorthin zu begeben, sei es auch nur auf wenige Stunden.
Er bedurfte dazu eines herzoglichen Urlaubs, war aber
theils zu stolz, um denselben zu bitten, theils fürchtete

er auch eine abschlägliche Antwort oder wenigstens verletzende Bemerkungen des alten Herrn; deshalb entwarf er einen anderen Plan, dessen Ausführung bei dem streng militairischen Eifer des Herzogs gefährlich werden konnte. Im Gefolge des Letzteren mußte er dem am Vormittage stattfindenden Truppenmanoeuvre beiwohnen, fand dann aber Gelegenheit, sich heimlich davonzumachen, und ritt schnurstracks nach Schloß Rosenburg. Trotz aller Vorsicht, die er dabei anzuwenden glaubte, hatte General von Worm doch alsbald Kenntniß davon erhalten und beeilte sich, dem Herzoge die Meldung der ausgestellten Vorposten zu hinterbringen, daß ein Offizier, – obgleich er recht gut wußte, daß es der Prinz gewesen, erwähnte er doch kein Wort davon, – jedenfalls ohne Urlaub und in Privatangelegenheiten nach der Stadt geritten sei.

Der Herzog, der über jeden Verstoß gegen die militairische Disciplin leicht aufgebracht war, befahl, sogleich Nachforschungen anzustellen und den Schuldigen bei seiner Rückkehr in Arrest zu setzen; an den Prinzen dachte er dabei nicht im Mindesten.

Dieser hatte indessen die Genugthung gehabt, auf der Rosenburg von Clementinen sehr zärtlich empfangen zu werden, was alle seine Besorgnisse wieder niederschlug, und würde sich gern noch länger daselbst aufgehalten haben, hätte sein Fehlen in der Abendgesellschaft des Herzogs nicht Aufsehn erregen müssen. Ganz wohlge-
muth ritt er zurück und fand nicht einmal etwas Auffälliges darin, daß er bei den Vorposten mancherlei Umstände hatte, um wieder in den von den Truppen besetzten

Rayon zu gelangen; er schob dies theils auf die schon eingebrochene Dunkelheit, die seine Person nicht sogleich erkennen ließ, theils auf die strenge militairische Instruktion, die ihm höchstens ein Lächeln abnöthigte.

Der kommandirende Offizier der Vorposten war aber in größerer Verlegenheit gewesen, als er dachte; er hatte nämlich am Nachmittage durch den General-Adjutanten persönlich die gemessene Weisung erhalten, Jeden, ohne Unterschied des Ranges, der von außen hereinwollte, arretiren zulassen; dem Prinzen gegenüber wagte er indessen doch nicht, diesen Befehl buchstäblich zu nehmen, und begnügte sich, dem General sofort seinen Rapport abzustatten.

Der alte Herzog mochte sich bei seinen Abendgesellschaften im Feldlager wohl an die Reminiscenz des Potsdamer Tabakscollegiums unter Friedrich Wilhelm I. halten, mit welchem großen Monarchen eine gewisse Aehnlichkeit zu haben er sich einbildete; die um ihn versammelten Offiziere durften rauchen, wenn auch die moderne Cigarre die einfache Kalkpfeife jener alten Zeit vertrat und statt des Zerbster Bieres Champagnerbowlen auf dem Tische standen, man unterhielt sich ungenirt über militairische, zuweilen auch Privatangelegenheiten der Anwesenden, und ein zuweilen einfallender derber Scherz durfte auch nicht übelgenommen werden.

Die Abwesenheit des Prinzen an diesem Abende konnte natürlich nicht unbemerkt bleiben, aber Niemand äußerte ein Wort darüber; man verstand recht gut den Herzog, der häufig mit gerunzelter Stirn nach der Thür

blickte und sich nicht so unbefangen heiter wie gewöhnlich zeigte; die Stimmung wurde dadurch eine etwas gedrückte.

So war es etwa zehn Uhr geworden, als Prinz Felix hastig eintrat; er hatte, in seiner Wohnung angelangt, nur eiligst die Kleider gewechselt und sah noch sehr erhitzt von dem raschen Ritte aus, was allgemein auffallen mußte; es war wohl Niemand, da, der ihm eine besondere Schuld nachweisen konnte, auch General von Worm noch nicht, da er jene Meldung bis dahin noch nicht erhalten hatte, aber Alle fühlten, daß es nicht so war, wie es sein sollte, und fürchteten eine unangenehme Entwickelung.

Prinz Felix selbst konnte seine Verlegenheit nicht ganz verbergen; er ging auf den Herzog zu und bat etwas stockend um Entschuldigung seines späten Kommens, da er, von argen Kopfschmerzen gepeinigt, durch einen Ritt in der frischen Luft Erleichterung gesucht habe. Der Herzog antwortete sehr ernst, er bedauere diesen Zufall, und damit schien die ganze Sache abgethan zu sein; der Prinz nahm seinen gewöhnlichen Platz ein und bestrebte sich wirklich, recht heiter und sorgenlos zu erscheinen.

Die gewöhnliche Unterhaltung war seit einer Weile schon wieder im Gange, und die Gläser erklangen fleißig; der Herzog befand sich auch wieder in besserer Stimmung. Darüber merkte man kaum, daß der General-Adjutant abgerufen wurde, was bei seinen Dienstgeschäften nicht selten vorkam, und legte kein Gewicht darauf, als er mit seiner gewöhnlichen feierlichen Miene wieder

eintrat und sich dem alten Herrn näherte, um leise mit ihm zu sprechen.

Es handelte sich um die soeben eingegangene Meldung des Vorpostenkommandeurs. General von Worm stellte sich, als sei er dadurch auf das Aeußerste überrascht worden und als falle es ihm sehr schwer, der unabweslichen Pflicht eines sofortigen Berichtes an den Herzog nachzukommen; er vergaß nicht hinzuzusetzen, daß nach dieser Lösung die ganze Sache, seinem unmaßgeblichen und unterthänigsten Ermessen nach, wohl als erledigt zu betrachten sei.

Gerade diese wohlberechnete Aeußerung griff indessen an die militairische Ehre des Herzogs; anfänglich erschien er selbst bestürzt und unentschlossen, nun erinnerte er sich aber seines ausdrücklichen Befehls, den Offizier, der gegen die Disciplin gefehlt hatte, ohne Ansehn der Person und des Ranges arretiren zu lassen. Sein weiteres Benehmen mag vielen unserer Leser als eine besonders gehässige Absichtlichkeit, mindestens als eine thörichte Uebereilung erscheinen, aber in der That lag demselben keines von beiden zu Grunde, sondern es war nur die Consequenz eines vielleicht zu weit getriebenen Ge rechtigkeitsgefühles.

»Warum ist mein Befehl, den Schuldigen sofort in Haft zu nehmen, nicht strikte befolgt worden?« fragte er mit aufeinander gebissenen Zähnen leise den General.

Dieser zuckte die Achseln und meinte, ebenso wohlberechnend wie zuvor, der Kommandeur der Vorposten sei wohl zu entschuldigen, da er einer so hohen Person, wie

der des Prinzen, gegenüber nicht zum Aeußersten schreiten gekonnt hätte.

Der Herzog war dunkelroth im Gesichte geworden; leise, aber mit fester Stimme, die eine unbeugsame Entschlossenheit verrieth und keinen Widerspruch duldete, antwortete er:

»Wir Alle sind Soldaten, und in Betreff der Disciplin giebt es keinen Unterschied zwischen uns. Der Vorpostenkommandeur hat sich der Insubordination schuldig gemacht, und ich werde ihn deshalb vor ein Kriegsgericht stellen lassen. Was den Prinzen betrifft, so nehmen Sie ihm sogleich im Nebenzimmer den Säbel ab und kündigen ihm Stubenarrest an; das Weitere wird sich morgen finden.«

Der General hatte diesen Bescheid vorausgesehn, denn er kannte seinen Herrn, und verbeugte sich gehorsamst, ohne eine weitere Vorstellung zu machen.

Dieses kurze Gespräch war den meisten Anwesenden entgangen; sie achteten auch nicht besonders darauf, daß der General zu dem Prinzen trat und ihm einige leise Worte zuflüsterte, worauf sich derselbe, die Farbe wechselnd, erhob und Beide das Zimmer verließen. Jetzt erst begann sich einige Unruhe einzustellen oder vielmehr trat eine peinliche Stille ein, welcher der Herzog aber ein Ende machte, indem er in tiefem, dumpfen Tone befahl, die Gläser von Neuem zu füllen; auch konnte es beinahe absichtlich von ihm erscheinen, daß er den ersten Toast der strengen Aufrechterhaltung der militairischen Disciplin brachte.

Inzwischen standen sich im Nebenzimmer der Prinz und der General gegenüber, Ersterer nur zu gut ein über ihm schwebendes Unheil ahnend, obgleich der Andere ihn nur zu einer vertraulichen Mittheilung im Namen des Herzogs aufgefordert hatte, Dieser mit einer Miene und Haltung, als ob er sich eines sehr peinlichen Auftrages zu entledigen hätte, wobei doch die Würde des Auftraggebers zu wahren blieb; der Prinz brauchte übrigens nicht den kleinen, um den Mund spielenden höhnischen Zug zu bemerken, um in dem General-Adjutanten seinen persönlichen Feind zu erkennen; dies war ihm längst klar geworden.

Die Excellenz schickte nur eine kurze, halbe Entschuldigung für sich selbst voraus und entledigte sich dann ihres Auftrages genau in denselben Worten, welche der Herzog gebraucht hatte; das Gläserklingen in der Nebenstube schien eine höhnende Begleitung dazu zu bilden.

Der Prinz wurde todtenbleich und begann sichtlich an allen Gliedern zu zittern. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß sein Oheim nur, wider Willen, einer bloßen Form zu genügen sich verpflichtet halten und der Sache gar keine besonderen Folgen zu geben beabsichtigen vermöge, sondern sein Mißtrauen gegen den Herzog, das Major von Gräfenitz ja schon seit langer Zeit stets zu nähren beflissen gewesen war, stellte ihm vor, man gebrauche nur den ersten besten Vorwand, um ihn in ungerechter Weise auf das Empfindlichste zu demüthigen, und beabsichtige wohl noch fernerhin die äußersten Gewaltschritte.

Einen Moment lang flammten seine Augen auf, und als er rasch nach seinem Säbel griff, wußte General von Worm nicht, ob er nur dem ihm gewordenen Befehle gehorchen wolle oder sich durch ganz entgegengesetzte Gefühle zum offenen Trotze werde fortreißen lassen; der Ausdruck in seinem Gesichte erschreckte ihn, und er trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Im nächsten Augenblicke steigerte sich seine Betroffenheit zum Entsetzen; des Prinzen Brust entrang sich ein tiefer, wehklagender Ton, er machte mit den Händen einige konvulsivische Bewegungen und sank leblos zusammen; der General hatte kaum noch Zeit, hinzuspringen und ihn in seine Arme aufzufangen. Eine solche Entwicklung hatte er doch nicht erwartet, und sein böses Gewissen schreckte ihn mit dem Gedanken, es könne nun auf ihn selbst eine schwere Verantwortung fallen; er verlor gänzlich den Kopf und rief laut um Hilfe.

Die Offiziere im Nebenzimmer rissen, ohne den Befehl des Herzogs abzuwarten, die Thür auf und fuhren mit lauten Ausrufen des Schreckens zuerst zurück, beeilten sich dann aber, dem General zu Hilfe zu kommen. Es war eine wilde Aufregung entstanden, denn nach den unheimlichen Empfindungen, denen man vorher schon ausgesetzt gewesen, zweifelte in den ersten Momenten der Ueberraschung fast Niemand, es sei dem Prinzen, den man seinem Aussehn nach für todt halten mußte, in irgendwelcher Weise Gewalt angethan worden, und unter diesen Offizieren hatte er doch manchen Freund und Anhänger.

Selbst die Gegenwart des Herzogs beschwichtigte nicht den ausbrechenden Sturm, der sich in gedrängten heftigen Fragen an den General von Worm richtete. Der alte Herr war auch sichtlich auf das Tiefste erschüttert, gewann aber doch verhältnismäßig schnell seine Geistesgegenwart wieder. Mit lauter Stimme, die sofort wieder an die Pflicht des unbedingten Gehorsams erinnerte, gebot er Ruhe, befahl, schleunigst Aerzte zu holen und seinen Neffen an das nächste Sopha zu legen.

Er selbst setzte sich zu ihm und nahm die kalte starre Hand in die seinige; sein Blick blieb unverwandt, ängstlich forschend, auf das bewegungslose, todtenblasse Antlitz gerichtet, und Einige der in atemloser Erwartung Umherstehenden behaupteten später, in die Augen des alten strengen Herrn sei doch eine Thräne gekommen.

SIEBENTES KAPITEL. ZU SPÄT.

Baron Ewald setzte seine Reise nach der Insel ohne jeden Aufenthalt fort, denn er mußte sich sagen, daß er, allerding ohne seine Schuld, das Marien und deren Mutter gegebene Versprechen nicht pünktlich erfüllt habe. Der Termin, welchen der hartherzige Gläubiger ihnen gesetzt hatte, war schon seit beinahe acht Tagen verstrichen, und er konnte sich nur damit trösten, daß das gerichtliche Verfahren auf der Insel wohl nicht einen so schleunigen Gang nehmen werde und daß die beiden Frauen, sowie der Pfarrer, an den er deshalb auch geschrieben, es jedenfalls durch Hinweisung auf die seinerseits ertheilten Versprechungen aufzuhalten vermocht hätten.

Dennoch stieg seine Unruhe, je mehr er sich der Insel näherte; sein diesmaliger Aufenthalt daselbst sollte ja auch ihm eine Entscheidung bringen, von der sein ganzes ferneres Lebensglück abhing. Er war entschlossen, ohne Verzug um Mariens Hand anzuhalten und sich, wenn sie ihr Jawort gäbe, woran er nach der letzten Unterredung kaum noch zweifeln durfte, mit ihr alsbald in der dortigen Kirche trauen zu lassen. Während der Zeit, welche die nothwendigsten Vorbereitungen dazu, besonders das kirchliche Aufgebot, erforderten, mußte sich das hoffnungslose Schicksal Frau Antje's, aller menschlichen Berechnung nach, schon erfüllt haben, und es stand dann also Nichts mehr im Wege, daß er seine junge Frau mit sich in die Heimath nahm. An eine Wiederherstellung der Mutter ließ sich unter keinen Umständen denken; sollten sich ihre Leiden noch länger hinziehn, so war er noch ungewiß, ob er seine Anwesenheit auf der Insel verlängern könnte oder Marie einstweilen noch unter ganz gesicherten Verhältnissen zurücklassen müßte.

Zur Ausführung dieses Entschlusses, der jetzt unumstößlich fest in ihm stand, bedurfte es nicht vieler Vorbereitungen; er selbst war so unabhängig wie Marie, an der Einwilligung ihrer Mutter ließ sich nicht zweifeln, und sein Schicksal von den Ansichten seines Bruders abhängig zu machen, hielt er sich jetzt weniger als vorher verpflichtet. Mit dem alten Prediger der Insel hatte er schon gleich nach seiner letzten Ankunft daselbst über seine Absicht gesprochen und sich überzeugt, daß derselbe ihrer

Ausführung keine Schwierigkeiten in den Weg legen werde. Der würdige Herr war damals zwar sehr überrascht gewesen und hatte seine Bedenken ausgesprochen, die sich nur auf die Beurtheilung, welche ein solch' ungewöhnlicher Schritt öffentlich und von der Familie des Barons finden würde, bezogen, im Uebrigen ihn aber versichert, daß er seine Wahl nach Pflicht und Gewissen nur billigen könne und daß dieselbe, seiner eigenen Meinung nach, alle Garantien eines wahren Glückes für die Beteiligten in sich trage. Er, der Marie Jansen von ihrer frühesten Jugend an unter Augen gehabt hatte, selbst ihr Lehrer gewesen war, konnte nicht genug Lob für das junge Mädchen finden, dessen ernster und fester Charakter auch voraussetzen ließ, daß sie sich in alle Lebensverhältnisse auf die würdigste Weise hineinfinden werde.

Wie Baron Ewald über das seichte Vorurtheil der Welt, daß sich Gleiches zu Gleichen am besten geselle, worunter man aber gewöhnlich nicht Herz und Seele, sondern nur die äußereren Eigenschaften und Verhältnisse versteht, dachte, hat man schon aus dem Gespräche, das er einmal mit seinem Bruder führte, entnehmen gekonnt; eine sogenannte Convenienzehe, besonders wenn sie durch den gewöhnlichen Eigennutz geschlossen wurde, widersprach seinen Ansichten entschieden; jedenfalls verfiel er jetzt auch nicht in den entgegengesetzten Fehler, sich von blinder Leidenschaft leiten zu lassen, sondern konnte seinen Entschluß, an dem ein warmes und edles Gefühl des Herzens allerdings auch Theil hatte, mit reiflicher Ueberlegung rechtfertigen.

Als er dieses Mal aus dem Dampfschiffe in eines der Fährböte stieg, fand er darin kein so bekanntes Gesicht, daß er sich veranlaßt gefühlt hätte, eine Frage nach den Jansen'schen Frauen auszusprechen, wiewohl ihm die bange Unsicherheit schwer auf dem Herzen lag. Auf dem Lande angekommen, ließ er sich aber nicht einmal die Zeit, sich ein Quartier zu suchen, sondern beauftragte Fritz damit und wies die umständlichen Fragen des Burschen nach seinen darauf bezüglichen Wünschen mit der kurzen Antwort ab, daß ihm Alles ganz gleichgiltig sei.

Einige Augenblicke zögerte er, unentschlossen, ob er zuerst den Pfarrer besuchen oder sich sogleich in das kleine Haus begeben solle, aber seine ungeduldige Sehnsucht entschied sich für das Letztere. Hastig erwiderte er die ihm gebotenen Grüße, stand den sich ihm durch seine Wiederkehr freudig überraschten Leuten aber keine Rede und eilte in so auffälliger Hast weiter, daß sie verwundert hinter ihm die Köpfe schüttelten.

Nicht mehr fern vom Ziele, begegnete ihm derselbe alte Seemann, der damals die kühne Rettungsfahrt, bei welcher der alte Claus Jansen einen so ehrenvollen Tod gefunden, mitgemacht und den er bald darauf bei dessen Hinterlassenen wiedergefunden hatte. Der Mann hatte ihm seitdem immer eine große Anhänglichkeit bewiesen, und er wußte auch, daß derselbe ein aufrichtiges Interesse für die Frauen empfinde, und als er ihm nun mit einem herzlichem »Willkommen auf unserem Lande! Sind Sie denn wirklich wieder hier?« – die Hand bot, war es ihm

unmöglich, dieselbe auszuschlagen und seinem übervollen Herzen nicht einige Erleichterung zu verschaffen. Er wurde dazu noch überdies durch die Frage veranlaßt:

»Wo wollen Sie denn so eilig hin, lieber Herr? Der Schweiß steht Ihnen ja auf der Stirn!«

»Ich hab's allerdings eilig, alter Freund,« erwiderte er.
»Wie geht's den Jansen's?«

»Also dahin? Dachte ich's mir doch beinahe!« meinte der alte Fischer etwas gedehnt und rückte, während sein Blick düsterer wurde, verlegen an der Mütze. »Ich weiß nicht recht, ob Sie deshalb so zu eilen brauchen, lieber Herr, wenn Sie gerade den Mann da fänden – aber freilich, Sie haben ja wohl das Quartier im Hause gemietet?«

Den Baron durchzuckte eine böse Ahnung; atemlos fragte er:

»Von welchem Manne sprech Ihr da, Nickels? – Ich will doch hoffen, daß die Frauen noch im Besitze des Häuschens sind.«

»O ja, damit hat's keine Noth mehr! Die Frau wird allerdings keinen Vortheil mehr davon haben, denn sie liegt auf dem Sterbebette und macht's höchstens noch zwei bis drei Tage. Um ihretwillen hätt's die Marie auch nicht mehr zu thun brauchen; ich würde ihr auch nimmermehr dazu gerathen haben, wiewohl Viele sagen, es sei ein großes Glück für sie –«

»Mann!« stammelte Baron Ewald, die Hand des Alten krampfhaft drückend; – »was hat die Marie gethan? – Um des Himmelwillen, sprech es mit zwei Worten aus!«

Der ehrliche Seemann sah ihn verwundert an; eine schwache Dämmerung, die diese sonderbare Heftigkeit beleuchtete, ging ihm doch wohl auf.

»Nun, nun,« stotterte er, – »es läßt sich nicht mehr ändern, und da sie's aus reiner Kindesliebe für ihre Schuldigkeit hielt, wird der liebe Gott wohl auch dazu seinen Segen geben. Sie wird nun den alten Herrn Wollmann heirathen, der ein sehr reicher Mann sein soll und das Mädchen doch nun durchaus einmal haben wollte. Mein Mann wäre er gerade nicht.«

Baron Ewald hörte Nichts mehr; er riß seine Hand ungestüm aus der des Alten, ließ Diesen bestürzt stehn, und eilte so rasch weiter, als könne er noch jetzt das Geschehene, von dem ihn die Kunde bis in das tiefste Herz getroffen hatte, rückgängig machen.

Der Zufall fügte es gerade ebenso, wie er es bei seiner letzten Anwesenheit im Hause der Wittwe Jansen getroffen hatte; Marie stand wieder in der Küche, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, und als sie den ungestüm Eintretenden erblickte, stieß sie einen Schrei aus, der neben der Ueberraschung auch tiefen Schmerz ausdrückte, und sank, als ob sie ihre Kräfte verließen, auf denselben Schemel nieder, auf dem er sie zum letzten Male gesehn hatte.

»Marie!« rief der Baron nur, indem er sich, ganz überwältigt von seinen Gefühlen, vor ihr auf die Knie niederwarf und ihre Hände, mit denen sie das Gesicht bedeckte, herabzuziehn suchte.

Mit angstvoller Frage blickte er ihr in das bleiche, starre Antlitz, aus dem alles Leben gewichen zu sein schien.

»Könnte ich denn wirklich zu spät gekommen sein?« fragte er erst nach einer längeren Pause, in der die Gedanken wild in seinem Gehirne stürmten. »Gott sei mein Zeuge, daß die Schuld nicht an mir lag! – Aber so sprich doch nur ein einziges Wort, theures Mädchen, das mich aus dieser entsetzlichen Qual reißt! – Ich bin ja nun hier, und Alles wird gut sein; was auch geschehen sein möge, wir haben jetzt die Zukunft in unserer Hand, und sie soll uns zum Glücke führen! – Warum dieses verzweifelnde Schweigen? – Warum werde ich nicht freudiger empfangen?«

Jetzt erst veränderte sich der Gesichtsausdruck des Mädchens; keine Thräne trat in ihre Augen, aber die Farbe kehrte auch nicht in ihre Wangen zurück; der tiefste Seelenschmerz malte sich auf ihrem Gesichte, daneben aber auch die Wiederkehr einer mit allen Kräften erzwungenen Fassung.

»Sie sind wieder hier,« sagte sie leise. »Willkommen! – Aber stehn Sie auf, Herr Baron; ich bitte Sie darum, und ich würde in schwere Verlegenheit kommen, wenn uns Jemand hier so fände.«

»Marie, dieser kalte Ton?« fragte er in bittendem, zum Herzen dringenden Tone. »Hat mich mein Herz, als ich Sie vor Kurzem erst verließ, so arg getäuscht? – Bin ich denn nicht mehr Ihr Freund? Habe ich mir Ihre Achtung

verwirkt, Ihre Zuneigung, die ich doch damals zu entdecken glaubte und auf die ich meine schönsten Hoffnungen zu gründen wagte?«

»Ihre Hoffnungen?« fragte sie lebhafter, fiel aber so gleich wieder in den vorigen Ton zurück. »Nicht doch, Herr Baron! Ich sehe Sie ja vor mir, ich weiß wieder, daß Sie uns nicht vergessen hatten –«

»Sie konnten also einen Augenblick lang zweifeln, daß ich wiederkehren würde? Ich, dessen Herz in unbeschreiblich qualvoller Ungeduld und Sehnsucht dieser Stunde entgegengeschlagen hat, die ich mir ganz anders ausmalen zu dürfen glaubte? – Marie, was haben Sie in Ihrem wankelmüthigen Glauben an mich gethan?«

»O mein Gott, konnte ich denn anders?« rief sie, plötzlich in Thränen ausbrechend und die Hände verzweiflungsvoll ringend. »Wären Sie doch nur drei Tage früher gekommen!«

»Es wird jetzt noch nicht zu spät sein, liebe, theure Marie!«

»Es ist zu spät! Alles vorbei!« rief sie, in leidenschaftlicher Erregung aufspringend und laut schluchzend. »Ich bin die Braut dieses Mannes, den ich – – Er hat mein Versprechen, und morgen wird es in der Kirche aller Welt, die es jetzt schon weiß, von der Kanzel verkündigt werden!«

Baron Ewald, der ja überhaupt keiner ruhigen Ueberlegung mehr fähig war, seitdem er die schlimme Nachricht erhalten, hatte noch immer gezweifelt, daß dieselbe wahr sein könne, bis er sie jetzt aus Mariens eigenem Munde vernahm; er fühlte einen beinahe tödtlichen Stich im Herzen und glaubte selbst, daß er unter diesem Schmerze muth- und kraftlos zusammenbrechen müsse, aber noch einmal klammerte er sich an die fliehende Hoffnung mit der letzten Kraft der Verzweiflung an, die ihm der Anblick des augenscheinlich nicht weniger unglücklichen Mädchens gab.

Aus ihrem ganzen Wesen mußte ihm überzeugend hervorleuchten, daß sie ihn liebte, – wie und warum sie dieses Gefühl verleugnet hatte, begriff er nicht, aber zweifeln konnte er nicht mehr daran. Damit kam eine Zuversicht über ihn, die ihn auf einmal wieder mit einem unerschütterlichen Entschlusse und neuer Hoffnung beseelte.

Er erhob sich und trat zu ihr, die, das Gesicht von ihm abwendend, heftig weinte.

»Marie,« sagte er mit erzwungener Ruhe, – »ich glaube Alles zu begreifen. Ich kenne Ihren Abscheu gegen den Mann, dem Sie, auf sein unedles Drängen, aus kindlichem Pflichtgefühl das Opfer Ihres Herzens bringen wollten. Sie würden dies dennoch nicht gethan haben, wenn Sie nicht an der Erfüllung meines Versprechens und an meinem Herzen gezweifelt hätten, das ich Ihnen nur deshalb nicht ohne allen Rückhalt eröffnete, weil ich mich Ihrer Gegenneigung nicht ganz versichert hielt. Ein Versprechen das Sie unter irrgen Voraussetzungen,

in der Uebereilung gegeben haben, kann nicht bindend sein; es ist auch noch Nichts geschehen, was Ihren freien Willen behinderte, es wieder zu lösen. Ich bringe Ihnen nicht allein die volle Freiheit Ihrer Entschlüsse wieder, indem ich es auf mich nehme, alle geschäftlichen Angelegenheiten zu ordnen, die zwischen Ihrer Mutter und diesem Manne schweben, sondern ich trage Ihnen hiermit auch mein Herz und meine Hand an, durch deren Annahme Sie mich zum Glücklichsten aller Menschen machen werden. Glauben Sie denn, daß ich ein so kostbares Glück, meine ganze Zukunft jenem Menschen abtreten werde, sobald Sie nur ein Wort gesprochen haben, das mir das Recht giebt, ihm gegenüberzutreten? – Mit diesem einzigen Worte wollte ich die ganze Welt in die Schranken fordern, – sprechen Sie es doch nur aus, einzig geliebte Marie, und ich schwöre Ihnen zu, daß morgen in der Kirche nicht sein, sondern mein Name neben dem Ihrigen genannt werden soll.«

Einige Sekunden lang leuchtete es hell auf in ihrem Gesichte, eine Wiederspiegelung der Bewegung, die ihr Herz erfüllte; sie sah ihn an, als ob sie erforschen wollte, ob er es auch wahr meine, und strich sich mit der Hand über die Stirn, zweifellos um die Dunkelheit, die dahinter lagerte, zu verscheuchen. Aber nun trat wieder ein unbeschreiblich bitteres und schmerzensvolles Lächeln hervor, und den Kopf schüttelnd, wiederholte sie für sich:

»Zu spät! Zu spät!«

Er wagte ihr Nachsinnen nicht zu stören; so weit er die Natur dieser nordischen Insulaner kennen gelernt zu haben glaubte, die sich durch den Kampf gegen die sie umtobenden Stürme eine Hartnäckigkeit und eine Gefühlsstärke angeeignet haben, welche unter anderen Verhältnissen rauh und abstoßend erscheinen könnten, begriff er, daß sie einen einmal gefaßten Entschluß nur schwer wieder umzustoßen vermochten. Fest und treu bis in den Tod – selbst der besseren Ueberzeugung zum Trotze –

Nun hatte auch sie sich mehr gefaßt und reichte ihm die Hand mit den Worten:

»Ja, Sie sind unser Freund, – lassen Sie uns als Freunde sprechen.«

Mit ihn überraschender Festigkeit ging sie voran nach der Wohnstube, die, wie er sogleich bemerkte, noch nicht wieder benutzt worden war und in jedem Augenblicke einen Gast aufnehmen konnte. Hier bezeichnete sie ihm mit einer einfachen, ungesuchten Bewegung den großen Lehnstuhl, um darin Platz zu nehmen, und setzte sich ihm zwei Schritte weit gegenüber auf einen Stuhl.

»Ich erwarte nicht, daß mein Bräutigam« – das Wort ging ihr offenbar schwer über die Zunge, wie es Baron Ewald wieder auf das Schmerzlichste berührte, – »uns jetzt stören wird; wenn ihn der Zufall aber herführte, so werde ich mich mit gutem Gewissen verantworten können, denn ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Wenn wir uns auch von heute ab nicht wiedersehn, – und mir werden Sie diese Bitte nicht versagen, wenn die Worte, die Sie soeben gesprochen haben, wirklich aus Ihrem

Herzen gekommen sind, was ich ja so gern glaube, – so sollen Sie doch keine böse Erinnerung an mich behalten; das ist ein Gedanke, den ich nicht ertragen würde. Darum will ich mein Herz offen vor Ihnen erschließen, wie schwer es mir auch werden mag. Ich habe nie eine wirkliche Freundin gehabt, außer meiner guten Mutter, nie einen Freund, außer meinem Großvater; wer sollte es wohl der Mühe werth gehalten haben, mit so geringen, niedrigen Leuten Freundschaft zu schließen? – Dieses Gefühl haben Sie mich zuerst kennen gelehrt; es ist aus einer unbegrenzten und unverlöschlichen Dankbarkeit entsprungen, und es kann nicht aus meinem Herzen weichen, so lange dasselbe noch einen Schlag thut.«

»Und Sie können ihm keinen anderen Namen als Dankbarkeit geben?« fragte Baron Ewald, als sie, sichtlich kämpfend, innehielt.

»Ich wußte es nicht anders,« erwiderte sie stockend. »Was kann Ihnen auch jetzt noch an dem Namen liegen? Die schweren Schicksalsschläge, die uns in letzter Zeit trafen, haben mich mehr angegriffen, als Sie sich vielleicht vorzustellen vermögen; ich will so offen sein, Ihnen zu gestehn, daß sie auch mein Herz verbitterten. Wie gern würde ich Alles, was ich für Gottes Schickung halten muß, ertragen, wenn ich meine arme Mutter nicht so schwer darunter leiden sähe! Ich hatte nur noch ein Ziel vor mir, ihre letzten Tage in Ruhe hingehn zu sehn, und hielt es für meine Pflicht, Alles zu thun, was dazu beitragen könnte; an mich selbst habe ich dabei wahrlich nie gedacht; welche Zukunft stand mir in jedem Falle bevor

und wem, meinte ich, könne etwas daran liegen, wie sich dieselbe gestaltete? – So war mein Herz kalt und hoffnungslos geworden, und ich würde, wie heftig auch meine früheren Empfindungen dagegen stritten, ohne Bedenken Herrn Wollmann meine Hand gereicht haben, da er trotz meines Bekenntnisses, daß ich ihn nicht liebe und jemals lieben werde, darauf bestand, wenn meine Mutter selbst sich nicht diesem Opfer, wie sie es nannte, widersetzt hätte. Sie werden es nicht mißdeuten, wenn ich es jetzt, wo ja alle diese Angelegenheiten geordnet sind, ausspreche: sie verließ sich ganz auf Sie, sonst würde sie in dem Antrage Wollmann's vielleicht doch die einzige Rettung für uns gefunden haben.«

Es schien Marien hier schwer zu werden, über diesen delikaten Punkt fortzukommen, und, den Blick zu Boden geschlagen haltend, suchte sie augenscheinlich nach Worten.

Baron Ewald, der aus dieser ganzen Einleitung nichts Gutes für sich ersehen konnte und mit Ungeduld das Ende erwartete, nahm jetzt das Wort und versicherte nochmals, er werde sich seines längeren Ausbleibens wegen vollständig rechtfertigen; jedenfalls führe er jetzt die Mittel in den Händen, das Vertrauen Frau Antje's zu rechtfertigen und den verhaßten Wollmann zu befriedigen.

»Warum haben Sie nicht noch ein paar Tage länger auf mich gewartet?« setzte er leidenschaftlich hinzu. »Können Sie denn wirklich glauben, daß ich Sie mit leeren Versprechungen getäuscht haben würde, und hat denn der

Pastor, dem ich doch alle meine Pläne erschlossen, nicht ein gutes Wort für mich eingelegt?«

»Sie fragen da viel auf einmal,« erwiderte Marie, noch nicht ganz frei von ihrer Verlegenheit, die zu bekämpfen sie doch wohl für nothwendig hielt. »Meine Mutter war – verzeihen Sie es der schwachen Kranken – zweifelhaft und muthlos geworden, je mehr die Zeit drängte, und Sie werden sich wohl denken können, daß es Wollmann nicht an Einschüchterungen fehlen ließ; er drohte geradezu, meine Mutter aus dem Hause bringen zu lassen, und wenn es wohl auch nicht so weit gekommen wäre, so schämten wir uns doch des Aufsehens, das er auf der ganzen Insel machen würde. Der Herr Pastor konnte auch nur trösten, nicht helfen; er verbürgte sich bei dem unbarmherzigen Gläubiger für die baldige Bezahlung der Schuld durch einen Dritten, aber gerade damit veranlaßte er ihn, nur noch entschiedener und dringender aufzutreten. Wir hatten keine Zeit mehr, zu wählen.«

»Und Sie, Marie? – Hatten Sie denn bei unserem Abschiede nicht klar in mein Herz geblickt? Glaubten auch Sie, daß ich nicht wiederkehren würde?«

»Nein, Herr,« entgegnete sie, sich mit Ueberwindung aufrichtend und ihn ansehend, – »ich wußte, daß Sie kommen würden, und gerade deshalb mußte ich einen Entschluß fassen. Nach Dem, was ich aus Ihren letzten Abschiedsworten zu entnehmen glaubte, – Sie hatten es ja noch nicht so deutlich ausgesprochen wie heute, – konnte ich Ihnen nicht als eine heimathslose Bettlerin entgegentreten. Und dann – ich habe über jene Worte,

die mein Herz so tief erschütterten, wohl lange und reiflich nachgedacht – es wäre auch für Sie ein Unglück gewesen, wenn ich bei Ihrer Rückkehr noch einen freien Entschluß gehabt hätte.«

»Ein Unglück für mich Marie? Was hat Sie auf diesen unseligen, trügerischen Gedanken gebracht?«

»Nur mein eigenes Nachdenken und die Erinnerung an Das, was ich zuweilen von der großen Welt gehört oder gelesen habe. Sehen Sie, Herr, um es kurz auszusprechen: ich bin ein zu armes, unerfahrenes Mädchen, um Ihrer würdig zu sein; ich hätte Ihnen Nichts zu bringen gehabt, als mein Herz, und wenn das allein auch wirklich Ihnen für die Dauer genügen sollte, so würden die Leute doch auf uns Beide mit Fingern gezeigt und nicht allein mich, auch Sie verlacht haben. Das durfte nicht geschehn, um Ihretwillen nicht; hätte ich das nicht bedacht, so wäre ich Ihrer noch weniger werth gewesen, und als ich diese Ueberzeugung gewonnen, da fühlte ich auch, daß wir nun keine Hülfe mehr von Ihnen annehmen könnten – und, Gott weiß es! – in meiner tiefsten Verzweiflung sagte ich »Ja«, als Herr Wollmann wieder mit Vorstellungen auf mich einstürmte; die Mutter gab dann auch ihren Segen dazu, wenn auch mit Thränen in den Augen. – – Und nun ist einmal Nichts mehr zu ändern! Es ist ganz gleich, was aus mir werden soll!«

Die nothdürftig aufrechterhaltene Fassung Mariens war immer mehr zusammengebrochen; die letzten Worte

stieß sie, heftig schluchzend, hervor, als müsse nun einmal Alles von ihrem Herzen herunter, und dann verhüllte sie wieder ihr Antlitz und brach in ein konvulsivisches Weinen aus.

Baron Ewald hatte Nichts mehr zu errathen; aus diesen abgebrochenen Andeutungen gingen ihm alle Beweggründe zu dem Entschlusse des unglücklichen Mädchens hervor. Sie liebte ihn, und diese Liebe hatte den Stolz verstärkt, der nur als ein schwacher Vorwurf für sie gelten durfte, während er doch nur aus einem durchaus edlen und hohen Charakter seinen Ursprung nehmen konnte. Ein leiser Zweifel, ob es ihm mit seiner Neigung auch wohlbedachter Ernst sei, und dieselbe sich durch die äußeren Verhältnisse nicht erschüttern lassen würde, hatte doch noch in ihr gelegen, sonst mußte, seiner Meinung nach, die Liebe über alle anderen Bedenken triumphiren; würde er sich damals so klar und fest ausgesprochen haben, wie heute in seiner Absicht gelegen, so wäre zweifellos Alles anders gekommen. Nun, wo er aber ihr, wenn auch indirektes Geständniß hatte, daß sie ihn liebe, hielt er es für unmöglich, daß ein so unnatürliches, in der Uebereilung und unter falschen Voraussetzungen geschlossenes Bündniß nicht wieder gelöst werden müsse, um dem natürlichen zweier sich entgegenschlagenden Herzen Platz zu machen. Vor Allem beseelte ihn jetzt das Glück, geliebt zu werden, an dem auch er gezweifelt hatte; er mußte alle seine Besonnenheit zusammennehmen, um durch einen neuen zu stürmischen Angriff nicht das

Gefühl der Pflicht zu verletzen, durch das sie sich jetzt gebunden hielt.

»Dies ist ein zu wichtiger Augenblick, liebe Marie,« begann er nach einer kleinen Pause, um ihr Zeit zu lassen, sich einigermaßen zu beruhigen, – »als daß wir ihn Ausbrüchen unserer Leidenschaft überlassen dürften; vergönnen Sie auch mir jetzt, Ihnen ruhig meine Ansichten auseinanderzusetzen; ich behalte mir vor, später noch zu Ihrem Herzen zu sprechen, jetzt wende ich mich an Ihren Verstand, der sich durch irrite Schlüsse und Vorstellungen getäuscht hat; Niemand wird uns einen Vorwurf aus dieser Unterredung machen können.«

Sie antwortete nicht; da sie aber sitzen blieb, konnte er daraus ihre Bereitwilligkeit, ihn anzuhören, entnehmen.

Er sprach noch eingehender, als er es bisher jemals zu ihr gethan hatte, ohne allen Rückhalt von seinen eigenen Verhältnissen und suchte daraus zu beweisen, daß er ganz unabhängig sei; auch nahm er keinen Anstand, ihr die Geschichte seines Bruders zu erzählen, den ja eine Heirath unter anscheinend glänzenden Verhältnissen in das tiefste Unglück gestürzt hatte; dagegen stellte er seine schon längst gehegten Ansichten über die Wahl einer Lebensgefährtin, schilderte darauf wahrheitsgetreu seine Empfindungen, Wünsche und Kämpfe, seitdem er die Insel zum ersten Male betreten hatte, und malte ihr schließlich ein Bild, wie er selbst es sich gemacht und das nicht eines festen Hintergrundes entbehrte, von der Zukunft aus, die sich ihrer Vereinigung ergeben sollte. Es war kein

übertriebener Glanz darin zu finden, aber eine anziehende, wohlthuende Wärme, eine Einfachheit und Sicherheit der Verhältnisse, die seiner Zuhörerin nicht so unvereinbar mit ihren bisherigen erscheinen konnten, wie sie es sich wohl bisher vorgestellt haben mochte.

Sie war auch überrascht davon; das zeigten ihre zunehmende Aufmerksamkeit und der milde Glanz ihrer vorher so starren Augen, ihr Herz wurde tief berührt, und das warme Blut strömte allmälig wieder in die kalten, blassen Wangen; sie weinte wieder, aber nicht so heftig und leidenschaftlich wie vorher, und als er ihre Hand in die seinige nahm und sanft drückte, ließ sie es geschehen; sie mußte wohl vergessen haben, daß sie diese Hand schon einem Anderen zugesagt hatte.

Was Baron Ewald sagte, mußte auch einen solchen Anklang finden; es kam aus tiefstem Herzen und konnte nur zum tiefsten Herzen gehn. Er fuhr dann in derselben warmen, aber gemäßigt Weise fort, ihr vorzustellen, welch' schöne Hoffnungen für sie und ihn das Beharren bei ihrem übereilten Entschlusse zertrümmern müsse und welch' finstere Nacht dann vor ihnen liegen würde.

Da riß sie sich plötzlich aus dem Traume, in den sie sich versenkt hatte, los, und mit Ungestüm seine Hand drückend, ehe sie ihm die ihrige entzog, rief sie in schmerzlichem Affekte aus:

»Warum ist es denn nun doch zu spät geworden? – Ich kann ja nicht mehr zurück!«

»Nicht zurück, Marie, wenn Sie die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Sie einen falschen Weg betreten? –

Liegt denn Ihr Stolz nur im Beharren? Ist er nicht stark genug, sich eine neue Bahn zu eröffnen?«

»Und mein Wort, das ich Wollmann gegeben habe? – Soll ich vor Gott und Menschen zur Lügnerin werden?«

»Gott sieht in Ihr Herz, das er nicht erschaffen hat, um es durch die Rücksichten, welche Sie auf die Menschen nehmen wollen, brechen zu lassen; jeder edle Mensch wird Sie verstehn und entschuldigen, – die ganze Insel zollt Ihnen schon jetzt die lebhafteste Theilnahme – und jener Mann, der nur gemeine Leidenschaften kennt, wird nicht unglücklich durch Ihren Rücktritt; seine schändliche Macht über Sie ist gebrochen, ich übernehme es, ihm Ihren Bescheid in den schonendsten Worten zu überbringen, – ich verpflichte mich mit meiner Ehre dazu. Lassen Sie mich wenigstens den Versuch wagen! Verlassen Sie sich darauf, daß ich Ihnen Ihre Freiheit wiederbringe, die Sie nur noch einmal an mich verlieren sollen!«

Sie antwortete nicht, und Baron Ewald, der einsah, daß er jetzt einen entscheidenden Schritt thun müsse, sprang auf, ergriff seinen Hut und achtete nicht darauf, daß sie ihm angstvoll nachrief:

»Bleiben Sie! Es darf nicht sein!«

Er stürzte aus dem Hause fort auf das Gerathewohl, wußte er doch noch nicht einmal, wo der Kaufmann Wollmann wohnte. Die selige Hoffnung in seinem Herzen überwog das peinliche Gefühl, diesem verhaßten und verächtlichen Menschen gegenüberzutreten und ein Anliegen an ihn zu richten, das allerdings nur auf die stürmischste Aufnahme rechnen durfte.

Er kannte den übermüthigen Stolz dieser Geldleute, die sich viel erhabener dünken als die Geburtsaristokraten mit ihren doch wenigstens auf einer edlern Grundlage basirten Vorurtheilen, und die es sich zur Aufgabe gemacht haben, denselben den Rang abzulaufen; an ein Imponiren ließ sich da ebenso wenig denken, als ein solch' im gemeinen Materialismus verhärtetes Herz mit Darlegung der edelsten Gefühle zu rühren; es konnte und mußte zu sehr heftigen Auseinandersetzungen kommen, bei denen er nicht einmal das scheinbare Recht auf seiner Seite hatte, aber so besonnen und vorsichtig er auch sonst zu sein pflegte, war er dieses Mal doch entschlossen, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen. Von einem bestimmten Plane, wie er seinen Zweck durchführen wollte und mußte, konnte noch nicht die Rede sein; der Zufall mußte ihm die zu wählenden Worte eingeben.

Es kostete nicht viel Mühe, auf der kleinen Insel zu erfahren, wo ein Badegast, der einigermaßen Anspruch auf Beachtung machen durfte, wohnte; dieser Wollmann war nun überdies schon in der meisten Leute Munde, und man beurtheilte ihn gerade nicht zum Besten. Der Baron fand Jemand, der ihm den Weg zeigte, und betrat klopfenden Herzens, aber gewiß unveränderten Entschlusses das Haus.

Eine Ueberraschung, die er sich nicht träumen gelassen hatte, wartete seiner; auf seine erste Frage sagten

ihm die Wirthsleute, Herr Wollmann sei, unter Vorbehalt seiner baldigen Wiederkehr, soeben mit einem zufällig anwesenden und zur ungewöhnlichen Zeit abfahrenden Dampfschiffe abgereist, nachdem er mit dem, welches auch Baron Ewald nach der Insel übergeführt, einen Brief erhalten hätte. Es handle sich um die wichtigsten Geschäftsangelegenheiten, hatte er zur Bestellung an die Jansen'sche Familie und andere Bekannte hinterlassen, von denen er der Kürze der Zeit wegen nicht mehr Abschied nehmen konnte; es sei ungewiß, wann er wiederkehren werde, wohl längstens in acht bis vierzehn Tagen.

Dem Baron fiel ein schwerer Stein vom Herzen, alsbald legte sich aber wieder eine neue Besorgniß darauf. Es war ja auf diese Weise nur ein Aufschub gewonnen, der die ihm so wichtige Entscheidung verzögerte. Wie er Marie kennen gelernt hatte, konnte sie sich ihres Wortes nur durch die ausdrückliche Einwilligung Wollmann's entbunden halten, und jetzt kostete es noch obenein viel Zeit, dieselbe zu gewinnen.

Aber auf halbem Wege wollte er nicht stehen bleiben; er mußte, wenigstens so weit er konnte, den Augenblick, der ihm günstig erschien, benutzen, hatte er doch erst neuerdings die Erfahrung gemacht, daß das höchste Glück an einer verlorenen Stunde hängen könne.

Er erinnerte sich sehr gut, daß das kirchliche Aufgebot Wollmann's und Mariens schon am folgenden Tage stattfinden solle; darin würde ein schweres Hinderniß der Erfüllung seiner Hoffnungen gelegen haben. Ohnehin mußte er den Pastor, seinen alten Freund, sprechen.

Derselbe empfing ihn mit ebenso überraschter, als trüber Miene, und auch ihm schwebte das verhängnißvolle »Zu spät« auf den Lippen, als ihm Baron Ewald mit der Erzählung des Geschehenen zuvorkam. In Betreff der Gefühle Mariens war er ganz derselben Meinung mit ihm, aber zu seinem Vorhaben schüttelte er doch leise den Kopf. Nach vielem Hinundherreden ließ er sich indessen doch bewegen, das schon bestellte Aufgebot unter irgend einem Vorwande verschieben zu wollen, und, glücklich über diesen ersten errungenen Erfolg, eilte Baron Ewald bei der schon eingebrochenen Dunkelheit in das Jansen'sche Haus zurück.

Er fand Marie, obgleich über seine Abwesenheit schon eine Stunde vergangen war und sie gewiß sonst nicht die Pflichten gegen ihre kranke Mutter versäumte, noch auf derselben Stelle, wo er sie verlassen, sitzend vor. Als er eintrat, schien sie auch aus einem schweren Traume aufzuschrecken.

Es kostete ihn Mühe, sein überwallendes Gefühl in Schranken zu halten. Mit aller Schonung theilte er ihr die beiden wichtigen Nachrichten mit, und es schien ihm, als ob dieselben wirklich nicht allen Eindruck verfehlten; in Betreff des Aufgebotes erlaubte er sich, um allen Widersprüchen von ihrer Seite vorzubeugen, hinzuzusetzen, der Pfarrer habe freiwillig erklärt, dasselbe nicht vornehmen zu können, da es sich noch um einige Förmlichkeiten handle, welche in Abwesenheit Herrn Wollmann's nicht zu erledigen seien.

Das junge Mädchen antwortete nur durch einen tiefen Seufzer; ihre traurige Miene sagte zur Genüge, daß sie sich mit dem erlangten Aufschub doch noch keineswegs ihrer Verpflichtung entbunden halte und sich auch nicht der Hoffnung hingabe, daß dies noch geschehen könne. Wie besorgt dies auch Ewald machte, wagte er doch nicht, jetzt schon wieder mit neuen Vorstellungen und Bitten in sie zu dringen; was er ihr sagen konnte, hatte er ihr auch schon gesagt, und der Zeit und ihrer ruhigen Ueberlegung mußte es nun überlassen bleiben, die Wahrheiten, die darin lagen, anzuerkennen; er durfte ja jetzt hoffen, daß das Verlangen ihres eigenen Herzens Dem zu Hülfe kommen werde.

Er bat sie nun, ihn zu Frau Antje zu führen. Bei Erwähnung derselben schrak sie lebhaft zusammen und sprang sogleich mit den Worten auf:

»Mein Gott, wie konnte ich meine Mutter vergessen?«

Eutschuldigend setzte sie hinzu, sie habe dieselbe vorher im festen Schlafe verlassen, der bei ihrer Schwäche stundenlang anzuhalten pflege, und sie wolle nun vorangehn und sehn, ob sie schon erwacht sei.

Bald kehrte sie mit der Nachricht, die sie selbst beruhigt zu haben schien, zurück, Frau Antje schlafe noch immer sanft; der Baron werde sie erst am andern Tage sprechen können.

Er dachte nicht daran, jetzt noch länger zu bleiben, wie ungern er sich auch von ihr trennte; mit einem einfachen »Gute Nacht, liebe Marie!« – reichte er ihr die Hand, und sie antwortete ebenso leise, ohne aufzublicken.

Mit welchen Gefühlen er sich nach seiner Wohnung begab, die er selbst erst aufsuchen mußte, bedarf wohl keiner weiteren Schilderung; vorherrschend blieb dabei doch die Hoffnung, daß sich, wenn auch nicht ohne schweren Kampf, doch noch Alles zum Besten wenden werde.

Er ließ die Frauen am folgenden Tage nicht auf sich warten, sondern begab sich so frühzeitig, als es, ohne Aufsehen zu erregen geschehen konnte, zu ihnen. Marie empfing ihn in ganz ähnlicher Weise, wie sie sich gestern getrennt hatten; sie mußte viel geweint haben, sei es nun in Erwägung ihrer eigenen zweifelhaften Verhältnisse oder, wie sie sagte, weil Frau Antje in der Nacht wieder einen schweren Anfall ihrer Krankheit gehabt hatte. Gegen Morgen war es besser mit ihr geworden, wenn auch von einer Hoffnung nicht mehr die Rede sein konnte, und jetzt befand sie sich wieder ruhig und bei voller Besinnung. Mit Freude hatte sie von ihrer Tochter vernommen, daß der Baron zurückgekehrt sei, und sehnlichst danach verlangt, ihn zu sprechen; Marie konnte ihn deshalb sogleich zu ihr führen.

Dieses Wiedersehen konnte nur einen schmerzlichen Eindruck auf ihn machen; Frau Antje hatte sich in den wenigen Tagen seiner Abwesenheit doch wieder sehr verändert. Wie sie jetzt auch leiden mochte, reichte sie ihm doch mit freundlichem Gruße die Hand, winkte aber dann sogleich ihrer Tochter, sie mit ihm allein zu lassen.

Offenbar hatte Marie ihr noch weiter Nichts gesagt, als daß er gekommen sei, um sein früher gegebenes Versprechen dennoch zu erfüllen; als sie ging, warf sie ihm noch einen Blick zu, der unverkennbar die Bitte enthielt, auch nicht zu weit in seinen Mittheilungen an die leicht erregbare Kranke zu geln.

Frau Antje wollte mit einer förmlichen Entschuldigung und Rechtfertigung des in seiner Abwesenheit Geschehenen beginnen, da er aber sah, wie große Anstrengung sie dies kostete, unterbrach er sie mit den sanften Worten, daß er schon Alles wisse, dennoch aber bereit sei, die ihr noch etwa übriggebliebenen Wünsche zu erfüllen; er knüpfte daran die Hoffnung, daß sie selbst die Rede auf eine noch mögliche Veränderung bringen werde.

Darin täuschte er sich aber; war der Verstand der Frau schon schwächer geworden oder glaubte sie an dem einmal gegebenen Worte ebenso fest wie Marie halten zu müssen, sie behandelte die Verbindung ihrer Tochter mit Wollmann wie eine ausgemachte Sache, und wenn sie davon sprach, verrieth nur hin und wieder ein Seufzer, daß sie sich über diese Aussichten nicht ganz glücklich fühle. Die Andeutungen, welche er ihr über seine eigenen Absichten zu geben suchte, verstand sie nicht, und bei ihrer krankhaften Erregung durfte er um so weniger wagen, ganz offen zu sprechen, als sich ja nicht absehen ließ, wie jener Wollmann sich nach seinen ferneren Eröffnungen benehmen werde.

Auch die Mittheilung von dessen plötzlicher Abreise nahm sie mit der Gleichgiltigkeit auf, die bei Schwerkranken so erklärlich ist; sie dachte wohl nicht daran, daß sie ihn schwerlich wiedersehn werde. Der Baron nahm von ihrem Bette zwar die Ueberzeugung mit sich, daß sie ihm die früheren Gefühle der Freundschaft und Dankbarkeit erhalten habe, daß er aber nicht darauf rechnen dürfe, durch ihre Hülfe irgendwie auf Mariens Entschlüsse einzuwirken.

Das junge Mädchen selbst konnte nun ihre Befangenheit, wie sie sich unter ihren jetzigen Verhältnissen seinen Besuchen gegenüber zu verhalten habe, nicht verhehlen; auch er selbst mußte sich sagen, daß dieselben sie einer falschen Beurtheilung bei den Leuten aussetzen mußten. So schwer es ihm wurde, entschloß er sich daher, dieselben vorläufig auf das nothwendigste Maß zu beschränken, und sprach diese Absicht auch gegen Marie aus, wobei er sie aber dringend bat, es ihn zu jeder Stunde wissen, zu lassen, wenn sie seiner Hülfe bedürfen sollte.

Traurig reichte sie ihm die Hand, und er ging niedergeschlagener, als er gekommen war. Sollte das der letzte Händedruck, der letzte Abschied gewesen sein? –

Die beiden nächsten Tage verflossen in dieser quälen- den Ungewißheit. Mit Sehnsucht wartete er auf eine Bot- schaft von Marien, die ihn zurückriefe, wiewohl er sich sagen mußte, daß sie nur die traurigste Nothwendigkeit dazu veranlassen könne. Sich von dem öffentlichen Le- ben vollständig zurückgezogen haltend, besuchte er nur

den Pfarrer, der ihm auch keinen anderen Rath als geduldiges Abwarten zu ertheilen wußte. Durch diesen würdigen Mann erfuhr er aber wenigstens, wie es in dem Jansen'schen Hause zuging, denn derselbe hielt es für seine Pflicht, die Kranke täglich zu besuchen.

Der Tod trat rasch an sie heran; ihr Leben war nur noch nach Stunden gezählt.

Welche Theilnahmlosigkeit für die ihm jetzt so nahe gestellten Frauen verrieth nicht die Abwesenheit Wollmann's! Selbst der sanfe Pfarrer konnte sich nicht enthalten, den Verdacht auszusprechen, er sei nur deshalb abgereist, um über ihm lästige Ereignisse hinfortzukommen, allerdings nur eine Vermuthung, an welcher die Abneigung gegen den Mann den meisten Anteil hatte.

Baron Ewald schlich oft während der Nacht an dem kleinen Hause vorüber, das er so gern betreten hätte; er sah dann das obere Fenster erleuchtet und hinter den Vorhängen zuweilen Mariens Schatten sich bewegen; ob sie unter den schweren Pflichten, die ihr jetzt oblagen, und ihren Bekümmernissen wohl auch seiner gedachte?

Am dritten Tage gegen Abend ließ ihn der Pfarrer durch einen Boten auffordern, schleunigst zu ihm zu kommen und ihn in das Jansen'sche Haus zu begleiten; die Sterbende, von der man bald den letzten Athemzug erwarten mußte, hatte sie Beide zu sehen verlangt.

Ewald zögerte keinen Augenblick, dem Rufe zu folgen. Als er mit seinem alten Freunde das Haus betrat, ging der

Arzt soeben fort und sagte ihnen, daß er nun überflüssig geworden sei.

Sie fanden Marie vor dem Bette ihrer Mutter knieend, deren erkaltende Hand sie in der ihrigen hielt; Thränen hatte sie nicht oder wußte sie um der Kranken willen zurückzudrängen, aber die Blässe und das Zucken auf ihrem Gesichte verriethen deutlich genug ihren namenlosen Schmerz.

Der Prediger setzte sich zu der Frau und sprach zu ihr lange, leise und eindringlich; die Tröstungen der Religion, die er so einfach und überzeugend vorzutragen wußte, machten einen besänftigenden Eindruck auf ihre schweren Leiden; fromme Ergebung und gläubige Verklärung gewannen Platz auf dem vom Todesschweiße bedeckten Antlitze.

Inzwischen stand Baron Ewald neben Marien, die jetzt keinen einzigen Blick für ihn hatte; er verzieh ihr dies gern, mußte er doch begreifen, daß ihr Schmerz als Kind alle anderen Gefühle und Gedanken in den Hintergrund drängte.

Es verging eine lange Zeit, während der die treuen, theilnehmenden Freunde nicht von dem Sterbebette wichen; die Entscheidung näherte sich immer sicherer.

Da richtete sich Frau Antje, deren Brust schon schwer röchelte und deren Augen bereits den starren Todtenglanz angenommen hatten, plötzlich auf und blickte

freier umher. Sie mußte Alle, die bei ihr waren, erkennen, denn sie nickte ihnen mit sanftem Lächeln zu, streichelte ihrer Tochter das gebeugte Haupt und griff dann nach der Hand des Barons.

Er überließ sie ihr willig. Es war, als ob sie sprechen wollte; aber sie vermochte kein deutliches Wort mehr hervorzubringen, und doch mußte es Allen ersichtlich sein, was ihr auf dem Herzen lag, als sie mit bittendem Blicke Ewald's Hand mit der Mariens vereinigte.

Das Mädchen war so tief erschüttert, daß es die hervorstürzenden Thränen nicht hemmen konnte; der junge Mann, in gleicher Weise ergriffen, beugte sich über die Kranke und sagte leise und feierlich:

»So wahr Gott mir helfe, Frau Antje, ich will Marie niemals verlassen!«

Ein seliges Lächeln ging über das Antlitz der Sterbenden; sie erhob die eine Hand wie zum Segen über dem Haupte ihres Kindes, während die andere die vereinigten festhielt, dann lehnte sie sich mit einem schweren Athemzuge zurück und – war nicht mehr.

»Das war ihr letzter Wille, ein Wink, den Ihnen Gott selbst durch diese Selige gegeben hat!« konnte sich der alte Pfarrer, der in tiefster Bewegung zugesehen hatte, auszurufen nicht enthalten.

Baron Ewald hielt mit seinen Armen die zusammenbrechende Tochter umschlungen; der Schmerz hatte Marien alle Besinnung geraubt, sie sträubte sich nicht dagegen. Der Pfarrer legte ihm die Hand auf die Schulter und flüsterte, ihn mit ernsten Augen ansehend:

»Sie werden Ihr Versprechen halten; es konnte an keiner heiligeren Stätte abgelegt werden, und der Himmel hat seinen Segen dazu gesprochen.«

»Ich werde es!« erwiderte Baron Ewald mit einer ernsten Begeisterung, deren Wahrheit und Tiefe ihm aus den Augen leuchteten. --

Der Pfarrer hatte dafür gesorgt, daß eine ältere Frau aus der Nachbarschaft sich vorläufig der in Schmerz aufgelösten verwaisten Tochter annahm. Als er mit Baron Ewald nach Hause ging, versicherte er ihn mit warmem Händedrucke, daß er seinen ganzen Einfluß auf Marien an wenden wolle, sie vor einem sicheren Unglücke zu bewahren, in das sie sich aus irrigem Pflichtgefühl stürzen könnte, während ihr, seiner eigenen festen Ueberzeugung nach, eine viel hellere Zukunft eröffnet war. Das sollte schon am nächsten Tage geschehen, wenn Marie im Stande war, ihrem alten Lehrer Gehör zu schenken; der letzte, augenscheinlich mit auftauchendem klaren Bewußtsein ausgedrückte Wunsch der Sterbenden konnte seine Bestrebungen nur unterstützen.

Dennoch fühlte Ewald sich nicht vollständig beruhigt; nach der soeben erlebten Scene erschien ihm Alles im trübsten Lichte, und er zweifelte sehr, ob Marie in ihrer halben Bewußtlosigkeit die letzten Bewegungen der Sterbenden in demselben Sinne wie er und der Prediger aufgefaßt und sich dadurch der auch mit Jener Einwilligung übernommenen Verpflichtung entbunden halten würde.

Es sollte indessen noch ganz anders kommen, als man erwarten durfte. Das Schicksal hat so eigene, oft wunderbare Wege, daß auch der berechnende Verstand des Ungläubigsten die Leitung einer höheren Hand darin zu sehen genöthigt oder wenigstens gedrängt wird.

Am Morgen verbreitete sich auf der ganzen Insel, die ja an dem Kaufmann Wollmann seit seiner Verlobung mit Marie Jansen ein besonderes Interesse nahm, rasch die Nachricht, welche mehrere am späten Abende mit einem Schiffe eingetroffene Fremde mit der größten Sicherheit und Glaubwürdigkeit erzählten, daß Jener, der bisher als ein reicher Mann gegolten, einen schmählichen Bankerott gemacht habe und spurlos verschwunden sei; zweifellos hatte ihn diese bevorstehende Eventualität so schnell von der Insel fortgeführt.

Fritz, der ja, wie man so sagt, Hanswind in allen Gassen war, hatte dieses Gerücht zuerst aufgeschnappt und beeilte sich, es seinem Herrn zu hinterbringen, denn wenn er auch weit entfernt war, das wahre Verhältniß desselben zu den Jansen'schen Frauen zu durchschauen, so schloß er doch aus seinen eigenen Vorstellungen, dem Baron möge diese Nachricht nicht ganz gleichgültig sein.

Wie erstaunte er aber, als er den Letzteren, dessen tiefer Ernst ihm wirklich zu Herzen gegangen war, mit neubelebten Mienen aufspringen sah, sich von ihm an beiden Schultern ergriffen fühlte und nun noch einmal Wort für Wort die Erzählung wiederholen und die Quellen, aus denen er sie geschöpft hatte, angeben mußte! So wild und stürmisch hatte er den Baron noch nie gesehen,

doch unterlag es keinem Zweifel, daß diese Aufregung nur durch die tiefgefühlteste Freude hervorgerufen wurde.

Ewald kleidete sich in höchster Eile an, wobei er dem Burschen mehrmals wiederholte, dies sei der beste Dienst, den er ihm in seinem Leben geleistet habe, ihm sogar dankbar die Hand drückte, und stürzte dann fort. Obgleich er die Leute, welche die Nachricht von Wollmann's Bunkerotte und Flucht mitgebracht hatten, nicht kannte, nahm er doch keinen Anstand, sie aufzusuchen und über das Nähere zu befragen; sie mochten glauben, daß er selbst bei der Sache einen wichtigen Verlust oder Vortheil habe, gaben ihm willig und umständlich Auskunft und schlügen durch die Sicherheit und Uebereinstimmung derselben auch seinen letzten Zweifel nieder.

Mit glücksstrahlendem Antlitze begab er sich nach dem Jansen'schen Hause, und sein Schritt wurde erst gemäßiger, seine Miene ernster, als ihm dicht vor demselben einfiel, daß die tiefste Trauer darin herrsche. Er durfte seinen Egoismus indessen nicht zu sehr anklagen, beabsichtigte er doch auch Marien einen großen Trost und neues Glück zu bringen.

Sie war heute schon bei Weitem gefaßter, als am vergangenen Abende; jetzt, wo sie der geliebten, so tief betrauerten Mutter Nichts mehr nützen konnte, mußten die Gedanken an ihre eigene, so schwerbedrohte Zukunft wohl ihre Rechte vorherrschend geltend machen.

Es war ihr nun doch wohl nicht mehr so gleichgültig, was aus ihr werden sollte; das Opfer, zu dem sie sich entschlossen, hatte nun keinen Zweck mehr, und nachdem sie Baron Ewald angehört und verstanden hatte, mußte es ihr wohl um tausendmal schwerer erscheinen als früher. Nur noch ein Wort, das sie freilich sehr heilig hielt, obgleich sie sich gestehen mußte, es ohne rechte Ueberlegung gegeben zu haben, stand zwischen Glück und Unglück ihrer Zukunft, ihres ganzen Lebens; wie gern hätte sie es jetzt zurückgenommen, würde es ihr das Pflichtgefühl, das durch den letzten Wunsch der Mutter auch schon wankend gemacht worden war, nur erlaubt haben!

Sie zuckte zusammen, als der Baron eintrat, sie ernst begrüßte und sanft um eine Unterredung unter vier Augen bat. Er mußte ihr Wichtiges zu sagen haben, sonst wäre er wohl nicht allein, so bald schon wieder in das Sterbehäus gekommen; glaubte er sich wohl ganz hoffnungslos und wollte von ihr Abschied nehmen, um die Insel zu verlassen? –

Diese Vorstellung erfüllte sie mit Angst; zitternd führte sie ihn wieder in die Wohnstube. Sie blieben lange beisammen, so daß die Frau, welche sich jetzt noch im Hause befand, verwundert darüber den Kopf schüttelte und im Stillen meinte, das sei doch eigentlich nicht recht passend unter den vorliegenden Verhältnissen. Ihre Verwunderung stieg noch bedeutend, als sie endlich die Beiden Hand in Hand wieder herauskamen, sich an das

Lager, auf dem noch die Leiche Frau Antje's lag, begeben und vor derselben niederknien sah. Feierlicher Ernst lag auf Beider Zügen, aber Mariens Schmerz schien doch viel sanfter und ruhiger geworden zu sein; ihre Thränen flossen reichlicher als bisher, das schwerbedrückte Herz mußte sich dadurch erleichtern.

Sie achtete nicht darauf, daß die Frau sie hinter der halbgeöffneten Thür belauschte, und als Marie nun ihre Stirn an die Brust Baron Ewald's lehnte und ohne alles Widerstreben zugab, daß sein Arm sie umfaßte, da begann die Auflösung des Räthsels in Jener zu tagen, sie schlich sich leise davon und sagte zu sich:

»Wer Das gedacht hätte! An dem Sterbebette der Mutter thut ein Mädchen wie Marie Jansen kein Unrecht; es muß Alles in Ordnung zwischen ihnen sein, und sie kommt nun doch als eine vornehme Frau von unserer Insel weg, wenn auch nicht mit dem alten, häßlichen Menschen, dem Wollmann! Nun, dafür sei Gott gedankt! Was Der aber dazu für Augen machen wird? – Hm, so recht klar ist mir die Sache doch noch nicht!«

Die gute Frau sollte nicht lange in Unklarheit darüber bleiben; die beiden Hauptbeteiligten waren es seit der letzten Stunde schon nicht mehr, und in der nächsten wurde auch der Pastor von dem überglücklichen Baron in das nothwendigerweise noch vorläufige Geheimniß eingeweiht.

An demselben Tage noch reiste ein zuverlässiger Mann im Auftrage des Barons und des Pfarrers nach dem Festlande, um sich dort eine förmliche Feststellung der Wollmann'schen Katastrophe zu verschaffen, durch welche die Auflösung von Mariens Verlobung sich vor Jeder-mann rechtfertigen ließe.

Noch vor seiner Rückkehr erfolgte die Beerdigung Frau Antje's mit den auf der Insel üblichen rührenden Feierlichkeiten und unter allgemeiner Theilnahme. Wir wollen über diese traurigen, die hinterlassene Tochter so tief erschütternden Scenen hinfortgehn; sie fand allen möglichen Beistand an dem würdigen Pastor und Baron Ewald.

Schon am nächsten Sonntage verkündigte der Erste-re mit einer wärmeren Ansprache, in der er auf delikate Weise eine Erklärung gab und besonders den letzten Wil- len der seligen Mutter hervorhob, ein für alle Male das Aufgebot des Barons Ewald von Burgstein mit Marie Janssen. Wie es die dortigen Gesetze gestatten, wurde noch an demselben Abende in aller Stille, unter Zuziehung we-niger Zeugen, die kirchliche Trauung vollzogen, und am anderen Morgen führte das Dampfschiff die Neuvermähl-ten dem Festlande zu.

Herzliche Abschiedsworte und Segenswünsche der durch diese unerwartete Entwickelung doch sehr über-raschten Insulaner begleiteten sie; der alte Nickels ließ es sich nicht nehmen, sie in seinem Boote an Bord zu füh-ren. Fritz war so niedergedonnert, daß er seinen Herrn, sowie die neue Herrin kaum anzublicken wagte, wobei er sich aber doch sehr dienstbeflissen zeigte. Im Ganzen

theilte er die Meinung vieler Fremder, die zu der schnellen Hochzeit die Achseln zuckten und dieser Mesalliance nichts Gutes prophezeien wollten.

Was das Jansen'sche Häuschen anbetraf, so hatte Baron Ewald den Pfarrer beauftragt und ihm die Mittel dazu hinterlassen, es bei dem Wollmann'schen Concurse für ihn oder vielmehr seine Frau schuldenfrei zu machen, dann sollte es, unter weiterem Vorbehalte, einer armen, von Marie bezeichneten Familie zur Bewohnung übergeben werden.

Als die rothe Felseninsel sich wieder am fernen Horizonte in einem schwachen Nebelstreifen verlor, standen die beiden jungen Gatten auf dem Decke des Dampfers Arm in Arm und verfolgten auch die letzte Spur mit Blicken, welche die tiefste Bewegung ausdrückten. Mariens Augen hatten sich mit Thränen gefüllt; Ewald küßte dieselben mit den ernsten Worten fort:

»So Gott will, wird es nicht ein Abschied für immer sein; lasse uns jetzt mit ruhiger, glücklicher Zuversicht auf die neue Zukunft blicken.«

»Mein Glück und meine Heimath sind bei Dir!« antwortete sie leise, sich an seine Brust lehnend.

DRITTER BAND.

ERSTES KAPITEL. IRRWEGE.

Sobald der Rittmeister über alle Gefahr hinaus war und seine Kräfte sich wieder zu heben begannen, machte die vollständige Genesung bei seiner starken Körperconstitution und der vortrefflichen Pflege, deren er sich erfreute, ungewöhnlich schnelle Fortschritte. In Betreff der letzteren konnte wirklich Nichts zu wünschen übrig bleiben; Gräfin Bassa und der alte Wolff wetteiferten, Jeder in seiner Weise, dabei, im besten Einverständnisse miteinander, dem Reconvalescenten jeden Wunsch zu erfüllen und Alles, was ihm schädlich werden konnte, von ihm abzuhalten.

Nach außen hin war die Villa so gut wie abgeschlossen; die Fremden, die in einem Badeorte ja kommen und gehn und daselbst Allem, was nicht ihre eigene Person betrifft, nur ein flüchtiges Interesse zu schenken pflegen, erinnerten sich kaum noch einmal der tragisch-romantischen Geschichte des Herrn und der Frau von Burgstein, der schon wieder viele andere die Aufmerksamkeit fesselnde Ereignisse gefolgt waren, und seitdem man wußte, daß der Rittmeister an seiner Verwundung nicht sterben werde, hatte auch die letzte Theilnahme für ihn aufgehört, zumal durchaus Nichts von irgendwelchen Schritten verlautete, die er oder seine Freunde in Betreff der entflohenen Frau gethan hätten.

Wie schon früher gesagt worden, erging es Gräfin Bassa nicht anders; nur ihre persönliche Erscheinung hatte

Aufsehn erregt, im Uebrigen wußte man ja zu wenig von ihren Verhältnissen, und da sie die Leute nun nicht mehr zu Gesichte bekamen, war sie bei ihnen wie eine glänzende Sternschnuppe in das weite Reich der Vergessenheit gesunken.

Das wäre wohl freilich anders gewesen, wenn man geahnt hätte, wo man sie jetzt zu suchen habe, – jedenfalls ein unerschöpflicher Stoff zu böswilligen Klätschereien und romantischen Vermuthungen! Derselbe entging der Gesellschaft indessen auf beinahe wunderbare Weise, theils durch die kluge Vorsicht, welche die Gräfin selbst beobachtete, theils durch die Verschwiegenheit der Wenigen, welche um das Geheimniß wußten, nämlich Wolff's, Ignaz' und des Arztes; die Wirthsleute, ein altes, ziemlich stumpfes Ehepaar ohne Bedienung, kamen mit anderen Leuten kaum in Berührung und kümmerten sich ebenso wenig um Das, was in ihrem Hause vorging, nachdem sie die bedungene Miethe schon im Voraus richtig erhalten hatten.

Gräfin Bassa hätte sich, wenn es ihr nur um die Krankenpflege eines Freundes zu thun gewesen wäre, bei der anfänglich wirklich eine weiche und geschickte weibliche Hand unentbehrlich war, füglich jetzt schon längst zurückziehn gekonnt, sie hatte aber nur die Art und Weise derselben geändert. Man brauchte nicht mehr an dem Bette eines Schwerkranken zu wachen und ihm kleine Hülfeleistungen zu reichen; der Rittmeister konnte jetzt schon den ganzen Tag in einem Lehnsessel sitzend zubringen und schlief, da er nicht mehr von großen

Schmerzen gepeinigt wurde, gewöhnlich ganz gut; Wolff genügte vollkommen zu seiner Bedienung.

Die Gräfin kam nun auch nicht mehr zu später Stände, durch das Dunkel der Nacht verborgen. Man hatte einen Weg ausfindig gemacht, welcher durch den hinter dem Hause liegenden großen Garten führte und gegen neugierige Blicke ganz gedeckt war, und bis zu dem Eingange des letzteren zu gelangen, war die Oertlichkeit für sie auch sehr günstig. Gewöhnlich erschien sie jetzt bald am Nachmittage, ging dafür aber erst spät am Abende.

Wir können die Beurtheilung dieses Verhältnisses unseren Lesern überlassen; selbst der alte Wolff, der die Dame doch ganz lieb gewonnen hatte und sich ihr zu großer Dankbarkeit verpflichtet fühlte, mußte zuweilen den Kopf bedenklich darüber schütteln; ein bischen zu weit schien ihm die Freundschaft doch zu gehn.

Ein alter Husar pflegt nun freilich nicht, sehr zimperliche Ansichten in Betreff der Galanterie zu haben und in seinen moralischen Grundsätzen sich immer noch ein kleines Loch zu finden, durch das gewisse Abweichungen von der Regel schlüpfen. Wolff gab auch zu, daß sein armer Herr ohne diese Gesellschaft unerträgliche Lange weile ausstehen müßte und, was noch wichtiger war, daß ihn wohl Niemand so gut wie die Dame über sein trauriges Schicksal trösten könne, – von einer Untreue gegen die unwürdige Gattin konnte ja überhaupt nicht mehr die Rede sein, aber zwei Befürchtungen drängten sich ihm doch auf, daß der Ruf und die Ehre seines Herrn nämlich auf diese Weise doch leicht bloßgestellt werden und daß

der Rittmeister sich in zu enge Fesseln verstricken könne. Von einer zweiten Ehe desselben hätte er nicht gern Etwas wissen mögen; lieber würde er ihn so frisch und frei wie früher zu Pferde, sei es auch im dichtesten Kugelregen, gesehen haben; er hatte es schmerzlich genug betrauert, als sie Beide die Uniform auszogen.

Der Alte hatte einen scharfen, richtigen Blick für den Charakter und das Wesen des Rittmeisters; dieselben ließen sich nicht gut in enge Formen passen, es lag zu viel übersprudelndes Leben darin.

Daß ein erklärt Liebesverhältniß zwischen dem Rittmeister und der Gräfin bestand, lag außer aller Frage. Die Persönlichkeit des Ersteren hatte sie schon angezogen, als sie ihn am Spieltische sah, bevor sie noch ein Wort mit ihm gewechselt; es war eine Passion, wie sie gerade Frauen, die schon über die erste Jugendblüthe fort sind, noch heftiger auffassen als ihre erste Liebe; der Zufall, den sie sogleich zu benutzen gewußt, und die weiteren Verhältnisse, die einer romantischen Färbung nicht entbehrten, hatten dazu beigetragen, in dem Herzen, das sich jedenfalls sehr verrechnete, wenn es sich mit dem Verluste einer wirklich aufrichtigen und schwerbetrauerten Neigung für gänzlich abgestorben hielt, wieder eine heiße, verlangende Leidenschaft zu entzünden; ohne Zweifel hatte sie schon seit jenem Abende, an dem das kleine Abenteuer mit dem Diamantringe spielte, ein bestimmtes Ziel vor Augen gehabt, und bei ihrer äußerlichen Unabhängigkeit glaubte sie ihren Ruf nicht zu ängstlich wahren zu brauchen. Eine selbstverleugnende, hingebende

Liebe, die Nichts für sich fordert, – wie selten mag eine solche überhaupt sein! und dann nennt man sie ja auch lächelnd nur eine thörige Schwärmerei, – läßt sich bei dieser gereiften Frau wohl schwerlich voraussetzen; sie bewies sich auch nicht darin, daß sie den Rittmeister abhielt, energischer für seine in Frage gestellte Ehre aufzutreten.

Welchen Einfluß mußte sie schon auf ihn gewonnen haben, daß er selbst seine früheren Ansichten so weit verleugnen konnte! Er hatte sich mit dem Grafen Horneck geschossen, weil derselbe nur versuchte, ihm die Treue seiner Frau zu stehlen, vielleicht um einer bloßen zwecklosen, wenn auch zu weit getriebenen Courmacherei willen, und jetzt konnte er sich gegen den viel größeren, faktischen Schimpf, der ihm von dem Prinzen und dieser Frau selbst angethan worden, um so viel gleichgiltiger verhalten, sich dabei beruhigen, daß er die Kugel des Gegners oder gar nur dessen Vertreters in den Leib bekommen, der äußeren Form der Cavalierehre genügt habe! Der Grund dieser veränderten Anschauung war weder in dem vollständigen Erlöschen der Liebe zu Clementinen, noch in der hohen Stellung des Verführers zu suchen; gerade die letztere würde ihn sonst zu den extremsten Schritten, die jeder Ehrenmann doch noch immer gerechtfertigt oder wenigstens entschuldigt hätte, getrieben haben; der wahre Grund lag in den Einflüsterungen dieser Frau, die ihn, auf Kosten seiner eigenen Ehre, für sich gewinnen wollte.

Gräfin Bassa hatte ihn unter den Beweisen ihrer Zärtlichkeit, auf die er jetzt so großen Werth legte, allmälig und geschickt zu überzeugen gewußt, daß es nicht der Mühe werth sei, irgend etwas Anderes zu unternehmen, als die gerichtliche Scheidung seiner Ehe einzuleiten. Das war geschehen, und, über alle diese nüchternen Förmlichkeiten hinfortgehend, wollen wir nur sagen, daß unter den so klaren und dringenden Verhältnissen die Entscheidung nicht lange auf sich warten lassen konnte, zumal es sich hier gar nicht um eine schwierige Vermögensauseinandersetzung handelte.

Zuweilen, wenn er sich allein und ungestört seinen Gedanken hingab, kochte das Blut des Rittmeisters allerdings in bitterem Grolle auf, zu dem sich auch noch das Gefühl der Scham gesellte; finsternen Antlitzes brütete er dann über Pläne, die Bassa's Rathschläge weit überstiegen; wenn er sie aber wiedersah und sie das Netz ihrer Liebkosungen über ihn auswarf, dann glaubte er, der Besitz dieses reizenden Weibes müsse ihn für alles Andere entschädigen und er dürfe sich ihn um keinen Preis entgehn lassen.

Es war bald so weit gekommen, daß sie ganz umwunden Pläne für ihre gemeinsame Zukunft machten; selbstverständlich sollte diese durch die unlösbarsten Banden gesichert werden. Die Gräfin wies auch, ohne unzart zu werden, auf ihren Reichthum hin; derselbe konnte ihnen ein glänzendes Leben erschließen, wie der Rittmeister unter seinen sehr bedrängten pekuniären

Verhältnissen es sich oft als das Ziel seiner Wünsche geträumt hatte. Um diesen Preis allein würde er sich nicht verkauft haben; winkte er ihm aber neben seinen anderen Ansprüchen an das Glück, so konnte er dasselbe nur noch verlockender machen.

Sobald es sein Gesundheitszustand erlaubte, wollten sie diesen Ort verlassen und sich nach einer nicht weit entfernten deutschen Hauptstadt begeben, bis der Scheidungsprozeß entschieden wäre, dann aber – natürlich als neuvermähltes Paar – große Reisen antreten und das Leben in vollen Zügen schlürfen; der Rittmeister dachte dabei kaum noch an sein weit über die Hälfte verschuldetes Gut, auf das er so ungern zurückgekehrt wäre, mußte ihn doch jeder Baum und Stein daselbst an die letzte Vergangenheit, die so viel peinliche Stunden gehabt hatte, erinnern, würde er doch in jedem bekannten Gesichte einen spöttischen Zug zu entdecken geglaubt haben. Gerade diese letzteren Erwägungen mochten recht viel dazu beitragen, daß er mit den alten Verhältnissen gänzlich zu brechen, sich in ein neues Leben voll Rausches und Vergessens hineinzstürzen sehnte.

Sehr bald sollte noch ein neues Ereigniß hinzukommen, welches das Maß dieser stürmischen Wünsche überlaufen ließ. Es war dies ein langer Brief seines Bruders, der, bereits aus der Heimath, ihm dessen Verheirathung anzeigte. Baron Ewald konnte sich recht gut vorstellen, welchen Eindruck diese Nachricht auf den Rittmeister machen würde, der eine sogenannte Mesalliance, wenn er auch sonst nicht über die Gebühr adelsstolz

gesinnt war, nach seinem eigenen Unglücke beurtheilen mußte und überdies noch auf ihn die Hoffnung gesetzt hatte, daß er durch eine glänzende Partie die bedenklich schwankenden Vermögensverhältnisse der Familie wieder heben werde. Daß sein Bruder bei den Aussichten, welche ihm die Verbindung mit der Gräfin Bassa bot, auf den letzteren Punkt wohl nicht so streng zu sehen brauchte, wußte derselbe ja noch nicht.

Der Rittmeister hätte nun in der That keinen rechten Grund gehabt, den Entschluß Ewald's zu verdammen, wäre ihm dessen Verheirathung mit einem Mädchen aus einem so ungeahnt niedrigen Stande, – einer Fischersstochter, – der er nicht einmal eine nur einigermaßen den gewöhnlichen Anforderungen der großen Welt entsprechende Erziehung zutrauen konnte, nicht gar zu thörig vorgekommen und hätte er sich nicht dadurch gekränkt gefühlt, daß der jüngere Bruder ihn dabei nicht einmal zu Rathe gezogen, ja wohl absichtlich hinter seinem Rücken gehandelt hatte.

Man muß nun noch seine ohnehin erbitterte Stimmung berücksichtigen, um es zu erklären, daß er für einen Bruder, der ihm doch schon so viele Beweise aufrichtiger Zuneigung gegeben und dessen Charakter hochzuachten es ihm nicht an Veranlassung fehlte, gar keine Entschuldigung finden wollte. Auch dieses Mal blieb der Einfluß Gräfin Bassa's nicht unwichtig, die noch eine geheime Abneigung gegen Ewald hatte und in deren Interesse es lag, den Rittmeister möglichst von allen Anderen,

die ihm nahestanden, abzuziehen, um sich seiner ganzen Hingebung desto mehr zu versichern.

Baron Ewald hatte warm und brüderlich geschrieben, er entschuldigte sich nicht, aber er rechtfertigte mit aller Rücksicht, die er dem älteren Bruder schuldig war, seinen Entschluß; er schilderte sein Glück in wahrhaft rührender Weise und sprach offen aus, daß ihm zur Vollkommenheit desselben nur noch die vollständige Anerkennung des Rittmeisters fehle, – kurz, er hatte Alles gesagt, was sich unter solchen Umständen sagen ließ.

Dennoch brauste der Rittmeister zornig auf und versicherte, daß er »das Fischermädchen« nie als seine Schwägerin anerkennen wolle; in der ersten Aufwallung schrieb er dies unter den härtesten Ausdrücken und neben den bittersten Vorwürfen auch an seinen Bruder, wobei er ihm mittheilte, daß er so bald nicht wieder nach der Heimath zurückzukehren gedenke, ohne sich doch weiter über seine eigenen Absichten auszulassen.

Es war ein harter, unversöhnlicher Brief, der nur ähnliche Gefühle erwecken konnte. Dennoch war die bald darauf erfolgende Antwort in gemäßigtem Tone gehalten, wiewohl sich darin tief verletzte Empfindungen ausdrückten. Ewald sprach jetzt auch stolzer und unabhängiger; er ließ deutlich hindurchblicken, daß er lieber mit dem Bruder brechen, als Rücksichtslosigkeiten von dessen Seite gegen seine Gattin dulden werde, und verhehlte nicht, daß es ihm, bei diesen Erwägungen, ganz lieb sei, wenn der Rittmeister noch nicht in die Heimath zurückkehre; er hoffe, daß derselbe sich später eines Anderen

besonnen haben werde. In den Schlußzeilen seines Briefes sprach sich indessen doch unverkennbare Besorgniß über den neuen Lebensplan des Bruders aus, dessen Richtung er wohl ahnte; er erwähnte der Gräfin mit keinem Worte, aber er beschwor den Rittmeister, unter Hinweisung auf ihre nahe Blutsverwandtschaft und gemeinsamen Ehrenverpflichtungen, seine freien Entschlüsse, die doch immer wieder die rechte Bahn treffen würden, nicht schädlichen Einflüssen zu überlassen.

Der Rittmeister – und wir dürfen hinzusetzen: Gräfin Bassa ebenfalls – nahm diesen Brief so übel auf, daß er nur ein paar beleidigende Worte darauf antwortete, womit er sich alle Belehrungen verbot, und auf die rücksichtsloseste Weise seinem Gutsinspektor eine Vollmacht zustellte, durch welche seinem Bruder jede Theilnahme an der Verwaltung seines Eigenthums entzogen wurde.

Dieser bittere Undank lag gar nicht im Charakter des Rittmeisters; er berührte Ewald deshalb doppelt schmerzlich, konnte er daraus doch deutlich entnehmen, wie sehr gegründet seine Befürchtungen waren. Durch einen neuen Aussöhnungsversuch würde er sich selbst aber nur zwecklos herabgewürdigt haben; er konnte nur von der Zeit hoffen, daß das wahre Naturell seines Bruders, dem er sein Herz doch noch nicht ganz zu verschließen vermochte, wieder siegreich durch diese schlimme, von anderer Seite erzeugte und genährte Verblendung brechen werde.

Wir wollen uns aber einstweilen nur dem Rittmeister und den mit ihm in nächster Verbindung stehenden Personen zuwenden.

Der September neigte sich seinem Ende entgegen, und in dem Badestädtchen war der Fremdenverkehr schon spärlich geworden, um mit der bald beginnenden Wintersaison wieder neuen Aufschwung zu nehmen, als der Rittmeister so weit wiederhergestellt war, daß auch er ohne Bedenken aufbrechen durfte.

Wolff, der in der letzten Zeit von seinem Herrn wieder mehr vernachlässigt und dafür nur theilweise durch die beinahe schmeichelnde Güte der Gräfin, die gewiß ihre wohlberechnete Absicht hatte, den alten Diener bei möglichst guter Laune zu erhalten, entschädigt wurde, – Wolff hatte sich eingebildet, man werde nach der Heimat zurückkehren, und hoffte von der damit bevorstehenden, wenigstens zeitweiligen Trennung von der Gräfin sein Gutes; jetzt erschrak er nicht wenig, als er erfuhr, daß die Beiden ganz andere Pläne im Silde führten. Indessen war der Rittmeister jetzt augenscheinlich nicht in der Stimmung, Gegenvorstellungen von ihm anzunehmen, sein Wesen so reizbar, so kalt und abstoßend gegen Jedermann mit Ausnahme der Gräfin, daß er, wenn man ihn erzürnte, leicht auf den Gedanken kommen konnte, den alten Diener allein nach Hause zu schicken, wogegen sich schwerlich etwas einwenden ließ; wohl nie wäre der Alte aber so ungern wie jetzt, wenn auch nur auf kurze Zeit, von seiner Seite gewichen.

So blieb ihm nichts Anderes übrig, als, heimlich seufzend, seine Pflicht zu thun und die Reisevorbereitungen zu treffen; er wagte nicht einmal eine verdrossene Miene dabei zu zeigen, denn die soeben erwähnte Befürchtung schüchterte ihn noch immer ein.

Um den Schein einigermaßen zu wahren, reisten der Rittmeister und die Gräfin nicht zusammen ab, natürlich trafen sie sich aber schon am folgenden Tage wieder in der großen Stadt, wo sie die nächste Zeit, wie schon früher gesagt, zuzubringen entschlossen waren. Hier, im Vaterlande des Rittmeisters, wo sein Name, seine Verhältnisse und selbst seine Persönlichkeit bekannt waren, durfte man allerdings nicht ganz rücksichtslos zu Werke gehn, aber andererseits lässt sich ja in einer großen Stadt Mancherlei verbergen.

Er und die Gräfin nahmen ihre Wohnungen in demselben Hôtel, wo der tägliche und stündliche Verkehr zwischen ihnen leicht zu bewerkstelligen war, und um denselben noch weniger auffällig zu machen, gaben sie sich für nahe Verwandte aus; auch Wolff erhielt die gemessene Weisung von seinem Herrn, dies den Leuten gegenüber zu behaupten, und er konnte dazu nur heimlich in den Bart brummen:

»Soll mich der Teufel holen, wenn ich auf meine alten Tage noch zum Lügner werde! Will mir lieber das Maul zukleben, als solch' ungewaschenes Zeug über die Lippen bringen!«

Darin hielt er auch getreulich Wort; er ging Allen, so weit er konnte, aus dem Wege, fuhr die Zudringlichen

grob und kurz abweisend an und kam bald in den Ruf eines ganz ungenießbaren Eisenfressers, den man hinter seinem Rücken auslachte, ihn zu reizen sich aber wohl hütete.

Auch mit dem langen Diener der Gräfin stellte er sich nicht viel besser. Der erste Eindruck, den der Mensch auf ihn gemacht hatte, war kein günstiger gewesen, und in ihren Neigungen und Gesinnungen stimmten sie gar nicht zu einander. So hoch Wolff die militairische Subordination achtete und, seinem Herrn gegenüber, selbst noch in das bürgerliche Leben hineintrug, fiel es ihm doch gar nicht ein, sich, wie Jener, als ein ganz willensloser Sklave der Herrschaft zu betrachten; gegen einen solchen Menschen, der sich zu Allem gebrauchen lassen konnte, fühlte er sogar Mißtrauen.

Ignaz kam ihm auch gerade nicht entgegen; der Alte stand an Bildung doch noch weit über ihm, so daß sich schwerlich eine beide Theile befriedigende Unterhaltung erwarten ließ, und seine Neigung zur Flasche theilte er auch nicht; Ignaz ging ihm deshalb lieber aus dem Wege, und wiewohl er ihn gewiß nicht liebte, bezeigte er ihm doch stets großen Respekt.

Der Rittmeister und die Gräfin genossen nun, ein Inkognito annehmend, das eine große Stadt ohne Mühe bewahren läßt, die ihnen anstehenden Vergnügungen derselben ganz ungenirt und befanden sich trotz des Fortganges des ärgerlichen Prozesses ganz wohl dabei.

Da der Name und Aufenthalt des Prinzen natürlich leicht zu ermitteln waren, ging von Seiten des Gerichts

die Vorforderung Clementinens in Folge der Scheidungs-klage ihres Gatten dorthin und fand auch schleunige Be-antwortung durch den Major von Gräfenitz in ihrem Na-men und mit ihrer Vollmacht. Sie willigte in Alles und begab sich aller Ansprüche. Das weitere Verfahren wur-de nun schleunigst geführt, die üblichen Formen verzögerten die Entscheidung aber doch bis tief in den Winter hinein, wo dann das Schlußurtheil die Auflösung der Ehe aussprach.

In der Zwischenzeit hatte der Rittmeister in rascher Reihenfolge noch ziemlich ansehnliche Summen von sei-nem Gute bezogen, indem der Inspektor dort verpfänden und verschreiben mußte, was nur noch irgend einen Werth besaß auf dessen Vorstellungen dagegen erhielt derselbe stets gemessene Befehle mit dem Hinzufügen, der Rittmeister werde nächstens in der Lage sein, alle Verbindlichkeiten zu erfüllen; auf welche Weise dies geschehen solle, davon verlautete allerdings kein Wort.

In wirklicher Geldnoth konnte sich der Rittmeister, ob-gleich er sehr große Ausgaben machte, nicht befinden, denn die Gräfin brauchte sich jetzt schon nicht mehr zu geniren, ihm ihre noch reichlich gefüllte Kasse zur Dis-position zu stellen, aber sein Stolz oder seine Eitelkeit sträubte sich doch dagegen, von diesem Anerbieten Ge-brauch zu machen, so lange er nicht ein anerkanntes Recht auf ihr Vermögen besaß. Im Grunde genommen ist es nun wohl gleichgiltig, ob ein Mann das Vermögen seiner Frau oder seiner Geliebten benutzt, aber die Welt

urtheilt doch verschieden darüber; er meinte, das Letztere nicht rechtfertigen zu können, und sonderbarerweise stützte er sich doch auf die Aussicht, sich nach seiner Verheirathung mit Gräfin Bassa für die Summe, die er jetzt verschleuderte, wieder schadlos halten zu können. Es ist nichts Neues, daß der auf Irrwegen Wandelnde sich durch solche trügerischen Schlüsse mit seinem Gewissen abfindet; er will einmal nicht begreifen, daß er gesunken ist, aber die Zeit bleibt selten aus, in welcher der Schleier des Wahnes vor seinen verblendeten Augen fällt, und Scham und Reue müssen dann um so empfindlicher sein, je besser der Boden war, auf dem das Unkraut wucherte.

Der Rittmeister war noch nicht im Stande, so weit in die Zukunft zu blicken; er würde sonst, vor sich selbst erschrocken, zurückgewichen sein und seine ganze Kraft zusammengerafft haben, um klar zu sehn und würdig zu handeln.

In seiner Nähe war nur Einer, der die Augen aufbehielt und es kaum noch über das Herz bringen konnte, zu dem Unheile, daß er sich entwickeln sah, zu schweigen. Der alte treue Wolff hatte sich, trotz allen Widerstrebens seiner aufrichtigen, fast abgöttischen Liebe zu dem Rittmeister, endlich doch nicht mehr der Ueberzeugung verschließen gekonnt, daß derselbe nicht allein thörigt und unbesonnen handele, sondern auch über das Maß hinausgehe, das ihm seine eigene Ehre hätte vorschreiben sollen.

Daß sein für die erste Heirath so schwer gestrafter Herr so schnell und ohne reifliche Prüfung seines eigenen Herzens, sowie des Gegenstandes, welchem er daselbe zugewandt hatte, wieder zu einer zweiten festen Verbindung schreiten wollte, hielt er schon für ein großes Unglück, aber viel schlimmer noch erschienen ihm gerade diese Wahl und die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Rittmeister dabei gegen sich selbst und alle Welt verfuhr. Eine Frau, Welch' hohem Stande sie auch angehören und mit welchem Glanze sie ihre schwachen Seiten auch verdecken mochte, die ihre weibliche Würde und ihren guten Ruf auf ein so gefährliches Spiel gesetzt hatte, wie die Gräfin, mochte wohl zu einer interessanten Geliebten taugen und als solche Dankbarkeit und Bewunderung verdienen, meinte der alte Husar, aber eine Ehe dürfe nur auf den Grundlagen unbefleckter Reinheit und wahrer Achtung geschlossen werden, und ein Mann, der darüber hinwegsähe, vermöge dies nur auf Kosten seiner eigenen Würde und wohlberechtigten Stolzes.

Wo hatte der Rittmeister denn auch den letzteren gelassen, indem er sich in ein vergnügungsvolles, kostspieliges Leben warf, das für längere Zeit durchzuführen, seine Mittel nicht erlaubten, indem er vorläufig über alles Maß aus einer Quelle schöpfte, die zu schonen ihm nicht allein die gewöhnliche Klugheit, sondern auch die Pietät für seine Familie gebot? Der alte Wolff konnte es nicht fassen, wie sein Herr das letzte väterliche Erbtheil jetzt nicht schnell genug verschleudern zu können schien, als wolle derselbe allen den lieben Erinnerungen, die sich

daran knüpften, und die ihm, dem Diener, selbst so heilig waren, Hohn sprechen.

Das Alles konnte nur die Wirkung eines bösen, betrügerischen Zaubers sein, und der Alte sah es ja täglich klar vor Augen, wer denselben anstiftete; daher kann es nicht Wunder nehmen, daß die Gefühle der Dankbarkeit und Zuneigung für Gräfin Bassa sich allmälig in ihm abschwächten und er sich endlich bekannte, diese gefährliche Frau habe auch ihn hinter das Licht geführt.

Wie war nun aber ihre Macht zu brechen, wie sein armer Herr zu retten, aus den Netzen, mit denen sie ihn umstrickt hatte, zu befreien? – Wolff dachte Tag und Nacht darüber nach, und daß er damit zu keinem Resultate kam, verbitterte ihn noch mehr gegen die Anstifterin des Uebels; er war kein schlauer Intriguant und besaß nicht die nothwendigste Kunst eines solchen, sich zu verstellen, daher mußte Gräfin Bassa leicht bemerken, wie sehr sich seine Gesinnungen in Bezug auf sie geändert hatten.

In der That legte sie ihrem guten Einvernehmen mit dem alten Diener mehr Werth bei, als dieser selbst sich vorstellen möchte. Schon bald nach der Anknüpfung einer vertraulicheren Bekanntschaft mit dem Rittmeister hatte die erste Veranlassung derselben, das Abenteuer mit dem Ringe, zwischen ihnen Erwähnung finden gemußt und Jener sich ganz offen über seine Erlebnisse an diesem Abende ausgesprochen; der alte Wolff spielte darin, wie man weiß, keine unbedeutende Rolle, und der Rittmeister hatte derselben in warmer Anerkennung der

großen Verdienste, die sich dieser alte Soldat und Diener um ihn und seine ganze Familie erworben, gedacht. Diese Eröffnungen gerade dienten der Gräfin, die eine kluge, scharf beobachtende Frau war, zu einem sehr wichtigen Einblicke in den Charakter und das Gemüth des Mannes, den sie eng an sich zu fesseln bereits beschlossen hatte, und sie entnahm daraus, welche Gefühle sie bei ihm besonders schonen müsse, wenn sie ein vollständiges Uebergewicht behaupten wollte. Seitdem hatte sie Wolff nicht aus den Augen verloren und sich, sobald sie die Gelegenheit gefunden, persönlich auf ihn einzuwirken, alle Mühe gegeben, ihn für sich zu gewinnen, was ihr ja auch für längere Zeit recht gut gelungen war.

Der gute Alte hatte auch seine schwachen Seiten, die der Schmeichelei nicht unzugänglich waren, sein gesunder Sinn ließ sich indeß nicht lange täuschen. Gräfin Bassa bemerkte dies nun recht gut, und nachdem sie noch einige verdoppelte Anstrengungen gemacht hatte, das alte Verhältniß zwischen ihr und ihm wiederherzustellen, sich aber überzeugen gemußt, daß dieselben erfolglos blieben, faßte sie den Entschluß, Wolff um jeden Preis aus der Nähe seines Herrn zu entfernen, wenigstens auf so lange Zeit, bis sie ihr nächstes Ziel, die Verheirathung mit dem Letzteren, erreicht haben würde. Sie mußte also doch sehr wohl wissen, daß dasselbe noch keinesweges gesichert war, und die Befürchtung hegen, daß der Rittmeister durch eine ernste, tief in sein Gemüth eingreifende Mahnung zur Umkehr auf dem Wege, den er an ihrer Hand eingeschlagen hatte, gebracht werden könne.

Gewaltsam gegen den Alten aufzutreten, wagte sie aber nicht, sondern nahm ihre Zuflucht zur List. Der Rittmeister hatte gelegentlich einer gemeinsamen Spazierfahrt, ein schönes und kostbares Reitpferd bewundert; in dieser Beziehung hatte er sich noch immer seine alte Passion erhalten. Schon in den nächsten Tagen war das Thier, unter heimlicher Vermittelung Ignaz', im Besitze der Gräfin, und sie überraschte nun ihren Freund mit diesem ihm sehr angenehmen Geschenke. Die Frage lag nun auf der Hand, was aus dem Thiere werden solle, wenn man schon in nächster Zeit, wie beabsichtigt wurde, die Stadt verließe, um, aller Vermuthung nach, sobald nicht dahin zurückzukehren. Einen bestimmten Plan für ihr ferneres gemeinsames Leben hatten der Rittmeister und die Gräfin überhaupt noch nicht gemacht oder wenigstens nicht besprochen; es war wohl die Rede davon gewesen, daß sie ihre Vermählung nicht hier, wo der Erstere viele Bekannte hatte, deren Urtheil über einen so raschen Schritt sie doch wohl fürchten oder lästig finden mochten, vollziehen lassen wollten, sondern in einer anderen Stadt, ob sie dann aber auf größeren Reisen das bisherige vergnügungsvolle Leben fortsetzen oder sich in eine stille Häuslichkeit zurückziehn würden, war noch unbestimmt geblieben. Des Rittmeisters Wünsche deshalb waren getheilt, im Grunde neigte er sich aber doch der letzteren Wahl zu, schon, um sein väterliches Gut wieder von den drohenden Gefahren zu befreien.

Er nahm es daher mit Freuden auf, daß Bassa bei dieser Gelegenheit aussprach, sie würden doch wohl sehr bald nach seiner Heimath zurückkehren, und vorschlug, das Pferd dahin vorauszusenden. Da lag es denn nun wohl am nächsten und sie deutete auch darauf hin, daß Wolff das seinem Herrn doppelt theure Geschenk in seine vorsorgliche Obhut nehme und dorthin transportire.

Die mürrische Laune des Alten war dem Rittmeister auch nicht entgangen und regte, da er ihren Grund wohl verstand, vorwurfsvoll sein Gewissen an, was unter solchen Umständen immer eine sehr lästige Sache ist; deshalb kam ihm dieser Vorwand, den treuen Diener, den er nicht geradezu verlassen wollte, auf einige Zeit von sich zu entfernen, sehr gelegen. Die Scheidung seiner Ehe war um diese Zeit bereits ausgesprochen, seiner Abreise mit der Gräfin stand also Nichts mehr im Wege.

Der alte Cavallerist hatte sich in Wolff unmöglich verleugnen gekonnt, als ihm das prächtige Thier übergeben worden war; er vergaß darüber, daß es ein Geschenk der Gräfin sei, welches für die augenblicklichen Verhältnisse eigentlich sehr überflüssig erscheinen konnte. Seine Freude wurde nun aber nicht wenig gestört, als ihm der Rittmeister, allerdings mit der freundlichsten Miene, ankündigte, er müsse sich in den nächsten Tagen aufmachen, das Pferd nach Hause zu bringen, und könne ihn dort gleich erwarten; in kürzester Zeit, hoffe er, selbst nachzufolgen.

Der Alte sah seinen Herrn groß und tief an; wenn es ihm auch noch nicht in den Sinn kam, die Gräfin könne

dieses Mittel gewählt haben, ihn von dessen Seite zu entfernen, so sträubte sich doch sein Gefühl dagegen, gerade jetzt den Rittmeister zu verlassen; eine dunkle Ahnung kam ihm wohl auch, daß der Letztere seiner Beobachtung ledig sein wolle, aber auch er besaß seinen Stolz, der sich über eine solche Vermuthung empörte, und dieser erlaubte ihm nicht, etwas Anderes zu erwideren, als:

»Wie der Herr Rittmeister befehlen! – Aber wer wird dann, mit Verlaub zu fragen, inzwischen die Bedienung bei dem Herrn Rittmeister übernehmen?«

»Ich werde noch eine kurze Zeit reisen, Alter,« war die mit niedergeschlagenen Augen ertheilte Antwort, – »da helfe ich mir schon selbst einmal.«

Wolff machte Kehrt und ging; er biß dabei die Zähne aufeinander, um seinen Schmerz und Unwillen gewaltsam zu unterdrücken. Er hätte so gern gefragt, ob auch die Gräfin mitreisen, etwa gar mit seinem Herrn in die Heimath zurückkehren werde, aber das wäre doch gar zu weit über die Disciplin gegangen.

»Nun, wie Gott will!« sagte er zu sich selbst, eine recht grimmige Miene machend – »ich kann's nicht ändern. Um den Preis hätte es auch beim Alten bleiben können!«

Der Alte war zur bestimmten Stunde reisefertig; seitdem hatte er kaum noch ein Wort mit dem Rittmeister gewechselt, der ihm auch möglichst aus dem Wege ging. Nun trat er wieder vor seinen Herrn, um dessen letzte Instruktionen in Empfang zu nehmen.

Daß dem Rittmeister der Abschied schwer wurde und er sich geheimer Vorwürfe nicht erwehren konnte, war

leicht aus seiner Unsicherheit und der Befangenheit, mit der er dem Blicke des Alten zu begegnen vermied, zu ersehn; nebenbei befand er sich auch in keiner geringen Verlegenheit, welches Benehmen gegen seinen Bruder Ewald er ihm nun empfehlen sollte. Wolff kannte noch nicht das vollständige Zerwürfniß zwischen den beiden Brüdern, wie es sich erst aus der letzten schriftlichen Unterhandlung ergeben hatte.

Der Rittmeister händigte ihm nun ein umfangreiches Schreiben an den Gutsinspektor ein und fügte noch mehrere mündlich auszurichtende Aufträge an denselben hinzu; von seinem Bruder sprach er kein Wort, was Wolff endlich doch zu der Frage veranlassen mußte, ob er dem Herrn Baron Ewald bei seiner gehorsamsten Meldung nicht auch eine Bestellung zu machen habe.

»Laß das gut sein,« erwiderte der Rittmeister barsch; »ich habe erst vor wenigen Tagen an meinen Bruder geschrieben, und es ist nicht einmal nothwendig, daß Du Dich ihm vorstellst; ich wünsche das sogar nicht einmal, kann es Dir aber natürlich nicht geradezu verbieten, – wir haben einen kleinen Zwist gehabt, das ist Alles; das Weitere wird sich nach meiner Rückkehr finden.«

»Und nun reise mit Gott, Alter,« setzte er rasch hinzu, als er bemerken mußte, wie sich das Gesicht Wolff's noch mehr verfinsterte und demselben eine Bemerkung auf den Lippen zu schweben schien, und dabei reichte er ihm die Hand hin. »Wir sehn uns bald wieder.«

Der alte Diener ergriff die ihm gebotene Hand, drückte sie warm und lange, und seine Stimme zitterte leise, als er entgegnete:

»Mit Gottes Hülfe glücklich, Herr Rittmeister; möge Ihre Wiederkehr in die Heimath so glücklich wie ehemals sein, als der Herr Oberstwachtmeister noch am Leben waren, wenn wir auf Urlaub von der Garnison kamen. Da brachten wir immer ein frohes und freies Herz mit, und der selige alte Herr konnte dann wohl mit Stolz und Freude auf den schmucken, braven Herrn Offizier blicken, der leibhaftig so aussah, wie er selbst in seiner Jugend. Es war doch eine schöne Zeit, Herr Rittmeister, und ich kanns sie nimmermehr vergessen!«

Der Rittmeister wurde auffällig bleich, und es zuckte leise in seinem Gesichte.

»Die Zeiten haben sich geändert, Wolff,« sagte er mit leiser, bewegter Stimme, dann aber setzte er, sich zusammennehmend, in beinahe schroffem Tone hinzu: »Lebewohl, alter Freund; es ist die höchste Zeit, daß Du Deine Reise antrittst; versorge mir das Pferd gut, und – hörst Du – lasse Dir selbst auch Nichts abgehn, daß ich Dich gesund und frisch wiederfinde.«

»Zu Befehlen, Herr Rittmeister! Gehorsamstes Adje!«

Der Alte ging; sein Herr deckte die Hand über die Stirn und stand noch eine ganze Weile unbeweglich da; dann raffte er sich plötzlich mit den halblauten Worten auf:

»Thorheit! der Alte sieht Gespenster; ich will aber jetzt erst das frische Leben ordentlich genießen.«

Gräfin Bassa ließ es ihm nicht an Gelegenheit dazu fehlen; sie wußte sehr bald die ihm momentan überkommenen trüben Gedanken zu verscheuchen und seinen Blick aus der Vergangenheit in die Gegenwart und Zukunft zu lenken.

Schon zwei oder drei Tage später verließen Beide diese Stadt und begaben sich, nur Ignaz mitnehmend, der jetzt auch den Rittmeister wie ein gehorsamer, willenloser Sklave bediente, nach einem andern Orte, wo sofort alle Vorbereitungen zu ihrer Vermählung getroffen wurden.

Das machte hier nun etwas mehr Umstände, als sie Baron Ewald bei seiner Heirath nach den Gesetzen der Insel zu überwinden gehabt hatte, aber nach Verlauf einiger Wochen hatten sie ihr Ziel doch erreicht und feierten eine glänzende, Aufsehn erregende Hochzeit, zu der eine Menge von Gästen eingeladen wurde, die alle nur neue, flüchtige Bekannte waren.

Nun fand es der Rittmeister, der sich übrigens ganz glücklich fühlte, doch an der Zeit, die alte Idee, nach seiner Heimath zurückzukehren, wieder aufzufrischen, weniger weil er eine wirkliche Sehnsucht hatte, sich aus diesem Taumel des Vergnügens zu reißen und sein väterliches Haus wiederzusehn, als aus dem schon früher angeführten Grunde, der ihn doch mit großer Besorgniß erfüllte.

Er fragte deshalb beinahe schüchtern bei seiner Frau an, die sich doch unmerklich in das Uebergewicht zu setzen gewußt hatte und von der er sich in gewisser Beziehung abhängig fühlten mußte. Bassa lachte ihm, zwar in der liebenswürdigsten Weise, aber doch geradezu in das Gesicht; sich jetzt, wo ihr Glück erst recht aufgeblüht war und sie mit neuer Lebensluft erfüllte, wie sie sagte, auf ein von der Welt abgelegenes Landgut zu verbannen, war durchaus nicht nach ihrem Geschmacke, was sie auch gar nicht verhiehlte; sie entwickelte ihrem überraschten Gemahle noch eine lange Reihe von Reiseplänen, und als er nun gestand, aus welchen Ursachen seine Rückkehr in die Heimath nothwendig werden dürfte, erwiderte sie, ebenso heiter und unbefangen lachend, dieselben ließen sich ja auf viel einfachere Art heben.

Der Rittmeister hatte eigentlich noch gar keinen Begriff von dem Vermögen seiner Frau; ein leicht erklärlches Zartgefühl hielt ihn ab, sie deshalb zu befragen, und sie schien es nicht für nothwendig zu halten, ihm mit solchen prosaischen Auseinandersetzungen entgegenzukommen.

»Was mein ist, gehört auch Dir!« sagte sie nur und erklärte sich sogleich bereit, die Summen herzugeben, welche zur Befreiung des Gutes von der großen Schuldenlast nothwendig waren.

Wir wollen dahingestellt sein lassen, ob Bassa damit nur in jener etwas leichtfertigen Großherzigkeit handelte, welche man als einen Charakterzug ihrer Nation zu bezeichnen pflegt, oder ob sie noch den Hintergedanken

in sich barg, in dieser Beziehung ihren Gatten von sich abhängig zu erhalten.

Der Letztere konnte mit dem Anerbieten, das sie ihm machte, wohl einstweilen zufrieden sein, zumal es sofort in das Werk gesetzt wurde; es war beinahe mehr, als er gehofft hatte; er erhielt so viel, wie er brauchte, und verwandte diese Summe wirklich dazu, sein väterliches Erbtheil wieder ganz zu seinem Eigenthum zu machen.

Aus dieser Bereitwilligkeit Bassa's mußte er einen hohen Begriff sowohl von ihrer aufrichtigen Liebe für ihn, als von ihrem Reichthume bekommen und fühlte sich um so weniger veranlaßt, in diese Verhältnisse, die eine so unerschöpfliche Quelle darzubieten schienen, näher einzudringen. Es konnte fast wie ein Mangel an Vertrauen aussehen, daß sie ihre Geldgeschäfte ganz allein führte, ihn dabei wenigstens nur in Kleinigkeiten zu Rathe zog, es lag darin auch ein bedrückendes Gefühl für ihn, aber wäre es nicht eine Beleidigung für sie gewesen, dieses Vertrauen erzwingen zu wollen?

Dazu konnte er sich um so weniger entschließen, als die Flitterwochen kein Ende nehmen zu wollen schienen und er dennoch immer deutlicher empfand, daß er nicht auf seinem richtigen Platze stehe. Einen Tropfen Bitterkeit mischte dieses Gefühl doch in sein Glück, das übrigens Nichts zu wünschen übrig ließ, denn, im Gegensatze zu seiner ersten Ehe, fand er bei Bassa eine feurige Zärtlichkeit, eine Beachtung seiner kleinsten Wünsche, die sie ihm schon aus den Augen ablas, kurz, eine Hingebung, die ihn nur beglücken und stolz machen konnte.

War es ein Wunder, daß er sich unter solchen Umständen leiten ließ, wie sie wollte? – daß er nicht daran dachte, seine Würde als Gatte ängstlich herauszukehren, wo anscheinend auch nicht der leiseste Versuch gemacht wurde, daran zu rütteln?

Ja, der alte treue Wolff hatte Gespenster gesehn, sagte er sich jetzt oft mit heiterem Lächeln; er würde ihn gern durch den Augenschein von dem Gegentheile überzeugt haben, denn er entbehrte wirklich den Alten und dachte häufig daran, wie gekränkt sich derselbe durch die ihm widerfahrene Zurücksetzung fühlen müsse; aber Bassa hatte geäußert, es sei unnöthig, mehr Dienerschaft bei sich zu führen, und dem »alten mürrischen Manne« möchte das Reisen auch nicht zuträglich sein.

Wolff wurde also nicht zurückgerufen.

Der Rittmeister seinerseits gab auch den Gedanken an die baldige Heimkehr auf; dort erwarteten ihn ja nur peinliche Verhältnisse seinem Bruder gegenüber, Alles war wieder auf das Beste arrangirt, so daß seine persönliche Anwesenheit ganz überflüssig erscheinen konnte, und noch reizte ihn dieser Taumel von Vergnügungen, in denen er neben seiner Frau eine glänzende Rolle spielte.

Das Paar bereiste die Schweiz und Italien; die Wohlhabenheit, die es zur Schau trug, gewann ihm überall schnell ergebene Freunde. Ueberall war Bassa der Glanz und Mittelpunkt der Gesellschaft, und man mußte den Rittmeister für den beneidenswerthesten Mann von der Welt halten, da diese schöne, begehrungswerthe Frau ihn

immer in den Vordergrund zu stellen wußte und eine Anhänglichkeit für ihn zeigte, welche den bittersten Neid ihrer vielen Bewunderer erregen mußte.

Er hätte ein Thor sein müssen, wäre er eifersüchtig gewesen; ihr Benehmen gab ihm auch nicht den geringsten Grund dazu. Freilich strahlte ihr Glanz nur auf ihn zurück, aber so ganz unbedeutend war er doch auch nicht, daß er sich dadurch hätte verletzt fühlen dürfen.

Mit dem Beginne des Sommers begab sich das Paar nach Paris, wie es Bassa wünschte. Sie hatte sich schon früher daselbst längere Zeit aufgehalten und fand hier, theils unter der polnischen Emigration, theils unter der eingeborenen Aristokratie einen großen Kreis von alten Bekannten, der bis in die höchsten Sphären der Gesellschaft hinaufreichte. Der Rittmeister wurde mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen, aber auch hier wieder ließ sich der Neid, den man ihm um den Besitz einer so schönen und reichen Frau zutrug, nicht ganz verstecken; indessen war er doch eine Persönlichkeit, an die sich die offene Mißgunst nicht so leicht hinanwagte.

Er sah sich nun von vielen ihm ganz fremden Elementen umgeben und fühlte sich dabei nicht ganz wohl, zumal er bald die Bemerkung machen mußte, daß Bassa, wenn sie ihn auch keineswegs vernachlässigte, sich doch ihren alten Freunden sehr innig anschloß und mit denselben zuweilen sogar in geheimnißvoller Weise verkehrte. Es bedurfte auch keiner vertraulichen Eröffnung von ihrer Seite, um ihm dies zu erklären; aus der unwandelbaren Anhänglichkeit für ihr unglückliches Vaterland

hatte sie ihm nie ein Geheimniß gemacht, und wenn sie hier Gesinnungsgenossen fand, denen sie vielleicht unausführbare Pläne schmieden half, so trat dies ihren ehrlichen Pflichten nicht zu nahe, mußte ihn aber doch mit Besorgniß erfüllen, da er einem Staate angehörte und den Charakter eines Offiziers desselben trug, gegen den solche Bestrebungen doch auch immer gerichtet waren.

Hochgestellte Landsleute, die er hier fand, machten ihn in delikater Weise auch darauf aufmerksam, wodurch seine Verlegenheit und Unzufriedenheit noch gesteigert wurden, so daß er endlich doch für unumgänglich nothwendig befand, ein ernstes Wort mit seiner Gemahlin darüber zu sprechen.

Bassa war augenscheinlich unangenehm überrascht durch diesen ihr noch ganz ungewöhnnten Ton, wie sanft er ihn auch gehalten haben mochte; der Ausdruck des Unwillens und das Bestreben, ihre Selbstständigkeit zu wahren, kämpften auf ihrem sich tiefer färbenden Antlitz, und der erste Sturm schien sich an dem bisher noch ungetrübten Himmel, der über dieser Ehe schwebte, zusammenzuziehn, aber wirkliche Liebe oder Klugheit trugen in Bassa den Sieg davon.

Ihre Aufwallung unterdrückend, antwortete sie ihrem Manne, sie könne ihn auf das Heiligste versichern, daß man einen falschen Verdacht in ihm erweckt habe; man denke unter den jetzigen politischen Verhältnissen in der Emigration gar nicht daran, zu konspiriren, und sie besonders fühle gar keine Anlage dazu; die Geheimnisse, welche sie mit ihren Freunden verhandele, bezögen sich

nur auf materielle Unterstützungen unglücklicher und würdiger Landsleute im Exile, und es sei doch selbstverständlich, daß man die Oeffentlichkeit davon ausschließen müsse. Unmöglich könne er, der Rittmeister, ihr doch einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihr Vaterland, wie sie ihm ja auch nie verhehlt hätte, glühend liebe und ihr Herz, wie ihre Hand sich Denen zuwendeten, durch deren Adern dasselbe Blut wie in dem ihrigen flösse, welche dieselbe Sprache redeten und die Genossen ihrer wichtigsten Lebensschicksale gewesen wären. Es sei abscheulich, daß man diese Unglücklichen, denen man die theuersten Güter geraubt habe, noch obenein zu verdächtigen und von einander zu trennen suche; ihrer unumstößlichen Ansicht nach verlange die Liebe, die sie ihrem Gatten zutrage, nicht das Opfer ihres Patriotismus und der natürlichsten Empfindungen, die man ja sonst allgemein anzuerkennen pflege, und sie beschwöre ihn, nicht auf böswillige Einflüsterungen zu hören und ungerechte Ansprüche an sie zu machen.

Bassa sprach aus vollem Herzen, mit Thränen in den Augen; wenn die letzteren allein den Rittmeister schon bewältigt haben würden, so sah er auch ein, daß sie von ihrem Standpunkte aus eigentlich gar nicht anders fühlen und handeln könne. Dennoch blieb die schiefe Stellung, in der er selbst dabei sich befand, dieselbe. Es schien hier also keinen anderen Ausweg zu geben, als daß man Paris

baldmöglichst verließe, und indem er sie dringend darum bat, fügte er hinzu, daß sie die Werke der Freundschaft und Mildthätigkeit ja ebenso gut, wie wahrscheinlich auch früher schon, aus der Ferne werde fortsetzen können.

Aber hier trat nun doch ein Eigensinn Bassa's hervor, der sich weniger rechtfertigen ließ als ihre bisherigen Auslassungen; sie meinte, sie fühle sich wohl in Paris, der Rittmeister könne dies ebenso gut, wenn er sich nur über Vorurtheile und Mißtrauen hinfortsetzen wollte, solchen allein nachzugeben, sei unter ihrer Würde und er ja jetzt unabhängig genug, um sich gegen ungerechte Beurtheilungen wahren zu können, übrigens aber – und das berührte ihn gerade am Empfindlichsten – liege es ja in seinem freien Willen, sich von diesen ihm nicht ganz zugesagenden Gesellschaften ferner zu halten.

Ob sie nicht bedachte, daß sich daraus auch eine allmäßige Entfremdung zwischen ihnen Beiden ergeben müsse? daß alle Interessen von Mann und Frau stets auf das Engste verbunden sein sollen und es die Pflicht und die naturgemäße Stellung der Letzteren ist, die ihrigen dem des Ersteren unterzuordnen? – Der Rittmeister sagte sich Das wenigstens, aber sein Stolz und die Befürchtung, daß diese Unterhandlungen zu weit führen und einen heftigeren Ausgang nehmen möchten, hielten ihn ab, es auszusprechen.

Er war unzufrieden und konnte dies auch nicht ganz verhehlen; als kluge Frau schien sie dies nicht zu verstehn und verdoppelte ihre Zärtlichkeiten, mit denen sie ihn für den Augenblick so gut zu fesseln wußte.

So war das drohende Gewitter denn dieses Mal glücklich vorübergezogen, hatte die Luft aber nicht von der drückenden Schwüle gereinigt, die neue unheilschwangere Wolken erzeugen konnte und mußte.

Der Rittmeister hatte sich wirklich vorgenommen, für seine Person jene Kreise zu vermeiden, die, so achtungswert und angenehm sie an und für sich waren, doch für seine Verhältnisse nicht recht passend erschienen, aber er erinnerte sich noch zu gut, wohin es geführt hatte, daß Clementine und er ihre Wege von einander trennten, als daß er es auf die möglichen Folgen eines solchen Verfahrens ankommen zu lassen gewagt hätte.

Wir sagten schon, daß er noch nicht den leitesten Grund gefunden hatte, auf Bassa eifersüchtig zu sein; wenn man indessen eine schöne und liebenswürdige Frau besitzt, der ganz offene Huldigungen zugetragen werden, die sie auch als einen ihr gebührenden Tribut in Empfang nimmt, so würde es doch noch mehr als stumpfe Gleichgiltigkeit verrathen, wenn man sie ganz außer Augen ließe und ihre Bekanntschaften nicht einer näheren Prüfung zu unterziehn versuchte.

Bassa am nächsten stand in dieser Gesellschaft offenbar ein Herr von Podlawski; – vielleicht erinnert man sich noch, daß Ignaz sich dieses Namens zur Entschuldigung bedient hatte, als er dem alten Wolff zum ersten Male im

Hause des Rittmeisters begegnet war. Bassa hatte diesen Herrn ihrem Gatten als den besten Freund ihres verstorbenen Gemahls vorgestellt und ihm später mitgetheilt, er habe während der letzten Erhebung in Russisch-Polen mit großer Auszeichnung eine ansehnliche Reiterschaar geführt und ihre letzten Schicksale auf dem Schauplatze des Kampfes getheilt; es war daher wohl ganz natürlich, daß sie sich auf das Herzlichste wiederbegrüßten und in ein vertraulich freundschaftliches Verhältniß zu einander traten.

Herr von Podlawski war ein großer und schöner Mann, wohl nur um wenige Jahre älter als der Rittmeister, feurig und kühn in seinem ganzen Wesen und Auftreten; mit der vollendetsten gesellschaftlichen Tournüre begabt, hochgebildet, unabhängig, insofern er wenigstens unverheirathet und hier ohne Verwandtschaft war, – über sein Vermögen gingen die verschiedensten Gerüchte um – endlich noch von dem Märtyrerglanze eines polnischen Helden umstrahlt, konnte es nicht fehlen, daß er ein, besonders für das weibliche Geschlecht, höchst anziehendes Mitglied der Gesellschaft wurde, welchen Platz er mit der ritterlichen Courtoisie seiner Nation auch vollkommen zu behaupten wußte.

Dem Rittmeister war es nicht entgangen, daß Podlawski ihn schon bei der ersten Vorstellung nicht mit den günstigsten Augen betrachtete; die Erklärung dafür fand sich leicht darin, daß derselbe in ihm nicht allein den Offizier einer Armee, welche den Polen damals zwar nicht geradezu feindlich gegenüber gestanden, ihren kühnen

Unternehmungen aber durch eine scharfe Ueberwachung der Grenzen doch großen Abbruch gethan hatte, sondern auch den Nachfolger in dem Herzen der Gattin seines besten Freundes sehen mußte. Die zuvorkommende Höflichkeit Herrn von Podlawski's verwischte indessen bald wieder diesen peinlichen Eindruck; er nannte sich ganz offen einen Freund des Rittmeisters, da er ein Freund von dessen Gemahlin sei.

Wirkliche Freunde konnten sie jedoch niemals werden, da ihre Gesinnungen in vielen Hinsichten zu weit auseinander gingen: der Rittmeister besonders, dem die Verstellung zuwider war, hielt sich sehr zurück. Die Vertraulichkeit, die zwischen diesem Manne und seiner Frau herrschte, gefiel ihm gar nicht, wiewohl er sich für überzeugt hielt, daß auf Bassa's Seite wenigstens, dabei nicht das mindeste Unrecht sei; ob Herr von Podlawski dagegen nicht noch wärmere Gefühle als die der Freundschaft hegte, wurde ihm zuweilen zweifelhaft, wenn er beobachtete, mit welcher Lebhaftigkeit und welchem Feuer er sich mit ihr unterhielt. Als er einmal eine Bemerkung darüber gegen Bassa machte, lächelte sie ganz unbefangen über seine Anlage zur Eifersucht und meinte, wenn Jener zuweilen mit dem ihm eigenthümlichen Enthusiasmus zu ihr spreche, so beziehe sich derselbe jedesmal auf Angelegenheiten ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes.

Sie hatte in ihrem Scherze ganz Recht: eine kleine Eifersucht hatte sich in dem Rittmeister doch allmälig ausgebildet; diese widersprach auch jetzt hauptsächlich seinem Vorsatze, seine Frau mehr ihr selbst zu überlassen.

Er fand sich dadurch wieder in dieselben Gesellschaften gezogen, und so blieb Alles beim Alten, bis auf seine steigende Verdrossenheit über den Zwang, den er sich anthun, und die Verhältnisse, in die er sich fügen mußte; die Vorwürfe darüber fielen in seinem Innern immer schwerer, je weniger er sie auszusprechen wagte, auf Bassa so ganz glücklich machte sie ihn doch nicht mehr.

In diesen Gesellschaften pflegte nun auch hoch gespielt zu werden, und wenn der Rittmeister unter andern Umständen der alten Neigung, die schon so manche bedenkliche Folgen nach sich gezogen hatte, vielleicht nicht nachgegeben haben würde, so suchte er jetzt in ihr doch eine Zerstreuung seines Unmuthes und verstrickte sich bald wieder in große Verluste, die er um jeden Preis wiedereinbringen wollte, damit er nicht genöthigt würde, die Hülfe seiner Frau in Anspruch zu nehmen. Das gelang ihm indessen, wie gewöhnlich, schlecht, und seine Stimmung wurde dadurch noch mehr erbittert.

Bassa erging es im Spiele nicht besser, doch nahm sie dies anscheinend mit mehr Gleichgiltigkeit auf; der Rittmeister konnte sich, wenn er ihre bedeutenden Verluste beobachtete, doch nicht der Besorgniß erwehren, daß sie selbst bei dem größten Vermögen zu weit gingen; aber wie hätte er davon sprechen gedurft?

Kurz, mit jedem Tage wäre es einem scharfblickenden Auge deutlicher geworden, daß das Verhältniß der beiden Gatten auf unnatürlichen Grundlagen ruhe, die früher oder später einmal zusammenbrechen müßten.

ZWEITES KAPITEL. AM ZIELE.

Wir verließen Prinz Felix in einer todtenähnlichen Ohnmacht, umgeben von seinem tieferschütterten Oheim und den bestürzten und aufgeregten Offizieren.

Glücklicherweise war der Leibarzt des Herzogs bald zur Stelle und öffnete, kurz entschlossen, dem Prinzen eine Ader.

Er gab schwache Lebenszeichen von sich; ein Gemurmel der Freude ging durch die ganze Versammlung, die von dem alten Herzoge nun bis auf wenige Personen entlassen wurde. Mit Vorsicht schaffte man den Prinzen, dessen Zustand, bei seiner ohnehin schwachen Constitution, der Arzt doch für sehr bedenklich hielt, in seine Zimmer, die, wie gesagt, in demselben Hause lagen, brachte ihn dort zu Bett, und umgab ihn mit der sorgfältigsten Pflege.

Auch der Herzog hatte sich in sein Schlafgemach zurückgezogen, nur begleitet von dem General von Worm, nachdem er befohlen, ihn von jeder Veränderung in dem Befinden seines Neffen, zu welcher Stunde der Nacht es auch sei, sofort Meldung zu machen.

Der General mußte ihm jetzt erst ausführlichen Bericht über das Vorgefallene erstatten, und danach ließ sich denn auf ihn nicht die leiseste Schuld schieben.

Der Herzog ging unruhig im Zimmer auf und nieder; er mochte sich selbst wohl Vorwürfe machen, daß er zu

streng und rücksichtslos verfahren habe. Jedenfalls befand er sich in weicher Stimmung; das bewiesen die Worte, die er von Zeit zu Zeit abgebrochen an den General richtete, welcher sich auf seinen Befehl einen Stuhl nehmen gemußt hatte.

»Man wird Seine Hoheit morgen schwerlich von hier fortbringen können,« meinte er, – »und Wir könnten es nicht verantworten, ihm in seinem leidenden Zustande durch die Fortsetzung der Truppenübungen Störung zu bereiten. Wie Wir aufrichtig diesen schweren Unfall beklagen, wollen Wir es auch an Nichts fehlen lassen, was weitere schlimme Folgen abwenden kann. Sie werden Unseren Befehl ausgeben, daß die Truppen morgen früh in ihre Garnisonen einrücken; die Manoeuvres sind beendigt.«

Der General verbeugte sich, biß sich aber dabei auf die Lippen; es war ihm gar nicht recht, daß der Herzog in seiner Rücksichtsnahme für den Prinzen so weit ging, was bei dem alten Herrn viel sagen wollte; er begann schon zu fürchten, daß dieser Vorfall die ganze von ihm angelegte Intrigue über den Haufen stürzen könne, wenn das Herz des Oheims sich dadurch wieder dem Neffen zugewandt hätte.

Es schien, als ob sich diese Vermuthung durch die weiteren Worte des Herzogs bestätigte.

»Wenn der Prinz sich einigermaßen erholt hat, wie Wir zu Gott hoffen,« fuhr er fort, – »so müssen Wir ihn baldmöglichst von hier forttransportiren lassen, damit ihm eine um so sorgsamere Pflege zu Theil werde. Der Arzt

hat mir gesagt, daß sich eine längere Krankheit mit Bestimmtheit erwarten lasse. Sie müssen deshalb sogleich an Gräfenitz schreiben, Worm, damit auf der Rosenburg alle Veranstaltungen zu seiner Aufnahme getroffen werden.«

»Auf der Rosenburg?« stammelte der General ganz fassungslos.

»Wo sonst? – Abgesehn davon, daß es in der Stadt noch mehr Aufsehn geben würde, wenn man den Prinzen dahin brächte, so fühlt er selbst sich auf der Rosenburg am wohlsten, – das wissen Wir ja. Die Aerzte werden Wir hinausschicken und draußen stationiren lassen. Und dann – die Frau dort! – er wird sich unter ihrer Hand am besten befinden; auf die Weise kann sie noch einen wirklichen Nutzen stiften.«

Dem General-Adjutanten stand so ziemlich der Verstand still; er erkannte den alten starren Herrn gar nicht wieder.

Der Herzog war an das Fenster getreten und blickte auf den dunklen Hof der Meierei nieder; ein schwaches, dumpfes Geräusch, das von da heraufdrang, mußte seine Aufmerksamkeit erregt haben.

Plötzlich trat er zurück, und seine Stirn war tief gefaltet; er schien weniger erzürnt, als von einer ihm unerklärlichen Wahrnehmung betroffen zu sein.

»Was ist Das da unten?« fragte er. »Der ganze Hof ist mit Menschen angefüllt, mit Soldaten. Was sind das für Unregelmäßigkeiten? Der Zapfenstreich ist schon vor

mehr als einer Stunde geschlagen worden. Ich will sofort Berichterstattung darüber haben, Excellenz!«

Der General sprang sogleich auf und eilte an das Fenster; er machte dieselbe Bemerkung und begann unwillkürlich an allen Gliedern zu zittern; es schwebten ihm unklare Vorstellungen von Demonstrationen zu Gunsten des Prinzen, die sich vorzüglich gegen seine eigene Person richten könnten, vor, hatte er doch schon vorher die Bemerkung gemacht, daß viele der Offiziere geneigt gewesen zu sein schienen, ihm alle Schuld an dem Unfalle beizumessen.

»Beeilen Sie sich, Excellenz, ich will Auskunft haben!« drängte der Herzog in einem Tone, der seine eigene Besorgniß verrieth.

Der General stürzte hinaus; es war ihm dabei doch sehr unheimlich zu Muthe, das böse Gewissen klopfte laut an.

Die Sache war indessen nicht so schlimm, wie sie ihm und wohl auch dem Herzoge ausgesehen hatte. Wirklich war der Hof mit einer Menge von subalternen Offizieren und Soldaten angefüllt, die sich aber äußerst ruhig verhielten; wie sich ergab, hatte sie nur die Theilnahme für den Prinzen zusammengeführt, um zu hören, wie sein plötzliches Unwohlsein sich gestalten werde.

Dennoch biß der General im Aerger die Zähne aufeinander; das war ja wieder ein Beweis für die in seine Pläne so schlecht passende Anhänglichkeit des Volkes, ja selbst der Armee, die in solchen streitigen Fällen doch leicht den Ausschlag geben kann, an den Prinzen.

Er mochte es nicht auf sich nehmen, die Leute ohne höheren Befehl fortzuschicken, und schlich sich wieder hinauf. Als er dem Herzoge seinen Rapport abstattete, mochte Dieser ähnlich wie er denken, denn sein Gesicht wurde noch finsterer; mißtrauisch war er ja stets gewesen.

»Wenn die erste Nachricht der Aerzte über das Befinden Seiner Hoheit eingetroffen ist,« sagte er kurz und barsch, »soll man die Leute zu Bette schicken. Wir erkennen die Theilnahme an, wollen aber vor allen Dingen die militairische Ordnung erhalten wissen.«

General von Worm athmete wieder etwas leichter auf; jetzt erkannte er seinen Herrn doch wieder.

Das erste Bulletin ließ nicht lange auf sich warten; der Leibarzt selbst erschien, um es dem Herzoge mündlich zu bringen.

Der Prinz hatte das Leben, aber nicht das volle Bewußtsein wiedergewonnen; augenblicklich lagen nicht zu schwere Befürchtungen vor, aber gewiß war, daß sich eine ernste Nervenkrankheit entwickelte, über deren Verlauf und Ausgang sich noch Nichts bestimmten ließ.

Auf die Frage des Herzogs, ob es gerathener wäre, den Prinzen hier zu lassen oder nach Schloß Rosenburg zu transportiren, lautete die Antwort, in dieser abgelegenen Gegend möchte die ärztliche Behandlung und Pflege doch auf manche Hindernisse stoßen, der Kranke würde am nächsten Morgen mit der nöthigen Vorsicht zu transportiren sein; indessen schlug der Arzt vor, ihn nach der

Stadt zu schaffen, wo man alle Hülfsmittel doch am ersten zur Hand habe.

Davon wollte der alte Herr aber Nichts wissen; die Theilnahme der Soldaten bewies ihm jedenfalls, was sich von der des gesammten Volkes in der Stadt erwarten lasse, und er mußte darin Bedenklichkeiten finden; es blieb dabei, daß der Prinz am anderen Morgen nach der Rosenburg gebracht werden solle, womit man ihm selbst zweifellos auch den größten Gefallen that.

Noch in der Nacht ging ein Courier dahin ab; die Adjutanten und Ordonnanzen flogen in dem Kantonments-rayon umher und brachten den Truppen den überraschenden Befehl zum Einrücken in ihre Garnisonen. Der Herzog ließ sich während der Nacht noch mehrmals Bericht über das Befinden des Prinzen erstatten, besuchte ihn selbst am andern Morgen, fand ihn aber bewußtlos in den ersten Fieberausbrüchen vor und begab sich darauf eiligst nach der Stadt.

Später wurde Prinz Felix unter ärztlicher und übrigens nothwendiger Begleitung in einem geschlossenen Wagen, mit Anwendung aller erdenklichen Vorsicht und Bequemlichkeit fortgeführt; der traurige Zug durfte aber nicht die Stadt passiren, in der um diese Zeit schon eine große, durch übertriebene Gerüchte genährte Aufregung herrschte, sondern mußte einen weiten Umweg machen; erst gegen Abend erreichte er Schloß Rosenburg.

Daselbst war der abgesandte Courier in den ersten Morgenstunden eingetroffen und seine Nachrichten hatten Alles in den größten Alarm versetzt. Die schriftliche,

an den Major von Gräfenitz gerichtete Anzeige des Generals von Worm sprach nur von einem unerwarteten Krankheitszufalle, die Erläuterungen, die der Courier dazu geben konnte, klangen aber, wiewohl verwirrt und höchst unvollständig, doch so verdächtig, daß der Major gar nicht wußte, was er von der Sache halten solle.

Wie in der Stadt, so verbreiteten sich im Schlosse auch sogleich haarsträubende Gerüchte von einer gegen den Prinzen verübten Gewaltthat, und dabei wurde laut der Name des Generals von Worm, flüsternd der des alten Herzogs genannt; – das Volk hat seinen Instinkt.

Soviel begriff der Major doch, daß der Herzog den kranken Prinzen nicht nach der Rosenburg geschickt haben würde, hätte er die Absicht gehabt, ihn von Clemintinen fernzuhalten; wie er sich diesen Umschwung in seiner Meinung erklären sollte, wußte er ebenso wenig als der General von Worm, der deshalb auch wahrscheinlich diesen Punkt gar nicht berührt hatte; danach schien es ihm aber doch geboten, ihr vorläufig mit aller Rücksicht entgegenzukommen.

Er ließ sich also, sobald der volle Tag angebrochen war, bei ihr mit der Ankündigung einer wichtigen Botschaft melden, und, dadurch beunruhigt, erhob sie sich und empfing ihn alsbald. Inzwischen hatten ihre Mädchen Rosa und Käthe schon Mancherlei von den im Schlosse umlaufenden Gerüchten aufgeschnappt, ihre Bestürzung darüber nicht zu verbergen vermocht, und auf Befragen doch schon einige Aeußerungen gethan, die Clementine das Schlimmste ahnen lassen konnten.

Sie kam daher dem Major ganz verstört entgegen, und als sie auch sein Gesicht so ernst erblickte, konnte sie einen heftigen Thränenstrom nicht zurückhalten und beschwore ihn angstvoll, ihr sogleich die ganze Wahrheit zu sagen. So weit man ihre wahren Empfindungen für den prinzlichen Geliebten kennen gelernt hat, wird man, wenn man ihr auch nicht alles Theilnahme an einem ihm zugestoßenen Unfalle absprechen darf, doch wohl nicht zweifeln, daß sie das größte Unglück in der Bedrohung ihrer eigenen Existenz fürchtete.

Der Major konnte beim besten Willen nicht viel mehr sagen, als daß der Prinz am vergangenen Abende im herzoglichen Hauptquartiere plötzlich erkrankt sei, und bald auf der Rosenburg einzutreffen gedenke; seiner Vermuthung nach mochte der schnelle und anstrengende Ritt Seine Hoheit zu sehr angegriffen haben, woraus sich dem Uebel nicht eine allzuschwere Bedeutung beilegen ließ, zugeben mußte er endlich aber doch, man werde den Prinzen wie einen Schwerkranken bringen.

Seine Tröstungen vermochten auf Clementine nur wenig Wirkung auszuüben, da sie ihm zu leicht ansehn konnte, daß er selbst sehr unruhig war, und wiewohl er allen Personen, die mit ihr in Berührung kamen, den strengsten Befehl ertheilte, sie Nichts von den unsinnigen Gerüchten, denen er auf das Bestimmteste zu widersprechen suchte, hören zu lassen, konnte es doch nicht fehlen, daß sie hier und da abgebrochene Worte und sorgenvolle Mienen auffaßte, was ihre Angst im Laufe des Tages immer mehr steigerte; so viel wußte sie bereits, daß

der plötzliche Krankheitszufall des Prinzen durch den alten Herzog in irgend welcher Weise veranlaßt sein sollte, und welche Vermuthung lag da nun näher, als daß gerade ihrer Persönlichkeit wegen ein Streit ausgebrochen sei? – Oder wenn der regierende Herr nur überhaupt diese Gelegenheit benutzte, sie gewaltsam von seinem Neffen zu trennen?

Bei den Vorbereitungen zur Aufnahme des Prinzen legte sie selbst Hand an; bei ihrer im Schlosse schon offenkundigen Stellung schien es ihr geboten, sich dieser Pflicht zu unterziehen, und sie that es auch gern, weil sie darin eine theilweise Zerstreuung der sie beängstigenden Gedanken fand.

So kam der Abend heran und mit ihm der Kranken-transport, dem der Major entgegengeritten war. Dem Letzteren wurde nun Alles durch die mündlichen Mitt-heilungen der begleitenden Aerzte und Offiziere, sowie durch ein ausführliches Handschreiben des Generals von Worm klar, bis auf den einen Punkt, welcher in dem letzteren besonders betont wurde, daß der Herzog den Wunsch ausgesprochen habe, Frau von Burgstein möge die Pflege des Prinzen übernehmen.

Als man den jetzt wieder ganz bewußtlosen Patienten in das Schloß brachte, machte der leise Jammer der treuen Dienerschaft, sowie die ganze düstere Scenerie einen herzerschütternden Eindruck, dessen sich selbst der Major, der doch sonst seine Empfindungen so gut zu beherrschen wußte, nicht erwehren konnte. Um wie viel mehr mußte nicht Clementine darunter leiden, die doch noch

ein weicheres Herz besaß und einen viel größeren Verlust zu befürchten hatte?

Der Schmerz, den sie zeigte, war kein verstillter; wie oft sie an diesem Tage auch bereut haben möchte, so wenig gesicherten Verhältnissen ihre Zukunft anvertraut und eine feste Stellung in eitler Verblendung aufgegeben zu haben, verschwanden solche Erwägungen jetzt doch vor dem wahrhaft weiblichen Gefühle schmerzlichen Mitleidens.

Als sie den Prinzen im beklagenswerthesten Zustande erblickte, überkam sie eine trostlose Verzweiflung, aber der lebhafte Wunsch, thätige Hülfe zu leisten, zumal ihr der Major zugeflüstert hatte, der Herzog selbst erwarte eine solche, überwog diese Schwäche. Ihr Benehmen war von da ab tadellos und erregte die Bewunderung der Ärzte und aller anderen Zeugen.

Bei Prinz Felix entwickelte sich ein schweres Nervenfieber, das mehrere Tage lang für sein Leben fürchten ließ. Dank der geschickten ärztlichen Behandlung und der sorgfältigen Pflege, die ihm von allen Seiten, besonders aber durch Clementine zu Theil wurde, überwand er die gefährliche Krisis.

In dieser Zeit ging es auf Schloß Rosenburg geräuschlos, aber doch sehr lebendig her. Zwei Doktoren mit ihren Gehülfen, einige Offiziere, die mehrmals am Tage dem Herzoge Berichte bringen mußten, die dazu gehörige Dienerschaft hatten sich auf dem Schlosse einquartiert. Von allen Diesen wurde Clementine mit einer Achtung behandelt, die weniger ihrer zweifelhaften Stellung

zu dem Prinzen, als dem wirklichen Verdienste, das sie sich bei dessen Pflege erwarb, entsprang.

Die leichtfertige Frau schien auf einmal den Ernst des Lebens aufgefaßt zu haben; in ihrer rastlosen Pflichterfüllung fand sie auch selbst eine Beruhigung der Vorwürfe, die ihr immer wiederkehrten, und der sich ihr für die Zukunft aufdrängenden Befürchtungen; es mochte sogar eine wirkliche Liebe für den armen Kranken in ihr erwachen, auf den sie sich nun so vollständig angewiesen fühlte. Wenn sie ihren Fehler auch nicht wieder gut machen konnte, so versuchte sie doch wenigstens mit allem Ernst, den natürlich auch die ganze traurige Situation hervorrufen mußte, ihn einigermaßen zu sühnen.

Der Herzog erschien nicht selbst auf der Rosenburg, vielleicht nur um ihretwillen nicht, vielleicht, um kein Aufsehen in der Stadt zu erregen, wo er die Krankheit seines Neffen als nicht von so großer Bedeutung darstellen ließ; daß er übrigens eine lebhafte Theilnahme fühlte, bewiesen seine häufigen Erkundigungen. Schwerlich blieb es ihm auch verborgen, daß unter dem Volke noch immer Gerüchte umherliefen, die ihm selbst zu nahe traten, und dies mußte ihn in eine sehr üble Stimmung versetzen. General von Worm ließ es auch nicht daran fehlen, dieselbe zu nähren; mit Uebertreibung berichtete er, daß ganze Karavanen von Städtern nach der Rosenburg hinauszögen, um sich nach dem Befinden des geliebten Prinzen zu erkundigen, daß eine düstere Unzufriedenheit unter den Offizieren herrsche, nachdem doch bekannt geworden, daß der Prinz mit Arrest bedroht gewesen sei,

und noch mancherlei Anderes, an dem freilich auch viel Wahres war, das, so gehässig ausgeschmückt und vorgebragen, aber den alten Herzog beunruhigen und erbittern mußte.

Der General-Adjutant ließ, um ihn zu sondiren, auch die Frau von Burgstein nicht aus dem Spiele. Er erwähnte, daß man allgemein davon spreche, mit welcher Aufopferung sie sich der Pflege des Kranken widme; wenn er indessen darauf rechnete, der Herzog werde es doch bedenklich finden, daß dieses Verhältniß so ganz öffentlich besprochen wurde, so täuschte er sich wieder einmal; der alte Herr sagte nur kurz:

»Das ist brav von der Frau!«

Wenn sich also die Befürchtungen Clementinens nach dieser Richtung hin nicht erfüllten und die Aerzte nun versicherten, daß für das Leben des Prinzen nicht mehr unmittelbar zu fürchten sei, so kam ihr doch von einer anderen Seite neue Unruhe und Angst.

Dies geschah durch die ihr zugehende Scheidungsklage des Rittmeisters. Sie hatte nichts Anderes erwarten können, dieser Entscheidung ja auch mit Ungeduld entgegengesehn, da sich erst nach ihrer vollständig wiedererlangten Freiheit an die Sicherung ihrer Zukunft denken ließ. Dennoch waren es schwere Stunden für sie, als sie dieses umfangreiche Schriftstück durchlas, das sie vor Gott und Menschen einer großen Schuld anklagte.

Hätte sie sich jetzt darüber mit dem Prinzen aussprechen, von ihm noch einmal die feste Versicherung erhalten können, daß er sie für Das, was sie unwiderruflich

aufgab, entschädigen werde, so würde sie wahrscheinlich nicht so tief die Bedeutung dieses Schrittes gefühlt haben; seine Zärtlichkeit hätte ihr wohl auch besser über die Scham hinfertgeholfen, mit der sie dieses öffentliche Scheidungsverfahren erfüllte.

Wie schon früher erwähnt worden, nahm ihr Major von Gräfenitz mit großer Bereitwilligkeit die schwerste Last ab, indem er die vollständigen Erwiderungen und Erklärungen durch einen Advokaten besorgen ließ.

Es vergingen Wochen, bis Prinz Felix sein volles Bewußtsein und eine Hebung der auf's Aeußerste gesunkenen Kräfte wiedererlangte. In der Zwischenzeit hatte er nur kurze Momente gehabt, in denen er Clementine, die fast nicht von seiner Seite wich, erkannte, und dann eine rührende Freude über ihre Anwesenheit bezeigte.

Als sie die auf Trennung seiner Ehe bezüglichen Auslassungen des Rittmeisters vor Gericht in der Hand gehalten hatte, war ihr, wie schonungslos und hart dieselben auch abgefaßt sein mochten, – er besaß ja, wie sie fühlte, ein nur zu großes Recht dazu, – doch wieder eine warme Empfindung für ihn gekommen und abermals hatte ihr Herz Vergleiche zwischen ihm und dem Prinzen aufgestellt, die keineswegs zu seinen Ungunsten ausfielen. Diese Unsicherheit verlor sich nun, als der Letztere wieder zu ihr sprechen konnte und sie sich überzeugte, daß er bei allen schweren Leiden ihr eine aufrichtige und leidenschaftliche Zuneigung bewahre.

Prinz Felix fühlte sich vor Allem dadurch beglückt, daß er sie an seiner Seite wiederfand und behalten durfte;

dies söhnte ihn, als ihm die Erinnerung an das Geschehene wiederkehrte, mit seinem Oheim ziemlich aus. Jedenfalls würde er die Ankündigung einer rein militairischen Strafe auch gar nicht mit so tiefer Gemüthsbewegung aufgenommen haben, hätte er dahinter nicht noch andere Absichten vermutet; daß der Herzog ihn nun nach seinem Lieblingsschlosse bringen gelassen und obenein gestattet hatte, daß die geliebte Frau ihn pflege, mußte ihm als eine sehr glückliche Vorbedeutung für dessen fernere Entschlüsse erscheinen. Freilich hatte der alte Herr offen ausgesprochen, daß er gar nicht beabsichtigte, ihn in einem bloßen Liebesverhältnisse zu hindern, aber konnte er die Sache jetzt noch ebenso leichthin ansehn, nachdem er, der Prinz, sich doch so offen gegen ihn erklärt? – Viel weniger noch als General von Worm und Major von Gräfenitz vermochte Prinz Felix sich dieses Räthsel auf die einfachste und natürliche Weise, welche so ganz dem Charakter des Herzogs entsprach, zu erklären: derselbe wolle nämlich noch immer nicht daran glauben, daß sein Neffe eine dauernde Neigung in sich trage, die zu einer unpassenden Verbindung führen könne, er setze sich ein wenig zu weit über die allgemein gangbaren Begriffe der öffentlichen Moral weg, halte aber desto strenger auf Formen und Vorurtheile, welche der Ehre seines Hauses zu nahe treten könnten, d. h. der Prinz könne vor aller Welt eine Geliebte haben, aber heirathen dürfe er nicht unter seinem Stande, ohne Berücksichtigung politischer Interessen.

Ein in sehr freundlichem Tone gehaltenes Handschreiben des alten Herrn, worin derselbe seinen Neffen zu der bald zu hoffenden Wiederherstellung beglückwünschte, bestärkte den Letzteren in seinen versöhnlichen Gefühlen, aber auch in der Täuschung; Jener werde seinen liebsten Wünschen, sobald er von deren Festigkeit überzeugt worden, nachgeben. So stellte er die Sachlage auch Clementinen vor, und natürlich glaubte auch sie daran, denn welche andere Hoffnung hätte sie sonst gehabt? –

Major von Gräfenitz hatte die Wirklichkeit indessen doch schon zu durchschauen begonnen, für ihn durchaus kein Grund, den Prinzen darauf aufmerksam zu machen. Er hatte nicht gewünscht, daß derselbe der Krankheit unterliege, denn damit wäre ja seine eigene Rolle ausgespielt gewesen und Die, welche sie ihm aufgegeben, hätten sich dann aller Verpflichtungen gegen ihn ledig halten können; er mußte ihnen noch größere Dienste leisten und sich im Voraus die Belohnung dafür sichern; das sah er nach diesem unerwarteten Zufalle vollkommen ein und beeilte sich nun auch, unter Vorlegung seines weiteren Planes von dem General ganz sichere Garantien zu verlangen.

Man billigte diesen Plan und versprach ihm, was er forderte.

Der Prinz erholte sich nur sehr langsam; ein erfahrenes Auge mußte sehn, daß der Keim eines frühen Todes in ihm liege, aber vielleicht lag der des alten Herzogs noch näher; diese Aussicht konnte daher Nichts in den Plänen der Intriquanten ändern.

Clementine hatte natürlich bald zu ihrem Geliebten von dem im raschen Gange begriffenen Scheidungsprozesse gesprochen, und er gab sich alle Mühe, ihre Sorgen darüber zu zerstreuen. Er stellte ihr dies als den letzten Kampf dar, aus dem ihr Glück sich ungestört erheben werde, und versicherte auf das Bestimmteste, wenn sein Oheim nicht die Einwilligung dazu ertheilen sollte, auf die er jetzt doch hoffe, daß er sie zu seiner Gattin mache, so wolle er entweder gänzlich auf seinen fürstlichen Rang verzichten, und es bleibe ihm dann immer noch genug unabhängiges Vermögen, um als einfacher Privatmann mit ihr im Auslande zu leben, oder er werde sich in aller Stille mit ihr trauen lassen und mit der Erklärung darüber erst nach dem Tode seines Oheims öffentlich hervortreten.

Das Letztere war die Idee Majors von Gräfenitz, wie man weiß, der dieser auch schon Clementine ganz geneigt gemacht hatte.

Das Volk, hatte er sie versichert, werde im großen Ganzen in dieser Verbindung des geliebten Prinzen kein Hinderniß seiner Thronbesteigung finden, zumal, dem Gesetze nach, doch nur eine morganatische Ehe abgeschlossen werden könnte, nahe Verwandte, die geltende Widersprüche erheben dürften, gäbe es nach dem Tode des Herzogs nicht mehr, und wenn Prinz Felix erst einmal Regent wäre, würde er gewiß nicht unterlassen, seiner Gemahlin eine ganz gesicherte Stellung zu verschaffen. Mehr konnte Clementine auch nicht verlangen, der Ehrgeiz pflegt sich ja auch erst mit der zunehmenden Macht

immer weiter auszubreiten. In dieser Weise sprach sie dem Prinzen auch nur ihre Wünsche aus und suchte ihm besonders jeden Verzicht auf die Krone um ihretwillen auszureden.

Wochen und Monate vergingen, bis der Prinz das Bett verlassen durfte; die rauhe Jahreszeit war seiner schnelleren Kräftigung gerade nicht günstig; er erholte sich nur ungemein langsam. Ein kurzer, trockener Husten, die Schwäche in seiner Haltung und allen Bewegungen, dabei eine noch viel ausgeprägtere Reizbarkeit der Nerven erweckten noch immer große Befürchtungen bei den Ärzten, während die ihm ergebenen Personen doch noch weit davon entfernt blieben, alle Hoffnung auf seine vollständige Wiederherstellung aufzugeben. So auch Clementine; sie konnte sich nicht verhehlen, daß er nur noch ein Schatten von Dem sei, den sie zuerst kennen gelernt hatte, eine wahre Jammergestalt, der sie wohl ein tiefes Mitleid, aber nicht eine leidenschaftliche Neigung schenken konnte, aber alle ihre ferneren Aussichten hingen ja von ihm ab, und deshalb täuschte auch sie sich gern mit jenen so wenig begründeten Hoffnungen.

Zu Anfang des neuen Jahres erfolgte die Scheidung ihrer Ehe. Clementine hielt die Gefühle, die diese Nachricht in ihr erweckte, zurück; der Prinz würde sich durch jedes Anzeichen von Traurigkeit verletzt gefühlt haben.

Jetzt hatte sie sich allmälig schon an die ihr so wenig zusagende Einsamkeit von Schloß Rosenburg gewöhnt;

ihr geistiger Blick richtete sich auch weit hinaus über diese engen Grenzen, die sie je eher, desto lieber zu durchbrechen sich sehnte; ihre nächsten Bestrebungen mußten nun allein darauf gerichtet sein, sich einen neuen festen Boden zu verschaffen.

Prinz Felix zeigte lebhafte Freude darüber, daß das gerichtliche Verfahren beendet war und nicht noch mehr Umstände verursacht hatte; das Haupthinderniß seiner eigenen Wünsche war, wie er selbst es betrachtete, nun gefallen und, vielleicht insgeheim fühlend, daß die Zeit, seine Entschlüsse auszuführen und die Pflichten, die er der geliebten Frau zu schulden glaubte, zu erfüllen, gemessen sei, dachte er an die sofortige Vollziehung der Trauung mit ihr. Sie hatte dagegen natürlich Nichts einzuwenden, und Major von Gräfenitz wurde bei den nun mit allem Ernste beginnenden Berathungen als Dritter zugezogen.

Anfänglich sprach der Prinz, der seinen Oheim noch nicht wiedergesehn, aber von Zeit zu Zeit in förmlicher Höflichkeit mit ihm korrespondirt hatte, die Absicht aus, sich wegen dieser Angelegenheit mündlich oder schriftlich an ihn zu wenden und seine Einwilligung zur Vollziehung einer morganatischen Ehe zu erbitten, wobei er sich zur Annahme aller etwaigen Gegenbedingungen, insbesondere Verzichtleistung auf die Thronfolge, verpflichten wollte. Clementine und der Major, dem sie jetzt ihr volles Vertrauen zu schenken sich genöthigt sah, waren aber entschieden dagegen und für eine heimliche Heirath, wie schon früher besprochen worden.

Prinz Felix, der nie feste Entschlüsse hatte, noch weniger als früher bei der von seiner Krankheit zurückgebliebenen Schwäche, gab nach. Der Major erhielt den Auftrag, Alles schleunigst zu besorgen.

Das Schwierigste dabei war jedenfalls, einen Geistlichen zu gewinnen, der es, im Falle einer Entdeckung, auf den Zorn des alten Herzogs ankommen ließe, wogegen ihm wieder die besondere Verpflichtung des präsumtiven Thronfolgers geboten werden konnte.

Major von Gräfenitz hatte bereitwillig auch dies übernommen, bedurfte aber doch längerer Zeit, um zum Ziele zu gelangen, was die Reizbarkeit des Prinzen noch erhöhte und ihn zuweilen zu mißtrauischen Vorwürfen gegen seinen Vertrauten veranlaßte. Inzwischen wurde durch denselben Advokaten, der Clementinens Prozeß geführt hatte, in aller Heimlichkeit auf Schloß Rosenburg ein ausführlicher Heirathskontrakt aufgesetzt und auch von den Beteiligten unterzeichnet, wonach der Prinz die Stellung seiner zukünftigen Gattin festsetzte und ihr sein ganzes, sehr ansehnliches Privatvermögen für den Fall seines Todes verschrieb. Diese Aussichten mußten Clementine vollständig blenden; sie hielt sich aller Welt gegenüber für unantastbar, sobald die priesterliche Einsegnung erfolgt sein würde, und drängte damit den Major nicht weniger als der Prinz selbst. Abschriften der Dokumente sollten an geeigneten Stellen im Auslande niedergelegt werden; was konnte der alte Herzog dann noch gegen eine unwiderrufliche Thatsache thun? -

Clementine hatte wohl häufig den stillen Wunsch gehabt, zu erfahren, was aus dem Rittmeister geworden war, dessen Nachgiebigkeit bei der Scheidungsangelegenheit sie eigentlich so wenig mit seinem Charakter in Einklang zu bringen wußte; bisher war sie aber so gänzlich außer aller Verbindung mit der Welt gewesen, daß sie darüber Nichts in Erfahrung zu bringen vermochte; sie wagte nicht einmal, den Major deshalb anzugehn.

Nun kam ihr Dieser plötzlich zuvor, indem er ihr mit der ruhigsten Miene von der Welt, als ob sie gar kein Interesse mehr daran haben könnte, erzählte, der Rittmeister habe sich schnell genug über sein Unglück getröstet und die reiche polnische Gräfin geheirathet, mit der sie ihn daher wohl nicht im ungerechten Verdachte der Untreue gehabt hätte. –

Das Herz der Frauen ist doch sonderbar! – Diese Nachricht fiel auf das Clementinens als ein unendlich schmerzender Schlag; wie wenig Glück sie in ihrer Ehe gefunden hatte, konnte sie sich jetzt doch nicht einer beinahe neidischen Vorstellung von dem erwehren, das jene ihr verhaßte Frau genießen würde. Während sie dem Major ein kaltlächelndes Antlitz zeigte und mit einer Geberde, die Gleichgiltigkeit ausdrücken sollte, die Achseln zuckte, empfand sie doch ein sehr bitteres Gefühl, das mit der Eifersucht große Aehnlichkeit hatte, und hörte ihm mit einer Spannung, die er recht gut bemerkte, zu, wie er von dem munteren Leben, welches das junge Ehepaar führen sollte, erzählte. Freilich, wie traurig war ihr eigenes Leben jetzt dagegen! wie sehr hatten sie bisher alle

ihre Erwartungen getäuscht! – Als sie nachher allein war, vergoß sie sogar Thränen, und es bleibt die Frage, ob ihr dieselben mehr von Verdruß oder wirklichem Schmerze entlockt wurden; jedenfalls traten ihr dabei die guten Eigenschaften, welche der Rittmeister besaß, jetzt lebhafte vor Augen als jemals, und sie gestand sich, daß sie mit ihm glücklicher gelebt haben würde, wenn sie selbst es nur gewollt hätte.

Diese Gedanken waren aber nur vorübergehend; sie riß sich gewaltsam davon los, um sich mit den ihr jetzt näherliegenden Angelegenheiten zu beschäftigen.

Endlich brachte der Major die Nachricht, daß er einen kleinen Dorfprediger gefunden habe, welcher bereit sei, die heimliche Trauung gegen das Versprechen des Prinzen, daß derselbe ihn im Nothfalle möglichst schützen und entschädigen, sich seiner auch in späterer Zeit erinnern werde, zu vollziehen.

Prinz Felix hatte noch nie Etwas von diesem Manne gehört; es wäre ihm lieber gewesen und passender erschienen, daß einer der bekannten und in der Hauptstadt geachteten Geistlichen sich zur Erfüllung seines Wunsches hergäbe, aber der Major stellte ihm vor, daß dies nicht zu erreichen gewesen und die Trauung hätte ja auch dieselbe Giltigkeit, wenn sie der erste beste angestellte Dorfpfarrer vollzöge. Das war nicht zu bestreiten, und der Prinz, der die Zeit kaum noch abwarten konnte, beauftragte Gräfenitz, diesen Prediger zu bestellen und alle

übrigen Veranstaltungen zu treffen, daß die Trauung ungestört am nächsten Abende in dem sogenannten Banquetsaale stattfinden könne.

Als Zeugen bestimmte er den Major selbst, den Advokaten, welcher den Contrakt aufgesetzt hatte, den Schloßverwalter nebst dessen Gattin und seinen alten Kammerdiener Clary, also alle bereits in sein Vorhaben Eingeweihte.

Die Bewohner von Rosenburg zerbrachen sich die Köpfe darüber, was wieder im Spiele sein möge, denn wenn auch nur die vorgenannten Personen den Banquetsaal betreten durften, so hatten doch noch mehrere von der Dienerschaft Besorgungen zu treffen und Gegenstände dorthin zu schaffen, deren Zweck und Verwendung sie sich nicht zu erklären vermochten.

Die Ceremonie sollte, auf Wunsch des Prinzen, doch einen möglichst feierlichen Anstrich bekommen, deshalb gaben sich seine Vertrauten die größte Mühe, den Schauplatz derselben entsprechend und würdig zu dekoriren. Eine Schloßkapelle war nicht vorhanden; Prinz Max hatte bei dem Umbaue des Schlosses für überflüssig gehalten, dafür zu sorgen.

In dem großen Saale wurde jetzt eine Art von Altar aufgebaut, Teppiche gelegt, die Wände mit Tannenzweigen dekorirt und vor Allem für den festen Verschluß der Fenster gesorgt, damit die Neugierigen von außen Nichts erblickten, woran sie der Wahrheit gemäß Vermuthungen knüpfen könnten; dagegen wurde im Inneren eine glänzende Beleuchtung vorbereitet.

Der Major war augenscheinlich mit seinem Werke zufrieden und lächelte vergnügt vor sich hin, Clary rieb sich, nach seiner Gewohnheit, die Hände, sobald er sie nicht mehr thätig anzulegen brauchte, und seine kleinen, scharfen Augen schienen den alten Verwalter und dessen Frau, die sehr ernste und bedenkliche Mienen machten, weil sie sich jedenfalls noch der vielen Sorgen und Unannehmlichkeiten erinnerten, welche die Vermählung Prinz Maxens im Gefolge gehabt hatte, blos zu fragen, ob er nicht im vollsten Maße seine Schuldigkeit gethan habe und den besten Dank dafür verdiene.

Der Prinz selbst war, von innerer Unruhe und Unge-duld getrieben, bald hier, bald da im Schlosse zu sehen, wiewohl diese rastlose Beweglichkeit seinem körperlichen Zustande schwerlich gutthun konnte; er sprach noch freundlicher als gewöhnlich mit Jedem, der ihm begegnete, als fühe er das doppelte Bedürfniß, ihrer Ergebenheit versichert zu sein, dabei aber in einer Weise, die erkennen ließ, daß er viel wichtigere Dinge im Kopfe führe. Dann besuchte er wieder Clementine, die mit Rosa's Hülfe ihren Brautstaat in Ordnung setzte, – andere Gehülfinnen konnte sie nicht hinzuziehn, damit dieselben nicht in das Geheimniß blickten, und fiel ihr mit den zärtlichen Versicherungen, die sie nun schon so oft gehört hatte, ein wenig lästig, und endlich kehrte er immer wieder zu dem Advokaten zurück, der schon seit einigen Tagen auf dem Schlosse wohnte, und ließ sich zum hundertsten Male von ihm auseinandersetzen und verschern, daß keine Macht der Welt die in bester juridischer

Form zu Protokoll gebrachten Verfügungen werde angreifen oder gar umstoßen können.

Dieselbe Ungeduld beseelte Clementine; sie fürchtete noch immer und mehr, je näher der entscheidende Moment rückte, daß ein Hinderniß der Trauung eintreten könne; wenn der alte Herzog, trotz aller angewandten Vorsicht und Heimlichkeit, doch hinter die Sache kommen sollte oder wenn ein neuer Krankheitszufall des Prinzen dazwischenträte! Was fürchtet man überhaupt nicht Alles, wenn man dicht vor einem lange und sehn-süchtig erstrebten Ziele steht, besonders mit nicht ganz reinem Gewissen! –

Sie war so ängstlich, daß ihr sogar die überaus heitere und sorglose Miene des Majors von Gräfenitz Verdacht erregte; wie konnte er so ruhig sein, der bei diesen Heimlichkeiten, mit denen man den alten Herzog täuschen wollte, doch auch eine große Verantwortung zu tragen hatte? – Als sie ihm dies gelegentlich geradezu sagte, stutzte er, wurde ernst und erwiderte dann, das Glück seines Herrn, des Prinzen, liege ihm vor allen Dingen am Herzen, und wenn er, weil er dazu beigetragen, auch seinen Kopf auf das Schaffot legen müßte, so würde er dies doch mit dem heiteren Bewußtsein thun, seine höchste Pflicht erfüllt zu haben.

Clementine fand diese Worte etwas zu pathetisch, hüttete sich aber, dies auszusprechen, weil sie die Zeit noch nicht für gekommen hielt, in der sie sich über die Freundschaft Herrn von Gräfenitz' werde hinfortsetzen können.

Wenn wir beiläufig noch Rosa's erwähnen sollen, so hatte das Mädchen sich schon zu tief in eine auch für sie glänzende Zukunft hineingeträumt, als daß sie gewünscht haben sollte, es könne irgend Etwas anders sein. Der enge Kreis der Rosenburg war für sie, bei ihrer früheren bescheidenen Stellung, schon eine ganze Welt, in der sie eine Hauptrolle zu spielen meinte, da die übrige niedere Dienerschaft es ihr nicht an Schmeicheleien und Achtungsbeweisen fehlen ließ. In die Trennung von ihrem Fritz hatte sie sich schon recht gut zu finden gewußt, ja, hin und wieder war ihr sogar der Gedanke gekommen, ob es sich überhaupt wohl der Mühe verlohen würde, diese alte Verbindung wieder anzuknüpfen. Die Hochzeit ihrer Herrin war jetzt auch das nächste Ziel ihrer Wünsche unter welchen bedenklichen Umständen dieselbe stattfinden sollte, machte ihr weiter keine Sorge, im Gegentheile freute sie sich, leichtfertig wie sie war, recht herzlich darüber und fand es sehr spaßhaft, daß dem alten Herzoge eine Nase gedreht werden sollte.

Ihre Heiterkeit trug nicht wenig dazu bei, wiewohl Clementine darüber schalt, deren gedrückte Stimmung zu erleichtern.

So kam die entscheidende Stunde heran. Erst nach Einbruch der Dunkelheit traf der bestellte Prediger ein, und da er noch nicht sein Ornat, sondern nur einen einfachen Civilanzug trug, auch in einer gewöhnlichen Miethskutsche auf den Schloßhof fuhr, wußten die Neugierigen durchaus nicht, was sie aus ihm machen sollten; das einzige Auffallende blieb, daß der Major den

unscheinbaren Mann mit ernster Ehrfurcht empfing und sofort zum Prinzen führte.

Auf den Letzteren machte die ganze Erscheinung des Mannes gerade keinen erhebenden Eindruck; derselbe war noch ziemlich jung und sah, nicht allein in seiner bürgerlichen Kleidung, was bei einem armen Dorfgeistlichen ja gerade keine Seltenheit ist, sondern auch in der eigenen Persönlichkeit ein wenig heruntergekommen aus; indessen benahm er sich nicht gerade linkisch und ungeschickt, sondern ein wenig zu sehr für seinen Stand als Weltmann, wiewohl er es an einer augenscheinlich gesuchten Salbung in seinen Worten nicht fehlen ließ.

Der Prinz fühlte sich unangenehm dadurch berührt und empfand beinahe Scham, die für sein Leben so wichtige und feierliche Handlung gerade von diesem Menschen vollziehn zu lassen; aber er mußte sich wohl erinnern, daß ein durchaus würdiger Geistlicher sich zu dieser heimlichen Trauung, in der immer eine Art Pflichtverletzung von seiner Seite lag, schwerlich hergegeben haben würde, und am Ende kam es ja auf die Persönlichkeit nicht weiter an.

Er machte deshalb die Unterredung, in der er seinen Schritt nochmals zu rechtfertigen suchte, ziemlich kurz und überließ dann dem Major alles Weitere; er begab sich zu Clementinen, um sie selbst in den Banquetsaal zu führen.

Die militairische Uniform hatte er noch nicht angelegt; sie war ihm nach den letzten Ereignissen ganz verhaßt

geworden, und er begriff jedenfalls auch, daß er, bei seiner körperlichen Schwäche, eine zu schlechte Figur darin machen würde, erschienen doch selbst der schwarze Frack und die glänzenden Orden darauf beinahe wie ein Hohn zu seiner gebeugten Haltung, dem krankhaft blässen Gesichte und den matten Augen, in denen nur zuweilen ein fieberischer Glanz aufleuchtete.

Dieses traurige Bild trat um so deutlicher neben der in vollem, frischen Leben strahlenden Erscheinung Clementinens hervor, die eine sehr glänzende Brauttoilette gemacht hatte; der Prinz hatte ihr dazu den reichen Brillantschmuck seiner verstorbenen Mutter geschenkt. War Rosa schon entzückt über diesen Putz gewesen und hatte die eitle Frau sich nicht eines triumphirenden Lächelns enthalten gekonnt, als sie sich in den großen Wandspiegeln musterte, so fühlte sich der Prinz abermals ganz bezaubert, und darunter schwand auch das letzte Bedenken, das an diesem Tage gegen sein Vorhaben aufgestiegen sein mochte.

Nach einer kurzen zärtlichen Unterredung, in der es auf seiner Seite nicht an heiligen Schwüren, auf der ihrigen nicht an heißen Thränen fehlte, die aber jedenfalls nicht auf Rechnung des Schmerzes, sondern der Rührung durch ein so wichtiges, glückverheißendes Ereigniß zu setzen waren, begaben sie sich Arm in Arm nach dem Banquetaale.

Wie schwach und zitternd dieser Arm war, auf den sich Clementine stützen wollte! Sie mußte es fühlen und von

einem leisen Schauder dabei durchzuckt werden, vielleicht eine Ahnung, daß ihre ganze Zukunft auf nicht festeren Grundlagen ruhe! –

Major von Gräfenitz kam ihnen in dem für alle Anderen abgeschlossenen Corridore entgegen, verbeugte sich stumm, ernst und feierlich und öffnete ihnen selbst die Thür des Saales, in dem der Prediger und die bestimmten Zeugen bereits versammelt waren.

Ein helles Lichtmeer, das jeden trüben Eindruck scheuen konnte, strahlte ihnen entgegen. Der Banquet-saal war kaum wiederzuerkennen unter den ebenso geschmackvollen als für den Ernst der Handlung passenden Dekorationen. Die früher erwähnten Zeugen, denen sich auch noch Rosa anschließen durfte, begrüßten ehrerbietig das Brautpaar und folgten demselben dann bis in die Nähe des Altars, auf dessen Stufen der Geistliche, jetzt in seinem Ornate, bereits Platz genommen hatte.

Wir haben über die Ceremonie weiter Nichts zu sagen, als daß sie wie gebräuchlich und ohne jede Störung ihren Verlauf nahm; selbstverständlich stand die Braut zur Linken des Bräutigams und wurde ihm an diese Hand getraut. In sehr gewandter Weise, wenn Mancher auch einen recht erhebenden Schwung, ein recht tiefes Gefühl seiner Rede vermißt haben würde, berührte der Prediger die eigenthümlichen Verhältnisse des Brautpaars, stellte diese Verbindung, wohl der Zeugen wegen, als eine vor Gott und Menschen ganz gerechtfertigte dar, wobei sogar die fromme und demüthige Gesinnung des Prinzen eine Art Lobrede erhielt, so daß dieser selbst darüber ein

wenig erröthete, und prophezeite ihr einen besonderen Segen, sowohl für die beiden Hauptbetheiligten als alle Diejenigen, welche das Glück hätten oder noch haben würden, ihnen näherzustehen. Kurz, es fehlte auch hier nicht an Schmeicheleien, um die die Großen der Erde nie verlegen zu sein brauchen, aber im Ganzen entledigte sich der Geistliche seiner schwierigen Aufgabe immer noch gut genug.

Die Ringe waren gewechselt und der Segen gesprochen; Clementine hielt es für angemessen, noch einige Thränen zu vergießen und ihr Antlitz mit dem Taschentuche zu verhüllen, als sie von dem Altare zurücktrat und sich ihr die Gratulanten näherten, der Prinz sah sehr blaß und angegriffen aus, aber in seinen Augen leuchtete doch unverstelltes Glück und Freude.

Dem Major, der eine tiefe Rührung erheuchelte, drückte er warm die Hand und sagte ihm, daß er ewig sein Schuldner für diesen größten Dienst, den derselbe ihm geleistet hätte, bleiben werde; auch Clementine sah sich genöthigt, Gräfenitz die Hand zum Kusse zu überlassen und ihm einige verbindliche Worte zu sagen, ihre innere Abneigung gegen ihn war aber mit der Ueberzeugung, daß sie nun unabhängig von ihm sei, nur gestiegen, und während er sich ihrer gnädigen Huld, wie der einer gekrönten Fürstin, empfahl, dachte sie schon daran, wie sie den Prinzen vor ihm warnen könne, war es doch nur eine ganz unbestimmte Ahnung in ihr, daß er Diesem und ihr gegenüber keine ehrliche Rolle spiele.

Recht aufrichtige Wünsche für das Brautpaar hatten unter den Anwesenden zweifellos nur der alte Schloßverwalter und seine Frau, ehrliche, nicht verstellungsfähige Leute, und Rosa; der Prediger und der Advokat sahen in der ganzen Handlung nur eine für sie vortheilhafte Geschäftssache, und Clary, wenn er sich auch sehr wohl hüttete, eine solche Ansicht laut werden zu lassen, fand es gar nicht passend, daß sein Herr die Sache so weit getrieben hatte.

Die Neuvermählten zogen sich bald zurück, der Geistliche und der Advokat verließen wieder das Schloß, reichlich bezahlt durch die prinzliche Munificenz, und auch Major von Gräfenitz, der sich schon im Voraus beurlaubt hatte, fuhr sogleich nach der Stadt. Außer diesen Ein geweihten wußte Niemand im Schlosse, was geschehen war; die Vorgänge unter Prinz Max waren den älteren Leuten indessen noch in lebhafter Erinnerung und wichen nicht viel von den geheimnißvollen dieses Abends ab, so daß die umlaufenden Gerüchte die Wahrheit ziemlich trafen.

So stand denn Clementine an dem heißersehnten Ziele! – Sie hatte es sich freilich ganz anders vorgestellt. Wo waren die frischen, glänzenden Farben, mit denen ihre Phantasie es sich damals ausschmückte? Ueber Gegenwart und Zukunft war noch immer ein dunkler Schleier ge breitet.

Sie hatte nun zwei Wege vor sich: den einen treuer, entsagender Pflichterfüllung, der vielleicht noch lange

über Dornen führte und nur von einem matten, unsicheren Hoffnungsschimmer beleuchtet wurde, der aber ihrem Gewissen Genugthuung geben, die alte Schuld sünnen konnte, den anderen, alle Mittel anzustrengen, um den verlockenden Traum so bald als möglich zur Wirklichkeit zu machen.

Im ersten Falle mußte sie dem armen, bemitleidenswerthen und hülfsbedürftigen Prinzen, der doch wohl nur aus wahrhafter Liebe zu ihr gesündigt und sein eigenes Wohl auf das Spiel gesetzt hatte, in der stillen Zurückgezogenheit der Rosenburg eine auf ihre eigenen Wünsche verzichtende, hingebende Gefährtin und Pflegerin werden und hatte, aller Berechnung nach, keine andere Aussicht, als nach vielen Entbehrungen und Mühen durch seinen Tod wieder unabhängig zu werden und sich dann einer durch das ihr verschriebene bedeutende Vermögen gesicherten Existenz zu erfreuen, die aber doch noch bei Weitem nicht an ihre kühnen Erwartungen hinanreichte; wenn sie sich später wirklich seine Wittwe aus morganatischer Ehe nennen durfte, so war dies immer kein Titel, der sie auf die höchsten Stufen der Gesellschaft hob, im Gegentheil konnte er zu mancherlei ihr nicht günstigen Deutungen Anlaß geben.

Wenn sie auf der anderen Seite handelte, wie Major von Gräfenitz ihr eingeflüstert hatte, so mußte sie es auf den Kampf zwischen Onkel und Neffen ankommen lassen, ihre öffentliche Anerkennung als des Letzteren Gattin beanspruchen und, ihm die letzten Lebenstage dadurch verbitternd, sich selbst ein genußreiches Leben

schaffen, an dem er doch schwerlich theilnehmen konnte und das ihm überhaupt nicht zusagte; der baldige Tod des alten Herzogs konnte sie dann noch höher hinauf führen, vielleicht gar auf den Thron – sie die Tochter eines bankerotten Kaufmannes, – die wegen ihrer Sittenlosigkeit geschiedene Gattin. Welch' ein Triumph für ihre Eitelkeit wäre das der Welt, die sie jetzt verdammte, gegenüber gewesen! –

Die Verführung war groß, und nicht ohne Kampf entschied sich Clementine, den erstbezeichneten Weg zu gehn. Das gereichte jedenfalls ihrem Herzen zur Ehre; man darf dabei indessen auch nicht noch andere, ihr sehr naheliegende Erwägungen in Anschlag zu bringen vergessen, wie den noch frischen Eindruck einer ernsten, feierlichen Handlung, das Dankgefühl für das ihr gegenüber untadelhafte Benehmen des Prinzen und endlich auch die Furcht vor dem alten Herzoge, der ihr, wenn er gereizt wurde, vielleicht doch mit Gewalt Alles wieder nehmen konnte, was sie sich bisher gesichert zu haben glaubte.

Die Zukunft erst konnte lehren, wieweit es ihr mit dem gefaßten Entschlusse wirklicher Ernst war; man verzeihe uns, wenn wir an ein ziemlich profanes Sprüchwort erinnern:

»Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.«

DRITTES KAPITEL. VON DER HÖHE IN DIE TIEFE!

Stille, traurige Flitterwochen auf Schloß Rosenburg! – Die tiefe Gemüthsregung vor und bei seiner Trauung, vielleicht auch die nachher wieder um so lebhafter hervortretende Befürchtung, daß sein Oheim von diesem eigenmächtigen und ungehorsamen Schritte Kenntniß erhalten werde, hatten schädlicher auf Prinz Felix eingewirkt, als das Glück, dessen er sich jetzt erfreute, wieder gutmachen konnte. Möchte sein Geist auch versuchen, sich an dem letzteren aufzurichten, so wurde der schwache Körper doch sichtlich immer hinfälliger.

Clementine, die fast immer um ihn war und ihre Gattinpflicht wirklich erfüllte, bemerkte dies mit Schrecken; mit jedem Tage bestärkte sich in ihr die Ueberzeugung, gegen die sie sich anfänglich zu sträuben versucht hatte, daß sie nach kaum vollzogener zweiter Ehe auf dem Punkte stehe, Wittwe zu werden; lange wenigstens konnte sich dieses sieche Leben, das die Krankheit mit so raschen Fortschritten angriff, nicht mehr hinziehn. Der prinzhliche Leibarzt, der nachträglich in das jetzige Verhältniß seines Herrn zu ihr eingeweiht worden war, wollte ihr durch eine offene Aussprache nicht den bittersten Schmerz bereiten, aber sie sah an seinen ernsten, bedenklichen Blicken, was er fürchtete.

Auch Major von Gräfenitz ließ sich wohl nicht mehr durch das noch zuweilen aufflackernde Feuer täuschen; seine Mienen verhehlten Clementinen noch weniger wie die des Arztes die Besorgnisse, die er in sich trug, und oft

kam es ihr vor, als wolle er deshalb zu ihr sprechen, aber sie vermeidet dies, theils, weil sie ihr Mißtrauen nicht überwinden konnte, theils, weil man sich gewöhnlich fürchtet, sich die letzte, wenn auch noch so unwahrscheinliche Hoffnung rauben zu lassen.

Prinz Felix glaubte ohnehin nicht, daß er am Rande des Grabes stehe. Seine Krankheit war nicht gerade mit heftigen Schmerzen verbunden, und an das stille Leiden hatte er sich allmälig schon gewöhnt; seine geistige Urtheilskraft erschlaffte gleichzeitig mit den körperlichen Kräften. Je mehr er sich danach sehnte, wieder vollständig gesund zu sein, desto sicherer sprach er davon, daß dies geschehen werde, und machte weithinausgehende Pläne für die Zukunft, die immer wieder darauf zurückführten, daß er als einfacher Privatmann an der Seite seiner geliebten Clementine zu leben wünsche. Sie widersprach ihm auch nicht mehr darin; jede Abweichung von seinen eigenen Ansichten versetzte ihn bei der großen Reizbarkeit seiner Nerven in heftige Gemüthsauwallung, und es kam jetzt vor, daß er bei den geringfügigsten Anlässen in Ohnmacht fiel und dann ärztliche Hülfe gebraucht werden mußte, die er sonst gern zurückwies.

Unter diesen Umständen durfte Clementine auch nicht daran denken, ihr Mißtrauen gegen den Major bei ihm auszusprechen, obgleich dieses noch dadurch genährt wurde, daß derselbe so häufig in der Stadt verkehrte, – mit wem, das konnte sie nicht in Erfahrung bringen.

Um dieselbe Zeit war auch der alte Herzog erkrankt, woraus sich denn am einfachsten erklärte, daß er die

Rosenburg mit ihren Insassen ganz vergessen zu haben schien; – die Berichte von des Prinzen Befinden wurden noch immer an ihn geschickt, aber schwerlich konnte er sie jetzt mit besonderem Interesse lesen.

Major von Gräfenitz mußte jedenfalls schon die Zurückhaltung Clementinens bemerkt haben und sie richtig deuten; bei aller Ehrfurcht, die er ihr erwies, drängte er sich ihr doch nicht in vertraulicherer Weise auf und ließ es darauf ankommen, daß sie in ihrer Noth sich zuerst an ihn wende.

Dieser Moment mußte auch einmal eintreten, denn die arme Frau hatte ja Niemand, dem sie ihr übervolles, sorgenschweres Herz ausschütten konnte; da sie das dringende Bedürfniß dazu fühlte und der Major der Einzige in ihrer Umgebung war, von dem sich eine richtige Beurtheilung dieser Verhältnisse erwarten ließ, überredete sie sich endlich selbst, sie möge ihm doch wohl Unrecht thun, wenigstens verlohne es sich noch einmal des Versuches, dies zu ergründen. Ihr Stolz war auch schon bedeutend herabgestimmt worden; sie entschloß sich deshalb um so eher, den ersten Schritt zur Wiederannäherung zu thun.

Herr von Gräfenitz kam gerade wieder aus der Stadt zurück und suchte den Prinzen auf, um ihm seine Meldung zu erstatten; der Letztere war, wie jetzt häufig, im Lehnstuhl eingeschlafen, und Clementine ließ sich herab, dem Major in das Nebenzimmer entgegenzugehn.

Er zeigte durchaus keine Ueberraschung; der erste Blick auf ihr Gesicht, in dem sich die Verlegenheit ausdrückte, sagte ihm schon, daß sie seiner bedürfe, und vielleicht rechnete er darin ein bischen zu weit, wie man bald sehn wird.

Entschuldigend, daß der Prinz ihn jetzt nicht annehmen könne, ersuchte sie ihn zum Niedersetzen und bat ihn, ihr über das Befinden des Herzogs Mittheilung zu machen.

Das war nur eine Einleitung der Unterhaltung, die sie auf ganz andere Dinge zu führen wünschte. Dem Berichte des Majors zufolge stand es um den alten Herrn recht bedenklich. Clementine knüpfte daran die Frage, was er von dem Zustande ihres Gemahls halte.

Der Major senkte den Blick auf den Bodens nieder und schien unentschlossen, welche Antwort er geben sollte. Obgleich sie sich selbst sagen konnte, was sie hören mußte, wenn er bei der Wahrheit bleiben wollte, klopfte ihr Herz doch ungestüm.

Der Major sah, wie in plötzlichem Entschlusse, wieder auf, sein Gesicht war ernstbewegt, und er sprach leise, aber rasch, als dränge es ihn, über diese ihm selbst so peinliche Pflicht hinfortzukommen.

»Es ist eine traurige Antwort, die ich Ihnen geben muß, gnädige Frau, aber Ihre Frage sagt mir schon, daß Sie darauf vorbereitet sind; nach dem vertraulichen Ausspruche des Arztes gegen mich ist wenig, sehr wenig Hoffnung vorhanden.«

»Also doch noch Hoffnung?« fuhr Clementine auf.

»Wenig Hoffnung, daß Seine Hoheit Ihren Oheim, den Herzog, überleben.«

»Was heißt das, Herr Major?« fragte Clementine, an allen Gliedern zitternd. »Meinen Sie, daß der Schlag, der vernichtend auf mich niederfallen würde, in noch kürzerer Zeit zu erwarten sei, als ich selbst fürchtete?«

»Ich meinte damit,« antwortete er langsam, sie fester ansehend, – »daß wir, wenn wir den Lauf der natürlichen Ereignisse einmal nicht aufzuhalten vermögen, doch darauf bedacht sein sollten, sie nach Kräften in die für uns günstigste Bahn zu lenken.«

»Ich verstehe Sie nicht! Was könnte ich thun, um das Unwiderrufliche abzuwenden?«

»Das ist, wie schon gesagt, nicht möglich, aber einem so schweren Schicksalsschlag gegenüber müßten Sie, gnädigste Frau, Ihr Herz zum Schweigen bringen und nur die nothwendige Klugheit, die Pflicht der Selbsterhaltung sprechen lassen.«

»O weiß Gott, ich denke jetzt nicht an mich selbst! – Sie wissen, daß der Prinz, mein Gemahl, meine Zukunft gesichert hat –«

»Und wenn der Herzog, der in seinem jetzigen krankhaften Zustande noch eigensinniger und heftiger als sonst ist, dieses Testament, allem Rechte zum Trotze, gewaltsam umstoßen sollte?«

»Das ist unmöglich!« rief Clementine von neuem Schrecken ergriffen.

»Der despotischen Willkür ist Alles möglich,« erwiderete er kalt. »Für uns aber gäbe es ein Mittel, einem solchen

Gewaltstreiche zuvorzukommen; es dürfte sogar von der Pflicht der Selbsterhaltung geboten sein. Aber verzeihen Sie mir, gnädige Frau, daß nicht allein die aufrichtige Theilnahme für den letzten Willen meines gnädigen Herrn und Sie, sondern auch mein Egoismus, wie ich bekennen will, mir diese Worte in den Mund gelegt haben, die, wie ich fürchte, nicht eine vertrauensvolle Aufnahme und richtige Würdigung finden.«

»Ihr Egoismus?«

»Sollten Sie denn nicht begreifen, daß der Zorn des Herzogs mich, den Vermittler der Schritte, welche der Prinz gegen seinen ausdrücklichen Willen gethan hat, schwer treffen würde? – Mit dem Prinzen bricht meine einzige Stütze zusammen, – mir bliebe dann nicht einmal mehr eine Hoffnung, eine Berufung auf das Recht, wie Ihnen.«

Der Major sprach dies so melancholisch aus, und es lag darin auch so viel Einleuchtendes, daß Clementine, überhaupt durch seine Befürchtungen für sie angeregt, keinen Anstand mehr nahm, seinen weiteren Rath zu hören.

»Und dieses Mittel?« fragte sie leise.

»Gnädige Frau, verwinkelte Verhältnisse erfordern eine kühne That, die den Knoten mit einem raschen Schlage löst. Wenn der Prinz früher stirbt, als der Herzog, so sind wir verloren. Täuschen Sie sich nicht über die nächsten Folgen; treten Sie nicht mit Ihren gerechten Ansprüchen hervor, so wird man auch nicht die geringsten Rücksichten auf Sie nehmen, thun Sie es, so wird man Sie mit Gewalt zur Entsaugung zu zwingen versuchen.«

»Welche Gewalt könnte man mir anthun?«

»Der Herzog hat Festungen; er drohte damit der Gemahlin Prinz Maxens.«

»Und das sagen Sie mir jetzt erst?« rief Clementine, von Angst und ihrem alten Mißtrauen zugleich ergriffen.

»Sein Sie gerecht! Konnte ich ahnen, daß in dem Gesundheitszustande Seiner Hoheit so bedenkliche Zufälle schon so bald eintreten würden, daß dieses junge Leben nicht länger ausreichen müßte als das des Herzogs?

– Haben Sie selbst denn dies vorausgesehen, als Sie Ihr Schicksal mit dem meines gnädigen Herrn verknüpften?«

Clementine schwieg; ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, in ihrer Brust arbeitete es mächtig.

»Entsinnen Sie sich, gnädige Frau,« fuhr Gräfenitz in einem Tone fort, dem er sich möglichste Wahrheit zu geben bemühte, – »daß Sie mir Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft zu erhalten versprachen, als Sie den ersten Schritt auf dieser Bahn thaten – ich darf jetzt, wo die so unglücklich gewandten Verhältnisse mir nicht einen Anspruch auf Belohnung geben können, wohl aussprechen: an meiner Hand! – Ich, gnädige Frau, ich habe diese Stunde stets im Gedächtnisse behalten, in der auch ich eine heilige Verpflichtung für Ihr Glück übernahm, und wenn die Zuversicht, die ich damals nach bester Ueberzeugung in mir trug, durch Verhältnisse und Ereignisse, welche ich nicht abzuwenden vermochte, getäuscht worden ist, so bitte ich jetzt um die Erlaubniß, Ihnen den Beweis liefern zu dürfen, wie treu ich, vielleicht verkannt

und beargwöhnt, meinem Versprechen in Ihrem Interesse nachgekommen bin.«

Clementine war durch die Erinnerung des Majors, in der mehr als ein Vorwurf für sie gefunden werden konnte, anfänglich unangenehm berührt worden und schon auf dem Punkte, weitere, ihr peinliche Auslassungen durch eine kurze Entgegnung abzuschneiden, aber seine letzten Worte, die er mit so großer Zuversicht aussprach und mit einem so festen Blicke auf sie begleitete, machten sie doch wieder stutzig. Sie senkte als Zeichen der Bejahung seiner Frage ein wenig das Haupt.

»Mit dieser Erklärung,« fuhr er er noch leiser fort, indem er sich näher zu ihr beugte, – »lege ich meine Ehre, meine persönliche Sicherheit, vielleicht mein Leben in Ihre Hand. Sie werden unmöglich einen größeren Beweis meines Vertrauens beanspruchen können.«

Ohne auf ihre ängstliche Verwunderung über diese feierliche Einleitung zu achten, sprach er jetzt rasch hintereinander fort. Der durch die Strenge des Herzogs herbeigeführte Unfall des Prinzen habe viel böses Blut in den verschiedenen Kreisen der Hauptstadt und des ganzen Landes gemacht, besonders unter den Offizieren der Armee, welche unter einer solchen militairischen Despotie, welche aus der extravagantesten Laune entspringe, häufig schwer leiden müßten. Man könne von der mit den Jahren zunehmenden Heftigkeit des alten Herrn nur Schlimmeres erwarten, und wenn der Bogen zu straff gespannt werde, müsse die Sehne endlich einmal reißen; Aller Augen seien für einen solchen Fall schon längst

auf den Prinzen gerichtet, einen fremden Herrscher wolle sich das Volk überhaupt nicht aufdrängen lassen. Es hätten sich daher schon seit geraumer Zeit geheime Verbindungen gebildet, die eifrig darüber berathschlagten, wie man das Unheil vom ganzen Lande und den einzelnen Persönlichkeiten abzuwenden vermöchte; diese Frage sei jetzt um so näher an sie getreten seit der Erkrankung des Herzogs, mit der dessen jähzornige, gefährliche Stimmung sich gesteigert habe; auch fürchte man lebhaft, die Partei des Generals von Wurm könne ihm Bestimmungen zu Gunsten der auswärtigen Prätendenten entlocken; kurz, man wolle um jeden Preis dem Prinzen, von dessen unheilbarer Krankheit man glücklicherweise noch keine richtige Vorstellung habe, noch vor dem Ableben des Herzogs die Regierung in die Hand spielen und sei nur noch nicht über die Mittel im Klaren; die Einen wollten eine Art Palastrevolution, gewaltsame Niederdrückung der feindlichen Partei und Abdankung des Herzogs, die Anderen glaubten, ein entschiedenes Auftreten des Prinzen allein würde dem Letzteren schon den Todesstoß geben. Er, der Major, gehöre dieser geheimen Verbindung längst an und sei gewissermaßen die Seele derselben, daher sein häufiger Verkehr in der Stadt. Er wisse jetzt nur einen Rath: der Prinz müsse bewogen werden, – und diese Aufgabe falle natürlicherweise Clementinen anheim – dem Herzoge seine Heirath offen zu

erklären und dadurch einen gewaltsamen Bruch herbeizuführen; die große Partei, die hinter ihnen stehe, schütze sie, da sie gegen die äußerste Gewalt auch Gewalt anzuwenden entschlossen sei; einen solchen Ausbruch könne der Herzog nicht ertragen; der Zorn würde seine letzte Kraft brechen, er müsse dabei auf die eine oder andere Weise untergehn und dem Prinzen sei in jedem Falle die sofortige Uebernahme der Regierung gewiß; es bedürfe nur raschen Entschlusses und kühnen Handelns. Was Clementine von einem solchen Umschwunge der Dinge zu erwarten habe, liege auf der Hand; im ersten Enthusiasmus würde man dem neuen Regenten Alles bewilligen, was er wollte, und bei seiner Schwäche hätte sie selbst ja dies zu bestimmen.

»Und dann,« schloß der Major, der immer wärmer und dringender geworden war, – »küsse ich triumphirend meiner gnädigsten Herzogin die Hand, in die ich jetzt diese Schrift lege, welche nur die Unterzeichnung ihres hohen Gemahls bedarf, um die Träume aller seiner treuergesellen Anhänger zur Wirklichkeit zu machen.«

Man wird nicht verkennen, daß die Intrigue des Majors nicht zu fein angelegt war und ihre Durchführung sich nur auf die politische Unerfahrenheit einer eitlen, ehrgeizigen Frau und die willenlose Schwäche eines Sterbenden basirte, ebensowenig, daß er im Ernst nicht ein so gefährliches Spiel gewagt hätte, gegen dessen Nichtswürdigkeit sich nicht allein der gesunde Sinn des Volkes, sondern auch die politische Einsicht der benachbarten Mächte empören mußte. Einen regierenden Fürsten,

der, wenn auch durch manche lästige Laune unbeliebt geworden, doch seine Regentenpflichten erfüllt hatte und dem die Unfähigkeit, weiterzuregieren, nicht nachgewiesen war, zu stürzen, war geradezu eine Unmöglichkeit, besonders, wenn man an seine Stelle einen Sterbenden zu setzen beabsichtigte, der Nichts mehr zu leisten vermochte und an dessen Person sich unter solchen Umständen gar keine Interessen mehr knüpfen ließen.

Man sollte nun denken, der Major hätte die letzten Stunden des armen Prinzen füglich ungestört lassen können, da die Bestrebungen der Partei, zu der er sich in Wirklichkeit bekannte, ja nun doch nicht mehr so große Hindernisse zu überwinden hatten; wenn der regierende Herzog starb und sein Neffe, Beide ohne Nachfolge zu hinterlassen, so mußte das Land sowieso jenen Nächstberechtigten zufallen.

Major von Gräfenitz rechnete aber doch noch anders; einmal wollte er das Intriguenspiel so lange als möglich fortführen, um sich selbst eine größere Wichtigkeit zu geben und eine um so größere Belohnung beanspruchen zu können, andererseits konnte ihm der Herzog seine Befreiung bei der Heirathsgeschichte des Prinzen doch sehr übel bemerken, wenn man demselben nicht die Mittel an die Hand gab, gegen Clementine und die Ansprüche, die sie nach dem Tode des Prinzen erheben würde, ganz rücksichtslos zu verfahren; man mußte ihr eine wirkliche Schuld nachweisen können, um sich ihrer mit einem Anscheine von Recht gänzlich zu entledigen.

Das Schriftstück, das er Clementinen jetzt überreichte, sollte dazu dienen; es war geradezu hochverrätherischen Inhalts, indem Prinz Felix, wenn er unterzeichnete, darin erklärte, daß er bereit sei, die Regierung noch bei Lebzeiten seines Oheims in die Hand zu nehmen, und seine Anhänger bevollmächtigte, deshalb gewisse Schritte zu thun.

Clementine hatte dem Major mit steigender Unruhe zugehört; bei ihrer geringen Erfahrung in politischen Dingen und ihrer vollständigen Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und wahren Wünschen dieses Landes, von dem sie kaum etwas mehr als die abgeschlossene Rosenburg erblickt hatte, war nichts Anderes zu erwarten, als daß sie dem Berichterstatter darüber vollen Glauben schenkte, und sie war auch nicht scharfsichtig genug, den ganzen Zusammenhang dieser Intrigue zu durchschauen; dennoch erfüllte der ihr gemachte Vorschlag sie mit Stauinen, an das sich sogleich die Angst vor seiner Ausführung knüpfte.

Sie fühlte, daß ihr die Kraft zu einem solchen Wagnis fehle, daß auch der Prinz dieselbe nicht mehr besitze, und daraus entwickelte sich schnell ein entschiedener Widerwille gegen das ganze Vorhaben; dazu kam, vielleicht vor Allem, die Ueberzeugung, es handle sich um eine hinterlistige, schlechte That, und die Erfahrungen der letzten Zeit hatten sie doch belehrt, wie wenig

Segen von einer solchen zu erwarten sei. Das alte Mißtrauen gegen den Major, das sich durch seine heuchlerischen Worte nur halb einschüchtern gelassen hatte, erwachte plötzlich wieder, und sie glaubte in seinem lauernden, stechenden Blicke zu lesen, daß er sie und den Prinzen betrügen wolle. Wie ein Blitz durchzuckte sie der Gedanke, ob dasselbe nicht schon einmal der Fall gewesen wäre, – warum, das begriff sie allerdings nicht, – es war eine göttliche Eingebung, wenn man so sagen darf, die sich auf das in die Brust jedes noch nicht ganz verdorbenen Menschen geschriebene Bewußtsein von Recht und Unrecht gründet.

Dennoch nahm sie das Papier, das ihr der Major förmlich in die Hand schob, entfaltete es und las, anfänglich blos in der Absicht, Zeit für ihre Antwort zu gewinnen, dann mit zunehmender Aufmerksamkeit und Ueberlegung. Ein Muth und eine Entschiedenheit, die sie sich ein paar Minuten zuvor selbst nicht zugetraut haben würde, überkamen sie; wie der schändliche Plan da so Schwarz auf Weiß vor ihr stand, faßte sie ihn erst ganz klar auf, und sich rasch erhebend, reichte sie dem Major das Papier zurück und sagte mit einer stolzen Festigkeit, die ihn im höchsten Grade überraschte und aus der Rolle fallen ließ:

»Der Prinz, mein Gemahl, wird diesen hochverrätherischen Anschlag nie unterzeichnen, das versichere ich Sie, Herr von Gräfenitz, geben Sie sich keine weitere Mühe deshalb und sagen Sie Ihren Mitverschworenen, daß auf uns nicht zu rechnen sei.«

Der Major wurde leichenblaß; er mußte begreifen, welche große Blöße er sich gegeben hatte, bei der ihn Clementine nun jederzeit angreifen konnte, um sich selbst zu sichern. Wäre sie klüger oder vielmehr schlau-berechnender gewesen, so hätte sie ihm das Papier gar nicht zurückgeben sollen, um es nöthigenfalls als Beweisstück gegen ihn zu gebrauchen, aber ihre Aussage allein konnte ihm auch schon gefährlich werden. Die Bestürzung und der Aerger über ihre unerwartete Weigerung drückten sich nun so deutlich auf seinem Gesichte aus, daß sie ihrerseits klar erkannte, wie richtig sie gehandelt, gleichzeitig aber auch, daß sie sich dadurch einen gefährlichen Feind in ihm gemacht habe.

»Es ist unmöglich, gnädige Frau, daß Sie diese Antwort reiflich überlegt haben!« sagte er nach einer längeren Pause, die er gebrauchte, um sich wieder zu fassen, in dringendem Tone, der selbst eine Beimischung von Drohung hatte. »Sie sprechen damit allen Ihren eigenen Hoffnungen und Aussichten das Todesurtheil. Sie bedürfen einer längeren Bedenkzeit –«

»Nein; ich handle nicht für mich, sondern für meinen Gemahl. Sollte er ein paar Stunden einer Macht, nach der er sich selbst nicht sehnt und die seinen Todeskampf nur erschweren würde, mit einer Ehrlosigkeit erkaufen?«

»Eine Ehrlosigkeit?« stammelte der Major. »Sie vergessen, gnädige Frau –«

»Nicht mehr wie Sie, Herr von Gräfenitz, indem Sie in diesem drohenden Tone zu der Gemahlin Ihres Herrn zu sprechen wagen, überdies zu einer Frau, die es nur ein

Wort oder ein paar schriftliche Zeilen an den regierenden Herzog kosten würde, Sie zu vernichten. Aber fürchten Sie Nichts; ich werde dieses Wort nicht sprechen, wenn Sie mich meiner Selbstverteidigung wegen nicht dazu zwingen; es widerstrebt mir ebenso sehr, die Denunciantin eines Verbrechens abzugeben, wie zu demselben die Hand zu bieten. Und diese Pläne, die Sie gegen Ihren rechtmäßigen Landesherrn – wenn ich nicht irre, auch Ihren Wohlthäter, Herr Major! – geschmiedet haben, sind ein Verbrechen; der Himmel möge das reine Gewissen des Prinzen noch in der letzten Stunde davor bewahren; was mich anbetrifft, so will ich lieber mein gutes Recht unterliegen sehn, als eine neue schwere Schuld auf mich laden, die ich dereinst vor Gott noch weniger verantworten könnte als eine andere, zu der Sie mir auch die Hand geboten haben.«

Clementine sprach dies in einer Begeisterung aus, die, indem sie eine tiefe Reue ausdrückte, das Wiedererwachen der besseren Gefühle in ihr erkennen ließ; der Leichtsinn mochte dieselben eingeschlafen haben, aber der Major mußte sich darauf überzeugen, daß der Grund ihres Herzens nicht so weit vergiftet war, wie er es sich vorgestellt hatte. Er war zu weit gegangen, und gerade dies hatte sie wieder zum Selbstbewußtsein gebracht, nachdem die Prüfungen der letzten Zeit ohne Zweifel diesen Durchbruch schon vorbereiteten.

»Sie bereuen?« sagte er giftig; – »das würde dem Prinzen sehr wenig schmeichelhaft sein.«

»Ich bin Ihnen keine Rechenschaft von Dem, was in meinem Herzen vorgeht, schuldig. Der Prinz soll sich nicht über mich zu beklagen haben.«

»Sie sind ihm allerdings auch großen Dank für die Rechte, die er Ihnen hinterläßt, schuldig,« entgegnete er mit einer unverkennbaren Färbung von Spott. »Wenn man diese Rechte aber angreifen wird, vielleicht mit guten Gründen –«

»Ich verbiete Ihnen diese ungemessene Sprache!« rief die junge Frau, sich hoheitsvoll aufrichtend. »Sie beleidigt Ihren Herrn ebenso sehr, wie mich. Sie sind kein treuer Diener, kein wahrer Freund, – Sie selbst haben Ihren Egoismus bekannt. Wenn ich den Prinzen nicht schonen müßte, würde ich es für meine Pflicht halten, ihn vor Ihnen zu warnen, – aber glauben Sie mir, ich werde über ihn wachen und nicht dulden, daß Sie ihn zu Ihren eigenen Zwecken mißbrauchen. Sie haben sich verrechnet, wenn Sie mich zu Ihrem willenlosen Werkzeuge machen lassen wollten!«

Clementine hatte in steigender Aufregung gesprochen; die heimliche Abneigung, die sie schon so lange gegen diesen Mann in sich getragen, war jetzt, wo sie ihn durchschaut zu haben meinte, zur Erbitterung geworden, und seine Drohungen konnten sie nicht mehr schrecken, sondern nur noch mehr empören, zumal sie gar nicht recht daran glaubte, daß sie von irgend einer Seite ausgeführt werden könnten. Bisher hatte sie nur ein gewaltsames Einschreiten des alten Herzogs gefürchtet; nachdem sie den gegen Diesen gerichteten verbrecherischen Antrag

zurückgewiesen, wie sie glaubte, durch die Nichtbetheiligung des Prinzen gänzlich unterdrückt hatte, war ihr der alte Herr offenbar verpflichtet geworden, und darauf gedachte sie sich auch im schlimmsten Falle zu berufen.

Diese Erwägung hatte sie übrigens nicht bei ihrem Entschlusse geleitet, wie wir zu ihrer Ehre ausdrücklich sagen müssen; sie kam ihr jetzt erst, und in dieser Beruhigung lag gewissermaßen schon eine Belohnung für ihre uneigennützige, rein rechtliche Handlungsweise.

Wie bitter der Major sich auch durch die harte beschämende Zurechtweisung gekränkt fühlen mochte, welche ihm diese Frau zu Theil werden ließ, die er so wenig geachtet und deren er sich mit Leichtigkeit zur Ausführung seiner Pläne bedienen zu können gemeint hatte, begriff er doch, daß er sich unvorsichtiger Weise in ihre Hand gegeben habe und daß sie davon, wenn er sie noch mehr erzürnte, in der gefährlichsten Weise gegen ihn Gebrauch machen könne. An den wahren Beweggrund ihrer Antwort war er weit entfernt zu glauben, weil in seinem eigenen Herzen auch nicht eine einzige edlere Saite mehr erklang, aus der argen Täuschung, der er sich hingegeben, aber sogleich herauszufinden, wo er eigentlich gefehlt hatte, auf welch' geschicktere Weise er Clementine angreifen müsse, war ihm nicht möglich. Deshalb hielt er es für das Gerathenste, obgleich die Wuth in seinem Innern kochte, vorläufig einen anderen Ton anzuschlagen, und begann, gesenkten Blickes, eine Entschuldigung dafür, daß er in seinem Eifer für die Interessen des Prinzen und des Vaterlandes wohl zu weit gegangen sein könne.

Clementine war aber jetzt nicht in der Stimmung, ihn milde zu beurtheilen. Ihre Eitelkeit war stolz auf den Triumph, den sie soeben über diesen Mann davongetragen, welcher sie so gering angeschlagen zu haben schien, und sie wollte ihn ihre Uebermacht fühlen lassen; hätte sie die Klugheit zu Rathe gezogen, so würde sie ihn weiter auszuforschen gesucht haben, um sich gegen seine Rache desto besser sichern zu können, überhaupt hätte sie in ihrer zweifelhaften Lage vermeiden sollen, sich einen unversöhnlichen Feind zu machen.

Indessen bedachte sie dies nicht; mit einer vornehmen Bewegung, in der wieder kränkende Verachtung lag, verabschiedete sie sich von ihm, und kehrte rasch in das Nebenzimmer zurück, in dem sie den Prinzen gelassen hatte. Sie fand ihn noch schlafend und hatte reichliche Muße, sich zu überlegen, ob sie ihm Etwas und wieviel von der soeben stattgehabten Unterredung mittheilen solle; hauptsächlich das Gefühl des Mitleids für ihn bewog sie zu dem Entschlusse, gänzlich darüber zu schweigen.

Major von Gräfenitz war bleich, heimlich mit den Zähnen knirschend, gegangen. Er fühlte sich in der Rosenberg jetzt so unsicher, daß er beschloß, sie sogleich wieder zu verlassen und nach der Stadt zurückzukehren, wo er sich bei dem Hauptgenossen seiner Intrigue, dem General von Worm, Rath zu erholen gedachte, wenigstens sollte ihm derselbe doch seine Niederlage mittragen helfen.

Er nahm dieses Mal ein Reitpferd, um schneller fortzukommen und im Schlosse auch weniger Aufsehen zu

erregen, und sobald er außerhalb des letzteren war, ließ er dem Thiere die Zügel und sprengte in der raschesten Gangart, die seiner Aufregung entsprach, fort.

Als er die Stadt erreichte, war es schon Abend geworden, und schon in der Vorstadt, die sonst um diese Zeit sehr still zu sein pflegte, fiel ihm eine eigenthümliche Bewegung auf. Die Leute standen, sich in größeren Gruppen unterhaltend, theils vor den Thüren, theils gingen sie sehr eilig dem Inneren der Stadt zu; dabei herrschte aber doch eine drückende Stille vor.

Je näher er dem herzoglichen Schlosse kam, in dessen unmittelbarer Nähe General von Worm wohnte, desto mehr nahm dieses beinahe ängstliche Treiben zu, so daß er sich, selbst beunruhigt, endlich nicht mehr enthalten konnte, den ersten besten Bürger zu fragen, ob etwas Besonderes vorgefallen wäre.

Der Mann zog, als er die Uniform erkannte, den Hut, aber eine Art Mißtrauen verrieth sich doch in seinen forschenden Blicken und dem Zögern, mit dem er antwortete:

»Sie sollten es wirklich noch nicht wissen? – Aber Sie kommen, wie es scheint, von außerhalb. Nun, der Herzog ist todt.«

Erschrocken starnte ihn der Major an; es schien ihm ganz unglaublich, was er hörte, wenn er an die sich daraus ergebenden Verwickelungen und besonders die Stellung, welche er selbst darin einnehmen würde, dachte. Nach Dem, was er Clementinen mittheilte, hätte man denken sollen, die Nachricht könne ihm gar nicht so

überraschend kommen, aber in Wirklichkeit war er weit davon entfernt gewesen, sie jetzt schon zu erwarten.

Das längere Unwohlsein des Herzogs hatte noch nicht zu ernsten Besorgnissen Anlaß gegeben, nur in seinen Plan paßte es gerade, demselben eine größere Bedeutung beizulegen. Als er zum letzten Male die Stadt verlassen, hatte der alte Herr sich, nach der Versicherung des Generals von Worm, sogar recht wohl und in der besten Laune befunden; was war nun auf einmal geschehn?

Aber gleichviel! – an der Wahrheit der überraschenden Kunde ließ sich nicht zweifeln, die Bewegung in der ganzen Stadt legte ja Zeugniß dafür ab. Auch einer weiteren Frage lohnte es nicht mehr; die Leute auf den Straßen wußten ja schwerlich, was im herzoglichen Schlosse vorgefallen war, und trugen sich wahrscheinlich mit selbsterfundenen oder absichtlich ausgestreuten falschen Gerüchten umher. Ihm lag aber zu viel daran, die Wahrheit zu erfahren und schnell zur Stelle zu sein, um, wenn möglich, in den Gang der Ereignisse einzugreifen, die für ihn unberechenbare Folgen haben konnten; er mußte um jeden Preis sogleich dem General von Worm zur Seite stehn.

Deshalb gab er seinem Pferde die Sporen, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, und sprengte verhängten Zügels dem Schlosse zu, bis das auf der Straße zunehmende Gedränge ihn nöthigte, eine langsame Gangart anzunehmen. Die Gedanken gingen ihm im Fluge durch den Kopf. Wenn der Herzog todt war und seine Partei nicht

die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen und durchzuführen wußte, so mußte die Regierung in die Hand Prinz Felix' gelegt werden er hätte jetzt alles Mögliche darum gegeben, wäre seine Unterredung mit Clementinen rückgängig zu machen gewesen. Für den Augenblick mußte sie ja dann die, wenn auch nicht öffentlich erklärte Regentin werden, und was hatte er dann von der gereizten Frau zu erwarten? – Es war für ihn eine Lebensfrage, daß es nicht dahin käme.

Auf dem freien Platze vor dem Schlosse hatte sich eine zahllose Volksmenge so dicht zusammengeballt, daß ein Reiter nur mit Mühe Schritt für Schritt passiren konnte; der Major fühlte sich auch zu bestürzt, um laut seinen Namen und Rang zu nennen und sich dadurch Raum zu verschaffen. Fast sämmtliche Fenster des Schlosses waren erleuchtet; aus einem der oberen wehte eine große schwarze Fahne. Von den Thürmen der Stadtkirchen begannen jetzt auch gerade die Glocken zu läuten, ein dumpfes Gesumme ging durch die Menge, aus einer Seitenstraße bog soeben die Tête eines Bataillons der Leibgarde, ohne Trommelschlag und Musik; der auf dem Pflaster tönende eilige Taktsschritt der Soldaten und ihre durch die Dunkelheit blitzenden Waffen machten allein das Volk aufmerksam und bewogen es, Platz zu geben.

Dem Major war diese Gelegenheit, vorwärts zu gelangen, sehr erwünscht; er wandte sich sogleich an den Kommandeur des Bataillons, einen Bekannten, der übrigens nicht zu seiner Partei gehörte und zweifellos auch sein heimliches Spiel nicht ahnte.

»Nun, was sagen Sie dazu?« war die erste Frage des Anderen, nachdem sie sich ernst und kurz begrüßt hatten.

»Ich komme soeben von der Rosenburg herein, bin auf das Aeußerste bestürzt über Das, was ich sehe, ahne aber noch gar nicht den Zusammenhang; Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir schleunigst mittheilen wollten, was Sie selbst davon wissen, Herr Kamerad.«

»Eigentlich auch nicht viel, bis auf die Hauptsache,« erwiderte der Offizier. »Der Herzog mag sich über irgend eine Kleinigkeit alterirt haben, da hat ihn der Schlag gerührt. Es kann noch kaum eine Stunde her sein. Um die Verwirrung vollständig zu machen, erzählt man sich, der Fürst Adolf von G- sei in der Stadt anwesend, spricht sogar von Vergiftung – aber das Alles sind natürlich Thorheiten! Kein Zweifel, daß man uns Prinz Felix den Eid leisten lassen wird.«

Fürst Adolf von G- war der Prätendent, für den die Partei General von Worm's sich erklärte.

»Aber man sollte den Prinzen schleunigst benachrichtigen!« fuhr der Offizier lebhaft fort, als der Major kein Wort antwortete, weil er eben daran dachte, welch' glücklicher Zufall es wäre, wenn Fürst Adolf sich wirklich in der Stadt befände; – »es würde für alle Fälle gut sein, wenn – er sich sofort hierher begeben könnte.«

Bisher hatten die Beiden ganz leise gesprochen; Major von Gräfenitz erhob jetzt auf einmal die Stimme und sagte so laut, daß ihn sowohl die nächsten Soldaten, als das sich umherdrängende Volk verstehn konnten:

»Das ist Unglück über Unglück; ich komme soeben von Schloß Rosenburg und habe meinen gnädigsten Herrn den Prinzen als einen beinahe Sterbenden verlassen; er kann in jedem Augenblicke seinem hohen Oheim nachfolgen.«

Diese wohlberechneten Worte machten, sich schnell von Mund zu Mund tragend, eine ungeheure Sensation unter der Menge; man hörte verschiedene Rufe, theils Klagen, theils Versicherungen, das sei eine erlogene Nachricht, – die Meisten wußten noch gar nicht, von wem sie ausgegangen war, – man müsse selbst nach der Rosenburg, der Prinz und das Volk sollten verrathen werden.

»Um des Himmelwillen!« flüsterte der Bataillonskommandeur dem Major zu, indem er seine Hand ergriff und heftig drückte, – »wie können Sie so unvorsichtig sein, Das laut auszusprechen? – Hören Sie nicht, welchen Eindruck es auf das Volk macht? – Gott verhüte, daß uns auch noch dieser zweite Schlag treffen sollte!«

Man war unmittelbar vor dem Schlosse angelangt, wo das Gardebataillon Aufstellung nehmen sollte. Major von Gräfenitz sprang vom Pferde, das er einem Soldaten übergab, und eilte, ohne sich weiter zu entschuldigen, in das Hauptportal hinein. Den ausgestellten Schildwachen war er persönlich bekannt oder sie respektirten doch seine Uniform; man ließ ihn ungehindert passiren. Auf seine kurze Frage sagte man ihm, der General von Worm sei oben in den herzoglichen Gemächern; während er

sich eiligst dahin begab, stand er Niemandem Rede, hörte aber wohl, daß man ihm zurief, es sei ein Glück, daß er gekommen, wo der Prinz sei? – man nannte denselben schon den neuen Herzog.

In dem unmittelbar an das Kabinet des soeben verschiedenen Regenten stoßenden Vorzimmer fand er den General von Worm unter einer großen Anzahl höherer Offiziere und Beamten, die sich alle in der größten Bestürzung befanden, aber doch sehr lebhafte Debatten zu führen schienen.

Bei seinem Erscheinen wandten sich ihm Aller Blicke zu, und man drängte sich sogleich an ihn hinan, war er in diesem Augenblicke als Adjutant des Prinzen doch eine Person von Wichtigkeit. Indessen war er durchaus nicht geneigt, auf die an ihn gerichteten Fragen Antwort zu erteilen, sondern suchte sich mit den Worten, er habe eine eilige Botschaft des Prinzen an den General von Worm zu bestellen, zu dem Letzteren Bahn zu brechen.

Der General hatte ihn schon bemerkt und kam ihm entgegen; er war so aufgeregt, daß er, alle höfische und militairische Etikette bei Seite setzend, ihn unter den Arm faßte und nach der Thür eines Seitenkabinets zog. In diesem Gewirre ließ sich auch unmöglich geheim verhandeln.

Dieses Seitenkabinet mußte als Privateigenthum des General-Adjutanten betrachtet und respektirt werden, denn der verstorbene Herzog hatte es ihm während der Dienststunden angewiesen, um darin nothwendige schleunige Arbeiten erledigen zu können. Für diesen

Zweck war es auch eingerichtet, mit einem Schreibtisch und Aktenregalen, übrigens auch recht wohnlich und bequem.

General von Worm hatte den Major kaum eintreten gelassen, so verriegelte er die Thür hinter ihnen und warf sich erschöpft auf das Sopha; er vergaß sogar, Jenen zum Sitzen einzuladen, aber Herr von Gräfenitz nahm sich, gewiß nicht ohne wohlberechnete Vertraulichkeit, selbst einen Stuhl.

»Wer hätte Das so schnell erwartet!« sagte der General zuerst mit einem tiefem Seufzer. »Die Ereignisse wachsen uns über den Kopf! – Es ist ein Glück, daß ich Sie endlich hier habe, um ein vernünftiges Wort mit Ihnen reden zu können, – draußen bestürmt man mich von allen Seiten!«

»Zuerst, Excellenz,« unterbrach ihn der Major etwas ungestüm, – »ist Fürst Adolf wirklich in der Stadt?«

»Der Teufel! Woher wissen Sie das denn schon?«

»Nun, dann sei Gott gedankt! dann ist noch nicht Alles verloren!« sagte der Major aus erleichterter Brust. »Wollen Excellenz mir nun nicht in Kürze mittheilen, was sich eigentlich zugetragen hat? Es scheinen tolle Gerüchte sich im Volke verbreitet zu haben, – ich hörte sogar von Vergiftung sprechen.«

»Unsinn! – Sie wissen, lieber Major, daß Fürst Adolf bereits vor einiger Zeit, beunruhigt durch die Krankheit des Herzogs, die Absicht ausgesprochen hatte, sich inkognito hierher zu begeben, daß ich ihm aber entschieden davon abrieth. Nun hat er ohne mein Wissen diesen Plan doch ausgeführt, und vor längstens zwei Stunden erfahre

ich durch einen vertrauten Boten, daß er unter dem Namen eines einfachen Landedelmanns im Hôtel zum Goldenen Engel angekommen ist. Höchst erschrocken über diese unvorsichtige Handlung, die uns so leicht kompromittiren konnte, sinne ich noch nach, wie ich mich insgeheim zu ihm begeben und ihm zur schleunigen Wiederabreise rathen soll, als ich schon in höchster Eile auf das Schloß beschieden werde und den Herzog im Sterben finde. Denken Sie sich, der Polizeipräsident – wie Sie wissen, unserer entschiedener Gegner – hat die Ankunft des Fürsten schon in Erfahrung gebracht und sich in seinem Eifer beeilt, dieselbe dem Herzoge persönlich zu melden. Der alte Herr geräth darüber in eine solche Wuth, daß ihn der Schlag röhrt. Vor einer Stunde ist er in den Armen der Herzogin, in meinem und noch einiger Anderer Beisein verschieden, unfähig, noch ein einziges Wort zu sprechen. Eine letztwillige Verfügung ist nicht vorhanden, die Parteien haben ganz freien Spielraum. Die Herzogin fällt aus einer Ohnmacht in die andere; von ihr läßt sich gar Nichts erwarten, und überdies ist sie Prinz Felix mehr geneigt als dem Fürsten. Im Schlosse geht es nun drunter und drüber; die Ansichten und Forderungen wegen der Thronfolge stehn sich schroff gegenüber; daß es in der Stadt und unter den Truppen nicht besser ist, wissen wir ja. Was nun thun?«

»Hat sich Fürst Adolf noch nicht entschieden?«

»Um des Himmelwillen nicht! Er darf nicht früher hervortreten, als bis ihm der Sieg gesichert ist. Ich habe

es ihm unter der Hand sagen lassen, mir aber jede Antwort verbeten. Wenn er nicht reüssirte, wären wir verloren!«

Der Major sann einen Augenblick mit tiefgefalteter Stirn nach, dann sagte er:

»Mit Eurer Excellenz Erlaubniß werde ich selbst mich sogleich zu dem Fürsten begeben.«

»Vortrefflich! Sie werden ihn von jeder Unbesonnenheit abhalten, ihn bewegen, daß er versteckt bleibe, bis wir wenigstens einen Theil der Truppen gewonnen haben, ihm den Eid zu leisten.«

Der Major lächelte eigenthümlich für sich; wenn General von Worm jetzt im Stande gewesen wäre, besser zu beobachten, hätte er darin Spott oder Verachtung seiner Aeugstlichkeit lesen können; es fiel ihm aber gerade etwas Anderes ein, was ihn wieder sehr bestürzt machte.

»Aber,« unterbrach er sich selbst, – »werden Sie nicht zu Ihrem Prinzen eilen müssen, der Sie in einem so kritischen Momente vermissen und daraus Argwohn schöpfen könnte?«

»Das hat Zeit,« erwiderte der Major gleichmüthig, indem er sich erhob. »Prinz Felix kann nicht mehr weit in Rechnung kommen; es würde ihm am liebsten sein, wenn man ihn ruhig sterben ließe.«

»Steht es wirklich so schlimm mit ihm?« rief der General lebhaft, sogar mit unverkennbarer Freude.

»Im günstigsten Falle kann man ihm noch ein paar Wochen Zeit zum Leben geben.«

»Und die Frau draußen auf der Rosenburg?«

»Es scheint, als ob sie allen Muth verloren hätte; aber davon erzähle ich Ihnen später. Unter diesen veränderten Verhältnissen könnte sie uns dennoch gefährlich werden, und wir werden gut daran thun, uns je eher desto lieber gegen sie zu sichern. Jetzt handelt es sich vor allen Dingen darum, möglichst weit zu verbreiten, daß sich auch der Tod des Prinzen alsbald erwarten lasse.«

»Das können Sie am besten thun,« meinte der General.

»Ich habe schon den Anfang damit gemacht und will die Nachricht bei jedem Schritte auf dem Wege zum Fürsten weiter ausstreuen.«

»Aber bedenken Sie, daß wir nicht zu weit gehen dürfen!«

»Excellenz, es gilt ein gewagtes Spiel ich setze jetzt Alles auf eine Karte.«

»Auf die des Fürsten?«

»Natürlich! – Wenn Sie hier Nichts weiter zu thun vermögen, so verhindern Sie wenigstens um jeden Preis, daß die Truppen Prinz Felix den Eid leisten. Ich eile bald wieder zu Ihrer Unterstützung herbei.«

»Sie haben noch etwas Anderes im Sinne, Major; was wollen Sie thun?«

»Verlassen sich Excellenz nur ganz auf mich!« erwiderete Gräfenitz, einer bestimmten Antwort ausweichend, indem er rasch der Thür zugging, sie entriegelte und öffnete.

Er ließ dem General, der etwas verwundert über sein Benehmen war, aber nicht mehr zögern konnte, den Vortritt und begann dann im Vorzimmer, wo man ihnen

schon wieder mit Fragen entgegen kam, in ähnlicher Weise wie vorher auf der Straße über den hoffnungslosen Zustand des Prinzen zu sprechen, zu dem er sich, wie er hinzusetzte, jetzt begeben wolle.

Die Anhänger des Letzteren beargwöhnten den Major noch durchaus nicht; dennoch mußten sie es, wie früher der kommandirende Offizier des Gardebataillons, sehr unvorsichtig, sogar sonderbar finden, daß er gerade in diesem entscheidenden Augenblicke ihren Gegnern eine Waffe in die Hand gab, welche diese sich auch sofort zu Nutzen machten. Herr von Gräfenitz entslüpfte nun aber geschickt allen weiteren Fragen und Vorwürfen und verließ hastig das Schloß.

Sein Plan war bereits entworfen, und er versprach sich davon nicht allein sicheren Erfolg für den Prätendenten, sondern insbesondere auch eigenen Vortheil, indem er sich den Letzteren durch einen guten Rath und thätige Hülfe verpflichtete. Den Schein, daß er für Prinz Felix handle, wollte er jetzt gänzlich von sich werfen; Clemintinen gegenüber hätte er ihn doch schwerlich zu bewahren vermocht, und da, wenn Jener starb, Fürst Adolf doch aller Wahrscheinlichkeit nach zur Regierung gelangte, schien ihm dies der sicherste Weg mit sich selbst zu sein.

Er dachte nun gar nicht daran, dem General beizustimmen, daß der Fürst sich so lange verborgen halten sollte, bis wahrscheinlich die stärkere Partei, nämlich die des Prinzen, gesiegt haben würde, sondern im Gegentheil wollte er Jenen dazu bewegen, daß er sich sofort öffentlich zeige und durch ein imponirendes Auftreten

die gewöhnlich so leicht umzustimmende Menge für sich gewinne. Das Schlimmste dabei war, daß er den Fürsten noch nicht persönlich kannte und nicht recht wußte, ob er eine solche Entschlossenheit von ihm erwarten dürfe.

Nachdem er im Hôtel zum Goldenen Engel seinen Namen genannt hatte, fand er leicht Zutritt zu dem angeblichen Landedelmann, dessen wahren Charakter man hier noch nicht ahnte.

Ein Mann von körperlicher Schönheit und Kraft, eine Erscheinung, die wohl zu imponiren vermochte und auf einen festen, muthigen Willen schließen ließ, stand ihm gegenüber. Fürst Adolf, ein Herr in den besten Jahren, hatte noch keine Souverainetaitsrechte besessen, wiewohl er reich begütert war, und bekleidete in einer großen auswärtigen Armee einen hohen Offiziersrang, in dem er sich auch schon wirklich ausgezeichnet hatte. Der Name des Majors als eines seiner Parteigänger war ihm bekannt; er empfing denselben daher, trotzdem man ihm eine große Aufregung ansah, mit besonderer Freundlichkeit.

Gräfenitz wußte gewandt zu sprechen; er stellte dem Fürsten in gedrängter und überzeugender Kürze Alles vor, wie er es sich zurechtgelegt hatte, und bemerkte recht gut, welch' tiefen Eindruck dies machte. Auch über den Krankheitszustand Prinz Felix' ließ Fürst Adolf sich genauen Bericht erstatten und schien darauf hauptsächlich eine Rechtfertigung seiner eigenen Handlungsweise zu stützen.

»Ihr Rath ist gut, Major,« sagte er nach nicht zu langer Ueberlegung, – »und seine Ausführung entspricht auch meinem Charakter am besten. Ich bin nicht hierher gekommen, um mir den Herzogshut zu stehlen, sondern will ihn mir als mein von Gott und Rechtswegen gebührendes Eigenthum selbst aufsetzen. Wenn Worm nicht so ängstlich wäre, würde ich schon längst gehandelt haben; es ist mir lieb, daß ich jetzt wenigstens auf Ihre Unterstützung zählen kann, und das werde ich Ihnen nicht vergessen.«

Er ersuchte nun den Major, ihm ein Pferd zu besorgen. Es sollte eine in ähnlichen Fällen schon oft mit Glück erprobte Comödie in Scene gesetzt werden. Die Uniform des herzoglichen Garderegiments hatte der Fürst schon in Bereitschaft, und man mußte gestehn, daß er sich darin, mit seinen Orden geschmückt, und zu Pferde ganz vortrefflich ausnahm.

Inzwischen war es im herzoglichen Schlosse und um dasselbe her schon recht stürmisch zugegangen. Die Truppen standen in dichtgeschlossenen Colonnen auf dem großen freien Platze vor dem Gebäude, theils auch im Inneren desselben, das Volk, in dem alle Stände der Residenz beinahe vertreten waren, wogte daneben und in den anstoßenden Straßen; von einer gegenseitigen Feindseligkeit war nicht die Rede, denn, mit wenigen Ausnahmen, stimmte in diesen Kreisen Alles darin ein, daß man keinen Anderen wie Prinz Felix als den neuen Regenten anerkennen wolle. Die äußerste Aufregung herrschte aber dennoch, weil man recht gut wußte, es

gebe eine große Hofpartei, welche alles Mögliche anwenden werde, eine andere Ansicht zur Geltung zu bringen; man rüstete sich schon zum hartnäckigen Widerstande dagegen, wollte aber nicht mit der Gewalt beginnen.

Die Nachricht von der gefährlichen Krankheit des Prinzen, die man für erlogen hielt, die von der heimlichen Anwesenheit Fürst Adolf's, Gerüchte von einem gewalt-samen Tode des Herzogs, Alles, übertrieben und nach ei- gener Phantasie ausgeschmückt, bewegte die Gemüther in so hohem Grade, daß sich die heftigsten Ausbrüche fürchten ließen.

Im Inneren des Schlosses sah es eigentlich noch viel schlimmer aus, denn hier standen sich ja wirklich zwei Parteien gegenüber, die sich erst an diesem Abende recht kennen lernten. Man stritt sich ganz offen herum und gerieth dabei zuweilen in die drohendste Heftigkeit. Zunächst handelte es sich immer wieder um die Vereidigung der Truppen, und da General von Worm, der zugleich das Amt eines Kriegsministers bekleidete, sich nicht recht klar aussprach, aber doch seine Neigung für Fürst Adolf durchblicken ließ, wußte Niemand recht, woran er war.

Die Minister und der Staatsrath hatten sich versammelt und debattirten ohne Erfolg; alle diese Herren, die sich einer hohen, einträglichen Stellung erfreuten, wollten sich dieselbe auch unter dem neuen Herzoge sichern und sich deshalb gegen keinen der Beiden offen erklären, welche auf diesen Titel Anspruch machten. Die Generale und höheren Offiziere hielten wieder ihren eigenen Rath,

die Vorstände der Bürgerschaft schickten eine Deputation über die andere, und wollten wissen, woran sie seien.

Darüber vergingen in quälender Ungewißheit Stunden, und der gemeine Pöbel benutzte schon diese Zeit der willkommenen Anarchie, in entlegeneren Straßen Excesse zu begehen. So konnte es nicht länger bleiben, das begriff jeder Vernünftige.

Da die Herzogin, der allerdings keine entscheidende Stimme zufallen konnte, in ihrem Schmerze beinahe ganz geistesabwesend war, kein anderes Mitglied der herzoglichen Familie existirte als Prinz Felix, war es das Natürlichste, sich sofort an den Letzteren zu wenden, aber Dem widersprach, sich auf seine Krankheit berufend, die Partei des Generals von Worm.

Unter diesen Umständen erschien – es war zehn Uhr Abends, die Straßen und der Schloßplatz aber so hell erleuchtet wie am Tage – plötzlich Fürst Adolf, in großer Uniform und zu Pferde, allein gefolgt von dem Major von Gräfenitz.

Das Volk kannte ihn nicht, wich ihm aber ehrfurchtsvoll aus; einige Kühne wandten sich geradezu an den Major und fragten ihn nach dem Befinden des Prinzen. Er antwortete mit trauriger Miene, es sei keine Hoffnung vorhanden, und sie traten erschrocken zurück, um aber doch bald wieder ihr Mißtrauen gegen diesen Bescheid auszusprechen.

Wer war der fremde hohe Offizier, der so ernst, so gebieterisch blickte? – Auf einmal ging es, zuerst zweifellos als eine bloße Vermuthung ausgesprochen, von Mund

zu Mund, es sei Fürst Adolf; das schien dem Volke unerhört und reizte es noch mehr zum Widerstande gegen einen Gewaltstreich von dieser Seite, aber noch wagte Niemand, diese Erscheinung, die so viel Ehrfurchtgebietendes und Strenges hatte, zur Rede zu stellen oder gar anzugreifen; nur ein dumpfes, nichts Gutes prophezeiendes Murren ging zuweilen durch die Menge.

So gelangte der Fürst auf den Schloßplatz vor die Truppen und gab sich ihnen zu erkennen. In einer kurzen, lauten Ansprache sagte er, daß er als nächster Verwandter des herzoglichen Hauses erschienen sei, – er erwähnte dabei nicht seiner Ansprüche auf den Thron – um, bei der schweren Krankheit seines Vetters, des Prinzen Felix, bis zur weiteren Auseinandersetzung mit demselben und Prüfung ihrer beiderseitigen Rechte die Regentschaft zu übernehmen; er fordere daher Gehorsam für sich und werde die Truppen darauf verpflichten lassen.

Dieser sehr kräftig gehaltenen Rede folgte ein tiefes Schweigen der Soldaten, die erwartungsvoll auf ihre Offiziere blickten; wenn General von Worm oder ein anderer höherer Befehlshaber jetzt zur Stelle gewesen wäre, welcher in entschiedener Weise die militairische Disciplin zur Geltung brachte, hätte vielleicht Alles ganz nach dem Wunsche des Fürsten gehen können, aber diese Herren befanden sich auf dem Schlosse – Major von Gräfenitz war wütend über diesen Fehler – und von den subalternen Offizieren mochte keiner eine Verantwortung übernehmen, zu der sie nicht einmal ihr Herz trieb.

Die Truppen standen regungslos da, aus der Volksmenge aber erhob sich ein höhnendes, drohendes Geschrei. Major von Gräfenitz hielt sich in diesem entscheidenden Momente für berufen, das Wort zu ergreifen und zu versichern, daß der Fürst, ganz im Sinne des Prinzen und des obersten Militärbefehlshabers, des Generals von Worm, handle, aber nun brach die Wuth des Volkes gegen ihn los; man rief ihm zu, er sei ein Verräther, und die durch alle diese Vorgänge gereizten Soldaten stießen die Gewehrkolben auf das Pflaster und gaben so drohende Zeichen von Unzufriedenheit, daß der Fürst, ganz bleich geworden, keinen andern Rückzug als in das Schloß zu nehmen wußte.

Hier begab er sich, von dem Major gefolgt, der seine Bestürzung unter einer herausfordernden Miene zu verbergen suchte, sofort in die Rathsversammlung. Es würde aber zu weit führen, zu schildern, wie er hier von einem Theile mit einem schwachen Enthusiasmus unter dem sich nur die Angst versteckte, von dem anderen sehr kühl empfangen wurde, wie General von Worm zwischen beiden Parteien lavirte und endlich, auf Andringen der Offiziere und Bürgerschaft, doch beschlossen wurde, zunächst eine gemischte Deputation nach der Rosenburg zu schicken, um sich von dem Befinden des Prinzen zu überzeugen und dessen Erklärungen einzuholen.

Das war eine vorläufige Niederlage für den Präidenten, der keineswegs eine so große Energie entwickelte, als unter solchen Umständen in seinem Interesse nothwendig gewesen wäre, für seine ganze Partei und

insbesondere Major von Gräfenitz, der jetzt nur noch mit Ersterem stehn oder fallen konnte.

Für die ganze Hauptstadt war es eine Nacht voll Unruhe, Spannung und Gefahr, wie man sie kaum jemals erlebt hatte. Wir wenden uns jetzt aber wieder nach der Rosenburg.

Dort hatte man noch keine Ahnung von diesen wichtigen Ereignissen. Prinz Felix fühlte sich gerade an diesem Tage sehr unwohl und schwach; in ihrer Angst um ihn hatte Clementine schon längst den Major vergessen; sie fürchtete, daß der Prinz ihr in jedem Augenblicke unter den Händen sterben könne, wiewohl der Leibarzt versicherte, es stehe noch nicht so schlimm.

Nach Mitternacht war der Prinz, der sich alles Zuredens ungeachtet, gar nicht zu Bett gelegt hatte, eingeschlafen, und seine treue Pflegerin athmete leichter auf; der Arzt hatte bestimmt ausgesprochen, es werde andern Tags besser sein. Der Prinz ruhte im Lehnstuhle, Clementine wachte bei ihm. Im Schlosse hatte sich Alles, bis auf Clary und Rosa, die ihre Herrin zu unterstützen bereit waren, zur Ruhe begeben.

Da wurde es auf einmal in und vor dem Schlosse wieder laut; der Schloßverwalter meldete Clementinen, es seien zwei Wagen angekommen, deren Insassen, hochgestellte Leute aus der Residenz, unter allen Umständen Einlaß und den Prinzen zu sprechen verlangten. Die arme Frau gerieth dadurch beinahe in Verzweiflung; alle möglichen bösen Befürchtungen stiegen in ihr auf, die Wirklichkeit konnte sie ja unmöglich ahnen. Sie vergaß

ganz ihr eigenthümliches Verhältniß zu dem Prinzen, und, sich nur als dessen Gattin und nächstberechtigte Schützerin fühlend, entschloß sie sich, den ungewöhnlichen Besuch selbst zu empfangen.

Wenn man in der Hauptstadt auch noch nicht klar über die Verbindung des Prinzen war, so hatte man doch schon so viel davon gehört, daß er der Dame eine besondere Neigung und Achtung zutrage, erinnerte sich auch wohl dort des Ausganges, welchen ein ähnliches Verhältniß seines Vaters genommen hatte, und die Abgesandten, sämmtlich Anhänger des Prinzen, waren ganz geneigt, sich mit Clementinen auf Unterhandlungen einzulassen. Ihre Schönheit und die aus ihrem Schmerze jetzt hervortretende wahrhafte Würde ließen auch diese Männer, die mit den besten Absichten kamen, nicht kalt, und sie setzten ihr mit aller Achtung und Schonung die Veranlassung und den Zweck ihrer Sendung auseinander.

Clementine, tief erschüttert durch diese Mittheilungen und noch gar nicht im Stande, die Folgen der Ereignisse zu überblicken, mußte zugeben, daß der Prinz schwer krank sei, und stützte darauf die Bitte, ihn augenblicklich mit jeder Beunruhigung zu verschonen, andererseits konnte sie aber nicht die Verantwortung dafür übernehmen, daß er, wie man ihr vorstellte, alle seine Rechte und Pflichten dem fremden Prätendenten gegenüber aufgeben sollte.

So blieb denn nichts Anderes übrig, als daß der Kranke sanft und schonend geweckt werden mußte, welcher Aufgabe sie sich selbst unterzog.

Prinz Felix schien durch den Schlaf wirklich gestärkt worden zu sein; er begrüßte Clementine auf das Zärtlichste, und es gelang ihr, ihn langsam auf das Geschehene und Kommende vorzubereiten, das freilich nicht ohne allen Eindruck auf ihn bleiben konnte. Abermals sprach er sich gegen sie dahin aus, daß es ihm unmöglich sei, seinem Vetter die Uebernahme der Regierung streitig zu machen, und daß er sich nur gewisse Rechte, hauptsächlich ihretwegen, vorbehalten wolle. Hierauf erklärte er sich bereit, die Deputation zu empfangen, verlangte aber ausdrücklich, daß Clementine an seiner Seite bleibe.

Die Herren traten ein, zwei höhere Offiziere, zwei der ersten Staatsbeamten und zwei Mitglieder des Magistrats der Residenz. Der Prinz war nicht im Stande, sich aus dem Sessel zu erheben, neben dem Clementine stand, und sein krankhaftes Aussehen machte offenbar einen tieferschütternden Eindruck auf die Deputation, die ihn mit der größten Ehrfurcht begrüßte; man sah zu deutlich, daß man einen Sterbenden vor sich hatte, und konnte sich der traurigen Ueberzeugung schwerlich verschließen, daß man Diesem in allerseitigem Interesse nicht mehr die Last einer Krone aufbürden dürfe. Dennoch mußten die Abgesandten ihre Pflicht erfüllen.

Der Sprecher legte dem Prinzen die augenblicklichen Verhältnisse klar dar, drückte den bestimmten Wunsch des gesammten Volkes aus, statt eines fremden und unbekannten einen schon lange geliebten und verehrten Herrn anzuerkennen, und versicherte, daß Dieser nur ein

Wort auszusprechen habe, dem man anderen Ansprüchen gegenüber mit aller Energie nachzukommen entschlossen sei.

Die matten Augen Prinz Felix' leuchteten bei der Erwähnung der Liebe und Ergebenheit, die man ihm zutrug, wieder heller auf; sichtlich wurde er dadurch gerührt und erfreut. Nun sprach er selbst mit großer Anstrengung, die allgemeine Besorgniß, besonders Clementinens, erregen mußte; er sagte, daß er nie nach der Regierung gestrebt und immer als einfacher Privatmann zu leben gewünscht habe, doch würde er sich jetzt dem so deutlich ausgesprochenen Willen des Volkes fügen, wenn ihm nicht seine Schwäche, die er nur zu sehr fühlte, verböte, Pflichten, welchen er nicht zum allgemeinen Besten nachkommen könnte, zu übernehmen. Nur deshalb sei er fest entschlossen, auf die Regierung zu verzichten, und rathe, dieselbe seinem nächstberechtigten Vetter Adolf zu übergeben. Er würde, setzte er lebhafter hinzu, dies ganz bedingungslos thun, wenn ihm nicht eine persönliche Pflicht zu erfüllen obläge, und zwar für die Frau, die man jetzt an seiner Seite sehe, seine rechtmäßige, ihm angetraute Gemahlin. Indem er freiwillig zu Gunsten des Fürsten Adolf auf die Regierung verzichte, fordere er von Diesem die Anerkennung seiner in aller Stille abgeschlossenen Ehe und des von ihm niedergelegten Testamentes und ersuche die Deputation, dies für ihn auszuwirken, da er augenblicklich unfähig sei, sich deshalb direkt an seinen fürstlichen Vetter zu wenden.

Nach dieser feierlichen Erklärung, welche selbst Clementine nicht erwartet hatte und die sie in Rührung und Dankgefühl die bittersten Thränen vergießen ließ, während die auf das Höchste überraschten Mitglieder der Gesandtschaft Mühe hatten, Herr ihrer tiefsten Bewegung zu werden, sank er erschöpft, unter tiefen Atemzügen wieder zurück.

Dieser Anstrengung und Gefühlserregung waren seine Kräfte nicht mehr gewachsen gewesen; sein Gesicht wurde so todtenbleich und es zuckte darin so krampfhaft, daß Alle in den bangsten Befürchtungen auf ihn blickten.

»Der Prinz stirbt!« flüsterten sich die Herren zu, während Clementine in ihrer Angst sich über ihn beugte, seine Hände an ihre Lippen führte und laut seinen Namen rief, als wolle sie dadurch den fliehenden Geist fesseln.

Noch einmal schlug er die Augen auf, blickte sie mit einem schwachen Versuche, zu lächeln, an, und sank dann mit einem tiefen Seufzer zurück; es war sein letzter Hauch gewesen, das gebrochene Auge verkündete den Tod.

Mit einem lauten Aufschrei warf sich die junge Frau zu seinen Füßen nieder, deckte dann die Hände über das Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus; die Abgesandten waren rasch näher getreten, und während Einige von ihnen sich um den Prinzen beschäftigten, versuchten die Anderen, Clementine aufzuheben und fortzuführen, was ihnen nur mit Mühe gelang.

Sie versicherten die verzweifelte Frau, die jetzt gar kein Ohr dafür zu haben schien, daß sie Alles, was in

ihren Kräften stände, für sie thun würden, um den letzten Willen des Prinzen, ihres Gemahls, zur Ausführung zu bringen, aber in wildem Schmerze riß sie sich wieder von ihnen los und kehrte zu dem Todten zurück. Sie fühlte jetzt erst recht, was er ihr gewesen war, daß sie mit seinem letzten Athemzuge alle glänzenden Hoffnungen für die Zukunft verloren habe.

VIERTES KAPITEL. MACHT GEHT VOR RECHT.

Die Sonne ging schon über der Hauptstadt auf, als die nach Schloß Rosenburg abgesandte Deputation daselbst wieder eintraf. In ihrer Abwesenheit hatte die Unruhe noch zugenommen und Wenige daran gedacht, zu Bett zu gehn.

Die Truppen waren in ihre Kasernen zurückbeordert worden, bis auf die zur Aufrechterhaltung der Ordnung nöthigen Mannschaft, die Straßen und öffentlichen Plätze blieben aber vom Volke gefüllt, das noch von Zeit zu Zeit Drohungen gegen Fürst Adolf ausstieß und verlangte, derselbe solle die Stadt verlassen.

Man versuchte auf dem Schlosse das Gerücht zu verbreiten, dies sei bereits geschehen, aber der Fürst hätte höchstens in einer Verkleidung über die Straße gehn können, um nicht Insulten ausgesetzt zu sein, und dessen weigerte er sich entschieden, hatte wohl auch andere gute Gründe, nicht vom Platze zu weichen.

Höchlichst erbittert über den Empfang, den er gefunden, besorgt über seine ferneren Aussichten, hatte er sich zuerst mit den vornehmsten Mitgliedern seiner Partei im

Schlosse berathen, als er dieselben größtentheils doch sehr muthlos und schwankend fand, sich mit dem Major von Gräfenitz, auf den seine ganze Gunst übergegangen zu sein schien, zurückgezogen.

Der Major war auch der Einzige, der treu und entschieden zu ihm hielt, aber man wird ihm dies schwerlich hoch anrechnen können, da man weiß, daß ihn nur seine eigenen Interessen dazu bewogen und nöthigten. Für ihn mußte der Ausgang dieser zweifelhaften Situation ebenso entscheidend wie für den Fürsten sein; wenn der Letztere schließlich dennoch triumphirte, so hatte er Aussicht, sein Günstling und nach ihm vielleicht der erste Mann im Lande zu werden, mußte Jener die Stadt verlassen, so blieb ihm auch nichts Anderes übrig, als dieses Geschick zu theilen.

Zwischen Beiden fanden jetzt die vertraulichsten Aussprechungen statt; wenn sich dem Major daraus ergab, daß Fürst Adolf kein Mann von durchaus edlem Charakter und sehr geneigt war, wie ja auch schon die Vergangenheit bewiesen, die Rechtlichkeit der Mittel zur Erlangung eines ihm wichtigen Ziels nicht sehr genau abzuwägen, so durfte auch er über Das, was er bisher gethan hatte, ganz offen sprechen und sogar auf Belohnung dafür rechnen.

Man kann sich denken, daß dem Fürsten sehr viel daran gelegen war, über seinen Vetter Felix so viel als möglich Nachtheiliges in Erfahrung zu bringen, das sich noch als Waffe gegen ihn kehren ließe, und dabei mußte denn

auch die Entführung der Frau von Burgstein und des Prinzen späteres Verhältniß zu ihr zur Sprache kommen.

Der Major wußte sich nicht allein in der schon früher angegebenen Weise vollständig deshalb zu rechtferigen und dem Fürsten glaublich zu machen, daß er nur in dessen Interesse gehandelt habe, sondern machte ihm auch noch weitere Eröffnungen in dieser Angelegenheit, die Jenen in Erstaunen setzten, im Ganzen aber doch mit Befriedigung von ihm aufgenommen wurden. Unsere Leser sollen bald erfahren, um welche Schurkenstreiche des Majors es sich dabei handelte.

Unter solchen Unterhaltungen war der Morgen herangekommen, und Beide warteten nun mit Spannung auf die Antwort, welche die Abgesandten von der Rosenburg zurückbringen würden.

Viele Städter waren in ihrer Ungeduld den Letzteren schon weit hinaus vor das Thor entgegengegangen und stürzten nun förmlich auf die in Sicht kommenden Wagen zu. Man hätte kaum noch zu fragen gebraucht, denn die ernsten, traurigen Mienen dieser Herren, in welche das Volk volles Vertrauen setzte, kündigten schon das Schlimmste an. Die umdrängten Wagen hielten mitten auf der Chaussee; einer ihrer Insassen, ein alter, würdiger Mann, stand auf, zog seinen Hut und sagte zu dem hochaufhorchenden Volke mit lauter, feierlicher Stimme:

»Unser geliebter gnädiger Herr, Prinz Felix, ist nicht mehr; Gott hat ihn vor unseren Augen in einem sanften Tode abberufen, nachdem er unmittelbar vorher noch Zeit gehabt, seinen Wunsch und Willen auszusprechen,

daß Se. Durchlaucht Fürst Adolf von G- die ihm nun unbestreitbar zustehende Regierung und den herzoglichen Titel übernehme. Ehren Sie die höchste Bestimmung, an deren Weisheit wir nicht zweifeln dürfen, und den letzten Willen unseres theueren dahingeschiedenen Prinzen durch würdige Fassung und Gehorsam.«

Das Volk stand schweigend, mit gesenkten Köpfen umher; man hätte eher alles Andere als diese Trauerbotschaft von so heiligem Ernste erwartet; vor ihr verstummt alle ungestümen Leidenschaften und machten dem tiefsten Schmerze Platz. Erst nach einer längeren Pause begannen einige Frauen zu weinen und leise zu wehklagen, und als die Wagen langsam ihren Weg fortsetzten, folgte ihnen die mit jedem Schritte zunehmende Menschenmenge in ehrfurchtsvoller, trauernder Stille.

Die verhängnißvolle Botschaft gelangte auf diese Weise in die Stadt, wo sie überall den gleichen Eindruck machte. Jeder, auch der abgesagteste Gegner Fürst Adolf's, mußte begreifen, daß man in ihm jetzt den neuen Herzog zu sehn habe, und fühlen, daß wüster Lärm, der Unzufriedenheit ausdrücken sollte, das Andenken Prinz Felix' beleidigen würde.

Fürst Adolf und Major von Gräfenitz standen, sich nach außen hin durch die schweren Gardinen verbargend, an einem Fenster des Schlosses, als die beiden Wagen, von unzähligem Volke umgeben, vor dem letzteren anlangten; der ganze Aufzug hatte etwas so Unheimliches, daß sie sich anfänglich bestürzt ansahen. Der Major begriff zuerst das Geschehene.

»Prinz Felix ist todt!« sagte er dumpf, denn seine Gewissensbisse ließen augenblicklich keine rechte Freude über diese in seinem Sinne so unerwartet glückliche Lösung aller Verwickelungen aufkommen; schnell gefaßt setzte er hinzu, er wolle sich sogleich von der Richtigkeit seiner Vermuthung überzeugen, und eilte hinaus.

Fürst Adolf blieb und blickte düster auf den Platz nieder; was mochte in seiner Brust wohl vorgehn, als er die tiefe, würdige Trauer des Volkes um seinen dahingeschiedenen Gegner mit dem wilden Sturme verglich, der seine Forderungen am vergangenen Abende empfangen hatte?

Fünf Minuten später trat Herr von Gräfenitz rasch wieder ein; sein Antlitz glühte, und seine Augen leuchteten; vor dem Fürsten sich auf ein Knie niederlassend, zog er dessen Hand an seine Lippen mit den Worten:

»Kein größeres Glück für mich, als daß ich meinen gnädigsten Herzog zuerst begrüßen darf!«

»Der Prinz ist todt?« fragte Fürst Adolf rasch.

»Gott hat für Eure Hoheit entschieden,« erwiderte der Major, bejahend das Haupt senkend, und, sich erhebend, berichtete er kurz, was er soeben in Erfahrung gebracht hatte.

Das Antlitz des neuen Herzogs klärte sich schnell wieder auf.

Der Anerkennung und Huldigung des neuen Regenten stand nun Nichts mehr im Wege. Während ihm die Minister und hohen Staatsbeamten dieselben brachten, wirbelte der Generalmarsch durch die Straßen und rief die

Truppen von Neuem zusammen vor dem Schlosse; das Volk umstand sie in düsterem Schweigen.

Bald erschien Herzog Adolf, wieder zu Pferde, aber dieses Mal von einer glänzenden Suite begleitet. Er sah finster und noch strenger wie gestern aus; kein freudiger Ruf bewillkommnete ihn. Die üblichen Ceremonien der Eidesleistung wurden vollzogen; auf Anstiften des Generals von Worm riefen die Soldaten ihrem neuen Kriegs- und Landesherrn drei Hurrahs, die nicht aus vollen Herzen und Kehlen zu kommen schienen, und das Volk stimmte gar nicht ein. Der Herzog hielt gar keine Ansprache, sondern ritt eben so düster und stolz, wie er gekommen war, in das Schloß zurück.

In der Stadt herrschte wieder eine Todtenstille; die Leute gingen an ihre Arbeit und gewöhnlichen Beschäftigungen, als sei gar nichts Außerordentliches vorgefallen, aber sie machten trübere und verdrossenere Gesichter wie sonst dabei.

Herzog Adolf erließ sogleich eine Reihe von Kabinetsbefehlen, die nicht geeignet waren, das Volk mit ihm zu versöhnen. Fast sämmtliche hohen Staatsämter wurden mit anderen Personen besetzt, natürlich solchen, die zu seiner Partei gehört hatten, selbst ganz unbekannte Ausländer führte er ein. General von Worm blieb einstweilen Kriegsminister, verlor aber die Stelle eines Generaladjutanten, und diese erhielt mit dem Oberstentitel der bisherige Major von Gräfenitz, den das Volk heimlich noch immer »einen Verräther« nannte.

Der Herzog verfügte auch, daß die Leiche Prinz Felix' von der Rosenburg abgeholt und mit großen Feierlichkeiten, zugleich mit der des alten Herzogs, in der Familiengruft im Dome der Stadt beigesetzt werden solle; die Leute fragten sich dabei, was wohl aus der Gemahlin des Prinzen werden möge, denn nur so nannte man Clementine, nachdem sich das Gerücht verbreitet hatte, der Prinz sei wirklich mit ihr getraut gewesen und habe sie besonders der an ihn gesandten Deputation vorgestellt.

Das doppelte Leichenbegägniß wurde mit aller Feierlichkeit und unter großer allgemeiner Theilnahme vollzogen; die Gemahlin des Prinzen war nicht dabei zugegen und schien überhaupt, zur Verwunderung der Leute, gänzlich verschollen zu sein; erst nach mehreren Tagen begannen sich Gerüchte über sie zu verbreiten, die wir nicht zu verfolgen brauchen, da sie sich hauptsächlich doch nur auf Vermuthungen gründeten; nur soviel, daß sie wieder böses Blut gegen den Herzog machten.

Clementine hatte den ersten leidenschaftlichen Schmerzensausbruch, aber nicht ihre wahre Trauer um den Da hingeschiedenen überwunden; sie fühlte schon, daß es nothwendig sei, an sich selbst zu denken. Die Dienschaft auf Schloß Rosenburg erwies ihr beinahe verdoppelte Achtung, sowohl weil sie ihre liebevolle Fürsorge in den letzten Stunden des geliebten Herrn anerkannte, als weil der alte Schloßverwalter, ungeachtet Clary's Abmahnung, der erst warten wollte, wie sich die weiteren Ereignisse unter der neuen Regierung entwickeln würden,

sich seiner Verpflichtung zum Schweigen über die Trauung jetzt für entbunden, ja, es geradezu für nothwendig und im Sinne des Prinzen gehandelt hielt, seine Zeugenschaft dafür laut zu verkünden. Dennoch mußte Clemantine in den Mienen dieser ihr ganz ergebenen Leute eine ängstliche Besorgniß für sich erblicken, die sie daran erinnerte, daß sie leicht in den Fall kommen könne, ihre Rechte besonders vertheidigen zu müssen.

Der Major blieb aus, und wenn ihr dies in einer Beziehung auch ganz angenehm war, so mußte sie daraus doch schließen, daß sie von seiner Seite auf keine Unterstützung zu rechnen habe. Der Trauschein und das Testament des Prinzen, von dem letzteren wenigstens eine beglaubigte Abschrift, befanden sich in ihrer Hand; dadurch hielt sie sich für gesichert, und es widerstrebe ihrem Gefühle, diese Dokumente sofort zu veröffentlichen, was einem möglichen Gewaltschritte vorgebeugt haben müßte.

Waren es aber nicht ehrenwerthe, einflußreiche Männer, welche die letztwillige Erklärung des Prinzen über sie vernommen und feierlich versprochen hatten, dieselbe aufrecht zu erhalten? – Was konnte sie da noch fürchten?

An dem Todestage des Prinzen, während auf der kleinen Rosenburg gewiß noch mehr Thränen vergossen wurden als in der großen Stadt, hörte man auf ersterer nicht viel mehr, als daß Fürst Adolf die Regierung übernommen habe. Dort, besonders bei Hofe, mochte sich Alles in so großer Verwirrung befinden, daß man

kaum an das einsame Schloß dachte; am nächsten Tage, als auch ein herzoglicher Commissair eintraf, welcher für die Uebernahme und Fortschaffung des Leiche Sorge tragen sollte, durfte man aber wohl erwarten, daß der Herzog sich der Wittwe seines Vetters erinnert haben und ihr einen angemessenen Platz anweisen würde; daß dies nicht geschah, mußte Clementine selbst befremden und besorgt machen.

Sie hatte es für ihre Pflicht gehalten, dem Todten die letzten Aufmerksamkeiten und Sorgen zu erweisen, aber der Commissair und die mit ihm gekommenen Aerzte bedeuteten sie höflich, daß die nun nothwendigen Vorgänge nicht ihre Gegenwart erforderte.

Dadurch sah sie sich auf ihre Zimmer verbannt, wo Rosa ihre einzige Gesellschafterin blieb; nur noch der Schloßverwalter kam ab und zu um ihr Bericht zu erstatte, wenn etwas Außerordentliches im Schlosse vorging, als ob er sie für die einzig berechtigte Herrin darin hielte. Die Miene des Alten wurde übrigens immer sorgenvoller, und er schien Etwas auf dem Herzen zu haben, das er sich doch auszusprechen scheute; – es war eine Warnung für sie, denn das Schweigen des neuen Herzogs erweckte bange Ahnungen in ihm.

Dieselben sollten sich im Laufe der zweiten Nacht nur zu sehr erfüllen. In tiefster Dunkelheit langte vor der Rosenburg ein geschlossener Reisewagen an, der von zehn

bis zwölf Dragonern zu Pferde begleitet wurde. Der Ofizier verlangte gebieterisch im Namen des Herzogs Einlaß, welcher ihm natürlich gewährt wurde werden mußte. Der alte Verwalter hatte nicht mehr Zeit, Clementine von diesem sonderbaren Besuche zu benachrichtigen; die Equipage war kaum in den Schloßhof gefahren, als aus ihr Oberst von Gräfenitz sprang und barsch und herrisch verlangte, ihn ohne Verzug »der Dame, die im Schlosse wohne,« zu melden.

Clementine, von ihrer inneren Unruhe wach erhalten, schlief um diese Zeit noch nicht, war sogar vollständig angekleidet; der Alte wagte dennoch, das Erstere zu behaupten, aber der Oberst fuhr ihn so heftig an, zu gehorchen, und folgte ihm auf dem Fuße, daß er jeden weiteren Widerstand aufgeben mußte.

»Der Major!« konnte der ehrliche Greis, der jetzt des Schlimmsten gewiß war, nur sagen, als er in Clementines Zimmer trat, und sie verstand ihn vollkommen.

Ein heftiges Zittern überlief ihren ganzen Körper; als der Verwalter, in dem sie eine treue und biedere Seele kennen gelernt hatte, sich beugte und ihre Hand mit den Worten küßte: »Seien Sie muthig, gnädige Frau, – sie können Ihnen Nichts anhaben!« – raffte sie alle Fassung zusammen und war zum Kampfe gerüstet. Der Major sollte sie am allerwenigsten schwach sehn.

Mit stolzer, unverkennbar höhnischer Miene trat er ein und verbeugte sich nur sehr oberflächlich.

»Ich komme auf Befehl Seiner Hoheit des Herzogs,« begann er ohne Weiteres – »und rechne in dieser Eigenschaft darauf, daß Sie gnädige Frau, mir nun eine Unterredung bewilligen werden, die Sie mir vorgestern abschlugen oder wenigstens so kurz abbrachen.«

Es lag so viel Hohn in diesen Worten und der sie begleitenden Miene, daß Clementine, indem sie eine kurze, zum Niedersetzen einladende Handbewegung machte, sich nicht enthalten konnte, zu erwidern:

»Sie haben die Farbe schnell gewechselt, Herr Major; so darf ich wenigstens hoffen, daß Sie mir nicht wieder so – so unannehbare Vorschläge wie neulich zu machen gesonnen sind.«

Herr von Gräfenitz biß sich vor Aerger auf die Lippen und wurde noch finsterer.

»Es handelt sich nicht um Vorschläge oder meine persönliche Meinung überhaupt,« entgegnete er, sondern um gemessene Befehle Seiner Hoheit, mit denen er gerade mich beauftragt hat, um in weiteren Kreisen jedes ärgerliche Aufsehen zu vermeiden.«

»Ich wüßte nicht, wie ich dazu einen Anlaß geben könnte,« sagte Clementine stolz. »Haben Sie die Güte, sich ohne Umschweife Ihrer Aufträge zu entledigen, Herr Major.«

»Ich beeubre mich, Ihnen anzuzeigen, daß Seine Hoheit der Herzog mich zum Obersten und Dero Flügeladjutanten zu ernennen geruht haben.«

»Unzweifelhaft wegen der treuen Dienste, die Sie meinem verstorbenen Gemahle, Prinz Felix, geleistet haben, Herr Oberst. Ich gratulire Ihnen.«

»Der Herzog,« fuhr er fort, doch sichtlich frappirt durch den Trotz und die Würde der jungen Frau, – »ist aus gewichtigen Gründen nicht gesonnen, den Titel, den Sie sich soeben beilegten, anzuerkennen; er wünscht, daß Sie sofort das Land verlassen, nachdem Sie ihm – oder vielmehr in seiner Vertretung mir – gewisse Papiere ausgehändigt haben werden, und sollen dann Ihren weiteren freien Entschließungen keine Hindernisse in den Weg gelegt, Ihnen auch eine zureichende Pension für nicht zu hoch gestellte Bedürfnisse aus der herzoglichen Privatchatoule bewilligt werden. Wünschen Sie, meine Vollmacht zu allen hierauf bezüglichen Unterhandlungen in Augenschein zu nehmen?«

Herr von Gräfenitz sagte dies so kalt und trocken, daß seine Absicht, einen tödtlichen Schlag auf Clementinens Herz zu führen, nicht bezweifelt werden konnte. In der That zuckte sie auch, auf das Aeußerste betroffen, zusammen, aber ihr Entschluß stand zu fest, sich vor diesem Manne nicht zu beugen, und sie erinnerte sich noch recht gut der letzten Worte des alten Schloßverwalters: »Sie können Ihnen Nichts anhaben!« – die ganz ihre eige-ne Ueberzeugung ausdrückten. Kein Zweifel, daß man sie schrecken wollte, um ihr eine freiwillige Entsaugung abzunöthigen, – durchführen ließ sich dieser Versuch aber jedenfalls nicht, wenn sie selbst nur nicht den kleinsten Titel von ihren Rechten opferte.

Der Oberst hatte sich abermals in seinen Erwartungen getäuscht; sich sogleich wieder von ihrer Ueberraschung erholend, antworte sie ihm kurz:

»Ich bitte um Ihre Vollmacht.«

Er zog ein Papier hervor und überreichte es ihr. Dasselbe trug das Siegel und die Namensunterschrift des neuen Herzogs und enthielt in sehr allgemeinen Ausdrücken die Weisung für den Obersten von Gräfenitz, mit der geschiedenen Frau von Burgstein zu unterhandeln und zu verfahren, wie der Herzog ihm mündlich aufgetragen, dann für alle Behörden des Militairs und Civils, den Obersten in der Durchführung dieser Angelegenheit unweigerlich, ganz nach dessen Angaben und Vorlagen, zu unterstützen.

Das war eine sehr unbeschränkte Vollmacht, die sie gänzlich in die Hand ihres schlimmsten Feindes lieferete, wie Clementine wohl mit heimlichem Schrecken, aber auch mit Entrüstung über ein so unfürstliches Benehmen fühlte; oder war dem Herzoge die ganze Sachlage falsch vorgestellt worden? –

»Ich erwarte Ihre Auseinandersetzungen,« sagte sie dennoch, indem sie das Schriftstück zurückgab, mit möglichster Ruhe.

»So ersetze ich Sie zuerst zur Aushändigung der Dokumente über Ihre vermeintliche Trauung mit Seiner Hoheit dem verstorbenen Prinzen und dessen letztwillige Vermögensverfügungen.«

»Meiner vermeintlichen Trauung?« fuhr Clementine auf. »Was wagen Sie damit zu sagen? – Sind Sie selbst

nicht Zeuge der priesterlichen Einsegnung gewesen? – Können Sie dieses heilige Band anzweifeln?«

»Ich muß es leider thun, denn es hat sich neuerdings ganz sicher herausgestellt, daß jener Geistliche nicht zur Vornahme dieser heiligen Handlung befugt war, weil er wegen unwürdiger und gesetzwidriger Handlungen schon vor zwei Jahren aus seinem Amte gestoßen worden ist. Es ist möglich, daß Prinz Felix keine Kenntniß davon hatte, indessen –«

Das war zu viel für Clementine! – Todtenbleich und allen Gliedern zitternd sprang sie auf.

»Sie lügen!« rief sie mit funkeln den Augen. »Wollen Sie Ihren Herrn auch noch im Grabe beleidigen? – Einer solchen schändlichen That ist er nie fähig gewesen!«

»Ihre Angriffe können mich jetzt nicht treffen,« entgegnete Gräfenitz hämisch, – »denn ich spreche hier in eines Anderen Namen, und Sie thäten klüger, Ihre Kräfte nicht gegen die meinigen zu erproben. Uebrigens bin ich weit entfernt, Prinz Felix einer absichtlichen Täuschung zu beschuldigen; Sie werden sich erinnern, daß ich selbst ihm diesen Geistlichen, ganz unbekannt mit dessen Vergangenheit, zuführte –«

»Dann hätten Sie,« unterbrach ihn Clementine heftig, »den Plan zu einem solchen Bubenstücke ausgeheckt! Das wäre glaubwürdiger! – Aber ich sage Ihnen, daß ich mich nicht durch solche Märchen einschüchtern lassen werde, – ich weiß recht gut, wohin Sie zielen!«

»Es ist nicht meine Sache, über die Giltigkeit dieser Ehe, welche übrigens nicht einmal die gesetzlich

nothwendige Zustimmung des Familienoberhauptes und Landesherrn gehabt hat, zu urtheilen; das ist Aufgabe der Gerichte, denen der Herzog unfehlbar diese Angelegenheit übergeben wird, wenn Sie sich weigern, freiwillig den Platz zu räumen, auf dem er Sie einmal nicht anerkennen will. Ganz ebenso verhält es sich mit dem Testamente. Aber bleiben Sie nur bei Ihrem Starrsinn; da Sie mich einmal für Ihren entschiedenen Freund halten, so mögen Sie diesen Rath aufnehmen, wie Sie wollen.«

»Ihr Herzog handelt unedel gegen eine schutzlose Frau!« rief Clementine, jetzt nicht mehr Herrin ihrer Fassung, in Thränen ausbrechend. »Aber noch werden sich Stimmen ehrenwerther Männer, denen der Prinz seinen letzten Willen ausgesprochen hat, für mich erheben und das ganze Volk mein gutes Recht anerkennen.«

»Ach, jetzt gedenken Sie selbst die Revolution zu predigen?« meinte der Oberst lächelnd. »Geben Sie sich keinen Illusionen hin; Herzog Adolf ist ein Regent, der ihm mißfällige Stimmen zum Schweigen zu bringen weiß, und das Volk, meine Gnädigste, – verzeihen Sie mir diese Offenheit! – erhebt sich nicht für Sie, sobald es genauere Kenntniß von Ihrer Vergangenheit erhalten haben wird.«

Clementine verhüllte ihr Antlitz und schluchzte laut in Schmerz und ohnmächtigem Zorne. Herr von Grafenitz fuhr kalt fort:

»Alle weiteren Erörterungen sind überflüssig; stützen Sie sich auf Ihr vermeintliches Recht, Madame, der Herzog wird seine Macht zu gebrauchen wissen. Ich bin beauftragt, Sie ohne Verzug, noch im Laufe der Nacht, aus

der Rosenburg zu geleiten – über das »Wohin« haben Sie die Wahl. Nehmen Sie die Bedingungen meines gnädigsten Herren an, so geleite ich Sie bis über die Grenze des Landes, nach welcher Richtung Sie es wünschen sollten; stellen Sie mir darüber nicht eine bindende schriftliche Verpflichtung aus und übergeben mir nicht die Papiere, deren ich mich übrigens nöthigenfalls auf andere Weise zu bemächtigen wissen werde, so habe ich den gemessenen Befehl, Sie sofort auf die Festung *** zu führen. Wie lange Zeit zum Nachdenken wünschen Sie, um Ihre Wahl treffen zu können?«

Clementine erhab sich; vor innerer Erregung zitternd, aber doch wieder so entschlossen, wie sie den Obersten zuerst empfangen hatte, antwortete sie:

»Meine Wahl ist für jetzt und alle Zeiten getroffen; ich wähle die Festung, wenn Ihr fürstlicher Herr sich wirklich so weit erniedrigen kann, diese Drohung auszuführen. Seiner tyrannischen Gewalt stelle ich die Berufung auf Gott und mein Recht entgegen; andere Waffen habe ich nicht.«

»Hüten Sie sich, den Herzog zu beleidigen; man könnte Ihnen deshalb einen neuen Prozeß machen. Ihr Entschluß steht also unwiderruflich fest?«

»Unwiderruflich!«

Jetzt erhab sich auch Herr von Gräfenitz und sagte mit, einer gewissen Feierlichkeit:

»Dann verhaftete ich Sie im Namen des Herzogs und ersuche Sie, eiligst Ihre Reisevorbereitungen zu treffen; Sie haben eine halbe Stunde Zeit dazu.«

»Darf meine Dienerin mich begleiten?«

»Davon besagt meine Instruktion Nichts.«

»Wer wird aber für sie sorgen?«

»Machen Sie sich deshalb keine Unruhe; man wird sie in ihre Heimath zurückschicken.«

»Und Sie fürchten nicht, daß das Mädchen diese unerhörte Gewaltthat in alle Welt verbreiten könnte?«

»Durchaus nicht, die Handlungen meines gnädigsten Herrn brauchen nicht das Licht zu scheuen; er wird sie verantworten.«

»Das dürfte ihm nur durch Lüge und Betrug möglich werden,« entgegnete Clementine gereizt.

Herr von Gräfenitz zuckte nur die Achseln und zog seine Uhr aus der Tasche.

»Versäumen Sie keine Zeit,« meinte er.

»Und wenn ich den Versuch machte, Ihnen zu entfliehen?«

»Wohin denn? – Wir stellen es Ihnen ja übrigens frei, über die Grenze zu gehn.«

Clementine sah ein, daß man entschlossen war, ihr in jeder Weise Gewalt anzuthun. Wenn sie wirklich das Land verließ, mit oder ohne die bewußten Papiere, von denen ja auch noch der Advokat eine Abschrift besaß, – hatte Herr von Gräfenitz dies vergessen oder gar nicht erfahren? – so glaubte sie damit eine Schwäche an den Tag zu legen, welche ihr in der allgemeinen Meinung nicht günstig sein und wohl geradezu als eine Verzichtsleistung ausgelegt werden konnte; wohin sollte sie sich, ziemlich

von allen Mitteln entblößt, begeben, und wer würde sich ihrer Klagen gegen Herzog Adolf annehmen?

Das Wort »Festung« hatte allerdings ein Grauen in ihr erregt, aber sie hoffte noch immer, Gräfenitz habe den Herzog getäuscht oder gehe in dessen Absichten zu weit. Die Zeit war ja vorüber, wo man mißliebige Personen für immer in dem Dunkel eines Kerkers verschwinden lassen konnte; in jedem Falle mußte man ihr einen förmlichen Prozeß machen, wenn man sie längere Zeit hindurch gefangen halten wollte, und dann gab es wohl noch gerechte Richter und Zeugen, die nur zu ihren Gunsten aussagen konnten; es erschien fast unmöglich, daß der Herzog es so weit kommen lassen werde. Die Mittheilung von der Ungiltigkeit ihrer Trauung beunruhigte sie sehr, aber auch daran vermochte sie noch nicht zu glauben; wenn man sie wirklich so schändlich betrogen hatte, so war man verpflichtet, ihre Ehre wiederherzustellen.

Sich stolz aufrichtend, verließ sie das Zimmer und befahl Rosa, die sie in großer Angst erwartete, ihre nöthigste Garderobe einzupacken. Dabei erzählte sie dem Mädchen, dessen Jammer sie durch die Versicherung zum Schweigen brachte, man wolle sie nur zu schrecken suchen, das Geschehene, und trug ihr auf, es möglichst unter die Leute zu verbreiten, falls sie nicht in einigen Tagen ihre Freiheit wiedererhalten hätte.

Eine Weile schwankte sie, was sie mit den ihr jetzt so wichtigen Papieren beginnen solle; sie hätte dieselben Rosa oder dem alten Schloßverwalter übergeben können,

aber denen würde man sie wahrscheinlich auch mit Gewalt abgenommen haben. Sie steckte sie also, so gut als möglich verborgen, zu sich; nahm man sie ihr, so war dies ein offensichtlicher Raub.

Nach Verlauf einer halben Stunde war sie, gut oder übel, zur Abreise fertig und nahm nun kurz von Rosa Abschied, die in Thränen zerfließen wolle. Dann begab sie sich wieder in das Zimmer, wo sie der Oberst noch erwartete. Beide wechselten kein Wort mehr. Mit einer kurzen, kalten Verbeugung öffnete er ihr die Thür und folgte ihr, als sie hinausschritt, auf dem Fuße. Der Corridor und die Treppe waren, wie sie jetzt erst mit neuem Schrecken bemerkte, durch Dragoner, welche die blanke Waffe in der Hand führten, besetzt; jedenfalls hatten sie Niemand zugelassen, und von der Dienerschaft der Rosenburg ließ sich kein Mensch erblicken, um von ihr Abschied zu nehmen. In der That waren die aufgeregten Leute mit Gewalt davon abgehalten worden.

Die Soldaten schlossen sich dem Obersten an. Dicht vor dem Portale stand die Reisekutsche, wieder von Reitern umgeben. Sie kam Clementinen wie ein Leichenwagen vor, und als sie den Fuß auf den Tritt setzte, – ein Soldat hielt den Schlag geöffnet – überkam sie ein Gefühl unbeschreiblicher Angst, in dem sie sich versucht fühlte, umzukehren und dem Obersten zu erklären, daß sie sich in alle Bedingungen des Herzogs fügen wolle.

Aber gerade vor ihm sollte sie sich so tief demüthigen?
– Nein, lieber sterben!

Sie stieg in den Wagen. Der Oberst folgte ihr nicht, wie sie schon gefürchtet hatte, sondern bestieg ein für ihn bereit gehaltenes Pferd. Der Zug setzte sich in Bewegung, verließ das Schloß und ging nun im raschen Trabe einer Richtung zu, die Clementine bei der Dunkelheit und ihrer Unbekanntschaft mit der Gegend nicht zu beurtheilen wußte.

Sie lehnte sich in die Wagenkissen zurück, erschöpft und klopfenden Herzens, aber ihre Thränen waren nun versiegt. Welche Erinnerungen und Vorstellungen gingen jetzt an ihrem Geiste vorüber und gewannen durch die sie umgebende Dunkelheit noch an erschreckender Deutlichkeit! – Sie selbst vermochte die schwersten Vorwürfe nicht von sich abzuweisen, sie fühlte auch, daß sie eine ernste Strafe verdient, daß der Himmel ihre Buße, die sie sich in der letzten Zeit auferlegt, noch nicht für hinreichend angenommen habe, aber gerade diese Menschen, die sich jetzt ein so hartes Urtheil über sie anmaßten und sie so rücksichtslos und grausam behandelten, waren gewiß am wenigsten dazu berechtigt; sie gelobte sich, gegen Gott demüthig zu sein und Das, was er ihr schickte, geduldig zu tragen, aber Jenen gegenüber Stolz und Trotz, wenn sich das Festhalten an ihrem Rechte so nennen ließ, zu bewahren.

Mit Wehmuth dachte sie an Prinz Felix zurück, der Das, was ihr jetzt widerfuhr, noch schwerer wie sie gefühlt haben würde; es fiel ihr auch nicht einen Augenblick lang ein, zu glauben, daß er sie habe betrügen wollen; auch jetzt, wo Nichts in Erfüllung gegangen war, was er ihr

versprochen hatte, als er sie von dem Wege der Pflicht, den sie selbst ja nur zu leicht verlassen, abwendig machte, fühlte sie sich noch in seiner Schuld, hatte sie die heiße Liebe, die er ihr darbrachte, doch bei Weitem nicht in demselben Maße erwidert, ihn sogar darin getäuscht.

Auch an den Rittmeister dachte sie zurück, mit Scham und Reue. Wenn er wirklich an einer Anderen Seite sein Glück gefunden haben sollte, – aber vielleicht hatte sie Gräfenitz auch darin belogen, – so mißgönnte sie es ihm nicht mehr, wie schmerzlich sie auch ihr Herz bei dieser Vorstellung zucken fühlte. Sie war ja seiner nicht werth gewesen! Wäre er jetzt vor sie hingetreten, um ihr Vorwürfe zu machen, so würde sie sein Recht dazu vollkommen anerkannt haben und nicht zu stolz gewesen sein, von ihm knieend Verzeihung zu erflehen, die zu erhalten, sie freilich nicht erwarten durfte.

Sie fühlte sich innerlich recht unglücklich, viel mehr noch im Hinblicke auf ihr vergangenes Leben als die so drohend erscheinende Zukunft.

Die Fahrt ging schnell vorwärts, und als das erste Morgen grauen Clementinen gestattete, durch die Glasfenster der Kutsche zu blicken, sah sie außer den Reitern, welche die letztere umgaben, eine ziemlich wilde und öde Gegend, die in der matten, grauen Beleuchtung ein recht unheimliches Aussehen hatte. Man mußte sich im Gebirge, wenigstens in dessen Ausläufern befinden, und Clementine erinnerte sich nun auch, von dem Prinzen zufällig einmal gehört zu haben, daß dort, mehrere Meilen

von der Hauptstadt entfernt und nahe der Landesgrenze, die kleine, aber starke Festung oder vielmehr das befestigte Schloß auf dem Gipfel eines wüsten Bergkegels liege, das hauptsächlich für die Bewahrung gefährlicher Staatsgefangener benutzt wurde. Sie schauderte wieder, hüllte sich fester in ihren Mantel und versuchte, die Augen geschlossen zu halten, was ihr bei ihrer Unruhe aber nicht gelingen wollte.

Der Wagen fuhr jetzt langsam; es ging steil bergauf. Clementine wagte nicht, das Fenster hinabzulassen und sich aus dem Schlage zu lehnen, um das wahrscheinlich schon nahe Ziel in Augenschein zu nehmen. Jetzt mußte man oben sein; der Wagen hielt; sie vernahm lauten Stimmenwechsel, ohne doch die Worte verstehn zu können, dann ein dumpfes Geräusch, durch welches es wie das Rasseln eiserner Ketten klang.

Als sich der Wagen wieder in Bewegung setzte und die Räder nun über eine hölzerne Unterlage rollten, begriff sie und sah auch zugleich, daß man über eine Zugbrücke fuhr. Dann ging es in ein düsteres, langes Thorgewölbe hinein, eine Strecke zwischen Erdwällen und mit Schießscharten versehenen hohen Mauern fort, durch ein zweites Thor, und endlich wurde angehalten.

Jemand öffnete nach einer kleinen Weile den Schlag der Kutsche, Oberst von Gräfenitz stand wieder davor, neben ihm ein anderer, älterer, der Uniform nach höherer Offizier, auf dessen finsterem Gesichte sich die Neugierde, als er in den Wagen hineinblickte, nicht ganz verstecken ließ.

»Wir sind am Ziele, Madame!« sagte Gräfenitz nur und bot ihr die Hand zum Aussteigen.

Auch der andere Offizier streckte, wohl unwillkürlich, die seinige aus, um ihr behülflich zu sein, und ohne Bedenken griff sie danach.

Gräfenitz trat mit einem halben Lächeln, das doch seine Empfindlichkeit durchblicken ließ, zurück und sagte dann, auf den Anderen deutend:

»Der Kommandant der Festung ***, Herr General von B-, den ich mir Ihnen vorzustellen erlaube.«

Der alte Krieger, seiner gebeugten Haltung und dem spärlichen weißen Haare nach zu schließen, Invalide, verbeugte sich mit militairischem Gruß, und so wenig schön sein verwittertes Gesicht mit dem großen Barte auch war, man darin sogar eine abstoßende Härte finden konnte, fühlte Clementine sich doch wohlthuend berührt durch die kleine Aufmerksamkeit, die er ihr erzeigt hatte, und noch mehr durch einen Blick des Mitleids, den sie zu gewahren glaubte.

Der alte Herr führte sie, ohne ein Wort zu sprechen, an der Hand durch die kleine, niedrige Pforte, vor welcher der Wagen hielt, und indem sie sich umsah, bemerkte sie nur ganz flüchtig, daß sie sich auf einem engen Hofe befunden hatte, den von allen Seiten hohe, finstere Steinwände, in denen große und kleine Fenster sehr unregelmäßig angebracht waren, umgaben. Oberst von Gräfenitz folgte ihnen.

Sie stiegen eine enge, vielfach gewundene und hohe Treppe hinan, kamen an einer mit Militair besetzten

Wachtstube und einzelnen Schildwachen vorüber und betraten dann ein Zimmer, das, wenn auch nicht wie ein Kerker, in dem die Gefangenen verschmachten müssen, aber doch immer noch wie ein recht unheimliches Gefängniß aussah. Es hing mit noch einem ganz ähnlichen kleineren Gemache zusammen, in welchem letzteren sich ein einfaches Bett befand. Die Fenster, deren jedes Zimmer nur eines hatte, lagen so tief in den starken Mauern, daß sie, nur wenn man sich weit hineinlehnte, eine einigermaßen freie Aussicht eröffneten, und waren bis zur halben Höhe vergittert. Das Meublement von gewöhnlichem Holze und ziemlich roher Arbeit war nur sehr dürf-
tig zu nennen, indessen genügte es doch für die nothwendigsten Anforderungen.

Clementine hatte sich den Aufenthalt auf einer Festung noch schlimmer gedacht, dennoch konnte sie sich einer sehr peinlichen Empfindung nicht erwehren, als ihr der alte Kommandant sagte, dies werde ihre Wohnung sein; mit unverkennbarer Gutmüthigkeit, zu der Oberst von Gräfenitz die Stirn runzelte, setzte er sogleich hinzu, wenn »die Dame« – so nannte er sie auch später stets – noch besondere Wünsche in Betreff der Einrichtung haben sollte, so möge sie sich nur schriftlich an ihn wenden, übrigens hoffe er, die Ehre zu haben, sich öfter persönlich danach erkundigen zu können; für eine Dienerin werde er sofort sorgen, und durch diese könne sie ja dann ihre weiteren Anordnungen treffen lassen.

Clementine dankte dem General in einfachen Worten, die weder stolzen Trotz noch Fassungslosigkeit verriethen. Oberst von Gräfenitz, der sich in Gegenwart des alten Ehrenmannes doch nicht zu weit gehen lassen durfte, meinte nur, er müsse sogleich wieder nach der Hauptstadt zurückkehren, um dem Herzoge von der Vollziehung seines Auftrages Bericht zu erstatten, und in etwa acht Tagen werde man wieder anfragen, ob Madame geneigter wären, auf des gnädigsten Herren Intentionen einzugehn, auch stehe es ihr frei, dies schriftlich zu erklären, falls sie vor dieser Zeit ihren Sinn geändert haben sollte.

Damit empfahl sich der Oberst und ging in Begleitung des Generals; sie schlossen die Thür hinter sich ab.

Clementine warf sich, jetzt ihrem Schmerze freien Ausbruch verstattend, auf einen der einfachen Stühle. Was sollte aus Alledem werden? – Hier, meinte sie, könne sie unmöglich lange bleiben, nicht, daß sie die gewohnten Bequemlichkeiten allzusehr vermißt hätte, – augenblicklich war der Sinn dafür in ihr erstorben, – aber es kam ihr vor, als müsse sie zwischen diesen engen, dicken Mauern ersticken.

Sie sprang wieder auf und eilte an das Fenster. Ihre gepreßte Brust bedurfte der frischen Lust, und sie lehnte sich so weit hinaus, als sie vermochte, bis ihre heiße Stirn die kalten Eisenstangen berührte und sie erschrocken zurückfuhr. Die Landschaft, die sie aus dem engen Rahmen übersehen konnte, war nicht übel. Die Festung mußte sehr hoch liegen und in ihr wieder diese Zimmer. Was am

Fuße der Mauer lag, konnte sie nicht erblicken, ihr Auge reichte noch sehr weit darüber hinaus auf Wald und Felder, welche sich um diese Jahreszeit noch nicht mit frischem Grün geschmückt hatten, auf einzelne nähergelegene Gebäude und weitentfernte Dörfer; die soeben aufgehende Sonne gab dem Allen eine Färbung, welche für einen Gefangenen einen sehn suchtvollen Reiz haben mußte.

Nach nicht langer Zeit kam die für sie bestimmte Dienerin, die durch einen alten, graubärtigen Stelzfuß eingelassen wurde. Es war die noch junge Frau eines Unteroffiziers der Garnison, die ein recht ansprechendes Aeußere hatte und der Gefangenen auch ein bescheidenes und achtungsvolles Benehmen bezeigte. Die Koffer Clementines wurden von Soldaten heraufgeschafft, und mit Hülfe jener Frau begann sie nun ihre Einrichtung zu treffen, was ihren Kummer einigermaßen zerstreuen half.

Wir sind genöthigt, uns nun kürzer zu fassen in der Schilderung des Lebens, das Clementine auf der Festung führte.

Einen besonderen Mangel ließ man sie nicht leiden, wiewohl von den alten üppigen Gewohnheiten dabei natürlich keine Rede sein konnte. Vorläufig bekam sie Niemand zu sehn als ihre Dienerin, die sich ihr bald voll des innigsten Mitgefühls angeschlossen zu haben schien, mit der sie über ihre Verhältnisse sich ganz offen auszusprechen aber doch nicht für geeignet hielt, den Invaliden, der die Thür öffnete und wieder schloß, jedesmal, wenn

er sie erblickte, ernst militairisch grüßend, und in Zwischenräumen von zwei bis drei Tagen den alten Kommandanten.

General von B-, der immer liebenswürdigere Seiten herauskehrte, hauptsächlich wohl aus anerzogener Courtoisie gegen eine Dame, jedenfalls aber auch aus angeborener Gutmühigkeit, schien anfänglich nicht recht zu wissen, was er aus ihr machen sollte, da die Instruktionen, welche er erhalten hatte, gar nicht zu ihrem würdevollen und doch bescheidenen Wesen paßten.

Wir müssen wiederholen, daß mit Clementinen, besonders seit den letzten Unglückstagen, wirklich eine große Veränderung vorgegangen war; alle ihre guten Eigenschaften leuchteten nun um so glänzender hervor, von ihren früheren Fehlern war Nichts mehr zu bemerken.

Der General besuchte sie unter dem Vorgeben, sich nach ihrem Befinden und ihren Wünschen zu erkunden, mußte aber doch wohl bald so großes Interesse an ihr gefunden haben, daß er diese Besuche verlängerte und sich auf eine weitere Unterhaltung einließ. Ganz natürlich war es, daß sie sich nun zu ihm aussprach, denn auch er hatte ihr Vertrauen gewonnen, und nun konnte sie recht gut bemerken, wie er stutzte und sie mit ganz anderen Augen zu betrachten begann.

Schon seit vielen Jahren bekleidete er diesen Kommandantenposten, auf dem er auch seine Tage zu beschließen hoffte. Unverheirathet und ohne nähere Verwandtschaft, befand er sich auf der entlegenen Festung ganz wohl und

kümmerte sich sehr wenig um Alles, was außerhalb der selben vorging, daher hatte er bis zu ihrer Ankunft auch noch keine Ahnung von ihrer Existenz und ihrem Verhältnisse zu Prinz Felix gehabt.

Er hatte das letztere ganz so aufgefaßt, wie es ihm der Oberst von Gräfenitz vorstellte, durch dessen Mund zu ihm der regierende Herr sprach, und danach wäre Clementine, eine leichtsinnige und kokette Frau, die ihrem Manne durchgegangen, nicht mehr als die Maitresse des Prinzen gewesen, die sich nur ungebührliche Ansprüche erlaubte. Aus Clementinens Worten sprach aber eine so ernste Wahrheit, daß er sich derselben nicht verschließen konnte; wenn er auch nach ihren aufrichtigen Bekenntnissen ihre Schuld nicht zu rechtfertigen vermochte, so verrieth er doch deutlich genug sein Erstaunen und seinen Widerwillen gegen die ihr widerfahrende ungerechte Behandlung; aber was konnte er dagegen thun? – er war viel zu eingefleischter Soldat, an unbedingten Gehorsam gewöhnt, als daß er sich berufen gefühlt hätte, sie thätig zu vertheidigen; nur sein Mitleid und seine Achtung, die sich in jeder möglichen Erleichterung ihrer Lage zeigten, konnten ihr Trost geben.

Nach Verlauf von acht Tagen stellte sich wirklich Oberst von Gräfenitz wieder ein. Clementine ließ sich mit Krankheit entschuldigen und erklärte ihm schriftlich, sie sei noch so fest wie jemals entschlossen, es auf das Äußerste ankommen zu lassen. Mit diesem Bescheide reiste der Oberst wieder ab, nachdem er gegen den General geäußert hatte, der Herzog werde nun zur Eröffnung eines

förmlichen Prozesses schreiten. Der General war vorsichtig genug, seine eigenen Ansichten nicht zu verrathen, dies würde ihn wahrscheinlich seinen Posten gekostet haben.

Herzog Adolf, der keineswegs die Entschuldigung für sich hatte, daß er die Sachlage nicht genau kannte, befand sich nun in keiner geringen Verlegenheit; nach den Rathschlägen Gräfenitz' hatte er bestimmt darauf gerechnet, Clementine werde sich einschüchtern lassen, die Ungiltigkeit ihrer Trauung, die wirklich ein Bubenstück des Majors gewesen, anerkennen und auf höhere Ansprüche Verzicht leisten, wogegen er gern die ihr ursprünglich bestimmte Pension erhöht hätte; bei ihrer Festigkeit ließ sich aber gar nicht mehr daran denken, daß man auf diese Weise zum Ziele gelangen werde.

Nun wurden die Stimmen im Volke, welche fragten, was aus der Gemahlin Prinz Felix' geworden sei, aber immer bedenklicher laut, und bei der Unbeliebtheit des neuen Regenten suchten auch Viele, die gar kein Interesse an dieser Frau nahmen, hierin einen Grund, den Letzteren zu verdächtigen und sich über ihn zu beschweren. Die Dienerschaft auf der Rosenburg hatte doch so viel auszusagen gewußt, obgleich ihr Schweigen anbefohlen worden, daß Clementine gewaltsam abgeholt worden sei, durch die Soldaten vielleicht war es bekannt geworden, daß man sie auf die Festung geführt habe.

Das gewöhnliche Volk sah in ihr eine Märtyrerin, welch' ungünstige Berichte über ihren Charakter man

auch zu verbreiten bemüht war, die Presse brachte bedenkliche Andeutungen über eine unerhörte Gewaltthat, und die Sache ließ sich nun einmal nicht ganz totschweigen.

Mit dem Geistlichen, welcher die Trauung vollzogen, verhielt es sich ganz so, wie Herr von Gräfenitz ausgesprochen hatte; man wird nicht daran zweifeln, daß er dies von Anfang an sehr gut gewußt und den Prinzen betrogen hatte; die Trauung war also faktisch ungültig, wie auch das Testament, indem der bestochene Advokat möglichst viele Formfehler gemacht hatte.

Dagegen standen nun die letzten Erklärungen des verstorbenen Prinzen vor der aus den achtbarsten Leuten bestehenden Deputation, aus denen mindestens hervorging, daß Clementine keine Betrügerin, sondern eine schmählich und unverantwortlich Betrogene war, der Herzog Adolf als Landesherr eine glänzende Rechtferligung schuldete. Er war indessen unedel genug, dazu nicht die mindeste Lust zu bezeigen, zumal er damit seinen Günstling, den Obersten von Gräfenitz, nicht allein der allgemeinen Verachtung, sondern auch der wohlverdienten Strafe preisgegeben haben würde.

Man will nicht mehr recht an das alte Sprüchwort glauben: »Macht geht vor Recht!« und in dem Sinne, wie es im Mittelalter und noch vor hundert Jahren gehandhabt wurde, läßt es sich auch wirklich nur noch selten anerkennen; den Mächtigen der Erde stehn aber noch viele Mittel zu Gebote, Gewaltthaten mit dem Scheine des Rechtes zu verdecken, und das wird und muß auch noch

so lange der Fall sein, als das Gewissen ihrer Unterthänen sich durch Furcht, Schmeichelei oder Belohnungen beschwichtigen läßt.

Von den sechs ehrenfesten Männern, welche damals die Deputation an Fürst Felix gebildet und ihr Wort verpfändet hatten, für die Vollziehung seines letzten Willens zu wirken, gab es – man staune ja nicht zu sehr, sondern blicke in unser alltägliches Leben! – auch nicht einen Einzigen, der nicht irgend einen Preis für sein Schweigen und seine Unthätigkeit gehabt hätte, und diese Preise wußten Herzog Adolf und Oberst von Gräfenitz zu bezahlen; Jene beruhigten sich damit, daß Clementine eine Frau sei, die wegen der Untreue gegen ihren ersten Gatten kein besseres Loos verdient habe, und daß der Widerstand gegen den Wunsch und Willen des Fürsten sie selbst doch nur unverhältnismäßige, zwecklose Opfer kosten könnte.

Unter solchen Umständen durfte der Herzog schon wagen, es auf eine gerichtliche Untersuchung ankommen zu lassen, zumal die Vorsicht nicht versäumt wurde, nur solche Richter dazu zu ziehn, auf die er sich ganz verlassen konnte. Clementine befand sich seit etwa drei Wochen auf der Festung, als daselbst eine richterliche Commission eintraf, die ihr eröffnete, der Herzog wolle nun ihre Ansprüche untersuchen und darüber in aller Form Rechthens entscheiden lassen. Der alte Kommandant war Zeuge dieser Verhandlungen.

Clementine traute anfänglich kaum ihren Ohren. Das war ja Alles, was sie gewünscht hatte, und sie mußte aus

diesem Prozesse gerechtfertigt und siegreich hervorgehn. Daß der verhaßte Oberst von Gräfenitz nicht anwesend war, erfüllte sie noch mit besonderer Zuversicht; hatte sie, auf seine Veranlassung, Herzog Adolf doch Unrecht gethan? –

Unumwunden und klar gab sie ihre ganze Geschichte zu Protokoll und legte die Dokumente vor, welche sie bisher auf das Sorgfältigste verborgen gehalten hatte. Das Gericht nahm die letzteren sofort an sich, um sie ihr, was sie freilich nicht ahnte, nie wiederzugeben.

Jetzt erklärte ihr der Vorsitzende auch ganz ruhig und kalt, mit der Ungiltigkeit der Trauung habe es seine Richtigkeit, Prinz Felix und sie seien eben betrogen worden. Die unglückliche Frau brach bei dieser Gewißheit beinahe zusammen in Schmerz, Scham und Verzweiflung; als sie sich wieder einigermaßen erholt hatte, klagte sie den Oberst von Gräfenitz dieses frevelhaften Betruges an, aber man antwortete ihr, derselbe könne ja ebenso gut wie sie und der Prinz durch jenen unwürdigen Geistlichen, der sich der Strafe durch die Flucht nach Amerika entzogen haben sollte, getäuscht worden sein, und übrigens gehöre die mögliche Schuld des Obersten gar nicht unmittelbar in diesen Prozeß. Ganz ebenso stand es mit dem Testamente und dem Advokaten; auch der Letztere sollte verschwunden sein.

Clementine berief sich nun auf die Trauzeugen, auf die gesammte Bewohnerschaft der Rosenburg und jene Deputation. Alle diese Leute waren bereits vernommen worden und man las ihr deren Aussagen vor. Dieselben

bestätigten in der Hauptsache Das, was sie angab, waren aber doch überall so gestellt, daß bedenklichen Zweifeln Raum blieb. Die Deputirten erklärten ausdrücklich, Prinz Felix habe ihnen Clementinen als seine rechtmäßige Gattin vorgestellt, sich dabei aber in einem Zustande befunden, der nicht mehr volle geistige Freiheit und Zurechnungsfähigkeit annehmen gelassen; der alte Schloßverwalter hatte das Protokoll, wahrscheinlich weil es nicht in seinem Sinne abgefaßt worden, gar nicht unterzeichnet, ihr Mädchen Rosa, das man alsbald nach ihrer Abholung von der Rosenburg zwangsweise in die Heimath geschickt, war gar nicht gehört worden; Oberst von Gräfenitz sprach geradezu aus, der Prinz möge mit der Trauung wohl nur eine Comödie gespielt haben, wobei er sich selbst von aller Theilnahme zu reinigen suchte, denn er habe ihm schon in jenem Badeorte anvertraut, er gedenke es nicht so wie sein Vater zu machen, sonst würde er, der damalige Major, auch gar nicht die Hand zu der Entführung der Frau von Burgstein geboten haben.

Alle diese Eröffnungen, die ein Gewebe von Lügen und Täuschungen bildeten, ließen Clementine erkennen, daß sie schwerlich auf Anerkennung ihrer Rechte rechnen dürfe, kränkten und ergriffen sie aber auch so tief, daß hysterische Krämpfe bei ihr ausbrachen und die Verhandlungen beendigt werden mußten; ihre Dienerin brachte sie zu Bett, die Richter packten ihre Akten ein, und der alte General schüttelte ein über das andere Mal den Kopf und fluchte leise in seinen weißen Bart hinein.

Die geistige Aufregung wirkte auch auf den Körper Clementinens; sie wurde recht krank und lag lange ohne alles Bewußtsein; glücklicherweise hatte sie eine sorgsame Pflege durch ihre Dienerin, den auf der Festung stationirten Militairarzt und sogar den alten General selbst, der, jetzt ganz von der Gerechtigkeit ihrer Sache und ihrer Person eingenommen, eine wahrhaft väterliche Liebe für sie an den Tag legte und sie mit Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten umgab, welche wahrlich nicht in dem strengen Reglement für die Festungsgefangenen verzeichnet standen. Als sich ihre Gesundheit wieder der Besserung zuneigte, brachte er stundenlang an ihrem Bette zu und versicherte sie mehrere Male, wenn der Herzog sie nicht in jeder Beziehung reichlich entschädigte so würde er einen Augenblick zögerte seinen Abschied zu nehmen, wenn er sich dann nur nicht von ihr trennen müßte.

Inzwischen wurde der Prozeß bei dem Gerichte in der Residenz sehr schnell zum Ausgange geführt; Clementinen wurden geradezu alle Rechte an den verstorbenen Prinzen Felix und dessen Nachlassenschaft, die nun dem herzoglichen Hause anheimfiel, abgesprochen und sie auf eine Privat-Entschädigungsklage verwiesen. Das Erstere, aber nicht einmal das Letztere machte man auch öffentlich bekannt, und daraus mußte es ganz so erscheinen, als sei sie wirklich nicht mehr als die Maitresse des Prinzen gewesen.

Die öffentliche Meinung ließ sich nun selbst durch dieses Urtheil der officiellen Gerechtigkeit nicht täuschen,

aber wer hätte es umzustoßen vermocht? – auf diesen in aller gesetzlichen Form abgegebenen Spruch konnte sich der Herzog stützen und jede weitere ihm nachtheilige Auslassung bestrafen. Uebrigens traten gerade um diese Zeit für ganz Deutschland so drohende politische Verhältnisse ein, daß man dadurch zu sehr in Anspruch genommen wurde, um sich durch die Angelegenheiten einer unglücklichen, alles höheren Schutzes entbehrenden Frau fesseln zu lassen. Clementine wurde vergessen, wie Prinz Felix; die Liebe und Dankbarkeit eines Volkes pflegen enge Grenzen zu haben. –

Während Clementinens Krankheit war mit der Publikation des richterlichen Urtheils abermals das Anerbieten des Herzogs an sie gekommen, ihr eine nicht unbedeutende Pension zu bewilligen, die sie im Auslande verzehren sollte, falls sie einen Revers ausstellte, in dem sie freiwillig auf alle weiteren Ansprüche und Klagen verzichtete.

General von B- riet ihr, diesen Vorschlag anzunehmen, da sie doch einmal nicht mehr erreichen könne.

»Gewalt geht vor Recht,« sagte auch er mit düsterer Miene; – »was nützt es Ihnen, Ihr junges Leben zwischen diesen engen Mauern zu vertrauern, die auch mir jetzt wie ein Gefängniß vorkommen?«

Clementine weigerte sich indessen noch hartnäckig, jenen Revers auszustellen; sie verlangte nur noch Anerkennung ihrer Ehe, war aber bereit, sowohl auf das Vermögen des Prinzen als die ihr angebotene Pension zu verzichten.

Darauf konnte man um so weniger eingehn; die anerkannte Gemahlin des verstorbenen Prinzen als Bettlerin wäre ein Schimpf für das gesammte Fürstenhaus gewesen.

Herr von Gräfenitz schien sich nicht mehr in diese Unterhandlung zu mischen; man sah ihn auf der Festung nicht wieder. Sein Herr gebrauchte ihn auch zu viel wichtigeren Diensten, nämlich zu politischen Sendungen an benachbarte Höfe in Betreff der schon vorerwähnten bedrohlichen Situation, und man erwähnte allerseits sehr seiner ersprießlichen Leistungen dabei. Dadurch stieg er natürlich immer höher in dem Vertrauen des Herzogs, und schon nach einigen Monaten übertrug ihm Dieser bei der Verabschiedung des Generals von Worm, der jetzt wohl für sein zweifelhaftes und muthloses Benehmen zur Zeit des Thronwechsels büßen sollte, die von dem Letzteren bisher verwalteten Geschäfte, die ihn eigentlich an die Spitze der kleinen Armee stellten.

In dieser herrschte jetzt eine rege Thätigkeit, denn sie wurde in Aussicht eines nahe bevorstehenden Krieges, nach dem Beispiele der größeren Nachbarländer, mobil gemacht. Das politische Ungewitter zog sich immer düsterer zusammen, und Aller Blicke waren auf den schwarzbewölkten Horizont gerichtet. Da hielt es denn der Herzog für den geeigneten Zeitpunkt, sich Clementinens zu entledigen, die er doch nicht noch längere Zeit in der ungerechtfertigten Haft zu behalten wagte; wenn sie, freigelassen, jetzt wirklich ihre klagende Stimme erheben sollte, so war mit Sicherheit anzunehmen, daß

dieselbe in dem vermuthlich bald ausbrechenden Sturme gänzlich verhallen würde.

General von B- erhielt eines Tages ein herzogliches Schreiben, in dem ihm kurz befohlen wurde, seine Gefangene mit oder gegen ihren Willen über die Grenze zu schaffen und ihr dort eine nicht ganz unansehnliche Summe als ein- für allemalige Abfindung auszuzahlen; der Herzog verbot ihr unter strenger Drohung, je wieder in sein Land zurückzukehren, und wollte überhaupt Nichts mehr von ihr hören.

Ein solch' gemessener Befehl mußte befolgt werden. Der General setzte Clementine davon in Kenntniß und wunderte sich, daß sie diese kränkende Bestimmung mit so viel anscheinendem Gleichmuthe aufnahm; in der That war sie schon gegen alle diese Quälereien abgestumpft worden, und hauptsächlich beseelte sie nur noch das eine natürliche Gefühl, die Sehnsucht nach Freiheit. Indessen war ihr gerechter Stolz doch noch nicht gebrochen; obgleich sie dem General, auf dessen besorgte Fragen, nicht anzugeben wußte, in welcher Weise sie sich eine fernere Existenz zu gründen beabsichtigte, wies sie doch mit der größten Entschiedenheit das ihr angebotene Geld zurück, indem sie sagte, die Annahme desselben sei gleichbedeutend mit dem Verkaufe ihrer Ehre.

General von B- hatte zu ehrenwerthe Gesinnungen, um diese Ansicht nicht theilen zu müssen; er zerbrach sich den Kopf darüber, wie er selbst Etwas für die Unglückliche thun könne, und kam endlich auf den Gedanken, ihr eine warme Empfehlung an eine ihm verwandte

Familie im Auslande mitzugeben; der brave Mann mußte recht gut wissen, daß ihn die Ungnade des Herzogs treffen würde, wenn derselbe Etwas davon erfahren sollte. Clementine nahm sein Anerbieten an.

Er selbst brachte sie in seinem Wagen bis zur nächsten Eisenbahnstation jenseits der Grenze und nahm dort einen wahrhaft väterlichen, rührenden Abschied von ihr. Auch sie vergoß jetzt, seit langer Zeit wieder zum ersten Male, bittere Thränen; voll innigster Dankbarkeit bedeckte sie die Hand des Greises, den sie im Leben wohl schwerlich wiedersehn sollte, trotz seiner bittenden Ablehnung, mit heißen Küssen.

Wenige Tage später erhielt er einen Brief von ihr, in dem sie ihm noch einmal aus tiefbewegtem Herzen für alle seine Güte dankte und ihn um Verzeihung bat, seinem Rathe nicht gefolgt zu sein. Als einzigen Grund dafür gab sie dieselbe Befürchtung an, die er ihr verschwiegen hatte, ihm nämlich die Ungnade des Herzogs zuzuziehn, und sagte, sie hoffe aus dem Verkaufe einiger ihr gebliebenen Schmucksachen so viel zu erlösen, daß sie nicht bitteren Mangel leiden würde; wenn ihr Schicksal gesichert sei, wolle sie ihm wieder schreiben.

Der alte Soldat wischte sich eine Thräne aus dem weißen Barte. Er sollte keine Nachricht mehr von ihr erhalten; sie schrieb nicht wieder, und schon im nächsten Jahre trug man ihn unter dem Donner von Salutschüssen aus der Festung nach dem kleinen am Fuße des Felsens gelegenen Kirchhofe zu Grabe.

FÜNTES KAPITEL. DIE HEIMKEHR.

Rittmeister von Burgstein und seine Gattin befanden sich um die Carnevalszeit noch immer in Paris und setzten ihr Leben und Treiben in der schon früher geschilderten Weise fort; daß sich der Erstere dabei keineswegs wohl fühlte, haben wir bereits gesagt.

Seine Mißstimmung war auch mit jedem Tage gestiegen, und besonders gab dazu das vertrauliche Verhältniß Bassa's zu Herrn von Podlawski Anlaß, das sie allerdings auf so einfache Weise zu erklären wußte. Sein Mißtrauen wurde noch durch eine andere Wahrnehmung angefacht und bestärkt.

Daß Ignaz, der lange Diener, ihn bei aller schuldigen Achtung, die er ihm erwies, nicht gerade liebte, hatte er schon längst bemerkt; dazu lagen aber auch zu natürliche Gründe vor, – die verschiedene Nationalität und Sprache, die Abneigung des Menschen, eine neue, ihm vielleicht nicht ganz anstehende Herrschaft anzuerkennen, die angewöhnte, wenn auch nicht bösgemeinte Barschheit und militairische Kürze des Rittmeisters, – als daß der Letztere sich darüber besonders gewundert hätte; in den kleinen Dienstleistungen entbehrte er wirklich seinen alten Wolff, der ihm jeden Wunsch schon an den Augen abzulesen vermochte, und war deshalb zuweilen auch wirklich ungerecht gegen die Bemühungen des Polen. Was kümmerte ihn der Mensch überhaupt viel? – es wäre ihm nie eingefallen, sich bei einem Untergebenen in Gunst setzen zu wollen.

Nun fand er aber Gelegenheit, zu beobachten, daß Ignaz sich besonders dienstfertig und freundlich gegen den Herrn von Podlawski zeigte; obgleich auch dies leicht daraus zu erklären war, daß er diesen Herrn schon früher in vertraulichen Verhältnissen zu seinem verstorbenen Gebieter und Gräfin Bassa kennen gelernt hatte, ärgerte sich der Rittmeister doch darüber, weil er den polnischen Edelmann nicht leiden mochte, und wurde nur um so mürrischer gegen Ignaz.

An einem Vormittage, – die Morgenzeit existirte eigentlich nicht mehr für die beiden Gatten, die erst sehr spät aus ihren Gesellschaftscirkeln heimzukehren pflegten und in Folge dessen auch lange schliefen, – fiel es dem Rittmeister besonders auf, daß der lange Bursche in unverkennbarer Unruhe ihn und Bassa umschlich, als ob er eine Gelegenheit suche, heimlich zu der Letzteren zu sprechen; sie selbst bemerkte dies jedenfalls nicht und war ganz unbefangen.

Plötzlich wandte der Rittmeister, seinem Mißtrauen und Verdrusse nachgebend, sich an Ignaz und fragte ihn rauh und kurz, was er von seiner Herrin wolle. Die Betroffenheit und Verlegenheit des Riesen, der stotternd leugnete, ließen sich unmöglich verkennen, der Rittmeister drang noch heftiger in ihn, und Bassa selbst, die anfänglich nur eine erstaunte Miene machte, konnte sich durch diese peinliche Scene wohl ein wenig verletzt fühlen, war es doch leicht so zu deuten, als ob sich das Mißtrauen ihres Gemahls auf ein heimliches Einverständniß zwischen ihr und dem Diener richte. Sie befahl deshalb

Ignaz in strengem Tone, die volle Wahrheit zu sagen, denn daß er wirklich Etwas zu verheimlichen beabsichtigte, war auch ihr ersichtlich.

Der Pole gehorchte nicht sofort; vor dem Rittmeister hielt er finster und trotzig die Augen niedergeschlagen, auf Bassa warf er blitzschnell einen innig bittenden Blick, der sie allerdings sehr betroffen machen mußte; da sie zweifellos aber ihr Gewissen ganz rein und auch die Nothwendigkeit, ihren Gatten darüber zu beruhigen, fühlte, wiederholte sie mit erhobener Stimme ihren Befehl und gab dabei ihren ernsten Willen auf so unzweideutige Weise kund, daß Ignaz, sich von allen Seiten gedrängt sehend, nachgeben mußte.

»Herr von Podlawski,« sagte er ängstlich, – »hat mir heute Morgen einen Brief für die gnädige Frau gegeben, doch sollte ich ihr denselben nur unter vier Augen überreichen.«

Der Rittmeister wurde feuerroth im Gesichte, Bassa sehr bleich; das mochte sie doch wohl nicht erwartet haben.

»Gieb mir den Brief!« sagte sie kurz zu dem noch zögernden Ignaz.

Er zog ein kleines zierliches Billet aus der Brusstasche seines Rockes und reichte es ihr mit einer Miene, die um Verzeihung für seine eigene Ungeschicklichkeit zu flehen schien; Bassa winkte ihm, das Zimmer zu verlassen.

Mit leicht zitternder Hand erbrach sie das Billet und überlas flüchtig den Inhalt, dann klärte sich ihr Antlitz

wieder mehr auf, und sie reichte das Papier dem Rittmeister, der in großer Aufregung an seinem Schnurrbarte kaute.

»Es ist in polnischer Sprache geschrieben,« sagte sie nur, – »aber Du verstehst ja soviel davon, um es lesen zu können.«

Der Rittmeister wies das Anerbieten mit einer beinahe unwilligen Bewegung zurück; seine tiefgerunzelte Stirn und finsternes Auge machten Bassa offenbar einen Vorwurf.

»Du bist es mir schuldig,« fuhr sie mit bewegter Stimme fort, – »Dich zu überzeugen, was mir Herr von Podlawski auf diese sonderbare Weise mitzutheilen hat; wenn ich in dieser Angelegenheit nun nicht mehr so diskret verfahren kann, wie er es wünschen mußte, so ist dies seine eigene Schuld, er hätte einen andern Weg wählen sollen; aber gleichviel, ich bitte Dich dringend, den Brief zu überlesen.«

»Ich wußte nicht, daß eine Correspondenz zwischen Dir und Podlawski bestände,« entgegnete der Rittmeister mürrisch, indem er das ihm aufgedrungene Blatt in die Hand nahm, ohne einen Blick darauf zu werfen.

»Dies ist auch das erste Schreiben, das ich von ihm erhalte; Du wirst den eigenthümlichen Grund davon, der auch mich in Erstaunen setzt, selbst beurtheilen können.«

Der Rittmeister durchlas den nicht sehr langen Brief, da Bassa darauf bestand. Der Ton war durchaus höflich

und gemessen, obgleich so vertraulich, wie es eine alte Freundschaft eben gestattete. Im Eingange des Schreibens bat Podlawski um Entschuldigung, daß er sich erlaube, an sie zu schreiben, er befindet sich indessen in einer fatalen Lage, die nicht den geringsten Aufschub verstatte, und wisse nicht, ob er sie bei einem Besuche allein und ungestört werde sprechen können; er habe am vergangenen Abende hoch gespielt und besonderes Unglück gehabt, durch die Leidenschaft fortgerissen, sich bewegen lassen, Schulden auf sein Ehrenwort zu machen, und wenn er dasselbe noch im Laufe dieses Tages nicht einlösen könne, so bleibe ihm kaum etwas Anderes übrig, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen; – kurz, er ging sie um ein recht ansehnliches Darlehen an.

Der Rittmeister fühlte sich doch bedeutend erleichtert, als er dies gelesen hatte, es lag sogar für ihn ein kleiner Triumph in der Demüthigung, der Jener sich zu unterziehn genöthigt gewesen war; nebenbei schämte er sich ein wenig seines ungegründeten Mißtrauens und war nur neugierig, ob Bassa sich zur Hergabe einer so bedeutenden Summe, für die ihr nicht einmal Sicherheit geboten wurde, entschließen möchte.

»Verzeihe mir!« sagte er, ihr die Hand reichend und das Schreiben zurückgebend; – »Du wirst begreifen, daß Ignaz' sonderbares Benehmen –«

»O ich bitte Dich, kein Wort mehr davon!« unterbrach sie ihn, ihre Empfindlichkeit gewaltsam bekämpfend.

»Hast Du schon einen Entschluß darüber gefaßt, was Du Herrn von Podlawski antworten willst?« fragte er, um über die peinliche Situation hinwegzukommen.

»Könntest Du noch daran zweifeln?« erwiderte sie, ihn groß und frei ansehend. »Er ist der Freund meines verstorbenen Gemahls gewesen, mein Freund, er befindet sich augenblicklich in größter Noth, der ich abzuhelfen vermag, wiewohl ich eine so große Summe gerade jetzt nicht gern entbehre, – wäre es möglich ihm eine abschlägliche Antwort zu geben?«

Der Rittmeister wußte nicht recht, was er denken und erwidern sollte; auf der einen Seite erschien ihm Bassa's Bereitwilligkeit, einer so hochgestellten Anforderung zu entsprechen, geradezu leichtsinnig, wobei es ihn auch etwas empfindlich berührte, daß sie gar nicht für nothwendig zu halten schien, seinen Rath dabei in Anspruch zu nehmen, auf der anderen lagen in dieser Handlungsweise auch wieder eine Großherzigkeit und ein so edelsinniges Gefühl wahrer Freundschaft, daß er diesen seine Anerkennung nicht versagen konnte. Er erinnerte sich auch, daß eine ganz ähnliche Veranlassung seine Bekanntschaft mit ihr angeknüpft hatte, und es würde doch ein sehr häßliches Licht auf seinen Egoismus geworfen haben, hätte er jetzt getadelt, was er damals mit Dank und Bewunderung für sich angenommen.

»Bist Du darin nicht mit mir einverstanden, Alfred?« fragte sie, als er noch schwieg, in einer Weise, die beinahe Verwunderung ausdrückte.

»Gewiß, Bassa; dieser Entschluß macht Deinem Herzen alle Ehre; ich war nur einen Moment lang besorgt, Du könntest den Rücksichten, die ich übrigens anerkennen muß, ein zu großes Opfer bringen.«

»O wir laufen keine Gefahr dabei! Podlawski ist vermögend und befindet sich nur in einer Verlegenheit, die bald gehoben sein wird; er ist durch und durch Ehrenmann.«

Der Rittmeister fühlte sich nicht berechtigt, weitere Bedenklichkeiten zu erheben; er bat seine Frau noch einmal um Verzeihung, und auch ihrerseits versöhnt, ging sie, das Geld sofort an Herrn von Podlawski zu senden.

Es stellte sich nun aber sehr bald heraus, daß Bassa mit diesem Freundschaftsdienste wirklich ein großes Opfer gebracht hatte, denn einige Tage später mußte sie, etwas beschämt, ihrem Gemahl gestehn, daß ihre Kasse gänzlich erschöpft sei, und zu der seinigen, auch nicht sehr gefüllten, ihre Zuflucht nehmen.

Herr von Podlawski hatte ihr für die geleistete Hülfe warmen Dank gesagt und versichert, daß er sich seiner Schuld bald wieder entledigen werde; gegen den Rittmeister erwähnte er davon kein Wort, obgleich derselbe nicht zweifelte, daß Ignaz ihm über das Schicksal des Briefes berichten würde. Sein hohes Spiel setzte er übrigens fort, gewann auch dabei, soviel sich beurtheilen ließ, und zeigte überhaupt eine Heiterkeit und Unbefangenheit, als ob er sich gar nicht in drückenden Verhältnissen befinden könne; zweifellos besaß auch er einen guten Theil sogenannten liebenswürdigen Leichtsinnes.

So ging es wieder eine Zeitlang fort, als Bassa eines Morgen zu ungewöhnlich früher Stunde in das Schlafzimmer ihres Gatten trat; sie war noch im Neglige und sah, wie er auf den ersten Blick bemerkte, sehr bestürzt aus; in der Hand hielt sie einen offenen Brief.

Auf seine besorgte Frage, was ihr zugestoßen sei, setzte sie sich neben ihn und begann mit Zögern und sichtlicher Befangenheit zu erzählen, daß sie eine ganz unerwartete Nachricht von ihrem Sachwalter in Brüssel, der, wie der Rittmeister nur beiläufig einmal gehört hatte, ihre Vermögensangelegenheiten besorgte, erhalten habe. Die Kapitalien nämlich, die sie an der dortigen Bank niedergelegt hatte, waren, laut einer beigefügten Rechnungslegung, auf ihre Anweisungen allmälig herausgezogen worden und davon nur noch eine sehr unbedeutende Summe übriggeblieben. Den Thränen nahe, versicherte sie, daß sie sich bisher gar keine richtige Vorstellung von ihrem immensen Geldverbrauche gemacht habe. Eine weitere sehr hohe Summe war noch bei einem angesehenen Banquier untergebracht worden; nun hatte derselbe aber vor einigen Tagen einen vollständigen Bankerott gemacht, war flüchtig geworden und nicht die mindeste Hoffnung vorhanden, auch nur das Geringste von dem ihm Anvertrauten zu retten. Mit einem Worte, Bassa mußte zugeben, daß der Rest ihres ganzen Vermögens eigentlich nur noch in der Herrn von Podlawski geliehenen Summe bestehe.

Das war allerdings auch für den Rittmeister eine sehr bestürzende Mittheilung, und der Gedanke mußte ihm

sehr nahe liegen, daß Bassa unverantwortlich gewirthschaftet habe; er hätte ihr deshalb umso gerechtere Vorwürfe machen können, als es bei etwas mehr Vertrauen zu ihm wohl nicht so weit gekommen sein würde. Indessen lag diese Leichtfertigkeit nun einmal in ihrer Natur und Erziehung, und die schmerzliche Reue, die sie darüber bezeigte, rührte ihn doch. Ihre Verschwendung war offenbar mehr Anderen als ihr selbst zu Gute gekommen, er selbst war ja auch nicht ganz leer dabei ausgegangen.

Diese Erwägungen und seine eigene Uneigennützigkeit, die sein Bruder Ewald, wie man sich vielleicht noch erinnert, gegen ihn selbst behauptet hatte, ließen ihn möglichst schnell seine Fassung wiedergewinnen; es war kein angenehmes Erwachen aus dem Traume, daß er eine unermeßlich reiche Frau besitze, aber vor wirklichem Mangel waren sie ja doch noch immer geschützt und konnten, bei herabgestimmten Ansprüchen noch ganz standesgemäß und sorgenfrei leben.

Damit suchte er auch Bassa zu trösten, und es schien, als habe dieselbe Nichts mehr gefürchtet als seinen Unwillen, denn nun warf sie sich ihm unter ausbrechenden Thränen um den Hals und schwur, sie wolle gern dem glänzenden Leben entsagen, wenn ihr nur seine Liebe bliebe, von jetzt an sich auch in viel unbeschränkterem Maße seiner Leitung überlassen.

Jetzt konnte er wohl ernstlicher und mit mehr Erfolg seinen Wunsch aussprechen, daß man bald in die Heimat zurückkehren möge, denn das kostbare Leben in der Fremde verbot sich ja nun ganz von selbst. Bassa

mochte heimlich dazu seufzen, aber sie mußte doch die Nothwendigkeit der Entzagung einsehen.

Bei Bassa's Bekannten erregte die Mittheilung von ihrer bald bevorstehenden Abreise lebhaftes Bedauern; selbstverständlich vertraute sie Niemandem den wirklichen Grund an, sondern gab vor, des Rittmeisters Anwesenheit auf seinem Gute sei für einige Zeit unumgänglich nothwendig. Ganz besonders betroffen erschien Herr von Podlawski, mochte er ihr nun wirklich ein noch wärmeres Gefühl als Freundschaft zutragen oder setzte ihn die Schuld, die er noch an sie hatte, in Verlegenheit; sonderbarerweise erwähnte er davon kein Wort, und sie war zu zartfühlend, ihn daran zu erinnern.

Der Rittmeister, dem, wie man schon gesehen hat, auch nicht alles Zartgefühl in dieser Beziehung abging, war dennoch, unmuthig über das nicht zu rechtfertigende Schweigen des Schuldners und im Hinblicke auf einen möglichen, jetzt wirklich empfindlichen Verlust, der Meinung, man könne nicht ohne weitere Rücksprache deshalb abreisen, als Beide dieser Verlegenheit auf die am wenigsten erwartete Weise überhoben wurden. Herr von Podlawski war nämlich eines Tages verschwunden, ohne von Einem seiner Bekannten Abschied genommen oder ihnen Ziel und Dauer seiner Reise angegeben zu haben; nur Bassa empfing einige Zeilen, in denen er sich auf ihre Freundschaft und Nachsicht berief, von den wichtigsten Veranlassungen seiner Entfernung sprach und schließlich auf das Heiligste versicherte, daß er seine Schuld, die sie

ja augenblicklich nicht in Verlegenheit setzen könnte, in Kürze abtragen werde.

Dieses Benehmen traf Bassa doppelt unangenehm, denn wenn sie auch versuchen mochte, den alten Freund vor sich selbst zu rechtfertigen, oder wenigstens zu entschuldigen, so konnte ihr dies bei dem Rittmeister unmöglich gelingen. Jedenfalls wußte Jener nicht, wie sehr sich ihre Verhältnisse geändert hatten, aber rücksichtslos und wenig feinfühlend blieb es doch immer, so zu handeln.

Der Rittmeister war auch sehr aufgebracht und mußte sich allen Zwang anthun, Bassa selbst nicht dadurch zu kränken. Derselben stand noch eine weitere Enttäuschung bevor; das Verschwinden des Herrn von Podlawski war kaum bekannt geworden, als sich eine zahllose Menge seiner Gläubiger meldete, nicht allein bisherige gute Freunde, deren Börsen er unter diesen und jenen Vorwänden in Anspruch genommen hatte, sondern auch Kaufleute und Handwerker; kurz, er hatte einen herzlich schlechten Ruf hinterlassen, der wenigstens auf Rechnung grenzenlosen Leichtsinns gesetzt werden mußte, und Bassa fühlte sich dadurch um so mehr mit dem Gedanken, Paris verlassen zu müssen, ausgesöhnt.

Das Ehepaar verließ zu Ende Februars die französische Hauptstadt und reiste nun, ohne sich unterwegs längere Zeit aufzuhalten, nach dem fernen Osten, wo der Rittmeister die alte und Bassa eine neue Heimath finden sollte.

Wie übel der Erstere die Heirath seines Bruders aufgenommen hatte, weiß man bereits; er war seitdem mit ihm außer aller brieflichen Verbindung geblieben und hatte es nicht einmal für nöthig gehalten, ihm seine Vermählung anzuzeigen. Jetzt mußte es nun zwischen ihm und Bassa zur Sprache kommen, wie man sich gegen das so nahe verwandte und so dicht benachbarte Ehepaar benehmen solle.

In den meisten Vorurtheilen – und gerade je weniger sie gerechtfertigt sind, – pflegen Frauen eine besondere Stärke zu haben; solche Vorurtheile entspringen ja auch meistens mehr aus dem Gefühle, das, wenn nicht angeboren, so doch anerzogen und durch die Gewohnheit geähnert worden ist, als aus klarer, verstandesmäßiger Ueberlegung, und jenes ist der Grund, auf dem Frauen bauen, letztere verlangt man nur von einem charaktervollen Manne.

Bassa, die unter Verhältnissen geboren und erzogen worden war, sich auch späterhin fast immer darin bewegt hatte, in denen die Standesunterschiede recht bestimmt zur Geltung gebracht wurden, – in ihrem Vaterlande betrachtete man ja den Bauernstand noch beinahe als leibeigen, – mußte die darauf bezüglichen Vorurtheile in nicht geringem Maße besitzen, und dazu kam noch, daß sie es, nachdem sie Baron Ewald nicht für sich zu gewinnen vermocht hatte, für in ihrem eigenen Interesse liegend hielt, daß er mit seinem Bruder nicht auf dem besten Fuße stehe. Sie hatte sich daher gleich anfänglich bitter tadelnd über die Wahl Ewald's ausgesprochen,

und das würde sie, wenn sie auch gewollt hätte, nicht gut wieder zurücknehmen gekonnt haben. Jetzt, wo sie Ewald nicht mehr zu fürchten brauchte, wäre es ihr freilich lieber gewesen, wenn sie auch an ihm einen Freund gehabt hätte, denn kleinliche Rache lag gerade nicht in ihrem Charakter.

Sie überlegte nun recht gut, daß sie dies am besten dadurch erreichen könnte, daß sie die Brüder wieder versöhnte, wobei dann natürlich auch Marie mit eingeschlossen werden mußte, aber ehe sie sich dafür entschied, wollte sie die Schwägerin doch erst genau kennenlernen und sich überzeugen, ob sie sich selbst damit auch nicht eine Last aufbürden würde, die ihr zu drückend werden könnte.

Man ist geneigt, bei jeder sogenannten Mesalliance, worunter wir dieses Mal nur eine Verbindung zweier Personen verstehen, zwischen deren Geburt, Lebensstellung und Bildungsgrad ein bedeutender Abstand liegt, vorauszusetzen, daß sie durch rein sinnliche Leidenschaft geschlossen worden ist. So stellte es sich auch Bassa vor, wiewohl sie sich nicht leugnen konnte, daß Baron Ewald auf sie den Eindruck eines leidenschaftslosen, besonnenen und charakterfesten Mannes von edlem Gemüthe gemacht hatte. Marie war jedenfalls schön, zweifellos auch ein ganz braves Mädchen, dessen Tugend sie gar nicht anzweifeln wollte, aber, als der Tochter eines armen Fischers auf einer entlegenen Insel, mochten ihr wohl alle anderen Eigenschaften abgehn, die sie zu der Stellung, welche sie jetzt einnahm, befähigten. Sie, Bassa, hatte

durchaus keine Lust – und wer möchte ihr dies auch eigentlich verdenken? – die Blâme mitzutragen, die in den Augen der Gesellschaft, auf welche die Brüder und ihre Frauen, doch einmal hauptsächlich angewiesen waren, das ungewandte und anstößige Benehmen der Schwägerin auf sich ziehen konnte, sie mochte selbst in der Häuslichkeit für ihre Person keinen vertraulichen Umgang, der ihren guten Geschmack und ihr feines Gefühl ständig verletzen konnte, – und wie widrig sind nicht gerade die Anmaßungen der Parvenu's, die, so wenig begründet, in der rohesten Form aufzutreten pflegen!

Bassa hatte also beschlossen, sehr vorsichtig zu sein, und hütete sich einstweilen noch, dem Rittmeister zu widersprechen, der durchaus Nichts von einem näheren Verkehre mit der ihm aufgedrungenen Schwägerin wissen wollte.

Das Gut konnte bei tüchtiger Bewirthschaftung recht einträglich werden und mochte für den Landwirth ganz anziehende Eigenschaften besitzen, wer aber das Auge des Laien bestechende Reize dort suchte, eine die Phantasie anregende Romantik, täuschte sich gewaltig; die Felder, Tannen- und Birkenwäldchen, die einfachen, meistens ärmlichen Bauernhäuser sahen recht prosaisch aus, selbst das sogenannte Herrenschloß, das, im einfachsten Style erbaut, einer gründlichen Restauration bedurfte.

Der Rittmeister konnte diese Einförmigkeit weniger fühlen, denn er war ja darauf vorbereitet und für ihn knüpften sich daran soviel bunte, sein Herz erwärmende Erinnerungen aus der Jugendzeit, daß er die Heimath mit

wahrhaftem Entzücken begrüßte. Bassa dagegen fand doch Alles noch nüchterner, wie sie es sich vorgestellt hatte, und konnte sich eines ziemlich trüben Blickes in die Zukunft nicht erwehren; da sie indessen begriff, wie tief die Aeußerung einer solchen Empfindung ihren Gemahl verletzen müsse, verbarg sie dieselbe sorgfältig und versicherte auf seine Fragen mit heiterer Miene, daß ihr Alles sehr wohl gefalle.

Die unerwartete Ankunft der Herrschaft erregte mehr Bestürzung als Freude, was einem einigermaßen scharfen Auge, wie dem Bassa's, auch nicht entgehen konnte und sie gerade nicht in eine gehobene Stimmung versetzte; den Anklang an eine solche vermochte nur die aufrichtige Freude des Rittmeisters zu erregen.

Einer der Ersten, die ihnen entgegen eilten, als die Extrapost in den Hof einfuhr, war der alte Wolff. Er sah ein bischen blasser und ernster aus als sonst, dies verschwand aber augenblicklich unter dem Ausdrucke seiner freudigen Erregung.

Der Alte hatte eine schwere Zeit durchgemacht, seitdem er nach Hause geschickt worden war. Wenn er ohnehin schon Niemand besaß, dem er sich innig anschließen konnte, weil er sich selbst für etwas Besseres hielt als die übrige Dienerschaft oder vielmehr fühlte, daß er dies auch wirklich war, wenn er sich daher auf dem Gute vereinsamt fühlen mußte, so lange er nicht durch die Dienste für seinen Herrn in Anspruch genommen wurde, so machte ihn die Trennung von demselben sehr unglücklich, um so mehr gerade jetzt, wo, wie er ahnte, in dem

Leben desselben eine neue Wendung bevorstand, die er nicht mit Vertrauen anzusehn vermochte.

Allmälig war er doch zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihn nicht eigentlich der Rittmeister, sondern die Gräfin fortgeschickt habe, um ihre Pläne besser durchsetzen zu können. Aendern konnte er mit dem besten Willen freilich Nichts daran, und der Rittmeister war ja auch am Ende kein Kind mehr, das einer Bevormundung bedurfte; so fügte er sich in das einmal Geschehene und behielt nur noch den Wunsch übrig, Jener möge ihn entweder wieder zu sich rufen oder bald zurückkehren; seine Geduld wurde auf eine lange Probe gestellt.

Obgleich der Rittmeister den Wunsch, beinahe den Befehl ausgesprochen hatte, daß er Baron Ewald nicht aufsuchen solle, erschien ihm dies doch so unnatürlich und er hielt es für den Ausfluß einer vorübergehenden Laune, daß er sich dadurch in seinen eigenen Herzensregungen nicht gebunden hielt. Erst als er bei seiner Heimkehr erfuhr, Ewald sei verheirathet, – und die Leute sprachen die abenteuerlichsten Dinge darüber – begriff er, daß ein ernstlicher Zwist zwischen den beiden Brüdern bestehe. Nun war er aber nicht im Stande, so vorsichtig wie Bassa zu berechnen; auch er schüttelte heimlich den Kopf zu dieser Heirath, die ihm gar nicht recht gefallen wollte, weil er auf die Ehre des Burgstein'schen Hauses noch eifersüchtiger war wie auf seine eigene, aber er sagte sich doch, Baron Ewald könne nicht unrecht, nicht einmal übereilt gehandelt haben, und vor allen Dingen müsse er mit eigenen Augen sehn, wie die Sachen ständen.

Er nahm es also auf sein Gewissen, schon am ersten Tage seiner Ankunft nach dem nahen Vorwerke hinüber zu gehn.

Auf die Nachricht von seiner Ankunft kam ihm Baron Ewald selbst entgegen und bewillkommnete ihn auf das Herzlichste, konnte aber doch sein Erstaunen darüber nicht zurückhalten, daß er sich von dem Rittmeister getrennt hatte. Der Alte zuckte dazu die Achseln, und wenn er auch weit entfernt blieb, in klatschhafter Weise sich über das Leben seines Herrn auszulassen, so konnte Ewald aus den kurzen Antworten auf seine Fragen doch ganz gut die Wahrheit entnehmen, die bange Besorgnisse für das Glück seines Bruders in ihm erweckte.

Er fragte nicht, ob der Alte ihm keinen Gruß von dem Letzteren mitbringe, denn er wußte, daß Jener sich dieses Auftrages zu entledigen nicht vergessen haben würde; um über solche peinlichen Erörterungen hinwegzukommen, führte er ihn seiner Frau zu, um ihr den treuen Diener, der beinahe zu der Familie gezählt werden durfte und von dem er ihr schon so viel erzählt hatte, vorzustellen.

Wolff war nicht wenig erstaunt, eine so schöne und stattliche Dame zu finden, wie Baron Ewald sie nur aus der vornehmsten Adelsfamilie wählen gekannt hätte, viel mehr noch wurde sein Herz durch die ungesuchte Güte und Liebenswürdigkeit erwärmt, mit der ihm Marie die Hand reichte und sich mit ihm unterhielt; mochte sie in ihrer Ausdrucksweise nicht ganz so gewandt sein wie Gräfin Bassa, so fühlte Wolff doch, daß hier die wahre

Herzlichkeit ohne allen Eigennutz zu ihm spreche, und er stand keinen Augenblick an, sie hoch über Jene zu stellen.

Seine wieder ganz aufgeheiterte Miene machte Baron Ewald große Freude, da er die Veranlassung dazu erkannte, und er lud den Alten nun ein, ihn und seine Frau recht häufig zu besuchen. Wie sollte Wolff, wenn er sich auch der Aeußerungen des Rittmeisters, die ihm gleich so ungerecht vorgekommen waren, erinnerte, dieses Versprechen nicht gern und unbedenklich geben und auch halten, war Baron Ewald doch immer der zweite Sohn seines alten Herrn und hatte nicht viel weniger Anrecht auf seine Liebe und Achtung wie der Rittmeister, und fühlte er selbst sich doch jetzt hier viel wohler als dort!

Er ging also oft nach dem Vorwerke hinüber und kehrte stets sehr befriedigt von daheim; die junge Frau hatte er ganz in sein Herz eingeschlossen, und mehr als einmal seufzte er unwillkürlich bei dem Gedanken, wie viel besser der Rittmeister doch gethan haben würde, mit denselben Ansprüchen wie sein Bruder sich eine Lebensgefährtin zu wählen, wenn er doch einmal verheirathet sein wollte, – ja, das Glück des jungen Paares machte ihn, den alten Junggesellen und Soldaten, sehr unsicher, ob das Wort, das er bisher sehr bezweifelt hatte, nicht doch wahr sei: »Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.«

Wolff fühlte sich aber nur während seiner Besuche auf dem Vorwerke wohl und glücklich; auf dem Gute vermißte er zu sehr seinen Herrn, und die lange Abwesenheit

dieselben, während deren er in vollständiger Ungewißheit blieb, was der Rittmeister eigentlich treibe, machte ihn immer besorgter. Der Rittmeister schrieb an den Verwalter nur selten und allein in Geschäftsangelegenheiten; jedesmal ließ er dabei seinen alten Wolff grüßen, was diesem allerdings schmeichelte, ihn aber doch noch lange nicht beruhigen konnte.

Seine Verheirathung zeigte der Rittmeister nur ganz kurz mit dem Auftrage für den Verwalter an, sie in der von ihm bestimmten Form bekannt zu machen. Obgleich Wolff nichts Anderes voraussehen gekonnt hatte, war er bei dieser Nachricht doch wie vom Donner gerührt; nicht viel besser erging es Baron Ewald, zu dem er sogleich hinübereilte. Viele Worte über das einmal Geschehene zu machen, wäre aber unnütz gewesen; sie drückten sich nur mit einem traurigen Blicke die Hand und verstanden sich.

Die ferneren Briefe des Rittmeisters kamen nun, wie schon früher gesagt, aus der Schweiz und Italien, dann aus Frankreich; zuweilen erwähnte er darin seiner baldigen Rückkehr, aber doch nur in sehr unbestimmter Weise. Diesen weiten und kostspieligen Reisen nach zu schließen, mußte es ihm gut gehn, und sowohl Baron Ewald als Wolff wurden auf durchaus nicht unangenehme Weise dadurch überrascht, daß er die Mittel anwies, sein Gut wieder ganz schuldenfrei zu machen. So war ihm doch wenigstens ein Vortheil aus dieser zweiten Ehe erwachsen, der freilich noch nicht für ihr Glück auch in jeder anderen Hinsicht Zeugniß ablegte; dafür blieb nur das

Beste zu hoffen und zu wünschen übrig. Konnte er aber mit einer Frau glücklich sein, die den Zwist mit seinem einzigen Bruder nährte, also den natürlichsten Gefühlen gewissermaßen fremd stand, oder war er wirklich so erbittert über Ewald's Heirath, daß ihr versöhnender Einfluß auf ihn nicht zureichte?

Diese Fragen machten Ewald bedenklich und traurig; wie schmerzlich gekränkt wurde er nicht dadurch, daß sein älterer Bruder jetzt in so wichtigen Angelegenheiten allein mit dem Gutsverwalter verhandelte, als ob er gar nicht auf der Welt gewesen wäre!

Der Inspektor war übrigens ein verständiger und ehrenwerther Mann; er nahm aus diesem sonderbaren Verhältnisse nicht Anlaß, sich über den jüngeren Baron zu erheben, sondern kam zu demselben und bat ihn um seinen Rath, den Ewald auch unter dem Vorbehalte, daß der Rittmeister Nichts davon erfahre, bereitwillig und nach bester Einsicht ertheilte.

Wolff, immer ungeduldiger werdend, hatte sich schon mehr als einmal versucht gefühlt, sich unter irgend einem Vorwande unaufgefordert wieder zu seinem Herrn nach Paris zu begeben, und Ewald, gegen den er solche Absichten äußerte, widersprach ihnen nicht geradezu, weil er diesen treuen Diener und Freund gern in des Rittmeisters Nähe gewußt haben würde; einen bestimmten Rath mochte er indessen nicht geben, und der eingefleischte Subordinationsgeist hielt Wolff immer wieder von einer Eigenmächtigkeit zurück.

Da schien es nun endlich Ernst mit des Rittmeisters und seiner Gemahlin Heimkehr zu werden; sein letzter Brief hatte sich ganz bestimmt dahin ausgesprochen.

Ewald konnte sich unmöglich entschließen, dem Bruder, von dem er so schwer beleidigt worden war, entgegenzukommen, um so mehr, als dieser Empfang auch Bassa gegolten haben würde; er selbst hegte gegen Beide keinen unversöhnlichen Groll und wünschte Nichts mehr, als daß sich wieder ein freundliches Verhältniß zwischen ihnen herstellen möge, aber den ersten Schritt dazu durfte er nicht thun, weil er nicht wußte, wie sie denselben aufnehmen würden; um Demüthigungen zu ertragen, war er im Gefühle seines Rechtes zu stolz. Er hielt sich deshalb in diesen Tagen ganz zurückgezogen auf seinem Vorwerke; Wolff hatte ihm versprochen, möglichst bald von der Stimmung des Rittmeisters Bericht zu erstatten.

Ehe wir den Rittmeister und seine Gattin nun aber in ihre neue Heimath einführen, müssen wir unseren Lesern noch eine kurze Mittheilung über die machen, welche Baron Ewald und Marie nun schon seit mehreren Monaten gefunden hatten.

Das Wohnhaus des Vorwerkes lag kaum eine halbe Stunde von dem Herrenhause des Rittmeisters entfernt. Wenn das letztere kein schloßähnlicher Bau genannt werden konnte, so übertraf es jenes doch bei Weitem an Größe und Ansehnlichkeit; dasselbe war nicht viel mehr als ein einfaches und bescheidenes Pächterhaus, das recht

hübsch und freundlich gelegen und auch recht wohnlich eingerichtet war, aber doch nicht den mindesten Anspruch auf Eleganz machen durfte.

Als Junggeselle hatte Baron Ewald an seiner Wohnung auch durchaus Nichts auszusetzen gehabt; wiewohl er nun aber wußte, daß Marie von Jugend auf an eine noch größere Einfachheit gewöhnt war, hatte er sich doch Bedenklichkeiten gemacht, wie sie die neue Heimath finden werde. Dazu kam noch, daß er fürchtete, sie könne der schlimmen Gemüthskrankheit des Heimwehs verfallen, die sich gerade bei den Angehörigen eines engbegrenzten Vaterlandes zeigt und dann häufig ganz unheilbar wird.

Seine Befürchtungen erfüllten sich indessen durchaus nicht. Marie hatte bei dem Abschiede von ihrer lieben Insel nicht umsonst gesagt: »Meine Heimath ist bei Dir!« sie war stark genug gewesen, sich von allen altgewöhnten Verhältnissen, denen sie nur noch eine treue Erinnerung bewahrte, in der Wirklichkeit loszureißen, und brachte keine übertriebenen Ansprüche mit. Das kleine Pächterhaus erschien ihr im Vergleich zu der heimathlichen Hütte wie ein Palais, und mit aufrichtiger Lust und Liebe ging sie daran, sich daselbst eine Häuslichkeit zu gründen, die auch ihren Gatten beglücken konnte.

Das wahre Glück fragt nicht nach äußerem Schimmer, und jetzt hatte es auf dem Burgstein'schen Vorwerke seinen Sitz genommen und wurde erst wieder einigermaßen durch die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der verwandten Nachbarn auf dem Gute beunruhigt.

Daß Baron Ewald nicht gleichgiltig der nun so nahen Entwickelung der Verhältnisse zu seinem Bruder entgegensehn konnte, lag auf der Hand; die Besorgniß, daß Mariens Benehmen Jenem wirklich Veranlassung zur Mißbilligung geben könne, lag ihm fern, denn er hatte schon genügende Gelegenheit gefunden, sich zu überzeugen, daß sie die ihr jetzt zugewiesene Lebensstellung durch richtigen Takt, der sich selbst in die äußerlichen Formen zu passen wußte, vollständig auszufüllen verstand, aber die Vorurtheile des Rittmeisters und Bassa's ließen es vielleicht gar nicht einmal auf eine Probe ankommen.

Maria selbst, der er nicht verschweigen gekonnt hatte, wie die beiden Letzteren über seine Heirath dächten, fühlte sich, dadurch befangen und traurig gestimmt, nicht um ihrer selbst willen, denn sie besaß Stolz genug, sich gegen solche bittere Ungerechtigkeiten nöthigenfalls zu vertheidigen, und entbehrte den Umgang ihrer Verwandten nicht schmerzlich, da sie durch ihre kleine Häuslichkeit ganz befriedigt war, wohl aber war es ihr eine sehr peinliche Empfindung, als ein Hinderniß der Versöhnung und des natürlichen Verhältnisses zwischen den beiden Brüdern, wenn auch ganz schuldlos, dazustehn. Sie verbarg indessen diesen Kummer ihrem Manne, um ihm die glücklichen Stunden, die er an ihrer Seite verlebte, nicht zu verbittern. –

Der Rittmeister begrüßte seinen alten Diener recht herzlich und setzte sogleich hinzu, nun dürfe von einer Trennung zwischen ihnen nicht wieder die Rede sein;

auch Bassa reichte mit freundlichem Lächeln Wolff die Hand, die er, anstatt sie ehrfurchtvoll an seine Lippen zu führen, wie sie vielleicht erwartete, nur leise drückte.

Das Ehepaar hielt nun ohne alle weiteren Förmlichkeiten seinen Einzug in das Schloß, und Bassa hatte genug zu thun, Alles möglichst nach ihren Wünschen und Ansprüchen einzurichten; sie seufzte manchmal leise dabei, verbarg aber in anerkennungswürdiger Weise ihre Enttäuschungen dem Rittmeister und hatte sich auch fest vorgenommen, sich in die Verhältnisse zu fügen; die Gewohnheit kann ja auch Zufriedenheit schaffen.

Wolff übernahm nun wieder ausschließlich den Dienst bei seinem Herrn, Ignaz bei der gnädigen Frau; Beide kamen auf diese Weise nicht in Conflikt.

Aeußerlich ging Alles ganz gut; der Rittmeister hatte aber doch noch Etwas auf dem Herzen, das unnatürliche Verhältniß zu seinem Bruder. Vielleicht hatte er ganz im Stillen gehofft, Ewald werde ihn, trotz des Vorgegangenen, zuerst aufsuchen, und er wäre dann zu einer Ausgleichung recht gern geneigt gewesen, vorausgesetzt nur, daß Marie dabei ganz aus dem Spiele bliebe. Gesehn hätte er sie doch gern einmal oder gehört, wie sie sich eigentlich benehme, aber Wolff, von dem er das Letztere am ehesten erwarten konnte, war eigensinnig und öffnete nicht den Mund, um von ihr oder auch nur seinem Bruder zu sprechen.

Endlich mußte sein Herr sich doch entschließen, ihn zu fragen, wann er Baron Ewald zum letzten Male gesehen habe, und da erzählte der Alte nun ganz offen, daß er

seit seiner Ankunft fast täglich drüben auf dem Vorwerke gewesen sei und auch jetzt noch hinübergehe, wenn es seine Zeit erlaubte.

Der Rittmeister runzelte die Stirn, und es schwebte ihm schon die Frage auf den Lippen, ob Wolff seine Wünsche wirklich nicht verstanden habe oder sich für berechtigt halte, darauf keine Rücksicht zu nehmen, in welch' letzterem Falle er besser thun würde, aus dem seinigen in Ewald's Dienste überzutreten, aber der ruhige und ernste Blick des Alten, der von dem besten Gewissen Zeugniß ablegte, beschämte ihn, so daß er sich abwenden mußte, um die ihm in das Antlitz steigende Röthe zu verbergen.

»Und die Frau?« fragte er anscheinend gleichgültig, aber doch in einem Tone, der seine Geringschätzung ausdrücken sollte.

»Wenn der Herr Rittmeister,« erwiderte Wolff, jedes Wort dehnend und scharf accentuirend, – »die gnädige Frau Baronin von Burgstein, die Jüngere, meinen, so danke ich für gütige Nachfrage; sie befindet sich recht wohl und glücklich, und wer sie nur ansieht, Dem wird's ebenso warm und leicht um das Herz, als ob er auch Etwas von dem Glücke und Frieden, die drüben auf dem Vorwerke herrschen, abbekommen hätte.«

Der Rittmeister wollte wieder über die unverkennbar trotzige Antwort, in der er die Subordination seines alten Dieners nicht wiedererkannte, böse auffahren, aber er begriff doch, daß derselbe sich in einer sehr gereizten Stimmung befand, die zu ihm sehr unangenehmen Weiterungen führen konnte, und daß er ihm eigentlich

keinen Vorwurf darüber machen dürfe, wenn er in achtungsvollen Ausdrücken von seiner Schwägerin sprach; andererseits machte ihn dieses hohe, begeisterte Lob, mit dem der Alte doch sonst karg zu sein pflegte, noch neugieriger auf Die, welcher es galt.

Mit dem nicht ganz gelungenen Versuche, einen scherhaften Ton anzunehmen, meinte er:

»Die Frau Baronin, die Jüngere, muß ja eine wahre Fee an Schönheit sein, daß sie Dich alten Knaben so vollständig, wie es scheint, zu bezaubern vermocht hat?«

»Jedenfalls ist sie ein Engel an Güte und Lieblichkeit,« erwiderte Wolff, – »und wenn der Herr Baron Ewald sich drüben nicht so zufrieden fühlte, daß er die große Welt schwerlich entbehrt, und nähme sie mit sich nach der Stadt, so würden die Leute dort gewiß ganz Dasselbe sagen und manche noch viel vornehmere Dame vor Neid blaß werden.«

Der Rittmeister biß sich ärgerlich auf die Lippen; mit dem Alten konnte er heute einmal Nichts anfangen, ohne sich auf ihm noch unangenehmere Antworten gefaßt machen zu müssen. Ziemlich ungnädig schickte er ihn fort.

Diese kurze Unterhaltung konnte indessen nur seinen Wunsch verstärken, mit eigenen Augen sich zu überzeugen, wie weit Wolff wohl Recht hätte. Daß Ewald ohne Vermögen geheirathet hatte, konnte er ihm um so weniger zum Vorwurfe machen, als er selbst jetzt eigentlich schon zum zweiten Male dasselbe gethan, denn auf Basa's Reichthum konnte er jetzt auch nicht mehr pochen; die adelige Geburt ist doch am Ende ein Vorurtheil, auf

das ein Mann, der für verständig gelten will, nicht zu viel Gewicht legen darf, und wenn Marie mit ihrer äußereren Erscheinung und ihrem Benehmen wirklich den Platz, auf den sie gehoben worden, so auszufüllen wußte, daß die Leute, besonders die sogenannte gute Gesellschaft, daran keinen Anstoß nehmen konnten, so blieb ihm gegen die Wahl seines Bruders ja höchstens noch einzuwenden, daß derselbe seinen Rath dabei nicht in Anspruch genommen hatte, und ganz dasselbe konnte ihm Ewald zweimal erwidern. Aber freilich, auf Wolff's Urtheil allein war nicht sicher zu rechnen; der Alte hatte vielleicht gar nur seinem Unmuthe gegen Bassa Luft machen gewollt.

Der Letzteren seine geheime Absicht zu offenbaren, konnte er sich nicht entschließen, nachdem er sich bereits so entschieden gegen jede Annäherung an Ewald und dessen Gattin ausgesprochen hatte; auch sie erwähnte ja kein Wort mehr davon.

Schon an einem der nächsten Tage ließ er sich ein Pferd satteln und ritt, ohne Wolff mit sich zu nehmen, was den Alten wieder recht verdrießlich machte, unter dem Vorwande, seine Felder inspiciren zu wollen, aus. Das that er nun auch wirklich, aber nur sehr flüchtig, da er ja überhaupt die ganze Bewirthschaftung dem bisheri-gen Verwalter zu überlassen gedachte, und näherte sich dann immer mehr dem Vorwerke, was er um so eher, ohne seine eigentliche Absicht zu verrathen, ausführen konnte, als dasselbe auf zwei Seiten noch von seinen ei-genen Besitzungen umschlossen wurde.

Eine ganz gewöhnliche Neugierde braucht man ihm nicht unterzulegen; in der That war es das Herz, das ihn wieder in die Nähe seines Bruders zog, und je mehr er dieselbe erreichte, desto lebhafter wurde der geheime Wunsch, den sich sein falscher Stolz anzuerkennen sträubte, mit Ewald zusammenzutreffen oder Marie zu sehn und sie so zu finden, daß er die Versöhnung vor sich selbst entschuldigen könnte.

Dieses Mal erreichte er indessen seinen Zweck nicht, wie auch nicht in den nächsten Tagen; daß die junge Frau in der noch rauhen Jahreszeit nicht ausging, war leicht erklärlich, schwerer aber, daß er den sonst so thätigen Bruder nicht auf den Feldern erblickte, wenn er nicht annehmen wollte, derselbe gehe ihm absichtlich aus dem Wege. Das Mißlingen seiner Absicht machte ihn verdrießlich, auf der anderen Seite seinen Wunsch immer dringender. Bassa mußte die trüben Wolken auf seiner Stirn bemerken, aber auf ihre besorgten Fragen gab er ihr nicht wahrheitsgetreue Antworten, nur aus einzelnen zufälligen Aeußerungen mochte sie doch wohl errathen, was ihm eigentlich auf dem Herzen lag; sie lächelte dazu hinter seinem Rücken in ganz eigenthümlicher Weise.

Wenn man hieraus schließen wollte, sie freue sich in häßlichem Uebermuthe darüber, daß der Rittmeister um ihretwillen seine brüderlichen Empfindungen bekämpfe, so würde man ihr großes Unrecht thun, und wir hoffen, ihren Charakter schon genügend dargelegt zu haben, so

daß man neben manchen Schwächen und Leidenschaften eine edlere Gemüthsunterlage nicht verkannt haben wird.

Gleich am Tage nach ihrer Ankunft hatte sie Ignaz, den treuergesellen Sklaven, heimlich beauftragt, sich vorsichtig nach den Verhältnissen der Herrschaft auf dem Vorwerke zu erkundigen, und was dem Riesen an körperlicher Gewandtheit abging, das ersetzte er durch Schlauheit, besonders wo es seiner Herrin einen Dienst zu leisten galt. Hier wurde es ihm nun besonders leicht, die alte Bekanntschaft mit Fritz wieder anzuknüpfen, und schon nach einigen Tagen konnte er ziemlich dasselbe berichten, was Wolff, wenn auch in noch herzlicherer Weise, gegen den Rittmeister ausgesprochen hatte; es war weit und breit umher nur eine Stimme darüber, daß Baron Ewald eine ebenso schöne als achtungswerte und liebenswürdige Frau heimgeführt habe und mit ihr sehr glücklich lebe.

Bassa war anfänglich doch ein wenig betroffen über die schnellen und großen Eroberungen, welche ihre Schwägerin gemacht haben sollte, und nun erging es ihr ganz ebenso wie dem Rittmeister: ihre Begierde, Marie persönlich kennen zu lernen, stieg.

Der Rittmeister war, um nothwendige Geschäfte zu besorgen, an einem der nächsten Vormittage in die Stadt, welche nicht weit entfernt lag, gefahren. Das schöne, helle und milde Wetter – eine Seltenheit in dieser noch nicht weit vorgerückten Jahreszeit – mußte es rechtfertigen,

daß sie in seiner Abwesenheit einen Spaziergang unternahm, und, durch Ignaz von dem einzuschlagenden Wege in Kenntniß gesetzt, ging sie gerade nach dem Vorwerke, entschlossen, ihre Absicht ohne viel Umstände zu erreichen; sie konnte sich ja immer stellen, als habe sie, die in dieser Gegend noch ganz unbekannt war, der Zufall geführt, und sich damit sowohl bei ihrem Manne entschuldigen, als sich von der Schwägerin, falls ihr dieselbe nicht zusagen sollte, mit derselben Erklärung wieder zurückziehn; ihre einzige Besorgniß war, sie könne zu früh mit Baron Ewald zusammentreffen und Dieser sie abhalten, Marie zu sehn, aber Bassa war keine Frau, die sich auf lange Ueberlegungen einließ, und alles Ungewöhnliche hatte einen besonderen Reiz für sie.

Ohne Weiteres betrat sie den Hof des kleinen Landhauses. Sie hatte sich möglichst einfach gekleidet, dessenungeachtet sah man ihr auf den ersten Blick die Frau von Stande an, und die Landleute, welche die gnädige Frau vom Gute noch nicht kennen gelernt hatten, grüßten sie ebenso ehrerbietig als verwunderungsvoll.

Der Zufall erwies sich ihr auch ganz besonders günstig; Marie, die sich die wirthschaftlichen Pflichten sehr angelegen sein ließ, kam ihr gerade entgegen. Eine Ahnung, wen sie vor sich habe, mochte sie durchzucken, denn sie gerieth in augenscheinliche Verlegenheit, obgleich Bassa sie mit höflichem Griffe, ohne sich zu nennen, nur bat, ihr Eindringen in das Gehöft zu entschuldigen, sie habe einen weiteren Spaziergang gemacht, der sie sehr ermüdet, bitte, sich ein wenig ausruhn zu dürfen, und, da sie

gar nicht wisse, wo sie sich befindet, ihr nachher den Weg weisen zu lassen.

Marie wagte auch nicht mehr zu fragen; Baron Ewald war nicht zu Hause, und sie ersuchte die Fremde, in ihre Wohnung einzutreten.

Bassa fühlte sich wirklich überrascht; das einfache und doch würdevolle Wesen der jungen Frau, welcher die kleine Befangenheit, welche doch Nichts von linkischer Verlegenheit hatte, sehr gut stand, ihre sanfte Schönheit und gebildete Ausdrucksweise übertrafen die Vorstellungen, welche sie sich selbst nach Ignaz' Berichte gemacht hatte. Andererseits mußte sich Marie gestehen, daß die Schwägerin, wenn sie dieselbe wirklich vor sich hätte, eine Liebenswürdigkeit besitze, die den Schilderungen ihres Mannes und ihrer eigenen vorgefaßten Meinung von deren Stolze und vornehmer Kälte gar nicht entspreche; da Bassa sorgfältig vermied, ihr Gewißheit zu geben, während sie das Gespräch mit großer Gewandtheit dahin lenkte, wo sie es gerade haben wollte, wurde Marie endlich doch wieder sehr zweifelhaft, ob ihre Vermuthung sie nicht täusche, und damit auch viel unbefangener.

So wurde der Ton zwischen den beiden Frauen bald ein vertraulicher, und Bassa, die es nicht darauf ankommen lassen wollte, daß Baron Ewald bei seiner Rückkehr sie finde oder nach ihrer Entfernung sie aus der Beschreibung seiner Frau erkenne, entschloß sich, die Maske fallen zu lassen und den immer wärmer werdenden Gefühlswallungen nachzugeben; schon auf dem Herwege

hatte sie sich einen Plan entworfen, von dessen Ausführung sie sich großes Vergnügen versprach und der auch ein wirklich würdiges Ziel hatte, nämlich, wenn sie Marien so fände, daß sie geneigt würde, sich ihr anzuschließen sollten sie, die beiden Frauen, die Versöhnung zwischen den Brüdern bewerkstelligen, und nun brannte sie vor Begierde, dies in's Werk zu setzen.

Lebhaft, wie sie immer war, warf sie sich Marien plötzlich um den Hals, begrüßte die freudig Ueberraschte als ihre Schwägerin und gewann sie leicht für ihre Absicht; sie nahm ihr dann das Versprechen ab, daß auch Ewald vorläufig noch Nichts von dieser Vereinigung erfahren solle, und da es ihm zweifellos eine große Freude zu bereiten galt, willigte Marie gern ein, sollte sie das Geheimniß doch nur bis zum anderen Tage vor ihm bewahren; auch konnte sie auf Bassa's Idee um so eher eingehen, als sie recht gut wußte, wie sehr auch er sich nach der Aussöhnung mit seinem Bruder sehnte.

Nachdem Alles zwischen den Beiden ausführlich verabredet worden, beeilte sich Bassa, aufzubrechen, ehe Baron Ewald heimkehrte, und nahm einen recht herzlichen und zärtlichen Abschied von ihrer Schwägerin.

Das Bewußtsein, richtig und natürlich gehandelt zu haben, machte sie ganz fröhlich, und sie sah dem Leben auf dem einsamen Gute nun mit viel mehr Lust und Vertrauen entgegen, durfte sie doch hoffen, daß es ihr selbst nun weniger an Zerstreuung fehlen würde; sie träumte schon von der angenehmen Aufgabe, die Lücken in Mariens äußerer Bildung durch ihre Lehren und guten Rath

auszufüllen und sich dagegen an diesem frischen, reinen Herzen, das sich so bereitwillig dem ihrigen geöffnet hatte, zu erwärmen, wenn alte trübe Erinnerungen zuweilen das eigene erkälteten und traurig stimmten.

Als Bassa nach Hause kam, fand sie den Rittmeister schon zurück und nicht wenig besorgt über ihre lange Abwesenheit, die er sich gar nicht zu erklären vermocht hatte. Ihre heitere Miene beruhigte ihn indessen schnell, und in freudiger Aufregung erzählte sie ihm, auf einem Spaziergange, den sie weiter, als anfänglich beabsichtigt, ausgedehnt, sei ihr die angenehme Ueberraschung geworden, einer lieben Bekannten zu begegnen, die sie hier in der Nähe am allerwenigsten erwartet hätte.

Der Rittmeister, der doch alle Personen von Stande und einiger Bedeutung in der ganzen Umgegend zu kennen meinte, war verwundert und neugierig, Näheres von ihrer Freundin zu erfahren, aber lachend erwiderte sie ihm, sie wolle auch ihn durch diese angenehme Bekanntschaft, die ihm noch ganz neu sein werde, überraschen und zu diesem Zwecke hätte sie sich mit Jener am folgenden Tage ein Rendezvous gegeben, bei dem er sie zu begleiten wohl nicht ausschlagen werde.

Sonderbar kam ihm diese Heimlichkeit nun allerdings vor, aber Bassa hatte ja oft ihre besondere Launen, und er begnügte sich, zu ihrer Schwärmerei zu lächeln, mit der sie während des ganzen Abends davon sprach, wie befriedigend und unterhaltend dieser Umgang für alle Theile werden solle, denn daß es sich um ein junges Ehepaar handle, hatte sie ihm doch schon verrathen.

Der zwischen Bassa und Marien, auf der Letzteren Vorschlag, verabredete Rendezvousplatz befand sich von beiden Häusern seitwärts gelegen, ziemlich gleich weit entfernt und war gewissermaßen neutraler Boden, denn er gehörte weder zu der Besitzung des einen noch des andern Baron von Burgstein, sondern einem Nachbarn, mit dem Beide befreundet waren. Auf einer bewaldeten Anhöhe, die so romantisch war, wie sich in dieser ziemlich öden Gegend überhaupt eine finden ließ, und wenigstens eine weite Aussicht in das Land hinein gestattete, hatte Jener ein sogenanntes Belvedere erbauen lassen, das, von drei Seiten geschlossen, auf der vierten eine Reihe offener Säulen hatte und in dem sich ein Tisch und Bänke befanden, Alles zwar nur leicht aus Holz, aber hübsch und sauber hergerichtet. Im Sommer trafen sich hier häufig die benachbarten und befreundeten Familien, weil der Platz so bequem für eine Vereinigung war; sonst stand der Zutritt Jedermann frei.

Für eine solche ländliche Partie war es nun eigentlich noch zu früh im Jahre, denn der Frühling hatte kaum die ersten Knospen an den Bäumen erweckt, und der Rittmeister scherzte auch über die sonderbare Idee der Frauen und vermochte nicht zu begreifen, warum Bassa ihre Freundin nicht lieber bei sich empfange; sie berief sich dagegen auf das milde, sonnige Wetter und die den beiden Männern zugeschriebene Ueberraschung, denn auch der Gatte ihrer Freundin würde sich, nach ihrer Versicherung, später einfinden. Der Rittmeister mußte sie, wohl

oder übel, begleiten und befand sich, durch ihre Heiterkeit angeregt, dabei auch in der besten Laune.

Wenn man zu dem Belvedere hinaufstieg, näherte man sich der geschlossenen Rückseite desselben und konnte das Innere erst, oben angelangt, erblicken.

Marie war schon vor der bestimmten Stunde dort und erwartete dieselbe mit Herzklopfen; wenn es sich nicht um einen so wichtigen Zweck gehandelt hätte, würde sie sich schwerlich zu der von Bassa vorbereiteten Comödie entschlossen haben. Ewald, der, wie alltäglich, noch mit seiner Wirthschaft beschäftigt war, hatte sie einfach gesagt, sie wolle einen Spaziergang nach dem Belvedere machen, woran er bei dem schönen Wetter nichts Absonderliches fand, und ihn gebeten, sie von dort abzuholen, ihm aber eine spätere als die von Bassa verabredete Stunde dazu bestimmt.

Sie hatte sich, ihrem jetzigen Stande gemäß, elegant, aber einfach gekleidet und sah ganz reizend aus; es lag ihr ja auch so viel daran, einen guten Eindruck auf ihren beinahe gefürchteten Schwager, den Rittmeister, zu machen. Ihr zu beobachtendes Benehmen war zwischen den beiden Frauen ganz genau verabredet worden.

Der Rittmeister war wirklich sehr überrascht, als er in dem Belvedere eine so schöne und junge Dame fand. Bassa stellte ihm dieselbe kurzweg als »ihre liebe Freundin« vor, die sie sofort auf das Zärtlichste umarmte, und welche mahnende Blicke er ihr auch zuwerfen mochte, daß es nun wohl zu einer weiteren Erklärung Zeit sei,

war sie dazu doch nicht zu bewegen, sondern leitete so gleich eine Unterhaltung ein, welche die Verhältnisse ihrer Freundin ganz unberührt ließ. Er begriff seine Frau nicht; machte er irgend eine Andeutung, die ihn in das Klare setzen sollte, so kam sie auf die gewandteste Weise dazwischen und wußte das Gespräch wieder auf einen anderen Punkt zu lenken; er wäre darüber verdrießlich geworden, hätte die Fremde sein Interesse nicht soweit in Anspruch genommen, daß er sich von der besten Seite zu zeigen bemüht war.

Ohne Bassa's geschickte und immer bereite Hilfe würde Marie diese Probe schwerlich bestanden haben; anfänglich war sie auch sehr befangen, aber gerade diese bescheidene, schüchterne Zurückhaltung gefiel dem Rittmeister, da sie doch mit so viel natürlicher Liebenswürdigkeit und Würde gepaart war, und als sie erst die Überzeugung gewann, daß sie einen günstigen Eindruck auf ihn mache, hob sich ihr Muth und sie erschien nun in einem noch vortheilhafteren Lichte.

Bassa wußte bereits, daß sie triumphirt habe; sie zögerte mit ihrer Eröffnung nur noch, bis Ewald erscheinen würde.

Endlich hörte sie, die aufmerksam lauschte, während der Rittmeister sich in sichtlichem Interesse mit Marien unterhielt, sich nähernde Schritte, und sich rasch erhebend, begegnete sie gerade Baron Ewald, der zwischen den Säulen des Belvedere eintreten wollte.

Es wird überflüssig sein, die sich auf seinem und des Rittmeisters Gesichte malende Ueberraschung, die geradezu an Bestürzung grenzte, zu schildern; Beide ahnten noch nicht, daß sie zu einer absichtlichen Begegnung hierhergeführt worden seien.

Bassa ließ ihnen nicht Zeit zum Besinnen; auf die zitternde Marie zueilend, umfaßte sie dieselbe und sagte in der Art einer förmlichen Vorstellung, wobei aber doch ihre Stimme sehr weich und bewegt klang:

»Alfred, das ist meine liebe Freundin und Schwägerin Marie und hier ihr Gemahl, Baron Ewald von Burgstein! Die Herren reichen sich wohl die Hand, wie wir Frauen es bereits gestern gethan haben, zu einem ewig dauernden freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Bündnisse? – Hier auch für Sie die meinige, Schwager Ewald!«

Und sie streckte ihm ihre Hand entgegen, die er, aus Mariens Lächeln durch Thränen Alles begreifend, wenigstens mit Sicherheit ahnend, wohl nehmen und an seine Lippen führen mußte. Der Rittmeister hatte die Augen zu Boden gesenkt und kämpfte wohl noch ein paar Augenblicke mit seinem Stolze, aber er raffte sich schnell wieder auf, nahm auch die Hand Mariens, die er warm drückte, und rief nun, von seinem Gefühle übermannt:

»An mein Herz, Ewald! – Weiß Gott, daß ich Dir und ihr Unrecht gethan habe, aber es auch wieder gutmachen will!«

SECHSTES KAPITEL. TAG UND NACHT.

Die von Bassa eingeleitete Versöhnung war eine vollständige, und Alle wußten ihr den wärmsten Dank dafür, aber sie selbst erntete darauf auch die reichlichste Belohnung.

Die Entfernung zwischen den Wohnhäusern auf dem Gute schien viel kürzer geworden zu sein, wenn man nach dem Verkehre zwischen beiden schließen sollte; innige Freundschaft verband die beiden Familien, und dies erstreckte sich bis auf ihre Untergebenen. Wenn der Rittmeister sich nun von jeder Sorge erleichtert fühlte und nur heitere und zufriedene Gesichter um sich sah, unter seines jüngeren Bruders Leitung eine anregende Thätigkeit in der Bewirthschaftung seines Gutes suchte und in dem Familienkreise, der sich mindestens allabendlich hier oder dort bildete, eine um so mehr geschätzte Erholung fand, so fühlten sich die Anderen nicht weniger befriedigt. Je mehr er und Bassa Marie kennen lernte, desto achtungswürdiger und liebenswerther erschien sie ihnen, und der tägliche Umgang mit der welterfahrenen Frau trug nicht wenig dazu bei, ihren vortrefflichen Herzens- und Seeleneigenschaften auch ein äußeres Relief zu geben; hätten die Verhältnisse es mit sich gebracht, so würde sie in jeder vornehmen Gesellschaft, wenn auch vielleicht nicht geglänzt, so doch die an ihren Stand gestellten Forderungen vollständig zu erfüllen vermocht haben. Die Hauptsache war, daß sich in diesem Zusammenleben alle Vier glücklich fühlten.

Dem Rittmeister erschien Bassa jetzt in einem noch ganz anderen Lichte wie früher; in dem glücklichen Versuche, ihn mit seinem Bruder zu versöhnen, von dem er sich ja eigentlich gerade um ihretwillen trennen zu müssen gemeint hatte, fand er einen unumstößlichen Beweis ihrer Liebe, die ihm jedes Opfer zu bringen bereit wäre, ihre sichtliche Zufriedenheit mit den im Vergleiche zu ihren früheren Ansprüchen jetzt so einfachen Lebensverhältnissen beglückte ihn und machte auch ihn genügsam; zu der Liebe, die er ihr bisher zugetragen hatte, gesellte sich auch noch eine hohe Achtung.

Und einer solchen erfreute sie sich von Allen, die sie umgaben, und verdiente sie auch. Mit ihrem Schwager Ewald war sie vollständig versöhnt, denn er vergaß nicht, daß sie Marie aus einer immerhin peinlichen Situation befreit hatte, und fand sie ja jetzt ganz anders, als er sie bei der ersten Bekanntschaft, unter so zweifelhaften Umständen, beurtheilte; es schien ja auch, daß der Rittmeister durch sie nun ein wahrhaftes und dauerndes Glück gefunden habe.

Das leuchtete auch dem alten Wolff ein, und zumal auch ihm nicht verborgen blieb, auf welche Weise sich Alles so glücklich gestaltet hatte, und er mit eigenen Augen sah, wie innig das Verhältniß zwischen den beiden Schwägerinnen war, machte er sich beinahe einen Vorwurf daraus, sie so hart beurtheilt zu haben, und bestrebte sich, ihr seinen Diensteifer und Zuneigung zu beweisen, wo sich Gelegenheit dazu fand; er ließ sich sogar so weit herab, mit dem langen Ignaz und dem windigen

Fritz in freundlicherer Weise zu verkehren, obgleich er sich immer dabei einen gewissen Respekt zu bewahren wußte.

Von Clementinen war zwischen den beiden Ehepaaren nie die Rede gewesen, was die Schonung der Gefühle des Rittmeisters genügend erkärt. Die Leute auf dem Gute hatten sich nun freilich nicht wenig gewundert, daß ihr Herr mit einer anderen Gemahlin zurückgekehrt war, die sich ihre Zuneigung übrigens mehr als die erste zu erwerben wußte, aber der Einzige, der darüber Auskunft geben konnte, Wolff, wies auch die bescheidenste Frage so bärbeißig zurück, daß man sich nun einmal daran gewöhnen mußte, die bestehenden Thatsachen ohne weitere Fragen anzuerkennen.

In diesen unteren Kreisen sprach man auch vielfach davon, wo Rosa, der vorigen Herrin Dienerin, geblieben sei, da dieselbe aber keine näheren Verwandten besaß, fühlte sich auch Niemand berufen, sich ernstlich danach zu erkundigen.

Fritz, der von Allen, welche der Herrschaft einigermaßen nahestanden, noch am zugänglichsten war und von dem man übrigens wußte, daß er in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse zu dem Mädchen gestanden habe, schüttelte, wenn man ihn ihretwegen befragte, auch nur mit der trübseligsten Miene den Kopf und wußte nichts Bestimmtes zu sagen; nur soviel brachte man von ihm endlich heraus, daß der Rittmeister sich von seiner ersten Frau habe scheiden lassen und daß Rosa, ihr wahrscheinlich folgend, ihm untreu geworden sei. Ganz

unglücklich machte ihn dieses Mißgeschick keinesfalls, denn er versuchte sich an anderen Orten schon wieder auf die Freiersfüße zu stellen.

Da auf einmal – es war zu Anfang Mai's – tauchte die schon ganz aufgegebene Rosa wieder auf. Sie erschien mit der gewöhnlichen Post, die unmittelbar an dem Gute vorüberging, anständig und großstädtisch gekleidet, was den Leuten natürlich zuerst in die Augen fiel, quartierte sich mit etwas hochmüthigem und verschlossenen Wesen in dem Wirthshause des Dorfes ein, und erklärte, sie bringe dem Herrn Rittmeister sehr wichtige Nachrichten. Nebenbei fragte sie auch nach dem Fritz, und als man ihr gesagt hatte, daß derselbe noch ledig sei und häufig nach ihr geseufzt habe, schickte sie ihm sofort einen Boten, den sie sehr splendide bezahlte.

Fritz folgte natürlich sogleich dem überraschenden Rufe, und man mag sich das freudige und zärtliche Wiedersehn des Pärchens nach Belieben ausmalen; wir wollen nur wiederholen, was Rosa ihrem, nach seiner eigenen Versicherung wenigstens, treubewährten Seladon über die Erlebnisse während ihrer Abwesenheit, seitdem wir sie aus den Augen verloren haben, mittheilte, nachdem sie ihm ein heiliges Versprechen der Verschwiegenheit abgenommen hatte.

Nachdem sie das Loos ihrer unglücklichen Herrin, dessen letzte Wendung ihr selbst noch nicht bekannt war, mit vielen und heißen Thränen beklagt hatte, erzählte sie weiter, daß sofort nach Clementinens Verhaftung und geheimnißvoller Wegführung ein herzoglicher Commissair

die Rosenburg übernommen und die Dienerschaft für seinen gnädigsten Herrn verpflichtet habe; die Leute fügten sich, da sie auf diese Weise allein ihre weitere Existenz zu sichern vermochten, nur der alte Schloßverwalter, der sich sehr aufgebracht über das beobachtete Verfahren äußerte, forderte und erhielt auch bald darauf seinen Abschied; er hatte sich eine kleine Summe erspart, von der er und seine Gattin ihre letzten Tage wohl unabhängig und sorgenfrei machen konnten.

Rosa selbst wurde ein paar Tage lang unter strenger Aufsicht, fast wie eine Gefangene gehalten, durfte mit der übrigen Dienerschaft gar nicht verkehren, und nachdem man ihre wiederholten Bitten, sie ihrer Herrin folgen zu lassen, – so erzählte sie wenigstens – abgeschlagen hatte, sah sie sich genöthigt, eine schriftliche Verpflichtung zu unterzeichnen, wonach sie bis zum Austrage eines gegen Clementine erhobenen Prozesses, von dem sie übrigens Nichts weiter gehört hatte, über die letzten Ereignisse auf der Rosenburg Schweigen bewahren, das Herzogthum sogleich verlassen und nie wieder dahin zurückkehren sollte; dafür gab man ihr eine für ihre Verhältnisse nicht ganz unbedeutende Geldsumme und schickte sie unter Aufsicht bis über die Grenze.

Dem Mädchen fehlte indessen der Muth zur Heimkehr, da sie eine üble Aufnahme von Seiten ihres Gutsherrn, des Rittmeisters, fürchtete; hatte sie die Flucht Clementinens auch nicht begünstigt, so war sie derselben doch heimlich gefolgt.

Sie beschloß deshalb, sich vorläufig in der Hauptstadt ihres Vaterlandes aufzuhalten und sich dort einen ihrem bisherigen ähnlichen Dienst zu suchen, bis sie wieder etwas von ihrer Herrin hörte; nach ihrer Behauptung hatte sie aber mit allen ihren Bemühungen kein Glück gehabt, ihr Geld nutzlos aufgezehrt und, um den Rest desselben zu retten, sich genöthigt gesehen, auf jede Gefahr hin die Heimreise anzutreten.

Hierin mochte Rosa nun wohl nicht ganz aufrichtig sein, wahrscheinlich hatten sie die Vergnügungen der großen Stadt gefesselt; aber Fritz glaubte ihr, und es ist auch von keinem allgemeinen Interesse, was sie inzwischen getrieben hatte.

Ihre Absicht war nun, den Rittmeister zu bitten, daß er sie wieder in Gnaden aufnehme, und ihn zu beschwören, daß er sich in irgend einer Weise für ihre unglückliche Gebieterin verwende; ob er dazu Lust haben würde und wie er dies ausführen könne, darüber war sie freilich sehr im Unklaren; ganz verstoßen konnte er sie jedenfalls nicht, da sie auf dem Gute heimathsangehörig war. Sobald sie hörte, daß Baron Ewald verheirathet sei, entsprang in ihrem ingenieusen Hirne der neue Plan, in den Dienst seiner Gemahlin zu treten und Fritz, der ihr ja augenscheinlich noch die alte Neigung bewahrt hatte, – dem Burschen stach ihr kleines Kapital doch wohl ein wenig in die Augen – je eher desto lieber zu heirathen.

Baron Ewald war ja auch ein so gütiger Herr, und er wurde nun von dem Paare als Vermittler bei seinem Bruder, an den sich Rosa doch nicht wagte, ausersehn. Fritz

mußte ihn schon am folgenden Tage von ihrer Ankunft und ihren Mittheilungen benachrichtigen

Ewald wurde davon keineswegs angenehm betroffen; nachdem er das Mädchen kommen gelassen und selbst gesprochen hatte, sah er wohl ein, daß gegen Clementine eine unwürdige Gewaltthat verübt worden, und ihr trauriges, wenn auch nicht unverdientes, Schicksal ging ihm sehr zu Herzen, aber weder er noch sein Bruder hatten die Verpflichtung wie die Macht, ihr zu helfen. Er schwankte lange, ob er den Letzteren von diesen Dingen, die nur seinen Frieden stören konnten, in Kenntniß setzen solle, da aber die Rückkehr Rosa's ihm schwerlich lange verborgen bleiben konnte, das Mädchen wohl auch anderen Leuten gegenüber für die Dauer nicht geschwiegen hätte, fand er es nach reiflicher Erwägung doch besser, daß der Rittmeister in schonendster Weise durch ihn selbst Alles erfahre.

Ohne eine tiefe Erregung für beide Theile gingen diese Eröffnungen nicht ab, und der Nachklang davon blieb auch bei dem Rittmeister, der sein Herz doch nicht gänzlich dem schweren Leiden der Frau verschließen konnte, die ihm so nahe gestanden und die er einmal zu lieben geglaubt hatte. Aber es war ihm nicht zuzumuthen, daß er die tiefe Kränkung seiner Ehre noch einmal durch Schritte aufröhre, die immer nur wenig Erfolg versprechen konnten. Er wollte Rosa gar nicht sehn und sprechen; man hätte sie auch am liebsten wieder fortgeschickt, aber das Mädchen war nicht gutwillig dazu zu bewegen, da es sich nun wieder ganz an Fritz gehangen

hatte, und da ihre Plaudereien nur Unannehmlichkeiten herbeiführen konnten, wenn sie zum Trotze gereizt wurde, Baron Ewald sich auch nicht für berechtigt hielt, die dringenden Bitten seines Dieners rundweg abzuschlagen, hielt man es für das Beste, den Beiden ihre Verheirathung zu gestatten, wogegen Rosa sich zum Schweigen verpflichtete.

In der Hoffnung, bei Marien in Dienst zu treten, hatte sie sich indessen getäuscht; die junge Baronin bedurfte in ihrer einfachen Häuslichkeit keiner Kammerzofe, und Baron Ewald hätte Rosa dazu auch nicht für empfehlenswerth gehalten. Sie durfte ihren Fritz heirathen und blieb auf dem Vorwerke, wo Beide ein gutes Auskommen hatten, mußte aber wohl fühlen, daß sie am besten thäte, sich von der Herrschaft möglichst fernzuhalten, der ihr Anblick nur peinliche Erinnerungen erwecken konnte.

Wir werden über sie und Fritz fernerhin Nichts mehr zu sagen haben, deshalb nur noch soviel, daß der Letztere in seiner Ehe nicht ganz unglücklich wurde, wie wohl Rosa ihn doch etwas gesetzter und verständiger zu machen wußte und in ihrem Hause vollständig das Regiment führte. Später erhielt sie auch eine Bedienstung in Baron Ewald's Hause, der sie mit Eifer und Geschicklichkeit vorstand; ihre hochfliegenden Pläne hatte sie mit den zunehmenden Jahren und unter so einfachen Verhältnissen gänzlich aufgegeben und wurde eine recht praktische Frau.

Bassa und Marie erfuhren Nichts von Dem, was ihre Männer eine Zeitlang in so unruhige Bewegung setzte;

in der Ersteren Interesse konnte es nicht liegen, Clementinens jemals zu erwähnen, und Marie hörte auch nur wenig über die erste unglückliche Ehe ihres Schwagers und war viel zu zartfühlend, um selbst von ihrem Manne Mittheilungen darüber zu verlangen.

Die Ankunft Rosa's brachte daher keine anhaltende Störung des Glückes, dessen sich Alle erfreuten, hervor, aber das ganz unerwartete Erscheinen einer anderen Persönlichkeit sollte nur zu bald viel tiefer und nachhaltiger in dasselbe eingreifen.

Wie das kleine Herzogthum, so wurde um diese Zeit auch der große Staat, nur in noch weit ausgedehnterem Maße, durch die erwähnten politischen Verwickelungen in unruhige Bewegung gesetzt und begann bereits zum Kriege zu rüsten, noch gab man sich aber vielseitig der Hoffnung hin, den diplomatischen Verhandlungen würde es gelingen, den Knoten geschickt zu lösen, ehe er vom Schwerte gewaltsam zerhauen werden müßte. In dem Rittmeister und Wolff gährte das alte Soldatenblut wieder auf, sie politisirten und debattirten häufig über Krieg und Frieden zusammen, und wenn der Rittmeister wohl scherhaft fragte: »Nun, wie ist's, Alter, möchtest Du wohl wieder in den Sattel steigen und den Säbel in der Faust führen?« – und Wolff dann ganz ernst erwiderte: »Das wird nur auf den Herrn Rittmeister ankommen, mir wär's schon ganz recht!« – dann trat eine bedeutungsvolle Stille zwischen ihnen ein und Einer hörte den Anderen vernehmlich seufzen.

Es lag doch wohl wenig Aussicht vor, daß ihre geheimen Wünsche in Erfüllung gehen könnten; wenn der Rittmeister im Kriegsfalle auch wohl wieder Anstellung im aktiven Dienste gefunden haben würde, so hatte er jetzt doch noch an andere Pflichten zu denken, und Basa würde schwerlich so leicht eingewilligt haben, ihn einem so ungewissen Schicksale entgegenziehn zu lassen; bei der entferntesten Andeutung, die er darauf machte, wechselte sie schon die Farbe und sah ihn so ängstlich bittend an, daß er zu ihrer Beruhigung versichern mußte, er denke gar nicht im Ernst daran, sie zu verlassen.

Die Zeitungen wurden jetzt von Allen auf dem Gute mit dem größten Interesse gelesen, die Herren fühlten aber doch noch das Bedürfniß, über die bereits geschehenen und noch zu erwartenden wichtigen Ereignisse mit anderen gebildeten Männern zu sprechen, ihre Meinungen auszutauschen und hier und da auftauchende Privatnachrichten zu hören; Baron Ewald besaß, wenn er zum Soldatenstande auch niemals Neigung und Beruf gefühlt hatte, doch nicht weniger Patriotismus als sein Bruder und nahm deshalb denselben lebhaften Anteil an den dem Vaterlande drohenden Gefahren wie dieser. So fuhren oder ritten sie gemeinsam jetzt häufig nach der Stadt oder zu den Nachbarn hinüber und blieben manchmal auch länger aus, als ihren Frauen, die dies übrigens vollkommen entschuldigten, lieb war.

So war es auch an einem Tage um die Mitte Mai's; der Rittmeister, den die Morgenzeitungen wieder besonders erregt hatten, war schon Vormittags fortgeritten, um

Ewald abzuholen, und hatte Bassa versprochen, Marie für den Nachmittag zu ihr einzuladen; er und sein Bruder waren schwerlich vor Abend zurückzuerwarten.

Bassa saß, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt und in ihrer Einsamkeit etwas melancholischen Gedanken hingegessen, in einem zur Sommerzeit gewöhnlich als Wohnstube benützten großen Zimmer, das im Erdgeschosse lag und aus dem eine große Glasthür unmittelbar in den Garten führte; diese Thür war jetzt mit ihren beiden Flügeln weit geöffnet, um die im hellen Sonnenschein so warme Frühlingsluft einzulassen; draußen an den Bäumen und Sträuchern prangte schon das erste frische Grün, und auf dieser Seite des Hauses, welche dem Wirthschaftshofe abgewandt war, herrschte eine friedliche Stille, die nur durch den Gesang und das Gezwitscher der Vögel unterbrochen wurde.

Plötzlich fuhr Bassa beinahe erschrocken zusammen; schnelle und starke Schritte näherten sich der Thür, und als sie aufblickte, war sie nahe daran, einen lauten Schrei auszustoßen, denn ein großer, elegant gekleideter Herr, den sie im ersten Momente nicht erkannte, da er dem Lichte den Rücken zuwandte, trat rasch in den Salon. Er trug eine Reisemütze in der Hand und rief mit einer kurzen vertraulichen Verbeugung sogleich in polnischer Sprache aus:

»Welches Glück, daß ich Sie hier allein treffe, meine theure Freundin, jedenfalls bei bester Gesundheit und in den glücklichsten Verhältnissen! – Wollen Sie glauben,

daß es mir Mühe machte, Ihren jetzigen Wohnsitz aufzufinden, dessen Namen ich nicht einmal wußte? – Nun darf ich doch um so eher auf ein freundliches Willkommen rechnen?«

Es war Herr von Podlawski, der sich so ungenirt einführte, auf Bassa, die beinahe ein Gespenst in ihm zu erblicken glaubte, da er so plötzlich aus den Wolken gefallen zu sein schien, zueilte und ihre Hand an seine Lippen zog.

Sie zitterte am ganzen Körper, was theils die Ueberraschung an und für sich bewirkte, theils der sie überkommende Gedanke, daß dieser Besuch gerade dem Rittmeister nicht sehr angenehm sein werde, und dann hatte auch sie sich schon gestehn müssen, daß das letzte Benehmen Podlawski's in Paris eigentlich gar nicht zu rechtfertigen sei.

Aber jetzt kam er ja mit einer anscheinend so fröhlichen Zuversicht, daß sie nur anzunehmen, vermochte, er werde die schlimmen Mißverständnisse auf die befriedigendste Weise erklären können, und die alte Freundschaft, für die ihr Herz so viel Empfindung hatte, mußte auch zu seinen Gunsten sprechen. Es fehlte ihr ja auch nicht an Uebung, ihre Fassung schnell wieder zu gewinnen.

Ihre erste Frage war natürlich, wie sie denn eigentlich zu dieser angenehmen Ueberraschung komme, und Podlawski, der sich auf ihre Einladung neben sie gesetzt hatte, erzählte nun rasch hintereinander, wobei er den Ernst mit lachendem Scherze, ganz nach seiner leichten,

lebhaften Manier, abwechseln ließ, er habe sich damals in Paris allerdings in einer sehr üblichen Lage befunden, die ihn zu einem so verdächtigen Rückzuge gezwungen, das sei aber Alles wieder auf das Beste arrangirt und er komme nun hauptsächlich hierher, um sich der großen Schuld gegen seine gütige Freundin, die ihm gewiß nicht gemißtraut hätte, in Person zu entledigen, theils sei er zu dieser Reise auch durch die Absicht bewogen worden, sich gerade in dieser Provinz anzukaufen, wozu er besondere Gründe hätte, die er ihr bei mehr Muße entwickeln wolle; ein paar Tage Gastfreundschaft werde ihm doch wohl auch der Rittmeister gewähren, an Bassa's Freundschaft zu zweifeln, würde eine Beleidigung für sie sein.

Ohne eine Antwort abzuwarten, erzählte er lachend weiter, er sei von der nächsten Eisenbahnstation auf einem einfachen Leiterwagen hier angekommen, habe von den Leuten gehört, daß der Rittmeister ausgeritten sei, die gnädige Frau sich allein im Gartensalon befinde, und da habe er es sich in seiner freudigen Ungeduld nicht versagen gekonnt, sie so ungestüm zu überraschen.

Bassa befand sich wirklich in großer Verlegenheit und mußte alle Mühe anwenden, um dieselbe zu verbergen und auf den herzlichen und unbefangenen Ton Podlawski's einzugehn; – sie dachte immer wieder daran, wie der Rittmeister diesen Besuch, den sie doch unmöglich abweisen konnte, aufnehmen würde, und es ahnte ihr, daß die Ruhe und der Friede des Hauses damit wohl für einige Zeit gestört sein möchten. Aber Podlawski wollte

ja nur einige Tage bleiben, und wenn er seine Schuld abtrug, mochte dies ihrem Manne gar nicht so angelegen kommen.

Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als den Befehl zu geben, daß ein paar Zimmer für ihn hergerichtet würden, und dann schickte sie schleunigst nach dem Vorwerke hinüber und ließ Marie bitten, möglichst bald zu kommen, da sie Besuch erhalten hätte; es wäre ihr unlieb gewesen, wenn der Rittmeister sie bei seiner Rückkehr mit Herrn von Podlawski allein beisammen getroffen hätte, denn wiewohl sie sich über jeden unwürdigen Verdacht erhaben fühlte, erinnerte sie sich doch noch, daß er einmal eine kleine Eifersucht gezeigt habe.

Marie kam aber noch nicht zu Mittag, und sie mußte mit Podlawski allein speisen und sich von ihm mit einem Gewirre von Geschichten unterhalten lassen, die sie eigentlich wenig interessirten und unter dem er, wie sie fühlte, eine ernstere Absicht versteckte.

Sie konnte sich nicht leugnen, daß er nicht mehr so wie früher war, wo die ächte Ritterlichkeit doch immer wieder durch sein leichtfertiges Wesen leuchtete; er war auch nicht ganz offen gegen sie, wiewohl er sich immer wieder auf die alte Freundschaft berief und ihr hundert Schmeicheleien in einem Athem sagte, – gerade Das machte sie mißtrauisch gegen ihn. Indessen hatte sie nicht den Muth, ihm dies gerade heraus zu sagen, denn dies würde zu neuen Vertraulichkeiten geführt haben, die sie in ihrem jetzigen Verhältnisse scheute.

Die Ankunft Mariens nahm ihr eine große Last vom Herzen. Herr von Podlawski fand die junge Frau zweifellos schön und interessant, denn er beschäftigte sich in seiner galanten Weise viel mit ihr; dabei konnte aber Bassa noch besser beobachten und sich in der Ansicht bestärken, daß er eine Maske trage, die ihn gar nicht gut kleidete und hinter der sich eine sie beunruhigende Un gewißheit verbarg. Marie war artig und freundlich, aber in ihrem stets gemessenen Wesen lag doch Etwas, das eine zu große Annäherung abwies; auch ihr gefiel Herr von Podlawski nicht, wie sie später ihrer Schwägerin gestand.

Die Brüder kehrten erst ziemlich spät zurück, und man wird sich leicht denken können, mit welchen Empfindungen der Rittmeister den unerwarteten Besuch entgegennahm; glücklicherweise hatte Bassa Gelegenheit gefunden, ihn unter vier Augen darauf vorzubereiten, und so gelang es ihm, wenigstens eine kalthöfliche Miene zu bewahren.

Herr von Podlawski schien gar nicht zu bemerken, daß er dem Herrn vom Hause durchaus nicht willkommen sei; auch ihn begrüßte er mit der unbefangensten Liebenswürdigkeit und machte ihn sogleich zum Vertrauten seiner Absicht, in der Nähe ein ansehnliches Gut zu kaufen, wobei er sich seinen Rath und seine Hülfe dringend erbat. Was sollte der Rittmeister dazu sagen? – er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und den fröhlichen Wirth spielen, obgleich er seinen Gast hundert Meilen weit fortwünschte. Eifersüchtig war er übrigens nicht mehr, jetzt vertraute er Bassa vollkommen und hielt sich

auch für überzeugt, daß sie von diesem Besuche ebenso unangenehm betroffen wie er selbst sei.

Gleich am nächsten Tage eröffnete Herr von Podlawski seinen Wirthen, unter nochmaliger sehr ernster Entschuldigung seines durch die Verhältnisse erzwungenen Benehmens in Paris, daß er schon in den nächsten Tagen eine bedeutende Geldsendung erwarte, die er, im Vertrauen auf ihre Gastfreundschaft, hierher dirigirt hätte; selbstverständlich würde er sich dann sofort seiner Schuld entledigen und einstweilen könne man ja die zum Verkaufe stehenden Güter besichtigen.

Seine ruhige Zuversicht und Bestimmtheit bestachen auch den mißtrauischen Rittmeister ziemlich; seine Unlust zu der in Anspruch genommenen Gefälligkeit und noch mehr, Podlawski überhaupt zum Nachbarn erhalten zu sollen, unterdrückend, hauptsächlich, weil er Bassa nicht verletzen wollte, fuhr er mit ihm auf ein mehrere Meilen entferntes Landgut, von wo sie, ohne einen Kauf abgeschlossen zu haben, erst spät Abends zurückkehrten; der Pole machte noch höhere Ansprüche.

Diese Reisen wiederholten sich ein paarmal, bis der Rittmeister ihrer überdrüssig wurde und Ewald veranlaßte, die Begleitung zu übernehmen; er mochte um so weniger damit zu thun haben, als sein Guest sich besonders an polnische Besitzer wandte, mit denen er nie in näherem Umgange gestanden hatte. Ewald erging es bald ebenso wie ihm, und nun ließ man Podlawski allein reisen, sich mit den nothwendigsten häuslichen Geschäften entschuldigend.

Darüber vergingen nun freilich mehr als ein paar Tage, der Gast schien es aber als selbstverständlich anzunehmen, daß man die Gastfreundschaft gern verlängere, und inzwischen ging, zu seinem augenscheinlichen Verdrusse, die erwartete Geldsendung auch nicht ein.

Die beiden Brüder fanden dies doch ein bischen verdächtig; wenn Bassa sich nicht so bestimmt für die Ehrenhaftigkeit Podlawski ausgesprochen hätte und sich in ihre Aufrichtigkeit nicht das geringste Mißtrauen setzen ließ, würden sie in Jenem nur einen Schwindler gesehen haben, der aus noch nicht recht erklärlichen Gründen ihre Geduld mißbrauchte. In der guten Gesellschaft muß man seine Ueberzeugung aber nur zu oft verschließen und sich damit begnügen, die Augen offen zu behalten, um sich möglichst vor Nachtheil zu schützen; das beabsichtigten auch der Rittmeister und Ewald.

Was Bassa anbetraf, so neigte sich ihr ganzes Wesen überhaupt nur sehr schwer zum Mißtrauen, und dasselbe konnte um so weniger auf einen Mann fallen, den sie früher nur von den besten und achtungswerhesten Seiten kennen gelernt und ihm deshalb ihre Freundschaft geschenkt hatte. Wie der Rittmeister und Ewald urtheilen mußten, begriff sie aber recht gut, konnte ihnen auch keinen Vorwurf daraus machen, das sie selbst Podlawski kaum noch wieder erkannte und nicht zu verstehn vermochte, und daraus bildeten sich ein Zwiespalt in ihrem Innern und eine schmerzliche Empfindung, die immer unerträglicher wurde. Auf diese Weise kam sie zu dem

Entschlusse, Podlawski, der sich ja immer auf die vertraulichste Freundschaft berief, gegenüber von den Rechten einer solchen auch Gebrauch zu machen und sich rückhaltslos mit ihm auszusprechen Sie war fest überzeugt, dies müsse zu der einfachsten und glücklichsten Lösung so gefährlicher Mißverständnisse führen.

Die Gelegenheit, diesen Vorsatz auszuführen, fand sich bald. Der Rittmeister, der sich unter solchen Umständen gar nicht mehr recht heimisch fühlte, war ausgeritten, Podlawski hielt einen Ruhetag von seinen Irrfahrten, und sie ließ ihn durch Ignaz geradezu wissen, daß sie ihn im Gartensalon zu sprechen wünsche.

Er kam bald, augenscheinlich etwas befangen, was er vergeblich wieder unter scherzender Galanterie zu verstecken suchte; ihr Ernst, der eine Färbung von Traurigkeit hatte, mußte ihm imponiren.

Ohne Umschweife sagte sie ihm, was sie beunruhigte, und bat ihn um eine aufrichtige Erklärung.

»Sie haben noch nicht an meiner Freundschaft zu zweifeln gebraucht,« setzte sie hinzu, – »und mögen dieselbe jetzt getrost auch noch einmal auf die Probe stellen; sie wird sich bewähren, wenn sie das Vertrauen findet, das sie beanspruchen darf. Suchen Sie mich zu täuschen, so müssen die schwachen Stützen, die Sie diesem festen Gebäude unterschieben, doch früher oder später zusammenbrechen, aber ich vertraue Ihrem ritterlichen Charakter, Ihrer Ehre zu sehr, um einem solchen Argwohne Raum geben zu können.«

Herr von Podlawski war während ihrer Rede sehr blaß geworden, und in seinen sich vor ihrem festen Blicke zu Boden senkenden Augen lag – zu ihrer Bestürzung – das volle Schuldbewußtsein ausgeprägt.

Eine minutenlange Pause trat ein. Dann richtete er sich aus seiner demüthigen Haltung wieder auf und sagte leise, aber doch mit, dem Ausdrucke eines bestimmten Entschlusses:

»Ich habe Sie getäuscht, – ich bin Ihrer Freundschaft unwürdig geworden.«

Bassa war wie vom Blitze gerührt; sie hätte eher alles Andere als dieses unumwundene Geständniß erwartet, das sie so tief betrübte und doch wieder mit Mitleid für den Mann erfüllte, der es, zweifellos in aufrichtiger Reue, abzulegen genöthigt war.

Unfähig, ihm eine Antwort zu geben, hörte sie wie im halben Traume, was er mit gedämpfter Stimme, die von der tiefsten inneren Bewegung zitterte, zu ihr sprach.

Welche Opfer er seinem Vaterlande, das ja auch sie so sehr liebte, gebracht hatte, brauchte er nur kurz anzudeuten, denn die Beweise dafür waren ihr früher durch den Augenschein geworden. Reich begütert hatte er, wie sie, den größten Theil seines Vermögens in derselben Weise verloren, als er nach heldenmüthigem Kampfe in das Ausland flüchten mußte; leider wußte er sich nun aber nicht so tapfer wie auf dem Schlachtfelde gegen die Noth und die Versuchungen des Lebens zu wehren. Früher schon ein leidenschaftlicher Spieler, hatte er auf diesem Felde mit den Ueberbleibseln seines Vermögens

zu spekuliren versucht und diesen unseligen Irrthum mit dem Verluste auch des Letzten bezahlt; zu stolz indessen, seine Armuth einzugestehn und sich aus einer Gesellschaft, mit der er nicht mehr gleichen Schritt halten konnte zurückzuziehn, suchte er dieselbe über seine Verhältnisse zu täuschen, was ihm bei seiner weltmännischen Gewandtheit auch lange gelang, und ging Verpflichtungen ein, die er nicht wieder auslösen konnte. Die Furcht, seine Ehre, die er damit im Stillen schon preisgegeben hatte, öffentlich zu verlieren, trieb ihn immer weiter auf dieser gefährlichen Bahn, er wurde in den Mitteln, sich aufrecht zu erhalten, immer weniger wälderisch und betrog, wie er jetzt offen, in tiefster Zerknirschung gestand, zuletzt selbst die Freundschaft, die ihm so heilig gewesen war, indem er von Bassa eine Summe entlehnte, ohne die Aussicht zu haben, dieselbe jemals zurückbezahlen zu können.

Als er sich vor seinen anderen Gläubigern nicht mehr zu schützen wußte, verließ er heimlich Paris, hielt sich aber in der Nähe auf, um einen günstigen Moment für sein Wiedererscheinen abzuwarten. Daß die mehrfach erwähnten politischen Verwickelungen der Neuzeit von seinen Landsleuten nicht ganz unbeachtet gelassen werden könnten, daß sie, wie er selbst, darauf große Hoffnungen gründeten, lag ihm außer aller Frage, und daraufhin wagte er die Rückkehr, um seine guten Dienste anzubieten und in aufrichtiger Ergebenheit der Sache, die er für so heilig hielt, zu dienen; es schien ihm, daß er nur

durch die Gefahren, denen er sich dabei aussetzen mußte, die Fehler der letzten Vergangenheit abbüßen, seine Ehre wiederherstellen könne.

Von einer gewissen Partei waren seine Anträge nun auch angenommen worden, und man hatte ihm gerade diese Provinz, in der sein nationales Element noch stark vertreten war, bezeichnet, um daselbst, in Erwägung der Wechselfälle eines bevorstehenden Krieges, heimlich in einem Sinne zu wirken, der ihm von den Behörden nur als schwerster Hochverrath ausgelegt werden konnte. Auf eine Beleuchtung der Berechtigung dieser Bestrebungen gedenken wir uns nicht im Mindesten einzulassen, nur so viel, daß Podlawski Bassa und seinem eigenen Gewissen gegenüber behaupten durfte, er gehe den richtigen, ihm von seinem Herzen und höheren Pflichten vorgezeichneten Weg.

Er hatte Bassa also von Neuem mit Dem getäuscht, was er vorgegeben, seine eigentliche Absicht war nur gewesen, in ihrem oder vielmehr des Rittmeisters Hause einen unverdächtigen Aufenthalt zu finden, von dem aus er seine gefährlichen Verhandlungen betreiben konnte; er durfte nicht daran denken, ihr seine Schuld zu bezahlen, der vorgegebene Güterankauf sollte nur dazu dienen, ihn mit Personen zusammenzubringen, die er für die Zwecke seiner Partei zu gewinnen hoffte oder welche denselben bereits gewonnen waren, und jedenfalls hatte er nicht genügend beachtet oder übersehen wollen, daß bei einer Entdeckung dieser gefährlichen Umtriebe auch sie und der Rittmeister schwer kompromittirt werden müßten.

Die ernste Mahnung Bassa's hatte ihn nun erst, wie er aufrichtig versicherte, klar erkennen lassen, wie unrecht er gegen sie handle, und indem er sie in tiefer Reue um Verzeihung anflehte, erklärte er sich bereit, das Gut sofort zu verlassen.

»Ich stehe als Unwürdiger vor Ihnen,« schloß er in tiefster Erregung, – »und die Last dieser Empfindung drückt mich zu Boden; ich schwöre Ihnen zu, daß ich in meiner verzweiflungsvollen Lage nicht zögern würde, einem mir selbst unerträglich gewordenen Leben ein gewaltsames Ende zu machen, wenn ich nicht noch die übernommenen Pflichten zu Ende führen müßte. Rauben Sie mir nicht allen Muth dazu durch ein zu hartes Urtheil, das ich allerdings nur als ein gerechtes aufnehmen dürfte!«

Bassa war auf das Tiefste erschüttert. Wie schwer auch Podlawski gefehlt haben mochte, so lag in den Beweggründen dazu doch immer Etwas, das in ihrem eigenen Wesen Anklang fand. Sie dachte kaum an den großen Verlust, der ihr selbst bevorstand; diesen betrachtete sie als eine unglückliche Schicksalsfügung, die ertragen werden müßte wie manche andere. Seine augenscheinliche Reue söhnte sie mit seinen Fehlern wieder aus, ihr edles Gefühl betrauerte nur auf das Schmerzlichste, daß dieser von ihr geachtete Mann, dem sie unter anderen Verhältnissen ihre Freundschaft geschenkt hatte, so tief zu sinken vermocht habe, und doch nahm der Zweck, durch dessen Verfolgung er zu büßen versuchte, wieder ihre volle Theilnahme in Anspruch.

Dagegen fühlte sie, daß sie diese Bestrebungen, für die ihr Herz so lebhaft sprach, um des Rittmeisters willen nicht unterstützen dürfe; sie würde sich damit eines nicht zu rechtfertigenden Verrathes gegen den Letzteren schuldig gemacht haben, sie konnte ihn damit in die größten Gefahren stürzen. Es war ein Zwiespalt in ihr, aus dem sie sich so schnell nicht herauszufinden vermochte.

»Sie verzeihen mir nicht?« sagte Podlawski sich, ihr Schweigen und ihren zu Boden gesenkten Blick falsch deutend. »Es ist wahr, meine Schuld muß in Ihren Augen zu schwer sein; wenn aber schon die Freundschaft sie nicht vergeben kann, wie beladen, wie verächtlich muß ich dann in den Augen der übrigen Welt dastehn!«

»Nicht doch!« unterbrach ihn Bassa und reichte ihm die Hand. »Ich verzeihe Ihnen, ich entschuldige Sie sogar und will aus wärmstem Herzen beten, daß Sie in Erfüllung der Aufgabe, die Sie sich jetzt gewissermaßen zur Buße und Sühne gestellt haben, Frieden und Beruhigung wiederfinden. Aber ich kann Sie auf diesem Wege nicht mehr begleiten, das müssen Sie begreifen; ich opfere die unauslöschliche Liebe zu meinem Vaterlande nicht auf, indem ich andere Pflichten, die ich vor Gott und Menschen gelobt habe, erfülle. Sie dürfen hier nicht länger bleiben! Was sollte daraus werden, wenn mein Mann Ihre Pläne durchschaute oder wenn man gar von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht würde? Sie können sich der Ueberzeugung nicht verschließen, welch' doppelte schwere Gefahr ich dabei laufe.«

»Es ist nicht mehr nöthig, daß Sie mir dies sagen, meine theure Freundin,« antwortete er sehr ernst, ihre Hand ergreifend und küsselfend. »Daß Sie mir erlaubt haben, Ihnen wieder diesen Namen zu geben, erhebt mich in meinen eigenen Augen und giebt mir Kraft, allen Gefahren zu trotzen; Worte würden nicht zureichen, Ihnen meine Gefühle unauslöschlichen Dankes zu schildern, durch Thaten hoffe ich mich Ihrer noch einmal wieder würdig zu zeigen. Und ich sollte Sie noch länger einer Gefahr aussetzen, Ihre Ruhe stören wollen? – Nein, ich würde Ihnen jetzt auch ohne Ihre Mahnung, die ich weit entfernt bin, zu mißdeuten, Lebewohl gesagt haben. Ich reise morgen in aller Frühe weiter, dieses kurzen Aufschubs bedarf ich noch, um die nöthigsten Vorbereitungen zu treffen; Sie werden ihn mir gewähren, nicht wahr?«

Das konnte sie ihm natürlich nicht abschlagen, wiewohl sie sich einer namenlosen, ahnungsvollen Angst nicht zu erwehren vermochte, daß er ihrem Hause noch Unheil bringen werde; mußte es ihr nicht auch schon ein quälender Gedanke sein, daß sie hinter dem Rücken ihres strengloyalen Gatten einen Mann beschützte, den er nur für einen der schwersten Verbrecher halten konnte.

Herr von Podlawski mußte ihr die große Erregung ansehen und durfte diese Unterredung deshalb nicht verlängern, obwohl er ihr gern noch Mancherlei zu seiner Entschuldigung gesagt hätte; er zog sich also unter dem Vorwande, daß er durch seine bevorstehende Abreise nothwendig gewordene Briefe schreiben wolle, zurück,

nachdem sie nur noch besprochen hatten, daß es besser sein würde, wenn er anderen Tages das Haus verließe, ohne von dem Rittmeister Abschied genommen zu haben, weil er dabei doch nicht mit Stillschweigen über seine Schuld an Bassa fortgehn konnte; Jener ritt oder fuhr ja jetzt täglich aus, und Bassa wollte es übernehmen, den plötzlichen Aufbruch mit einer Podlawski zugegangenen brieflichen Nachricht zu entschuldigen; einer kleinen Täuschung des Rittmeisters, die ihr so peinlich war, bedurfte es doch immer.

Um den Versuch zu machen, ihre trüben Gedanken zu zerstreuen, ging sie nach dem Vorwerke hinüber, wo sie Marie sicher traf und einer freudigen und herzlichen Aufnahme gewiß war. Dieselbe wurde ihr auch heute zu theil, und die beiden Frauen brachten den ganzen Nachmittag beisammen zu. Der Rittmeister und Ewald waren wieder nach der Stadt geritten und kehrten zweifellos erst Abends heim; Bassa wünschte aber nicht noch einmal mit Podlawski zusammenzutreffen, höchstens erst unmittelbar vor dem Abschiede; das kam ihr jetzt wie ein schweres Unrecht gegen ihren Mann vor.

Marie mußte nun wohl bemerken, daß ihre Schwägerin eigenthümlich bewegt und zerstreut war, und dies erregte in aufrichtiger Theilnahme ihre Besorgniß, so daß sie sich eine bescheidene Frage erlaubte. Bassa wollte anfänglich leugnen, daß sie überhaupt verstimmt sei, plötzlich brach sie aber in Thränen aus, umarmte die erschrockene Marie und sagte ihr, sie fühle durch böse Ahnungen, für die sie aber gar keine Veranlassung kennen

wollte, ihr Herz so schwer bedrückt, als müsse ihr heute noch etwas Außerordentliches zustoßen. Diese Schwäche ging indessen bald vorüber, besonders als sie sah, wie tief ihre Schwägerin davon ergriffen wurde, und sie versuchte nun selbst, über ihren Aberglauben zu scherzen, was doch immer eine düstere und wehmüthige Färbung behielt.

Marie war von dieser seltsamen Erregung auch angesteckt worden, und, aller Bemühungen ungeachtet, konnte ihre Unterhaltung keine rechte Ruhe und Heiterkeit gewinnen. Es fiel ihr auch auf, daß Bassa, sobald sie das Gespräch zufällig auf deren Gast führte, immer mit einer gewissen ängstlichen Hast darüber wegzukommen suchte und, wiewohl sie zugegeben hatte, daß Herr von Podlawski allein zu Hause geblieben sei, ihren Ausbruch so lange verzögerte; darüber mochte sie sich aber keine Bemerkung erlauben.

Auch daß Ewald noch nicht zurückkehrte, beunruhigte sie, denn er und sein Bruder hatten bestimmt versprochen, sich dieses Mal nicht lange in der Stadt aufzuhalten.

Der Abend war schön und für diese Jahreszeit ungewöhnlich warm; um neun Uhr, als Bassa sich erhob, den Heimweg anzutreten; war schon ziemlich tiefe Finsterniß eingetreten, und die Frauen bemerkten jetzt erst, daß sich der Himmel mit schweren Wolken schnell zu beziehen begann, was auf ein Gewitter, das erste in diesem Jahre, deutete. Marie wollte deshalb unter keinen Umständen zugeben, daß ihre Schwägerin den Weg zu Fuß

zurücklege, wie sie beabsichtigte, obenein allein, ihre Begleitung konnte sie ihr nicht anbieten, sowohl weil sie Ewald erwartete, als weil ein ausbrechendes böses Wetter sie an der Rückkehr gehindert haben würde; sie erlangte also mit vielem Bitten, daß Bassa noch eine kurze Zeit wartete, bis ein leichtes Fuhrwerk angespannt sein würde.

Als dieses vorgefahren – ein Knecht lenkte die beiden raschen und muthigen Pferde – und Bassa eingestiegen war, reichte sie Marien noch einmal die Hand und drückte dieselbe so ungewöhnlich fest und lange, als ob es sich um eine weite Trennung handelte; auch ihre »Gute Nacht!« klang so traurig und hoffnungslos, daß die Zurückbleibende sich aller der Bemerkungen, die sie an diesem Tage gemacht hatte, wieder erinnern mußte und nun ebenfalls von der bangsten Unruhe ergriffen wurde. Das jetzt rasch heraufkommende Wetter machte sie noch ängstlicher, und sie warf sich vor, Bassa vor Ewald's Heimkehr, der sie gewiß noch begleitet hätte, fortfahren gelassen zu haben.

Inzwischen ließ der Knecht die Pferde scharf austraben, denn der Himmel bezog sich wunderbar schnell, einzelne große Regentropfen fielen schon, und am Horizonte begannen die Blitze zu leuchten. Eine Gefahr lag indessen nicht vor; die Pferde waren zuverlässig, der Wagen hatte ein halbes Verdeck, das vor dem Regen schützte, und der Weg war ja überhaupt in längstens zwanzig Minuten zurückzulegen.

Man hatte schon mehr als die Hälfte hinter sich und fuhr auf einer mit Bäumen und Gräben eingefaßten Straße, zu deren beiden Seiten sich eine unbebaubare Strecke Moorlandes, aus der sich hin und wieder kleines, niedriges Gebüsch erhob, hinzog. Es war so finster geworden, daß man kaum zwanzig Schritte vor sich hin zu sehen vermochte; der Knecht hielt deshalb die feurigen und durch die fernen Blitze doch etwas beunruhigten Thiere kurz in den Zügeln.

Auf einmal schnoben dieselben auffällig und machten unmittelbar darauf einen so gewaltigen Seitensatz, daß der Wagen in Gefahr gewesen wäre, umzuschlagen, hätte der aufmerksame Kutscher nicht seine Schuldigkeit gethan; gleichzeitig griff ihnen aber auch eine kräftige Faust in die Zügel und brachte sie zum Stehen; Bassa und der Knecht, Beide auf das Höchste erschrocken, erblickten vor sich zwei Männergestalten, die urplötzlich aus dem Straßengraben aufgetaucht zu sein schienen.

Das war gewiß sehr erschreckend, wiewohl sich in dieser Gegend kaum an einen gewaltsamen Anfall denken ließ. Dennoch rief Bassa, in ihrer Bestürzung etwas Aehnliches vermutend und ohnehin schon besonders aufgeregt, so daß sie ihre gewöhnliche Geistesgegenwart verlor, dem Burschen laut zu: »Fahre zu!« – und derselbe hob schon die Peitsche, um die Pferde gewaltsam anzureiben, als eine Stimme, in der Bassa sofort die ihres Dieners Ignaz erkannte, sich vernehmen ließ:

»Es ist die gnädige Frau! – Halt! um des Himmelwil-
len!«

Auch der Knecht hatte die Stimme erkannt, ließ die Peitsche sinken und parirte wieder die Pferde. Die beiden Männer traten rasch an den Wagenschlag; es waren Herr von Podlawski und Ignaz. Keineswegs dadurch beruhigt, nur in wortloses Erstaunen versetzt, beugte sich Bassa aus dem Wagen gegen sie.

»Wir vermuteten, daß Sie es wären,« flüsterte ihr Podlawski mit einer Stimme zu, deren erregtes Zittern er nicht zu beherrschen vermochte. »Sein Sie vorsichtig, wenn Sie in das Schloß zurückkehren; es ist von Polizei und Soldaten besetzt; – Ihr Gemahl und sein Bruder sind mit denselben zurückgekehrt, – es kann sich nur um mich handeln, – glücklicherweise warnte mich Ignaz zeitig genug, so daß ich die Flucht ergreifen konnte; – der treue Mensch ist mit mir gegangen, um mir den Weg zu weisen. Leben Sie wohl, Bassa! verzeihen Sie mir, daß mein Leichtsinn diese Unannehmlichkeiten über Sie gebracht hat, – aber, weiß Gott, ich hielt mich für ganz sicher und begreife noch nicht, wie man mir auf die Spur kommen konnte!«

Bassa's Herz klopfte stürmisch. War das die Erfüllung ihrer bösen Ahnungen und was sollte sich daraus noch ergeben? – Hatte der Rittmeister Verdacht geschöpft und sich darüber Gewißheit zu verschaffen gewußt? – in seinem Charakter lag es nicht, dann, so erzürnt er auch sein möchte, seinen Gast zu denunciren und den Behörden auszuliefern, um so mehr, als er leicht annehmen konnte, auch sie dadurch in die größte Gefahr zu bringen. Oder hatte man gar ihn selbst wegen seines Gastes in

Verdacht? – Vor Allem aber, Podlawski war am meisten bedroht, und nicht allein um seinetwillen, sondern auch um des Rittmeisters und ihretwillen mußte es verhindert werden, daß er in die Hände seiner Verfolger fiel.

Sie ließ sich das Geschehene noch einmal in Eile wiederholen, hauptsächlich, um Zeit zu gewinnen, einen rettenden Entschluß zu fassen.

Vor einer halben Stunde oder noch weniger war er auf seinem Zimmer gewesen und hatte Briefe geschrieben; da war plötzlich Ignaz hereingestürzt – es ließ sich nicht untersuchen, ob der Mensch rein instinktmäßig gehandelt habe oder von Podlawski bereits in das Vertrauen gezogen worden sei, – und hatte ihn benachrichtigt, daß Soldaten und Gensdarmen, wie er zufällig bemerkte, die nächste Umgebung des Schlosses besetzten, der Rittmeister und Ewald hielten unter ihnen zu Pferde auf dem Hofe.

In der nächsten Minute hatte Podlawski seine Papiere zusammengerafft, die Mütze und einen bereitliegenden Revolver ergriffen, und dann folgte er, mit Zurücklassung seiner übrigen Effekten, Ignaz, der ihm auf einer noch nicht besetzten Treppe und durch eine Nebenthür in den Garten voraneilte; sie waren glücklich durchgekommen, – wie, wußten sie selbst kaum, – zweifellos würde man aber den Gesuchten und Vermißten verfolgen.

Jetzt hatte auch Bassa ihren Entschluß gefaßt. Ohne an die Gefahr zu denken, die ihr später die Aussagen des Kutschers bereiten konnten, sprang sie aus dem Wagen und befahl rasch und gebieterisch:

»Steigen Sie ein! Ignaz wird Sie noch eine Strecke begleiten und Alles, was in seinen Kräften steht, thun, um Sie in Sicherheit zu bringen, als ob es sich um meine eigene Person handelte. Wende um, Kutscher! Du folgst, auf meine Verantwortung, genau den Weisungen dieses Herrn und Ignaz'!«

Der verdutzte Knecht, welcher von der in polnischer Sprache geführten Unterhandlung Nichts verstanden hatte, gehorchte der gnädigen Frau; Podlawski wollte noch Umstände machen, indem er meinte, Bassa könne unmöglich zu Fuß heimkehren; sie deutete nur befehlend mit der ausgestreckten Hand auf den Wagen, und der Riese schob ihn, fast wider seinen Willen, hinein und sprang dann auf den Bock neben den Kutscher.

Es mochte aber auch die größte Eile nothwendig sein! – Der Wagen rollte davon, Bassa stand einsam auf der finsternen Straße. Die Blitze zuckten jetzt hell, gefolgt von gewaltigen Donnerschlägen, der Regen begann plötzlich in Strömen zu gießen.

Sie achtete nicht darauf, wie sie langsam dem Schlosse zugging; ihre Gedanken beschäftigten sich nur noch damit, welche Erklärungen sie ihrem Manne geben solle, der doch zweifellos annahm, daß sie mit Podlawski im heimlichen Einverständnisse gewesen sei; ganz täuschte er sich darin ja auch nicht. Aber konnte er ihr denn wirklich eine Schuld beilegen? – Hatte sie nicht nach bestem Einsehen, ihre Liebe zu ihm und seine Ehre zu wahren versucht? – Dieses Bewußtsein gab ihr wieder neue Kraft; sie nahm sich vor, ihm unter vier Augen die volle

Wahrheit zu sagen, höchstens Podlawski's Bestrebungen so ungefährlich darzustellen, daß er sich nicht verpflichtet fühlte, denselben weiter zu verfolgen, den fremden Leuten gegenüber gedachte sie sich aber stolz und kalt zu bezeigen.

Geradenwegs auf den Haupteingang des Schlosses zugehn, wo man ihr nicht den Eintritt verweigern und sie einfach, wenn derselbe, wie vorauszusehn, besetzt war, angeben konnte, sie sei von dem Vorwerke zu Fuß herübergekommen, wäre das Natürliche gewesen, aber ihre durch den Regen in Unordnung gerathene Kleidung genirte sie; in diesem derangirten Anzuge glaubte sie den Fremden gegenüber an ihrer Würde einzubüßen; sie schlug deshalb, schon nahe dem Hause, einen Seitenweg ein, der zu einer nie verschlossen gehaltenen Pforte in der Umzäunung des Gartens führte; dachte sie in ihrer Erregung doch gar nicht einmal daran, daß man auch in dem letzteren Posten aufgestellt haben könne, um das Entkommen Podlawski's zu verhindern.

Die erwähnte Pforte war offen wie immer; erst als sie sich schon in dem Garten befand, der, wie bereits früher gesagt, sehr verwildert war und in dem hohes Buschwerk zwischen einzelnen Obstbäumen und den verworrenen Gängen wucherte, fiel ihr ein, daß sie auch von hier aus schwerlich unbemerkt in das Haus gelangen werde; sie wollte dies dennoch versuchen, indem sie vorsichtig und leise die gerade Richtung auf die Thür des Gartensalons einschlug, dessen hellerleuchtete Fenster sie bereits erblickte.

Sie war ganz dunkel gekleidet, konnte daher in der Finsterniß so leicht nicht auffallen, wenn sie sich recht behutsam näherte; bei dem sorgsamsten Umherspähen konnte sie auch keinen Menschen erblicken. So war es möglich, daß sie bis dicht unter die Fenster gelange, um sich zunächst zu überzeugen, ob der Rittmeister sich in dem Gartensalon befindet, in welchem Falle sie keinen Anstand genommen haben würde, die Thür zu öffnen.

Kaum noch dreißig Schritte befand sie sich von dem Hause entfernt, als sie plötzlich von einem lauten und rauhen »Halt! Werda?« – das von der Seite aus dichtem Gebüsche herkam, angerufen wurde.

Der Garten war also doch besetzt, ohne Zweifel von Soldaten, denen sie nicht in die Hände fallen mochte; sie wußte auch gar nicht, was sie antworten solle; von Schrecken ergriffen, verlor sie gänzlich den Kopf, in dem nur noch der eine Gedanke lebte, daß sie bei ihrem Gatten Schutz suchen müsse, und lief, so schnell sie konnte, auf die Gartenthür zu, jetzt alle Vorsicht aufgebend.

»Halt! Werda?« hörte sie zum zweiten und gleich darauf, noch lauter und drohender als zuvor, zum dritten Male. Wie konnte ihr die militairische Instruktion bekannt sein, daß auf die dritte unbeantwortet gebliebene Frage ein Gewehrschuß folgen müsse?

Sie hatte nicht geantwortet, und der Schuß fiel, weit-hin durch die stille Nacht donnernd. – –

Der Rittmeister und Ewald hatten in der kleinen Kreisstadt in dem ausschließlich von ihren Standesgenossen

und den Honoratioren besuchten Gasthause viele Bekannte gefunden, mit denen sich wieder seine lebhafte und interessante Unterhaltung entwickelte, die sie bis zum Abende fesselte. Um diese Zeit kam auch der Landrath hinzu, mit dem die Brüder in recht freundschaftlichen Verhältnissen standen. Er schien heute ernster als sonst zu sein, als liege ihm etwas Besonderes auf dem Herzen, und es dauerte auch nicht lange, bis er den Rittmeister auf die Seite nahm und ihn, eine höfliche Entschuldigung vorausschickend, fragte, ob es wahr sei, was er gerüchtsweise vernommen, daß sich seit vierzehn Tagen ein polnischer Edelmann, Namens Podlawski, auf seinem Gute und in seinem Hause aufhalte.

Dem Rittmeister fiel es, so betroffen ihn diese unerwartete Frage machte, nicht ein, zu leugnen, und als der Landrath ihn, eine noch bedenklichere Miene annehmend, fragte, ob er diesen Herrn genau kenne, erzählte er ohne Rückhalt, was er von Podlawski's Verhältnissen wußte und wie er ihn kennen gelernt hatte, verschwieg auch nicht, daß er ihm gar nicht recht traue und ihn nicht gern in seinem Hause sehe.

»Sie werden dies auch noch weniger,« sagte der Landrath darauf, – »wenn Sie wüßten, daß dieser Mann in dem beinahe erwiesenen Verdachte steht, ein Emissair der polnischen revolutionären Propaganda in Paris zu sein und sich hier der gefährlichsten geheimen Umtriebe wegen aufzuhalten.«

Der Rittmeister zuckte betroffen zusammen; er dachte unwillkürlich an Bassa.

Ihr zu Liebe konnte er sich aber nicht für den so schwer Beschuldigten verbürgen; seine Ehre erforderte dagegen dringend, daß die Sache, wie sie nun auch in Wirklichkeit sein mochte, aufgeklärt werde. Er sagte auch dem Landrathe, daß er dies durchaus wünschen müsse.

»Das ist mir sehr lieb,« lautete die Antwort; – »ich befand mich Ihretwegen wirklich in großer Verlegenheit, meine Pflicht rücksichtslos durchzuführen. Ich muß diesen Mann vorläufig verhaften und seine Papiere mit Beschlag belegen lassen; Sie können Ihre volle Genehmigung dazu am besten öffentlich erweisen, wenn Sie mich bei der Vollstreckung dieser peinlichen Pflicht noch heute Abend selbst begleiten und unterstützen.«

Der Rittmeister stutzte eine Weile, denn es widersprach doch seinem Gefühle, gegen seinen Gast so gewaltsam zu verfahren, und sein Verdacht auf Bassa stieg, zu seiner ernstlichen Sorge und Betrübniß, aber er mußte begreifen, daß er dem gesetzlichen Einschreiten der Behörden Nichts in den Weg legen dürfe und könne und daß er sich selbst zu rechtfertigen habe; er sagte deshalb dem Landrathe, daß er zu seinen Diensten stehe.

Der Letztere hatte seine Vorbereitungen schon getroffen, so daß man sehr bald aufbrechen konnte. Auch Ewald war bestürzt über die Mittheilung, die ihm sein Bruder machte, konnte aber dessen Verhalten nicht mißbilligen und war sogleich entschlossen, an seiner Seite zu bleiben.

Ohne in der Stadt Aufsehn zu erregen, verließen dieselbe in aller Stille eine kleine Abtheilung von der dort

garnisonirenden Infanterie, einige Gensdarmen zu Pferde, und an der Spitze ritten der Landrath, der Rittmeister und Ewald, die letzteren Drei sehr verstimmt und schweigsam.

Der Beamte, der seine Pflicht erfüllen mußte, fühlte doch, wie schwer dieselbe auf den Rittmeister fallen müsse, den er als Freund und Offizier hochachtete und gegen ihn unmöglich ein Mißtrauen hegen konnte; da er aber recht gut wußte, daß Bassa eine Polin war, und wohl mit Sicherheit annahm, daß sie mit Podlawski im Einverständnisse sei, war er rücksichtsvoll genug, dem Rittmeister unterwegs vorzuschlagen, derselbe möge vorausreiten und seine Gemahlin auf diesen Ueberfall vorbereiten. Der Rittmeister verstand ihn vollkommen und war ihm dankbar, weigerte sich aber entschieden, auf dieses Anerbieten einzugehen.

Er war in der übelsten Stimmung, die sein Herz verhärtete; hatte ihn die Frau, die er so sehr liebte, verrathen, so verdiente sie die strengste Strafe; er war entschlossen, selbst darunter zu leiden. Ewald suchte ihn vergeblich zu trösten; auch er hatte seine Befürchtungen, entschuldigte aber schon im Voraus Bassa, deren wirklich edle Gesinnungen er ja schon achten gelernt hatte, wenn sie durch ihren Patriotismus auf einen Irrweg geleitet sein sollte. Seinen Bruder bedauerte er aus tiefstem Herzen für diesen Fall; sollte denn auch hier wieder das verhängnißvolle Wort »Mesalliance« seine Geltung gefunden haben?

Man traf bei dem Schlosse ein, dem man sich mit aller gebotenen Vorsicht näherte, und fand, wie unsere Leser schon wissen, Herrn von Podlawski nicht, wohl aber die Spuren, daß er erst vor ganz Kurzem, wahrscheinlich gewarnt, geflohen sei. Auch Bassa war nicht da; die Leute sagten aus, daß sie am Nachmittage nach dem Vorwerke gegangen sei. Ein Bote wurde dahin abgeschickt, verfehlte sie aber, da sie zuletzt einen anderen als den üblichen Weg eingeschlagen hatte.

Das Schloß und dessen nächste Umgebung waren von den Soldaten, die sehr strenge Instruktionen erhielten, besetzt worden; man durchsuchte die Podlawski überlassenen Zimmer, fand aber unter seinen zurückgelassenen Effekten Nichts, was als direkter Beweis seiner Schuld gelten konnte; die Herren versammelten sich darauf in dem Gartensalon und berathschlagten, was nun zu thun sei, um den eigentlichen Zweck weiter zu verfolgen, den Rittmeister aber möglichst wenig zu kompromittiren.

Da fiel draußen im Garten ein Schuß. Alle sprangen auf und sahen sich bestürzt an. War der Schuldige, den man schon entflohen glaubte, dennoch erwischt worden? – Eiligst stürzten sie in den finsternen Garten hinaus.

Ein heller Blitz zeigte ihnen in der Nähe einen Soldaten, der sich über eine andere am Boden liegende, noch unkenntliche Gestalt gebeugt hatte. Im nächsten Augenblicke waren sie, wie Andere, die der Schuß herbeigerufen hatte, zur Stelle.

»Was ist geschehen?«

Der Soldat, der sein Gewehr reglementsmäßig abgefeuert hatte, schien selbst außer aller Fassung zu sein.

»Ich glaube, daß es eine Frau ist,« stammelte er auf den zu seinen Füßen liegenden unbeweglichen Gegenstand deutend; »aber ich konnte es vorher nicht unterscheiden, ich habe dreimal angerufen und keine Antwort bekommen; da mußte ich wohl schießen.«

Der alte Wolff, der aus allen diesen sonderbaren Ereignissen noch gar nicht klug geworden war, kam mit einer Stalllaterne hinzu.

Als das Licht derselben auf Bassa fiel, die bleich und regungslos auf dem nassen Boden lag, stießen Alle einen Schrei des Entsetzens aus. Der Rittmeister stürzte auf die Knie nieder und jammerte wie ein Kind. O es war auch ein bitterer Jammer für Alle, die umherstanden, die schöne Frau leblos in ihrem Blute liegen zu sehen, – die Kugel hatte sie mitten in die Brust getroffen, und auch nicht der leiseste Athemzug ging mehr über ihre zusammengepreßten Lippen; es gab keine Hülfe mehr für sie – sie war todt.

Man trug die Leiche in den Gartensalon und hatte Mühe, den Rittmeister davon abzuhalten, daß er sich in verzweiflungsvoll ausbrechender Wuth auf den armen Soldaten stürze, der, seiner Pflicht getreu, so entsetzliches Unglück angerichtet hatte; dann sank er vor der geliebten Frau nieder und beschwore sie mit den rührendsten Klagen, wieder zu erwachen.

Niemand dachte mehr an ihre mögliche Schuld, nicht an Herrn von Podlawski, dem die allgemeine Bestürzung

gewiß zu Gute kam; in dieser Nacht wenigstens holte man ihn nicht mehr ein.

Weshalb aber diese traurigen Scenen noch weiter schildern? – Das Schicksal ist unerbittlich; die heißesten Thränen vermögen nicht, das Geschehene rückgängig zu machen.

SIEBENTES KAPITEL. WIEDERSEHN.

Eine große, entscheidende Schlacht war im Herzen Böhmens geschlagen worden; der besiegte Feind floh einer nahen Festung zu, unter deren Mauern er Schutz vor der hartnäckigen und feurigen Verfolgung zu finden hoffte; fast die ganze Reiterei des Siegers saß ihm auf den Fersen, zersprengte die Haufen, die sich noch beisammen erhalten hatten oder wieder zu sammeln suchten, machte unzählige Gefangene und erbeutete ein reiches Kriegsmaterial. Meilenweit umher waren die Saatfelder, die um diese Zeit, die ersten Tage des Juli's, in schönster Blüthe standen, niedergetreten worden, der Boden von den Rädern der Geschütze und den Hufen der Pferde aufgewühlt, mit Blut getränkt, mit Todten und Verwundeten, sowie mit allerlei Armaturstücken bedeckt; ganze Dörfer und einzelne Gebäude standen in Rauch und Flammen eingehüllt.

Seit dem frühen Morgen, da sich die Truppen in Bewegung gesetzt und einer der hartnäckigsten und erbittertesten Kämpfe neuerer Zeit begonnen, hatte kühles, nebliges und regnerisches Wetter vorgeherrscht; jetzt, um sieben Uhr Abends, als der wilde Lärm schwieg und nur

noch einzelne Kanonenschüsse aus der Ferne schallten, brach die Sonne mit ihren hellsten Strahlen durch das Gewölk und beleuchtete ein großes Gemälde der Zerstörung, wie es viele Tausende von Menschenhänden nur zu schaffen vermögen.

Die Hauptcorps der siegreichen Truppen begannen sich ihre Bivuaks einzurichten, und als die Dunkelheit der Nacht einbrach, flammten zwischen den brennenden Dörfern noch unzählbare kleine Wachtfeuer, um die es geschäftig herging, denn bei aller Erschöpfung und Sehnsucht nach Schlaf machte sich sowohl das körperliche Bedürfniß nach Speise und Trank, als die geistige Aufregung noch geltend.

Vielen war auch jetzt die so nothwendige Erholung noch nicht gegönnt; die alte Ordnung mußte in den Corps zuerst wieder vollständig hergestellt, Wachen bezogen werden, und vor Allem lag die heilige und dringende Pflicht vor, die gefallenen Kameraden aufzusuchen und ihnen alle mögliche Hülfe zu bringen.

Die Nacht wurde ziemlich finster und trübe; von Zeit zu Zeit sprühte ein feiner Regen, und der Wind strich kalt über die weiten Felder hin.

Weit über die Lagerplätze hinaus nach der Richtung, in welcher die Verfolgung durch die Kavallerie stattgefunden und wo der Tod die blutigste Ernte gehalten hatte, schritten durch die Dunkelheit langsam zwei Männer, von denen der Eine ein anscheinend schon sehr ermüdetes Pferd hinter sich am Zügel herzog.

Er trug nicht, wie der Andere, die Husarenuniform, sondern einen einfachen grauen Jagdrock und hohe Stiefel, auf dem Kopfe aber die Feldmütze desselben Husarenregiments und seinen gewichtigen Säbel umgeschnallt.

Es war der alte Wolff, im Begriffe, eine sehr traurige Aufgabe zu erfüllen, nämlich seinen geliebten Herrn, den Rittmeister, unter den Verwundeten oder gar Todten auf dem Schlachtfelde zu suchen. Vor Kurzem war das Regiment, bei dem Dieser bisher den Feldzug und die Schlacht mitgemacht hatte, von der Verfolgung zurückgekehrt, der Rittmeister aber gehörte zu den Vermißten.

Bei dem scharfen Ritte, dem bunten Gewühle und der manchmal bis zur Sinnlosigkeit gesteigerten Aufregung der Einzelnen war es nicht zu verwundern, daß sich über das Schicksal selbst eines Offiziers nicht sogleich Genaueres in Erfahrung bringen ließ. Wolff selbst hatte diese letzte Attacke nicht mitgemacht; ein Reservepferd seines Herrn an der Hand führend, war er von anderen Reiterkolonnen abgedrängt worden und schließlich genötigt gewesen, zurückzubleiben.

Mit verzehrender Ungeduld hatte er nun die Rückkehr des Regiments erwartet und als er, zum größten Schrecken, den Rittmeister nicht dabei sah, sogleich die angelegentlichsten Erkundigungen nach ihm angestellt; die Aussagen der Husaren und anderen Offiziere widersprachen sich aber sehr. Einige behaupteten, der Rittmeister sei mit seinem Pferde gestürzt, habe aber sogleich wieder ein anderes genommen, Andere, er habe sich mit

einem halben Zuge seiner Eskadron auf eine seitab marschirende feindliche Infanterie-Abtheilung, welche eine Fahne mit sich geführt, geworfen, ein Mann versicherte, er habe ihn leblos am Boden liegend gesehn, – kurz, etwas Bestimmtes war nicht herauszubekommen.

Wie viel Theilnahme auch sein wahrscheinlicher Verlust erregte, da er bei Offizieren und Husaren sehr beliebt war, so erlaubte der Dienst doch nicht, daß man in größerer Anzahl ihn zu suchen ging, und Wolff hatte, mit Erlaubniß des Kommandeurs, nur einen Unteroffizier als Begleiter erhalten, der sich freiwillig dazu gemeldet und ihm wenigstens die Richtung, welche das Regiment heute genommen, bezeichnen konnte. Aerzte und Sanitätskompanien suchten allerdings schon auf dem Schlachtfelde nach den Gefallenen und brachten sie nach den vorläufig errichteten Feldlazarethen. –

Man wird aber zuerst wissen wollen, wie der Rittmeister und sein alter Diener überhaupt dazu gekommen waren, an diesen kriegerischen Ereignissen theilzunehmen, auf deren bevorstehenden Ausbruch wir unsere Leser schon früher hingewiesen haben; wir müssen deshalb wieder an den schweren Unglücksfall auf dem Gute anschließen.

Der Rittmeister war dadurch so tief erschüttert worden, daß man in den ersten Tagen sogar für seinen Verstand fürchten mußte; heftige Wuthausbrüche wechselten mit stumpfer Niedergeschlagenheit und Theilnahmlosigkeit, die fast noch erschreckender waren. Das Zureden Ewald's und aller Uebrigen fruchtete lange nicht das

Mindeste, und erst Wolff gelang es, durch die Umstände besonders darauf hingewiesen, die richtige Saite zu treffen, der wieder ein hellerer Klang zu entlocken war.

Die Nothwendigkeit des Krieges war gegen die Mitte des Juni entschieden, der König rief mit dem Ausspruche: »Das Vaterland ist in Gefahr!« zu den Waffen; große Vorbereitungen für einen entscheidenden Kampf waren bereits getroffen, und neue Anstrengungen wurden ununterhörtlich gemacht, den Sieg möglichst zu sichern. Wie die alten Soldaten, die schon Weib und Kind, Haus und Hof hatten, wieder zu den Fahnen gerufen wurden, so auch alle dienstpflichtigen Offiziere, und da deren Zahl noch nicht ausreichte, meldeten sich auch viele freiwillig und erhielten wieder aktive Anstellung und Verwendung.

Der Rittmeister schien sich für alle diese Dinge gar nicht mehr zu interessiren; er las keine Zeitungen mehr, und wer von seiner Umgebung hätte ihn bei diesem krankhaften Zustande mit Politik unterhalten mögen?

Es herrschte überhaupt die düsterste und verzagteste Stimmung auf dem Gute und Vorwerke. Mariens Entsetzen und tiefen Schmerz über den gewaltsamen Tod ihrer Schwägerin wollen wir gar nicht zu schildern versuchen; es dauerte lange, bis sie sich wieder einigermaßen erholt hatte. Bassa war unter allgemeiner Theilnahme feierlich beerdigt worden.

Obgleich die Verfolgung Herrn von Podlawski's fortgesetzt wurde, war man seiner doch nicht habhaft geworden; auch der lange Ignaz blieb verschwunden. Da sich bei der Treue, die er seiner Herrin stets erwiesen hatte,

nicht annehmen ließ, daß er sie aus freien Stücken verlassen habe, konnte man nur glauben, er sei zurückgekehrt, wahrscheinlich noch in derselben verhängnißvollen Nacht, habe das Geschehene in Erfahrung gebracht und sich dann in der Furcht, daß man ihm selbst Etwas anhaben könne, auf Nimmerwiedersehen davongemacht.

Dies bestätigte sich auch durch einen Brief, der etwa vierzehn Tage später aus Brüssel an den Rittmeister anlangte und in dem sich auch noch eine andere wichtige Aufklärung, welche zu der Beruhigung Ewald's und Mariens beitrug, vorfand. Sie waren noch immer in Zweifel geblieben, inwieweit Bassa mit Podlawski einverstanden gewesen sei und ihren Mann getäuscht habe, was auf die Erinnerung an sie einen trüben Schatten werfen mußte.

Jetzt schrieb Herr von Podlawski, – Ewald, der in der Aufschrift des Briefes zufällig dessen Hand erkannte, nahm es auf sich, den letzteren zu eröffnen, weil er fürchtete, er möge noch aufregendere Mittheilungen für seinen Bruder enthalten, – daß er, sich nun wieder in völliger Sicherheit befindend, es für eine Ehrenpflicht erachte, seine theure, dahingeschiedene Freundin von jedem ungerechten Verdachte, für den der Schein sprechen müsse, zu reinigen. Sich selbst bitter und reuevoll anklagend, erzählte er die volle Wahrheit und bat den Rittmeister in rührender Weise um Verzeihung.

Er fügte auch hinzu, daß Ignaz, nachdem er ihn zuerst in einem sicheren Verstecke untergebracht hatte, wieder zu ihm zurückgekehrt sei und die traurige Nachricht in

verzweiflungsvollem Schmerze überbracht habe; auf sein Zureden hatte derselbe ihn dann nach Brüssel begleitet.

Seitdem hörte man auf dem Gute nie wieder Etwas von den Beiden, und somit verschwinden sie auch aus unserer Erzählung.

Ewald theilte diesen Brief auf die schonendste Weise seinem Bruder mit; der Rittmeister, der noch immer sehr angegriffen war, legte darauf das Gesicht in die Hände und weinte bitterlich; er versicherte später seinen Bruder, daß er seit Bassa's Tode auch nicht mehr an eine Schuld von ihrer Seite geglaubt und gedacht habe.

Nun trat also eines Morgens Wolff mit einer noch entschlosseneren Miene als sonst in das Zimmer, und als der Rittmeister auf manche seiner Andeutungen nicht achtete, zog er plötzlich die königliche Proklamation, welche den Aufruf zu den Waffen enthielt, aus der Tasche und begann dieselbe seinem Herrn mit lauter Stimme und starker Betonung vorzulesen.

Dieses eigenthümlich freie Benehmen des Alten mußte auf den Rittmeister schon einen Eindruck machen; er fuhr wie aus einem Traume auf und horchte mit sichtlich steigender Theilnahme und Spannung, und als der Alte, selbst zur höchsten Begeisterung, wie sie nur ein altes Soldatenherz empfinden kann, fortgerissen, las:

»– Es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen –«

– da erhob sich, ihn vollkommen verstehend, der Rittmeister mit wieder hellaufleuchtenden Augen und rief:

»Ja, alter Freund, wir wollen dem Rufe des Königs folgen und fechten, wie es braven Soldaten in der Stunde der Gefahr zukommt; vor ihr soll mein eigener Schmerz verstummen, und wenn ich da draußen in treuer Pflichterfüllung nicht Heilung und Ruhe für mein erkranktes Herz finde, so wird es vielleicht doch eine Kugel geben, die allen Leiden und Kämpfen ein Ende macht.«

»So ist es Recht, Herr Rittmeister! Victoria!« rief der Alte jubelnd aus; – »der erste Sieg ist schon erfochten!«

Dann setzte er wieder ernst und in ganz dienstmäßiger militairischer Haltung hinzu:

»Wann befehlen der Herr Rittmeister, daß wir satteln sollen?«

Mit neuerwachter Lebenskraft und beinahe fieberhaftem Eifer ging der Rittmeister nun an die Verwirklichung seines Entschlusses; es wäre vielleicht ein Todesstoß für ihn gewesen, wenn er auf seine Bitte um Anstellung einen abschläglichen Bescheid erhalten hätte. Dies geschah aber nicht, sondern sehr bald schon kam die Verfügung, die seinen größten Wunsch erfüllte, in seiner alten Charge wieder bei einem Husarenregimente eintreten zu dürfen; es war dies übrigens nicht dasselbe, in dem er früher gedient hatte; nach seinen letzten Schicksalen wäre er auch nicht gern wieder unter den alten Kameraden aufgetreten.

Es verstand sich von selbst, daß Wolff ihn begleiten sollte, nicht als wirklicher Soldat, was seines vorgerückten Alters wegen auch nicht so leicht zu erreichen gewesen wäre, sondern als sein Privatdiener, der sich als alter Husar aber doch wieder bewaffnete.

Baron Ewald war zuerst sehr betroffen über den Entschluß seines Bruders gewesen, aber die so plötzlich mit demselben vorgegangene Veränderung lieferte ihm doch schon den Beweis, daß dies das beste Heilmittel für ihn sein würde. Dennoch war sein und Mariens Abschied von ihm ein schmerzlich bewegter; sie wußten, daß er sich nicht schonen werde, und eine traurige Ahnung sagte ihnen, sie möchten ihn nicht wiedersehn. Dieses Mal verblieb Ewald die unbeschränkte Verwaltung des ganzen Gutes.

Der Rittmeister selbst war bei seiner Abreise ernst und feierlich gestimmt; wiewohl nicht der mindeste Zweifel vorliegen konnte, daß er seinen Entschluß nicht allein nicht bereue, sondern dem neuen Berufe wieder mit wahrhafter Lust und Liebe entgegengehe, sogar eine leidenschaftliche Sehnsucht danach fühle, sah man ihm doch eine stille Wehmuth an, besonders wie er von Bassa's Grabe und seinen Verwandten und Gutsinsassen Abschied nahm; bewegte auch ihn die Ahnung, daß er nicht wiederkehren werde?

Dagegen war Wolff äußerst wohlgemuth, tummelte sein Pferd wie ein Jüngling und versicherte, er wisse ganz genau, daß er den Rittmeister, hoffentlich einen Herrn

Major oder Oberst, wohlbehalten und dem frischen Leben ganz wiedergegeben, zurückbringen werde; die Gedanken an Soldatenleben und Kriegsruhm waren dem Alten förmlich zu Kopfe gestiegen.

Bei seinem neuen Regemente, das er schon auf dem Marsche fand, hatte sich der Rittmeister schnell eine angenehme Stellung erworben; auch hier fand er manchen alten Bekannten, und wenn man auch von seinen Erlebnissen gehört hatte, war man doch feinfühlend genug, dieselben mit keinem Worte zu berühren. Einen tiefen Ernst behielt er bei, aber die rastlose Thätigkeit, der er sich unterzog, hatte doch augenscheinlich den wohlthätigsten Einfluß auf ihn, und wie er eine treue und angenehme Kameradschaft mit den Offizieren hielt, wurde er auch bei seinen Untergebenen schnell beliebt. Auch Wolff wurde ganz zum Regemente gehörig betrachtet.

Das letztere fand von Beginn des Feldzuges an Gelegenheit, ruhmvolle Waffenthaten auszuüben, und Rittmeister von Burgstein insbesondere hatte das Glück, sich mehrfach auszuzeichnen, wobei sein eigener Eifer und seine persönliche Tapferkeit hauptsächlich in Anschlag zu bringen waren; Wolff hielt sich, wo es nur anging, in seiner Nähe und hieb ein paarmal auch wacker auf den Feind ein; bis zu der Hauptschlacht waren Beide ganz unverletzt und wohl geblieben.

Wenn das Herz des alten Husaren an diesem Abende über den glänzenden Sieg gejubelt hatte, so trat doch ein sehr schneller Umschwung in seinen Empfindungen ein, als sich die große Wahrscheinlichkeit einstellte, der

Rittmeister sei auf dem Schlachtfelde geblieben. An das Schlimmste mochte er nicht eher denken als bis er dessen gewiß war, auch konnte er sich noch gar keine Vorstellung davon machen, daß er selbst ohne seinen geliebten Herrn zu existiren vermöge, aber schlimm genug war es immer schon, wenn Jener gefährlich verwundet sein sollte. In jedem Falle mußte er sich Gewißheit verschaffen und nöthigenfalls schnelle Hülfe bringen, deshalb hatte er auch nicht länger gewartet und sich auf den Weg gemacht. Das Pferd führte er mit sich, um entweder den Verwundeten darauf zu transportiren oder, falls dies nicht auszuführen wäre, desto schneller Unterstützung herbeizuschaffen.

Unzweifelhaft war es ein gewagtes Unternehmen, mitten in finsterer Nacht auf dem mit Leichen und Verwundeten übersäeten, weiten Schlachtfelde eine bestimmte Person aufzufinden, und die Schwierigkeiten stellten sich nur zu bald heraus; die beiden Männer waren aber von treuer Anhänglichkeit und unerschütterlicher Willenskraft beseelt und entschlossen, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen.

Bei jedem Schritte sanken sie in den vom Regen durchweichten und von der Kavallerie zertretenen Boden tief ein, – die Arbeit des Tages hatte sie ohnehin schon erschöpft, – über den einzuschlagenden Weg konnten sie sich nur sehr mangelhaft nach den brennenden Dörfern orientiren, der Unteroffizier hatte sich denselben bei dem stürmischen Ritte am Tage auch nicht einmal genau einprägen können, die Finsterniß erlaubte ihnen nicht, weit

umherzusehn, und überall lagen ja Todte und Verwundete.

Die Letzteren jubelten, trotz ihrer Leiden, beinahe darüber, daß ihnen Hülfe käme, und welche Empfindungen mußte es in ihnen erregen, diese Armen zu enttäuschen, die sie so flehentlich beschworen, sich ihrer zu erbarmen, häufig sie sogar verfluchten, wenn sie an ihnen vorübergingen. Nicht einen Trunk Wasser konnten sie den Verschmachtenden verschaffen, ohne ihr eigentliches Ziel ganz außer Augen zu lassen; Beide hatten in ihren Feldflaschen nur noch einen kleinen Rest Branntwein, der für den Rittmeister bestimmt war, das Uebrige schon anfänglich den Bittenden bereitwillig hingegeben.

»Das ist der schwerste Gang, den ich in meinem ganzen Leben gemacht habe!« konnte Wolff sich nicht enthalten, aus tiefster Brust zu seufzen. »Das Herz möchte mir brechen, wenn ich die Leute da sehe und höre.«

Von Zeit zu Zeit riefen sie laut den Namen des Rittmeisters; gewöhnlich antworteten ihnen sechs bis acht Stimmen, und wenn sie sich dadurch täuschen ließen, fanden sie einen Unrechten, von dem sie sich nur schwer wieder losmachen konnten.

»Hier habe ich den Herrn Rittmeister noch mit eigenen Augen gesehen,« meinte der Unteroffizier; – »es fällt mir bei den drei da so dicht beieinander stehenden Bäumen ganz deutlich ein. Wenn er nicht etwa zurückgeritten ist

– «

»Habt Ihr denn den Verstand verloren, Kamerad?« fuhr der Alte ärgerlich auf. »Unser Rittmeister und Zurückreitern?«

»Sie werden mich doch nicht falsch verstehn? – Es wäre doch möglich, daß er nach seiner Verwundung umgekehrt ist.«

»Wir können uns nicht um alle Möglichkeiten bekümmern,« erwiderte Wolff barsch. »Nur immer vorwärts!«

Der Unteroffizier, der ihn gut genug kannte, nahm ihm sein unwirsches Wesen nicht übel. Sie wanderten weiter hinein in die Nacht, wobei der Alte seine Angst und seinen Verdruß an dem armen Gaule ausließ, der gar nicht mehr recht von der Stelle wollte.

Noch ein paarmal fand der Andere Anzeichen, die in ihm Erinnerungen hervorriefen. Man suchte stets vergebens. Es mußte schon nahe an Mitternacht sein.

»Das ist die Höhe, über die wir im Galopp die Ulanen attackirten!« rief der Unteroffizier wieder. »Etwa zweihundert Schritte rechts von hier muß sie sich in ein Thal hinabsenken; da trabte gerade ein Haufen weißröckiger Infanterie mit einer Fahne hindurch!«

»Mit einer Fahne?« rief Wolff, plötzlich stehen bleibend. »Habt Ihr sie bekommen?«

»Wir hatten genug mit den Ulanen zu thun; da von links oben beschoß uns eine Batterie –«

»Still! Wir gehen rechts nach dem Thale hinab! Der Rittmeister sprach immer davon, daß er eine Fahne haben wolle, und dann sagte ja vorher der Husar Krause

aus, er glaube, der Rittmeister habe Infanterie mit einer Fahne attackirt.«

Sie fanden das Thal und erblickten dort in der That einige am Boden liegende weiße Gestalten; eine von diesen rief sie jammervoll an.

Es war ein feindlicher Infanterist, dem eine Kanonenkugel ein Bein fortgerissen hatte; trotz des Verbandes, den er sich selbst angelegt, hatte er sich schon beinahe verblutet; er war so erschöpft, daß man ihn mit dem Reste in der einen Feldflasche stärken mußte, in der Hoffnung, von ihm wichtige Mittheilungen zu erhalten.

Er erzählte nun wirklich, daß sie von einer kleinen Abtheilung Husaren überfallen worden seien, die sie ohne Gnade zusammengehauen habe; sie hatten eine Fahne gehabt und drüben bei den Reitern sei auch ein Offizier gewesen, – mehr wußte er nicht und sank bewußtlos wieder zusammen.

Sie riefen abermals den Namen des Rittmeisters und erhielten keine Antwort darauf; nur ein Pferd röchelte schwer und stieß jene klagenden Töne aus, die ein sterbendes Thier im höchsten Schmerze von sich giebt. Wolff reichte dem Unteroffizier den Zügel seines Pferdes und eilte wohl von eitier ahnenden Vermuthung ergriffen, jenen Tönen nach.

»Bei Gott!« rief er gleich darauf laut, – »das ist der Rappé des Herrn Rittmeisters! O um das arme, schöne Thier! Mit dem ist es aus!«

»Aber,« setzte er sogleich hinzu, – »nun muß er selbst hier auch sein! Ich gehe nicht eher wieder fort, bis ich jeden Fußbreit des Bodens untersucht habe!«

Der Unteroffizier sprach die gleiche Hoffnung oder Befürchtung aus; sie schickten sich an, zu suchen. Vorher aber zog Jener sein Pistol hervor, das er unter den Mantel gesteckt hatte, und meinte, es sei eine Grausamkeit, das edle Thier noch länger leiden zu lassen.

Wolff nickte nur wehmüthig. Der Andere setzte die Mündung der Waffe dem Thiere hinter das Ohr und drückte ab; das auf dem Bodens liegende Pferd machte noch eine krampfhalte Bewegung und war dann von seinen Leiden befreit.

Der durch die stille Nacht donnernde Schuß erweckte ein Echo von klagenden Menschenstimmen; er mochte Manchen, der schon in Apathie versunken war, erweckt und mit neuer Hoffnung erfüllt haben.

»Das ist er!« schrie Wolff auf und stürzte auf eine dunkle, ungefähr zwanzig Schritte entfernt am Boden liegende Gestalt zu, die er jetzt erst bemerkt hatte, als sie sich aufzurichten versuchte.

Es war der Rittmeister. Sich auf einen Arm stützend, aber unfähig, sich zu erheben, rief er mit schwacher Stimme:

»Wolff! Mein treuer Wolff! rette mich, – ich komme hier elend um!«

Der Alte lag schon neben ihm auf den Knien, stützte ihn mit einem Arme und bedeckte die kaltgewordene

Hand mit heißen Küssem, während er atemlos fragte, wo die Wunde sich befindet.

Der Rittmeister, der nur leise und schwach sprechen konnte, deutete auf seine linke Brust, gerade über dem Herzen.

»Ein Gewehrschuß,« flüsterte er, – »vielleicht nicht von großer Bedeutung, aber es schmerzt sehr. Ich bin erst jetzt wieder zu mir gekommen, als ich den Schuß hörte, – habe wohl lange hier in Ohnmacht gelegen? – Ah, Gott sei Dank! die Schlacht war schon gewonnen und die Fahne habe ich auch.«

Er lag auf dem Feldzeichen des Feindes, das er triumphirend hervorzuziehn versuchte. Aber seine Kräfte verließen ihn dabei; er sank wieder mit den leisen Worten zurück:

»Verlasse mich nicht, Wolff!«

Ob der Alte ihn wohl um den Preis seines Lebens verlassen haben würde! – Er zitterte an allen Gliedern und weinte beinahe vor Angst oder vor Freude, daß er seinen Herrn wiedergefunden habe, – er wußte es selbst nicht.

Der Unteroffizier mit dem Pferde war auch hinzugekommen; den Rittmeister auf dem letzteren fortzuschaffen, erschien aber ganz unmöglich; man bedurfte dazu, wenn man ihm nicht die größten Schmerzen, vielleicht augenblicklichen Tod bereiten wollte, einer bequemen Bahre.

Solche hatten die Sanitätssoldaten, die sich doch in der Nähe befinden mußten; es galt, sie herbeizuholen. Wie sich aber in der Finsterniß, in dem unbekannten Terrain

wieder auffinden? – Soldaten wissen sich in der Noth immer zu helfen; in aller Eile wurde verabredet, der Unteroffizier solle das Pferd nehmen und die Unterstützung herbeiholen, Wolff wollte ihm durch einzelne Schüsse aus dem Revolver, den er bei sich führte, von Zeit zu Zeit Signale geben.

So wurde es auch ausgeführt. Die Wunde des Rittmeisters blutete nicht stark, ein schlechtes Zeichen! – Er erholte sich nicht wieder in Wolff's Armen, dem die Zeit bis zur Rückkehr seines Genossen unendlich lang erschien.

Es dauerte doch nicht länger als eine halbe Stunde, bis der Unteroffizier mit einem jungen Hülfsarzte und einigen Sanitätssoldaten, die eine Bahre bei sich führten, wieder erschien. In der Finsterniß ließ sich der Zustand des Verwundeten nicht recht beurtheilen; sanft wurde er auf die Bahre gebettet und fortgetragen nach dem nächsten improvisirten Feldlazarethe, das erst nach Verlauf einer guten Stunde zu erreichen war.

Wenige unserer Leser werden sich einen Begriff von einem solchen ersten Verbandplatze machen können, der einen noch schrecklicheren Anblick darzubieten pflegt als das offene Schlachtfeld.

Dieser hier war in einem halbverbrannten Bauernhause etabliert. Auf dem Boden zwischen den noch einigermaßen erhaltenen Mauern war Stroh hochaufgeschüttet worden, und darauf lagen, manchmal still wie leblos, manchmal sich in Schmerzen krümmend und leise jammernd, sowohl bereits Verbundene als Solche, die noch

mit Sehnsucht und doch mit Angst auf die ärztliche Hülfe warteten. Einzelne Krankenwärter, ebenfalls Soldaten, gingen zwischen ihnen umher und hatten Mühe, das von allen Seiten auf sie eindringende Verlangen nach Wasser zu befriedigen.

Den am besten erhaltenen und am Tage hellsten Raum des Hauses, der jetzt durch Laternen und ein paar Lichte beleuchtet wurde, hatten sich die beiden anwesenden Aerzte vorbehalten, nicht zu ihrer Wohnung und Ruhestätte, denn an Erholung und Schlaf ließ sich für sie noch lange nicht denken, sondern um die Amputationen und schwierigeren Operationen vorzunehmen. Die grauenhaften und herzzerreißenden Scenen, die dieses Gemach in fast ununterbrochener Folge sah, zu schildern, enthalten wir uns und lassen hier gern der Phantasie des Lesers freien Spielraum.

Dahin wurde auch der Rittmeister gebracht und langte noch bewußtlos daselbst an; man legte ihn auf eine der soeben leer gewordenen, noch mit frischem Blute befleckten Tafeln.

Der Arzt, der alle Hände voll zu thun hatte und sich wohl in mißmuthiger Stimmung befinden konnte, hieß barsch Alle, deren er nicht zu seiner Hülfe bedurfte, wieder hinausgehn, und als Wolff allein zögerte, warf er ihm einen halb verwunderten, halb unwilligen Blick zu; der Alte aber erwiderte in tiefster Bewegung:

»Lassen Sie mich nur hier, Herr Doktor; ich bin ein alter Soldat von starken Nerven und kann Ihnen eher nützlich als hinderlich sein. Das hier ist mein Herr Rittmeister,

den ich schon als Knaben auf den Armen getragen habe, und die Kugel da sitzt bei mir ebenso tief in der Brust, wie bei ihm.«

Der Doktor sagte Nichts weiter, sondern machte sich an die Operation, die Kugel herauszunehmen, was ihm indessen bei mehrfachen Versuchen, unter denen der Verwundete schmerzlich zusammenzuckte, nicht gelang. Bedenklich schüttelte er den Kopf und verordnete, daß der Rittmeister mit erster Gelegenheit auf die sorgsamste Weise nach dem nächsten weiter rückwärts gelegenen ordentlichen Feldlazarethe gebracht werden solle.

»Keine Hoffnung, Herr Doktor?« fragte Wolff, der jeder Bewegung mit angstvollen Blicken gefolgt war, fast tonlos.

»Aufrichtig gesagt,« erwiederte der Arzt, die Achseln zuckend, – »sehr wenig; aber verliert den Muth noch nicht, Alter, – bei Gott ist ja kein Ding unmöglich. Das Beste, was Ihr jetzt hier Eurem Herrn thun könnt, ist, einen bequemen Krankenwagen aufzusuchen und hierher zu dirigiren, augenblicklich kann ich auch nicht über einen einzigen mehr verfügen.«

Wolff raffte alle seine Kraft zusammen, die durch den kurzen Ausspruch des Arztes beinahe gebrochen worden war. Er sorgte dafür, daß der Rittmeister einstweilen ein möglichst weiches und geschütztes Lager erhielt, band ihn, der wieder ganz besinnungslos dalag, einem Krankenwärter auf die Seele und schwang sich dann in den Sattel seines Pferdes, um abermals in der finsternen Nacht

einen der vortrefflichen, vom Johanniterorden gestellten Transportwagen aufzusuchen. Seit länger als vierundzwanzig Stunden hatte er jetzt kein Auge geschlossen und war fast unausgesetzt, zu Fuß oder zu Pferde, in Bewegung gewesen; dennoch ließ ihn die geistige Aufregung nicht die geringste Ermüdung fühlen.

Dieses Mal hatte er Glück; sehr bald schon traf er auf einen jener Wagen, dessen Führer gerade jenen Verbandplatz suchte, leitete ihn auf den richtigen Weg und beschleunigte seine Fahrt. Der Rittmeister und einige andere Schwererverwundete wurden auf diese Weise so sanft und bequem, wie nur ausführbar, nach dem Lazarethe gebracht, natürlich von Wolff begleitet, wo sie mit anbrechendem Tage eintrafen.

Dieses Lazareth befand sich in einem der am vergangenen Tage zuerst erstürmten und theilweise auch verwüsteten Dörfer; das noch ganz gut erhaltene, massive Herrenhaus, das mitten in einem großen, parkähnlichen Garten lag, war dazu schnell, aber mit aller möglichen Sorgfalt hergerichtet worden, und noch immer herrschte die emsigste Thätigkeit, nicht allein die bereits angekommenen Kranken zu versorgen, sondern auch die bequemsten und praktischsten Einrichtungen zu treffen; dieses Kriegslazarethwesen hat ja in neuester Zeit eine wahrhaft bewunderungswürdige Ausbildung erlangt, von der man sich noch vor zwanzig oder dreißig Jahren Nichts träumen ließ, gewiß einer der schönsten Züge der fortschreitenden Civilisation und Humanität.

Auf Wolff's Bitten, der auch wieder die besondere Theilnahme des dirigirenden Oberarztes zu erwecken wußte, erhielt der Rittmeister ein eigenes Zimmer, d. h. eine kleine Kammer, in der eben nicht gut mehr als ein Kranker untergebracht werden konnte, der Alte fand dennoch Platz, für sich selbst ein Lager auf dem Boden zu bereiten.

Eine zweite, eingehendere Untersuchung der Wunde erfolgte hier nun natürlich, und mit unsäglicher Mühe gelang es, die Kugel herauszunehmen; damit war wenigstens eine leise Hoffnung auf Wiederherstellung gegeben, wiewohl der Arzt erklärte, er könne für Nichts einstehn, und wenn die Eiterung nicht sehr glücklich von Stätten gehe, werde der Rittmeister schwerlich zu retten sein.

Wie niedergeschlagen Wolff durch diesen traurigen Bescheid nun auch sein mochte, erfüllte er doch noch, ehe er sich selbst die geringste Ruhe gönnte, zwei Pflichten: er sandte nämlich durch jenen Unteroffizier, der ihn bis dahin begleitet hatte, die von dem Rittmeister genommene Fahne an den Kommandeur des Regiments und schrieb, so gut wie er es vermochte, an Baron Ewald, ihn bittend, wo möglich selbst zu kommen, fühlte er doch, daß seine eigenen Kräfte nicht mehr lange Stich halten dürften, und mochte die Pflege seines Herrn keinem gleichgiltigen Fremden überlassen; aber wie lange mußte es noch dauern, bis Ewald diesen Brief erhielt und zur Stelle sein konnte!

Bei dem Rittmeister trat nun das Wundfieber sehr stark ein, und es schien, als könne er in jeder Minute diesen

heftigen Anfällen unterliegen; bei der dringenden Beschäftigung, welche Aerzte und Krankenwärter in dem jetzt überfüllten Lazarethe hatten, war die Anwesenheit Wolff's ein Glück und eine Nothwendigkeit für den Verwundeten. Jene seufzten unter der kaum zu tragenden schweren Last, die auf sie fiel, und mehr als einmal hörte der Alte aussprechen: »Wenn doch nur die barmherzigen Schwestern uns wie anderwärts zu Hülfe kämen!«

Es lohnt sich wohl der Mühe, einen Blick auf dieses segenbringende Institut, das sich schon aus alter Zeit herschreibt, zu werfen; die guten Dienste, welche die barmherzigen Schwestern auf den neueren Kriegstheatern geleistet haben, sind so wichtig und anerkennungswert, daß sie gar nicht genug gerühmt werden können. Vincenz von Paul, ein würdiger katholischer Geistlicher, stiftete zuerst in Frankreich einen Verein von Jungfrauen zur Pflege der Kranken unter dem Namen der »grauen Schwestern« oder *»Soeurs de la Miséricorde«*, der rasch eine große Verbreitung fand und i. J. 1655 vom Papste unter die geistlichen Orden aufgenommen wurde. Als der Weihbischof zu Münster, Droste zu Vischering, i. J. 1808 dieses Institut für die katholische Welt reorganisirte, wurde auch die Aufmerksamkeit der protestantischen darauf gelenkt. Hier erwarb sich das größte Verdienst darum der Pastor Fliedner, der 1836 zu Kaiserswerth am Rhein eine solche Anstalt gründete, die dann mehrfache Nachahmung fand. Unseres Wissens nach traten die barmherzigen Schwestern als hülfebringende Engel der im Kriege

verwundeten Soldaten, in den Militairlazarethen zu Skutari und in der Krim zuerst auf, geführt von der hochherzigen Miß Florence Nightingale, die sich ihre Bildung für die Krankenpflege zuerst in jener Anstalt zu Kaiserswerth angeeignet hatte; schon früher steht vereinzelt in dem ersten schleswig-holsteinischen Kriege auf diesem Felde der Ehre der Name Louise Aston da.

Seitdem haben edle Frauen und Mädchen, die sich theils besonders für diesen Beruf ausbildeten, theils in den Stunden der Noth erst herbeieilten, auf die uneigen-nützigste und aufopferndste Weise, Entbehrungen und Gefahren nicht scheuend, diese schönste aller Pflichten an den armen leidenden Kriegern häufiger erfüllt und sich unauslöschlichen Ruhm, Dank und Ehre dadurch erworben; die Engel der Schlachtfelder, wurden sie von den Verwundeten und Sterbenden, wie von deren Pflegern immer heiß ersehnt und haben manchem brechenden Herzen Trost eingesprochen, manche schwere körperliche Wunde geheilt.

»Die barmherzigen Schwestern!« seufzte man wiederholt auch hier, als die schlimmsten Schrecken der Lazarethe, der Typhus und die Cholera, um sich zu greifen begannen und noch mehr Opfer forderten, als die feindlichen Kugeln.

Endlich kamen sie, die schon an anderen Orten ihre schwere Pflicht erfüllt hatten. Es waren sechs, meistentheils noch junge Frauen und Mädchen, die auf einem elenden Leiterwagen, in ihren schwarzen Kleidern und weißen Hauben oder Hüten in das Dorf einfuhren und

die auch der roheste Soldat freundlich und achtungsvoll begrüßte. Von den Aerzten mit Freuden aufgenommen, gingen sie, ohne sich Erholung zu gestatten, sogleich an ihre schweren Pflichten.

Jeder von ihnen wurden mehrere der schwersten Kranken zugetheilt; der Oberarzt, der sie in seinem eigenen Zimmer empfangen hatte, las ihnen die Namen und Stubennummern der Letzteren vor und gab ihnen die nothwendigen Anweisungen über deren Krankheit und Behandlungsweise.

»Rittmeister von Burgstein,« hieß es auch unter Anderem, – »durch einen Gewehrschuß in der Brust oberhalb des Herzens schwer verwundet; leider wenig Hoffnung, da sich der Eiterungskanal nach dem Herzen zu geöffnet hat --«

Mit einem leisen Aufschrei sank die eine Schwester wie leblos auf ihrem Stuhle zurück.

Sie war eine noch junge, schöne Frau, deren Antlitz aber doch schon den Ausdruck von tiefster Schwermuth und innerem Leiden trug. Man eilte ihr sogleich zu Hülfe, in der Meinung, daß sie durch die Anstrengungen in einem anderen Lazarethe, aus dem sie soeben kam, und der Reise ganz erschöpft worden sei; ihre Genossinnen nannten sie »Schwester Clementine«.

Indessen erholte sie sich schneller wieder, als man erwartete, und es mußte nur Verwunderung erregen, daß sie bescheiden, aber bestimmt und mit einem eigenthümlich in ihren Augen flammenden Feuer bat, daß ihr die Pflege des zuletzt genannten Kranken übertragen werde.

»Er ist mir bekannt, ich habe eine besonders heilige Pflicht gegen ihn zu erfüllen,« sagte sie nur kurz.

Man nahm auch Anstand, sie weiter zu befragen, und ihr Wunsch wurde erfüllt; außerdem sollte sie noch zwei minder schwere Kranke beaufsichtigen, einen Soldaten und einen Lieutenant von Kronfeld, der nur leicht verwundet, aber von dem Lazarethfieber ergriffen worden war.

Ehe die Schwestern an ihr Amt gingen, sagte der Arzt ihr noch, daß sie bei der Pflege des Rittmeisters eine zuverlässige Unterstützung durch dessen alten Diener finden werde. Sie zuckte wieder lebhaft zusammen, erwiderte aber Nichts.

Der alte Wolff stand wie vom Donner gerührt da, als er die barmherzige Schwester eintreten sah; der Rittmeister war noch ohne alle Besinnung. Ernst winkte sie dem alten Diener mit der Hand und sagte mit bebender Stimme:

»Ich bin es, Wolff; Sie werden mich doch nicht hindern wollen, ihm, der mir einst so nahe stand, die letzten Dienste zu leisten? – Ich will den Versuch machen, einen kleinen Theil einer großen Schuld abzutragen.«

Der Alte ließ den Kopf sinken und antwortete nicht, aber man konnte auf seinem Gesichte ohne Mühe einen sehr schweren Kampf lesen. Er verachtete und haßte diese Frau, die er überhaupt niemals geliebt hatte, seitdem sie nicht allein die Ehre seines Herrn so schwer gekränkt, sondern denselben auch einmal schon an den Rand des Grabes gebracht hatte; durfte er zugeben, daß sie an dem

Bette des Sterbenden sitze, der, wenn er sie wiedererkannte, in die furchtbarste Aufregung gerathen konnte? – hatte sie sich dieses Platzes nicht überhaupt unwürdig gemacht?

Andererseits achtete er das Kleid, das sie trug, zu hoch, um sogleich rauh aufzufahren, und daß sie es eben tragen durfte und angelegt hatte, schien doch zu beweisen, daß sie eine Andere geworden sei; daß sie sich eine frivole Täuschung erlaubt habe, um eine bloße Laune zu befriedigen, war nicht denkbar, und dann, wie bescheiden, wie würdevoll wieder war sie jetzt hereingetreten, mit einem tief reuigen Bekenntnisse auf den Lippen, fast um seine Verzeihung bittend! – stand es ihr nicht auf dem Antlitze geschrieben, daß sie schwer gebüßt hatte und noch büßen mochte?

Wolff's Herz war immer weich gewesen, wie rauh er sich häufig auch äußerlich geben mochte; er konnte es der Wehmuth und dem Mitleid nicht verschließen, als er die einst so übermüthige und eitle Frau jetzt so niedergeschlagen und ernst, so einfach und bescheiden gekleidet vor sich sah, und er blieb nicht ungerührt, als er bemerkte, wie sie vor dem Bette des Verwundeten, den sie erst eine Weile starr angeblickt hatte, niederkniete und leise, aber bitterlich weinte.

Sie blieb lange in dieser Stellung, und auch er wagte sich nicht zu rühren; als sie sich endlich erhob, wandte sie sich zu ihm um und reichte ihm stumm, aber mit unwiderstehlich bittendem Blicke die Hand – er zögerte nur

eine Sekunde, dann legte er die seinige hinein wobei er mit gedämpfter Stimme sagte:

»Möge Ihnen Gott vergeben haben wie ich es gern thun möchte!«

»Ich hoffe es,« erwiderte sie leise und sanft; – »er hat mich ja hierhergeführt, ohne daß ich eine Ahnung von diesem unendlich schmerzlichen Wiedersehn gehabt hätte.«

Clementine und Wolff sprachen Nichts von Dem, was seit der Trennung von dem Rittmeister auf der einen und anderen Seite vorgegangen war; sie übernahm sogleich ihr Amt als Krankenpflegerin, und der Alte fand mehr als einmal Gelegenheit, zu bewundern, wie sie eine so ganz Andere geworden war.

Wie gesagt, hatte sie ihre Sorge noch für zwei andere Kranke zu theilen, die sich in anderen Zimmern befanden; auch da erfüllte sie ihre Pflicht in vollstem Maße, kehrte aber immer wieder sobald als möglich an das Bett des Rittmeisters zurück.

Den Lieutenant von Kronfeld kannte sie nicht, wie auch er sie noch nicht gesehn hatte; möglich, daß ihr der Rittmeister früher einmal seinen Namen nannte, der selbe war ihr aber wieder entfallen. Kronfeld's Krankheit wandte sich übrigens bald zur Besserung, und als er wieder bei Bewußtsein war, wußte er seiner sorgsamen Pflegerin den wärmsten, achtungsvollsten Dank; daß der Rittmeister in der Stube neben ihm liege, ahnte er nicht.

Viel hoffnungsloser stand es mit dem Letzteren; das Fieber und die Schmerzen brachten ihn zuweilen zur wildesten Raserei, aber, wie er damals unter Bassa's Hand, sich der sanften weiblichen Zusprache, die er wohl nur in einem dunklen Verständnisse auffassen konnte, am gefügigsten gezeigt hatte, so wußte ihn Clementine auch jetzt möglichst zu beschwichtigen; Wolff mußte sich gestehn, daß sie an aufopfernder Sorge und Geschicklichkeit, den Kranken zu behandeln, Bassa noch übertraf, und dadurch fühlte er sich im Angesichte des Todes noch versöhnlicher gestimmt. Er fand es endlich selbst für nothwendig, sie an ihre eigene Schonung zu erinnern, aber dazu ließ sie sich nicht bewegen, und doch war es nur zu ersichtlich, daß ihr ohnehin schon geschwächter Körper solch' unerhörte Anstrengungen nicht lange werde ertragen können. Auch die Rathschläge, selbst die bestimmten Forderungen und Warnungen des Arztes beachtete sie für ihre eigene Person nicht; derselbe hatte Wolff bei Seite genommen und ihn gefragt, ob er wisse, in welchen Beziehungen die barmherzige Schwester zu dem Rittmeister gestanden haben möge, der Alte fühlte sich aber nicht berechtigt, darüber zu sprechen, und sagte dies gerade heraus.

Wie bei seiner Verwundung im Duelle überstand der Rittmeister das Fieber und fiel dann in vollständige Erschöpfung, aus der er nur zuweilen mit schwachem Bewußtsein erwachte. Clementine suchte sich dann gewöhnlich zurückzuziehn, weil sie Wolff's Befürchtung

theilen mußte; ihr Anblick und das Wiedererkennen könnten den Kranken zu sehr aufregen.

Einmal gelang ihr dies aber doch nicht schnell genug; sie konnte ihre Hand aus der seinigen nicht losmachen, bevor er die Augen aufschlug, und die letzteren blieben nun eine Weile lang starr und fest auf sie gerichtet.

»Clementine!« ging dann leise aber deutlich über seine Lippen, und er drückte ihre Hand noch fester.

Die schmerzvolle Krankheit mußte die Klarheit seines Geistes sehr getrübt haben; er erkannte seine erste Frau, offenbar erinnerte er sich aber nicht der Ereignisse, die sie voneinander getrennt hatten; jetzt mochte er nur die milde Pflegerin in ihr sehn, die ihm wohlthat.

Solche halblichten Augenblicke wiederholten sich nun öfter; er blieb immer sanft und gut gegen sie, die sich des Ausbruches der Thränen kaum erwehren konnte; es schien fast, als bilde er sich ein, noch in ihrem väterlichen Hause als Verwundeter zu liegen, wie vor zwei Jahren; er führte abgebrochene Reden über diese Zeit, dankte für ihre Liebe und Sorge und nannte sie sogar mit zärtlichen Namen. Eine lange Zwischenzeit mußte seinem Gedächtnisse gänzlich entchwunden sein.

Das war ein trauriges Glück für Clementine; sie hätte ja aber kaum etwas Anderes wünschen gekonnt.

Auch Wolff hatte er erkannt, und ihm gegenüber schweiften seine Erinnerungen wieder auf einem anderen Felde umher; er fragte, was aus der Fahne geworden sei, aus seinem Pferde, sprach von seiner Schwadron, den Kameraden u. s. w., nie ein Wort von Bassa.

Der Arzt fand in dem Allen, wie in dem ganzen Krankheitszustande, keine guten Zeichen; er stellte dem Leben des Rittmeisters, das so schwach aufflackerte, nur noch eine kurze Frist.

Acht Tage waren so vergangen, als Baron Ewald eintraf. Der mit der Feldpost abgesandte Brief hatte ihn erst spät erreicht und natürlich bei ihm und Marien, wie auf dem ganzen Gute, die größte Bestürzung hervorgerufen; er eilte aber nach Möglichkeit, an das Krankenlager seines Bruders zu kommen.

Clementine war durch Wolff schon auf sein bevorstehendes Eintreffen vorbereitet worden; Welch' schmerzlichen und demüthigenden Empfindungen sie diese Begegnung aber auch preisgeben mußte, war sie doch entschlossen, nicht von dem Rittmeister zu weichen.

»Es wird eine neue Büßung für mich sein,« sagte sie zu Wolff, – »aber wenn Ewald mich auch mit Füßen fortstoßen wollte, würde ich doch immer hierher zurückkehren.«

Aber in Ewald's Natur lag eine solche aufbrausende Heftigkeit nicht, am wenigsten jetzt, wo ihn der Schmerz so tief niedergedrückt hatte. Wolff gebrauchte überdies die Vorsicht, ihn nicht eher an das Krankenlager, an dem er Clementine finden sollte, zu lassen, als bis er auch ihn genügend auf dieses Wiedersehn vorbereitet hatte.

Ewald würde noch bestürzter darüber gewesen sein, hätte er von dem Alten nicht schon vorher vernommen, daß es für seinen Bruder keine Rettung mehr gebe; dies

mußte ihn jetzt vor Allem in Anspruch nehmen. Er fragte sich unter diesen Umständen kaum noch danach, wie Clementine hierhergekommen sein könne, in der That sache fand er aber die Bestätigung, daß das schwerste Unglück sie zur aufrichtigen Reue geführt haben müsse.

Der Anblick seines leidenden Bruders machte ihn ganz weich; auch er reichte ihr die Hand, und die Versöhnung schien ohne ein Wort geschlossen worden zu sein.

Es war übrigens die höchste Zeit, daß Ewald ankam; der Lebensfunke, der noch in dem Rittmeister glimmte, erlosch sichtlich; seine Dauer war nicht mehr nach Tagen, sondern nur noch nach Stunden zu berechnen.

Drei von namenlosem Schmerze Ergriffene umstanden das Sterbelager, dem der Arzt schon, als überflüssig, den Rücken gewandt hatte; der gemeinsame Kummer konnte keine bitteren Empfindungen zwischen ihnen aufkommen lassen.

Jetzt schien der entscheidende Moment zu nahen. Der Rittmeister hatte in der letzten Zeit große Schmerzen ausgestanden und nur ganz irre geredet; nun flammten seine Augen plötzlich wieder auf, und klares Verständniß begann aus ihnen zu leuchten; er richtete sich von selbst im Bette auf und sah Alle der Reihe nach an, seine Erinnerungen mußten sich sammeln, er erkannte sie und nannte mit schwacher, aber deutlicher Stimme ihre Namen.

»Ihr seid Alle bei mir?« sagte er dann, schon zuweilen von einem schwachen Todesröheln unterbrochen. »Ewald, mein theurer Bruder, Du bist weit hergekommen,

aber Du kannst mir nicht mehr helfen. Alter, treuer Wolff, es ist aus, die Kugel hat nur zu gut getroffen, ich muß Dir nun vorangehn. Aber schämst Du Dich nicht, alter Husar? Hast ja Thränen in den Augen! – Wie lange wird's dauern, dann ruft auch Dich die Retraite, und dann sind wir Alle wieder beisammen. Clementine, auch Du? Hast Du mich doch nicht verlassen? – Ach, ich entsinne mich, es kamen trübe Stunden zwischen uns, wir haben uns schwer verkannt, aber ich freue mich, Dich wiederzusehn. Vergieb mir, wie ich Dir vergebe; ich bin auch nicht außer aller Schuld gewesen.«

Mit der einen Hand hielt er die vereinigten Hände Ewald's und Wolff's fest, in der anderen ruhte die Clementinens, der die Thränen über das bleiche Antlitz strömten.

Keiner von ihnen vermochte zu sprechen; was sollten sie ihm auch noch sagen?

Nach einer Pause fuhr er wieder fort:

»Grüße Deine Marie, Ewald; Ihr werdet glücklich sein, ich weiß es. Aber wo ist denn Bassa? Warum fehlt sie allein denn hier? – O mein Gott! –«

Jetzt wurde er wieder unruhiger, und seine Blicke nahmen schon die Starre des Todes an.

»Auch Bassa ist hier!« rief er lauter. »Sie ruft mich! sie wird mich hinüberführen! – O der Tod ist nicht schwer an ihrer Hand! – Dank Euch Allen für Eure Liebe und treue Pflege! – Gott segne Euch! Lebt wohl!«

Die letzten Worte erstickten halb in einem tiefen Seufzer; er sank zurück und hatte vollendet.

Schon am folgenden Tage wurde die Leiche des älteren Barons von Burgstein mit allen militairischen Ehren auf dem Dorfkirchhofe beerdigt, wo schon so viele seiner Kameraden die letzte Ruhestätte gefunden hatten. Sein Sarg war mit den Chargenabzeichen eines Majors dekoriert, und ein hoher, militairischer Verdienstorden wurde ihm vorausgetragen; diese Zeichen der königlichen Huld, die er seinem tapferen Benehmen, insbesondere der Eroberung der feindlichen Fahne, verdankte, waren um ein paar Stunden zu spät eingetroffen.

Lieutenant von Kronfeld, zum Rittmeister befördert, stand düsteren Blickes neben dem weinenden Ewald an dem offenen Grabe; es war sein erster Ausgang nach überstandener Krankheit.

Der alte Wolff hatte keine Thräne mehr; er sagte, er tröste sich mit den letzten Worten seines Herrn, an die er wie an das Evangelium glaube; er erwarte jetzt mit Ruhe die letzte Retraite.

Drei Tage später fand auf demselben Kirchhofe wieder ein Begräbniß mit militairischen Ehren statt, und über dem einfachen Sarge, auf dem nur ein Kranz von weißen Rosen lag, wurden wieder drei Salven abgefeuert.

Sie galten der in treuer Pflichterfüllung gestorbenen barmherzigen Schwester Clementine, die sich vom gefährlichsten Typhus ergriffen, sogleich nach dem Tode des Rittmeisters niedergelegt hatte. Ihre Schuld war abgebüßt. –

Baron Ewald und Marie führen noch heute eine glückliche Ehe auf dem Gute im fernen Osten, wo sie friedlich und zurückgezogen leben, nur mit wenigen Nachbarn verkehrend und ihre schönste Unterhaltung und Freude an dem ersten lieblichen Kinde findend, das den Namen Alfred erhalten bat. Wer sie näher kennt, findet nicht, daß der Baron eine Mesalliance gemacht hat.

Der alte Wolff ist nicht mehr bei ihnen; die letzte Retraite erklang für ihn schon ein halbes Jahr nach dem Dahinscheiden seines geliebten Herrn, und er starb sanft und gern in Mariens und Ewald's Armen.

Wir hätten jetzt nur noch Etwas über den ehemaligen Major von Gräfenitz zu sagen. Er besitzt noch das Vertrauen seines Fürsten und nimmt eine hohe Stellung ein; gefürchtet ist er von Vielen, geliebt von Niemand. Ob zuweilen die Stimme des Gewissens zu ihm spricht? – Einmal, früher oder später, wird diese Stunde jedenfalls kommen.